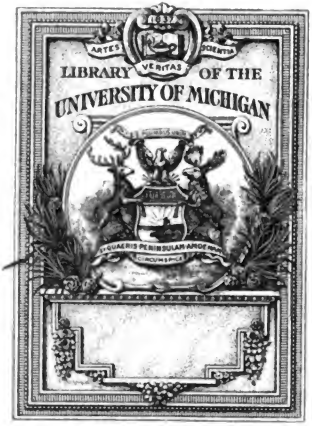
DEUTSCHE RUNDSCHAU

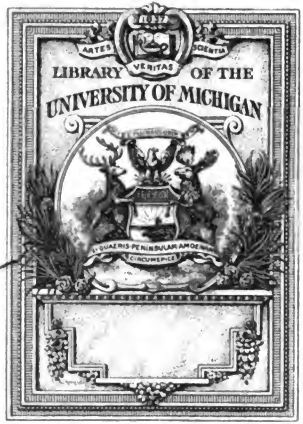
Digitalisiert von Google



Digitized by Google

830.6
D485

Digitized by Google



Digitized by Google

830.6
D485

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutſche Rundſchau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band XXXIX.

(April — Mai — Juni 1884.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — **Amſterdam**, Seyffardt'ſche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Baſel**, Louis Jenke's Buchh. — **Boſton**, Carl Schoenhof. — **Brüſſel**, C. Muquardt's Hofbuchh. — **Budapeſt**, C. Grill's Hofbuchh. — **Buenos-Aires**, L. Jacobſen & Co. — **Bukareſt**, Sotſchek & Co. — **Capſtadt**, J. H. Roſe. **Michaelis & Braun.** — **Chriſtiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Philipp K. Theobald. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. **C. J. Karow's** Univerſitäts-Buchhandlung. — **Konſtantinopel**, Lorenz & Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoeſt & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Teleſchal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobſen & Co. — **Moskau**, J. Teubner. Alexander Lang. Gutthoff'ſche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — **New-York**, Guſtav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Weſtermann & Co. — **Odeſſa**, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Teubner. — **Paris**, W. Fiſchbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Rud. Teubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandl. — **Philadelphia**, C. Schaefer & Koradi. — **Piſa**, Ulrico Hoepli. — **Porto-Alegre**, Ter Brüggen & Co. — **Reval**, Ferd. Waſſermann — **Riga**, J. Teubner. N. Kymmel's Buchh. — **Rio de Janeiro**, H. Laemmert & Co — **Rom**, Loeſcher & Co. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & T. Borthaus. — **Stockholm**, Samſon & Wallin. — **Tamanda** (Süd-Auſtralien), F. Baſedow. — **Tiflis**, G. Baerenſtamm. — **Valparaiſo**, C. F. Niemeyer. — **Warſchau**, C. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn Wilhelm Frick. H. Manz. - Peddo. H. Ahrens & Co. — **Zürich**. C. M. Ebell

Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß

zum

Neununddreißigsten Bande (April — Juni 1884).

		Seite
I.	„Unter uns.“ Roman von **Ossip Schubin.** I.	1
II.	Die Treue als Rechtspflicht. Von Prof. Dr. **Victor Ehrenberg**	39
III.	Heinrich von Kleist und sein Dramen-Fragment „Robert Guiskard“. Von **Otto Brahm**	52
IV.	Eine Reise nach Ostindien. Von Prof. **Jul. Jolly** in Würzburg. I.	67
V.	Emil Littré. Von Prof. Dr. **Ad. Brennecke**	82
VI.	Der Nachlaß der Großtante. Eine Kindheitserinnerung. Von **Gustav zu Putlitz**	95
VII.	Der Mahdi. Von **H. Brugsch**	108
VIII.	Meines Sohnes erste Schul- und Liebesstudien. Aus dem Italienischen des **Salvatore Farina.** Deutsch von **Hans Hoffmann**	117
IX.	Zu der letzten Berliner Rectorrede	142
X.	Politische Rundschau	144
XI.	Das Buch der Königin von England	151
XII.	Erinnerungen eines deutschen Officiers. Besprochen von **Paul Bailleu**	154
XIII.	Literarische Notizen	157
XIV.	Bibliographie	160
XV.	„Unter uns.“ Roman von **Ossip Schubin.** II.	161
XVI.	Athen und Eleusis. Von **Ernst Curtius**	200
XVII.	Alessandro Manzoni. Von **F. von Sarburg.** I.	208
XVIII.	Die Entschädigung unschuldig Verurtheilter in Deutschland und Oesterreich. Von Dr. **Heinrich Jaques** in Wien	229
XIX.	Studien über Goethe. Von **Wilhelm Scherer**	240

(Fortsetzung umstehend.)

143697

Digitized by Google

		Seite
XX.	Die Pforte des Alumnats. Knaben-Erinnerung von **Gustav zu Putlitz**	256
XXI.	Eine Reise nach Ostindien. Von Prof. **Jul. Jolly** in Würzburg. II.	263
XXII.	Großvater! Aus dem Italienischen des **Salvatore Farina.** Uebersetzt von **Hans Hoffmann**	280
XXIII.	Sollen wir unsere Statuen bemalen?	303
XXIV.	Politische Rundschau	306
XXV.	Der naturalistische Roman	313
XXVI.	Renan über den Islam und die Wissenschaft	316
XXVII.	Louis Ehlert's letzte Notiz in der „Rundschau"	317
XXVIII.	Literarische Notizen	318
XXIX.	Bibliographie	320
XXX.	„Unter uns." Roman von **Ossip Schubin.** III. (Schluß.)	321
XXXI.	Der Zug Schill's nach Stralsund. Aus dem Nachlaß eines Zeitgenossen. I.	366
XXXII.	Alessandro Manzoni. Von **F. von Sarburg.** II. (Schluß.)	386
XXXIII.	Der erste Band des Corpus sämmtlicher Handzeichnungen Albrecht Dürer's. Von **Herman Grimm**	401
XXXIV.	Eine Reise nach Ostindien. Von Prof. **Jul. Jolly** in Würzburg. III.	428
XXXV.	Die Gesetzgebung Justinians. Von Prof. **Lothar Seuffert** in Greifswald	446
XXXVI.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	453
XXXVII.	Emanuel Geibel	463
XXXVIII.	Politische Rundschau	468
XXXIX.	Der Dictator von Wilna. Memoiren des Grafen M. N. Murawjew. Aus dem Russischen. Mit einer biographischen Einleitung	475
XL.	Erklärung der Commission der Königlichen Akademie der Wissenschaften ꝛc. zu Berlin	477
XLI.	Literarische Notizen	478
XLII.	Bibliographie	479
XLIII.	Aufruf zur Errichtung eines National-Denkmals für die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm in ihrer Vaterstadt Hanau am Main	481

Digitized by Google

„Unter uns."

Roman

von

Ossip Schubin.

I. Buch. Carneval.

I.

Es war in Rom in den siebenziger Jahren; die römische Gesellschaft war schon in den „monde noir" und in den „monde blanc" zerfallen und hatte noch nicht die allergeringste Miene gemacht, sich in einem „monde gris" zu vereinigen.

Der h. Vater hatte sich hinter sein Märtyrer-Prestige in den Vatican verschanzt, und der König begonnen, am Quirinal Hof zu halten.

Unter den hervorragendsten Oesterreichern, welche den Winter in Rom zubrachten, befanden sich die Otto Ilsenberghs. Otto Ilsenbergh, eine der Spitzen der österreichischen Feudalität, war officiell seiner Gesundheit halber, eigentlich aber nur deshalb nach Rom hinunter gezogen, um die Quellen des Vaticans behufs jener „Geschichte der Wunder" zu studiren, die ja auch unlängst unter irgend einem curiosen Pseudonym im Druck erschienen ist.

Er wohnte mit seiner Gattin und einer ganzen Schar kleinerer und größerer rothhaariger Ilsenberghs am Corso im Palazzo ***, einem weitläufigen historischen Gebäude mit kalten Steintreppen und saalartigen Wohnräumen, die eher zu Verschwörerversammlungen, als zu harmlosen routs und Tanzunterhaltungen geschaffen schienen.

Die Gräfin empfing jeden Abend, wenn sie nichts Amüsanteres vorhatte. Sie war eine geborne Prinzessin Auerstein, von der Auerstein-Zolling'schen Linie, deren Frauen sich bekanntlich alle durch weiße Augenbrauen und strenge Sittlichkeit auszeichnen.

Man ging gern zu Ilsenberghs. Der dort herrschende Ton war durchaus nicht steif, man rauchte im Salon — die Gräfin rauchte selbst und zwar Regalias.

Es war Anfang December. Draußen regnete es, die dicken Tropfen klatschten klirrend gegen die Fensterscheiben. In einem unheimlich großen, mit Fresken bemalten Salon saß Graf Ilsenbergh über ein offenbar nur zur Abfassung von

Digitized by Google

Liebesbriefen fabricirtes Bouletischchen gebeugt und kritzelte an einem Artikel für „Unsre Zeit". So hieß nämlich ein feudal-tendenziöses Blatt, welches von dem Grafen patronisirt, von seinen Standesgenossen aus feudaler Ostentation gehalten, aber absolut von Niemandem gelesen wurde, außer — von liberalen Journalisten, wenn sie auf die Jagd nach reactionären Verkehrtheiten ausgingen.

Graf Ilsenbergh war sehr betrübt. Die österreichische Staatskunst hatte schon wieder ihre hervorragenden Leistungen durch eine hervorragendste gekrönt — zum vierten Mal binnen drei Jahren eine „neue Aera" angekündigt, und, mit allen Vorurtheilen brechend, ein exquisit-liberales Ministerium zusammengewürfelt, welches vielleicht dazu bestimmt war, das Glück der Völker von Oesterreich dauernd zu befestigen — jedenfalls aber dazu, die Salons der Ringstraße um „noch ein halbes Dutzend Excellenzen" zu bereichern.

Graf Ilsenbergh prophezeite den Weltuntergang.

Die Gräfin lehnte in einer Causeuse neben einem von Marmorchimären umrahmten Renaissance-Kamin. Die schönsten Ausgaben der Werke Mommsen's und Ampère's lagen im Salon herum, sie hielt den abgegriffenen Band eines Leihbibliothekromans zwischen den Händen. Sie war eine große, aprikosenblonde, stark gefärbte Frau von schwerfälliger Gestalt mit zarten Extremitäten, hatte unbedeutende Züge, sprach deutsch und französisch mit einem starken Wiener Accent, kleidete sich altmodisch und bewegte sich unbeholfen — dennoch mußte jeder Sachkundige in ihr sofort die Dame, die Aristokratin erkennen. Eine imposante Staffage bei allen Hoffesten, stolperte sie nie über ihre Schleppe und verstand die Last ihrer Familienbrillanten mit feierlicher Gleichgültigkeit zu tragen.

Die Portière rauschte zurück, „General von Klinger" wurde gemeldet.

General von Klinger war ein alter Oesterreicher, der zwar das Glück gehabt, sich mit seinem Cavallerie-Regimente bei Sadowa auszeichnen zu können, dann aber, zornentbrannt über die „nationale Blamage", das Waffenhandwerk niedergelegt und mit dem ihm bei seinem Abschied verliehenen Generalstitel sich ganz der Malerei gewidmet hatte. Schon in seinem Regiment hatte er als Malergenie gegolten und sich viel Ruhm erworben durch die Art, wie er galoppirende Pferde, von gebückten Jockeys geritten, mit einem goldenen Taschenbleistift auf die Rückseite alter Briefe, oder auf Visitenkarten hinzuwerfen verstand. Man bewunderte an diesen Kunstwerken besonders die stupende Rapidität der Ausführung. Seitdem hatte er in Paris „die Kunst studirt", war dreimal von der Jury des Salons refüsirt worden und mit sich übereingekommen, dies für eine Auszeichnung anzusehen, — Dank dem glänzenden Beispiel Rousseau's, Delacroix' und vieler anderer Märtyrer, welche sich dasselbe hatten gefallen lassen müssen. Als unverstandenes Genie war er von Paris fort nach Rom gezogen, wo er sich in einem prachtvollen Atelier auf der Piazza Navona als Maler etablirte. Dieses Atelier stand täglich von drei bis fünf dem Publicum offen und war ein beliebter Zusammenkunftsort der römischen Welt.

Man lächelte über die Kunst des alten Soldaten, ohne ihn lächerlich zu finden. Er war ein Ehrenmann und ein Gentleman. Wie viele Gölibatäre, deren Junggesellenthum sich von einer unglücklichen Jugendliebe herleitet, war er grimmig scharf auf einem sentimentalen Hintergrund, kurz gesagt ein pessi-

Digitized by Google

mistischer Idealist. Ein schöner, strammer, alter Militär mit steifem Hemdkragen und romantischen Augen, erfreute er sich der besonderen Gunst aller großen Damen von Rom.

„Es ist schön von Ihnen, daß Sie an uns gedacht haben," bewillkommte ihn die Gräfin herzlich und setzte hinzu: „Unangenehmes Wetter, nicht wahr? Versuchen Sie sich ein wenig zu erwärmen."

Graf Ilsenbergh wendete sich ihm von seinem Schreibtische zu, und sagte: „Wie geht's, General?" beugte sich jedoch sogleich wieder über seinen Artikel, indem er bemerkte: „Ein so alter Bekannter wie Sie wird verzeihen, wenn ich weiter arbeite, nur noch ein paar Zeilen — drei Worte. Dies sind ernste Zeiten, bei denen Jeder wacker auf seinem Platze kämpfen muß!" — und dieser Vorposten der feudalen Sache tauchte seine Feder schwermüthig in das Tintenfaß.

Der General bat ihn, sich nicht stören zu lassen. Die Gräfin sagte ein paar Worte über eine musikalische Soirée, der Graf machte bald darauf einen Strich unter seinen beendeten Artikel, sagte triumphirend: „Das wird ihnen etwas aufzulösen geben!" und setzte sich zu den Beiden an den Kamin.

In der Durchfahrt hielt ein Wagen.

„Das wird Truyn sein, er ist gestern angekommen," bemerkte die Gräfin; und in der That wurde Graf Truyn gemeldet.

Erich von Truyn war — damals in Rom — ein Dreißiger mit früh ergrautem Haar und gleichgültig zwinkerndem Blick. Man nannte ihn den „frappirten Truyn", weil er stets den Eindruck machte, in dem Eis der höchsten Distinction eingekühlt worden zu sein. Seine starre Außenseite brachte ihn in den Ruf eines maßlosen Hochmuths — und verleumdete sein Inneres.

Er war ein ungewöhnlich guter und edler Mensch, und was man ihm als Hochmuth auslegte, war nichts als die Schüchternheit einer sehr sensitiven Natur, die sich einmal durch idealistische Ueberschwänglichkeiten lächerlich gemacht haben mochte und nun das Heiligthum ihrer Gefühle ängstlich vor dem Spott der Menge versteckte.

„Ah, Truyn! Sieht man Sie endlich, wie geht's Ihnen?" begrüßte ihn die Gräfin mit ihrer herzlichen Verbindlichkeit.

„So wie immer," erwiderte Truyn ihre Frage bezüglich seines Befindens.

„Was macht Deine Frau?" frug Ilsenbergh.

„Ich weiß es nicht."

„Ist sie noch in Nizza?"

„Ich weiß es nicht." Bei diesen Worten nahm sein Gesicht einen besonders starren und kalten Ausdruck an.

„Bleiben Sie lange in Rom?" wendete sich ihrerseits die Gräfin an Truyn, indem sie sich zartfühlend bemühte, das Gespräch auf ein erquicklicheres Thema zu lenken.

„So lange es meinem kleinen Kameraden gefällt und gut anschlägt," gab Truyn zur Antwort. Seinen kleinen Kameraden nannte er nämlich sein einziges Kind, ein etwa zwölfjähriges Töchterchen.

„Sie müssen uns Ihre Gabrielle bald bringen," meinte die Gräfin, „meine Mini und Lintschi sind im selben Alter."

Digitized by Google

„Ich werde Ihnen die Kleine nächstens aufführen, nur ist sie leider so scheu. Sie verträgt sich eigentlich mit keinem Fremden, nur unsern General dort und unsern Vetter Sempaly hat sie ins Herz geschlossen."

„Nicki?" staunte die Gräfin, „hat denn der Geduld, sich mit Kindern abzugeben?"

„Er hat sogar ein besonderes Talent dazu. Er hat heute mit uns dinirt."

„Er ist ganz unberechenbar," klagte die Gräfin, „zu uns kommt er beinahe nie."

Indem hörte man einen leichten Schritt — und Graf Sempaly wurde gemeldet.

„Lupus in fabula," bemerkte Ilsenbergh.

Der soeben Eingetretene mochte etwa acht- oder neunundzwanzig Jahre zählen, war von mittlerer Größe, schlank, doch kräftig gewachsen, hatte ein regelmäßiges, ungewöhnlich schön geschnittenes brünettes Gesicht, ein einschmeichelndes Lächeln und große blaue Augen unter breiten bräunlichen Lidern. Mit seinem einschmeichelnden Lächeln sagte er die verwegensten Bosheiten und ob der Glanz in seinen Augen einen Blitz oder einen Sonnenstrahl bedeute, wußte man nie recht zu entscheiden.

Er küßte der Gräfin mit flüchtiger Galanterie die Fingerspitzen, begrüßte die Andern mit einer ihm eigenthümlichen brüsken Herzlichkeit und nahm schließlich auf einem Tabouret neben der Dame des Hauses Platz.

„Gut, daß man Dich doch endlich einmal sieht; Du kömmst wirklich gar zu selten, Nicki; auch in der Welt trifft man Dich beinahe nie," klagte die Gräfin in den elegischen Tönen eines liebevollen Vorwurfs. „Warum bewegst Du Dich denn gar so selten in anständiger Gesellschaft?"

„Weil er sich in einer andern besser unterhält," kicherte Ilsenbergh halblaut.

Ein strafender Blick seiner Gattin bestimmte ihn jedoch sogleich, eine würdige Miene anzunehmen.

„Ich komme nicht dazu," entschuldigte sich Sempaly halb lächelnd, „ich habe wirklich zu viel zu thun."

„Viel zu thun?" frug Truyn mit seiner stillen Ironie, „etwa mit der höheren Politik? Was gibt es denn Neues?"

„Einen merkwürdigen Leitartikel im „Temps" über die Waschbeckenfrage," sagte Sempaly mit perfidem Ernst.

„Die Waschbeckenfrage?" wiederholten die Anwesenden mit einstimmigem Staunen.

„Ja," fuhr Sempaly gelassen fort, „die Sache verhält sich nämlich so. Als unlängst der junge Herzog von B.....n in Paris sein Freiwilligenjahr antrat, fühlte er sich schmerzlich berührt durch den Umstand, nicht nur mit seinen Kameraden caserniren, sondern auch sich wie ein gemeiner Soldat an der Pumpe waschen zu sollen. Dies indignirte seine Mama dermaßen, daß sie beim Kriegsministerium einkam, um für ihren Sohn ein separates Waschbecken zu erbitten. Nach längerer Berathung des Ministeriums wurde ihr Gesuch abschlägig beantwortet. Man fand, dieses separate Waschbecken verstoße gegen die unsterblichen Principien von 89."

Digitized by Google

„Das ist ja doch kaum denkbar?" meinte Truyn; Ilsenbergh zuckte die Achseln und die Gräfin frug naiv:

„Was sind die unsterblichen Principien von 89?"

„Das waren so idealistische Friedensverträge zwischen der Canaille und der Aristokratie," sagte Sempaly gelassen, „oder auch, wenn Du gerade willst, waren es die ersten Capitulationen des Vorurtheils zu Füßen der höheren Humanität," setzte er lächelnd hinzu.

Die Gräfin war so klug wie zuvor, Sempaly fächelte sich boshaft lächelnd mit einem japanesischen Kaminschirm, und Ilsenbergh bemerkte:

„Ah, Du bist Demokrat, Sempaly!"

„Aus der Vogelperspective," sagte Truyn trocken. Der Liberalismus seines Vetters flößte ihm wenig Vertrauen ein.

„Ich bin immer Demokrat, nachdem ich „das Mittelalter" gelesen habe," sagte Sempaly gelassen. — „Mittelalter" nannte er nämlich seines Vetters reactionäres Journal. — „Uebrigens, Spaß bei Seite, ich bin liberal, aber nichtsdestoweniger finde ich die wachsende Uebermacht der Radicalen etwas beunruhigend. Tiens! ich hatte ganz vergessen, Dir ein paar Neuigkeiten mitzutheilen, welche Dir Freude machen werden, Fritzi! Die Rothen haben in Paris überall gesiegt und in Madrid hat Jemand auf den König geschossen."

„Entsetzlich!" Die Gräfin schauderte, „wir erleben noch eine zweite Commune."

„93!" spöttelte Truyn in seiner gedämpften Manier.

„Wir sollten wahrhaftig um die österreichische Monarchie einen Cordon ziehen lassen behufs Eindämmung der grassirenden demokratischen Pest," bemerkte ernsthaft Sempaly. „Ilsenbergh, Du mußt im Herrenhause einen Antrag stellen."

„Schlechte Witze sind hier nicht am Platze," bemerkte die Gräfin, „die Sache wird bedenklich!"

„Bei uns noch nicht," meinte Truyn, „unser Volk ist viel zu geduldig."

„Es hat einen gesunden Kern," unterbrach ihn Ilsenbergh mit Pathos.

„Es hat noch nicht viel Verständniß für die Freiheit," meinte lächelnd Sempaly, „und die Gleichheit ist ihm schon gar Metaphysik — eine Art allerhöchster Spinat."

Dem entgegnete Ilsenbergh: „Unser Volk ist gut, loyal gesinnt, es weiß . . ."

„Oh!" unterbrach ihn lachend Sempaly, — „Euer Glück ist, daß es sehr wenig weiß. Wenn es einmal seine geistigen Augen öffnet, so seid Ihr Eures Lebens nicht mehr sicher. Wenn ich Maurergeselle wäre, so wäre ich auch Socialdemokrat."

Nach dieser brillanten Culmination kreuzte Sempaly seine Arme über der Brust und sah sich herausfordernd im Kreise um.

„Socialdemokrat!" schrie Ilsenbergh im höchsten Affect, — „Du! — Nein Nicki, das wärst Du nie geworden. Eines hätte Dich stets vor solchem Frevel bewahrt — die Religion!"

„Hm!" brummte Sempaly nachdenklich.

Truyn aber bemerkte, die Lippen eigenthümlich verziehend: „Vielleicht hätte

Digitized by Google

Sempaly als Maurergeselle nicht viel Religion gehabt. Es wäre ihm schwer gefallen, einen Gott anzuerkennen, der sich so karg gegen ihn gezeigt."

„Still, Truyn!" verwies Sempaly nicht ohne Nervosität dem Vetter. „Du weißt, ich höre überhaupt nicht gern von Glaubenssachen reden."

„Ah, richtig! Du trägst katholische Scheuleder und hast beständig Angst um Deine Religion. Es wäre Dir sehr unangenehm, nicht auf eine hübsche unabsehbare Verlängerung Deiner bequemen kleinen Existenz hoffen zu können," sagte Truyn ohne alle Heiterkeit mit etwas müde klingendem Spott.

Sempaly hatte nämlich eigentlich gar keine Religion; aber wie viele Leute, denen es hier zu gut geht, krampfte er sich an den Unsterblichkeitsglauben. Darum trug er katholische Scheuleder und hätte um nichts in der Welt in einem Bande David Strauß geblättert.

„Der Dolch sitzt uns ja auf der Brust!" seufzte die Gräfin noch immer in ihre schwarzen Phantasien vertieft. „Dieses neue Ministerium!" Sie schüttelte das Haupt.

„Hat nicht viel zu bedeuten außer ein paar langweiligen Leitartikeln in den Zeitungen und einem großen Ueberschuß von Gesetzen, um die sich die Monarchie nicht im Mindesten kümmern wird," bemerkte Sempaly.

„Die österreichische Canaille fletscht nun auch schon die Zähne," klagte die Geängstigte.

„Bah! Die österreichische Canaille ist im Grunde genommen ein guter Kerl; sie beißt Dich höchstens, wenn Du ihr nicht erlaubst, Dir die Hände zu lecken," beruhigte der Vetter.

„Das eine wäre mir ebenso unangenehm wie das andere," bemerkte die Gräfin und sah mit zärtlichem Stolz auf ihre zarten weißen Hände herab.

„Sage doch, Nicki," betheiligte sich Ilsenbergh an dem Gespräch, „hat das neue Ministerium Deinem Avancement nicht geschadet?"

Sempaly war nämlich Praktikant in der römischen Filiale der österreichischen Fabrik von politischen Verwicklungen. „Natürlich," rief Sempaly, „ich hatte gehofft nach London als Secretär befördert zu werden. Nach London geht einer der hiesigen Secretäre, und um seine Stelle auszufüllen, senden uns die Herren Demokraten einen ihrer Protégés. Mein Chef hat mir das heute angekündigt."

„Wer ist der neue Secretär?" rief die Gräfin erregt; „wenn es ein Protégé von den Leuten ist, muß es ein gräßlicher Mensch sein."

„Ein gewisser Sterzl, . . . ist sehr warm empfohlen, kömmt aus Teheran, wo er sich ausgezeichnet hat," sagte Sempaly.

„Sterzl!" wiederholte Ilsenbergh ironisch.

„Sterzl!" rief seine Gattin entsetzt, — „hoffentlich ist er nicht verheirathet — das wäre das Allerärgste!"

„Darüber kann ich Sie beruhigen, Gräfin," bemerkte der General, „Sterzl ist ledig."

„Ist er . . . . vielleicht ein Bekannter von Ihnen?" murmelte sie etwas kleinlaut.

„Er ist der Sohn eines meiner liebsten Kameraden," gab der General zur Antwort, „und, wenn seine Entwicklung gehalten, was seine Fähigkeiten ver-

Digitized by Google

sprochen, jedenfalls ein tüchtiger, charaktervoller Mensch, und eine bedeutende Capacität!"

„Das ist immer etwas werth," lispelte Ilsenbergh herablassend.

„Ja, es kömmt mir beinah' so vor," meinte Sempaly, sich den Kopf krauend; „wir brauchen doch wenigstens einen Arbeiter."

„Mir hatte man die Stelle für meinen Neffen versprochen," murmelte trübselig die Gräfin. „Unangenehm!"

„Sehr!" meinte Sempaly humoristisch, „so ein fremdes Element ist nun einmal störend, nicht wahr? Wir bleiben am liebsten unter uns." —

Jetzt wurde der Thee auf einer japanesischen Etagère hereingebracht, und der bürgerliche Secretär war vorläufig vergessen. —

II.

Sempaly spielte nicht nur den Demokraten, um seine Cousine zu ärgern, er hielt sich allen Ernstes für sehr liberal, weil er schlechte Witze über die Conservativen riß, den Adel als ein ehrwürdiges Gefüge belächelte, das so zeitgemäß ist wie die Pyramiden, nur um ein Beträchtliches weniger dauerhaft. Aber trotz seines theoretischen Respects vor den Menschenrechten, trotz seiner witzelnden Verachtung der Reaction war Sempaly weniger tolerant, als sein mittelalterlich angelegter Vetter Ilsenbergh. Ilsenbergh war bei all seinem feudalen Mysticismus doch nur ein officieller Aristokrat, Sempaly war ein instinctiver; Ilsenberghs Standesgefühl war Partei- und Hochmuthssache, bei Sempaly war es Sache der Nerven. —

Ein paar Tage nach der lebhaften Debatte bei Ilsenbergh traf Sempaly mit dem General zusammen, erzählte ihm, daß der neue Sekretär angekommen sei, und fügte lächelnd hinzu: „ich glaube, er wird sich nicht halten können."

„Warum?" frug der General.

„Weil er schlecht französisch spricht und nichts von altem Porzellan versteht," sagte Sempaly mit großem Ernst. Dann fuhr er fort: „ich habe ihn gestern der Gandry vorgestellt. Er hatte kaum den Rücken gekehrt, so frug mich die Gandry, — hm! sie ist eine Lederhändlerstochter aus Lille — „ist er von Adel" und denken Sie, ich konnte ihr keine Auskunft geben! . . Welcher Bürgerliche Baron ist, und welcher Jud' Christ — das merk ich mir nie!" Dann setzte er mit einem unbeschreiblichen Lächeln hinzu: „er heißt Cécil Maria! Cécil Maria Sterzl klingt gut, nicht war!"

Cécil Maria! Der Name klang lächerlich und paßte ihm schlecht. Sein Vater war ein Dragonerofficier gewesen, der sich jedoch bald vom Militär zurückgezogen und jener Lieblingsbeschäftigung quittirter Officiere, der Landwirthschaft, gewidmet hatte.

Seine Mutter war ein verblühtes „Fräulein von . . .", sie ließ ihre Wäsche, nicht nur die der Ausstattung, sondern auch die später angeschaffte, mit ihrer Krone zeichnen, pflanzte eine Fahne mit den Farben ihres Wappens auf das Thürmchen des kleinen Schlosses und wurde von allen ihren Bekannten „Baronin" titulirt, was sie übrigens nie gewesen war.

Als sie ein Jahr nach ihrer Verehelichung eines schönen Knaben genas,

Digitized by Google

wurde natürlich des Langen und Breiten berathschlagt, auf welchen Namen er getauft werden sollte.

„Cécil Maria" lispelte die Mutter.

„Unsinn! Der Bub' soll Anton heißen nach seinem Großvater" rief Sterzl vernünftig.

Da aber brach die Wöchnerin in Thränen aus.

Was kann die männliche Vernunft ausrichten gegen die Thränen einer Wöchnerin?

Der kleine Junge wurde Cécil getauft. — Kaum vierzig Jahre alt, starb Sterzl senior an einem Scharlachfieber. Sein jüngstes Töchterchen, mit welchem er Abgötterei trieb, war schwer an diesem heimtückischen Ausschlag erkrankt und bei der aufopfernden Pflege des Kindes hatte er sich angesteckt.

Cécil war damals ein hübscher, etwas schwerfällig gebauter Junge mit einer großen Verachtung der französischen Sprache, welche ihm die Gouvernante seiner Schwestern einzutrichtern versuchte, und einer entschiedenen Vorliebe für den Umgang mit Kutschern und Bauernjungen. Die Baronin beklagte sich immer darüber, daß er faul sei, und seine Hände nicht „soignire".

Die Vormundschaft über die Waisen war dem General Sterzl, einem älteren Bruder des Verstorbenen übertragen worden. Er bemühte sich aufrichtig um das Wohl der Kinder, verwaltete deren Vermögen mit Umsicht, und sorgte für deren Erziehung mit Gewissenhaftigkeit. Nachdem er einen kurzen, beobachtenden Blick auf den begabten, aber verwilderten Knaben, dessen gezierte Mutter, und den verschüchterten Hofmeister geworfen, zuckte er die Achseln zu „der Wirthschaft", und steckte Cécil in das Theresianum, jene berühmte Ritterakademie, welche alle österreichischen Officiere für eine ausgezeichnete Erziehungsanstalt halten — wenn sie nämlich nicht selber darin erzogen worden sind.

Das erste halbe Jahr hindurch fühlte sich Cécil in seiner neuen Umgebung grenzenlos unglücklich. Sein ganzes kurzes Leben hindurch war er gewöhnt gewesen, überall der Erste zu sein; es kam ihm hart vor, im Theresianum plötzlich die letzte Rolle zu spielen.

Trotzdem er die meisten seiner Kameraden an Fähigkeiten übertraf, stand er doch, Dank seiner arg vernachlässigten Erziehung, in seinen Studien fast hinter allen zurück. Auch war er damals, außer einem Grazer, welcher beständig mit einem glänzenden, illegitimen Stammbaum prahlte, in dem vornehmen Institut der einzige Bürgerliche.

Seine Kameraden spöttelten über seinen mährischen Accent, über seine Schwerfälligkeit, über seinen Namen. Wir Alle haben in der Schule derlei Späße über uns ergehen lassen müssen. Er konnte sich in diese Nothwendigkeit lange nicht hinein verstehen, und hörte während des ganzen ersten Semesters nicht auf, Mutter und Vormund brieflich um Befreiung aus seiner Haft zu bestürmen. Mutter und Vormund blieben für alle seine Klagen taub.

Die Resultate, welche Cécil in den Hochsommerferien aus der Schule nach Hause brachte, waren: eine gedrückte Stimmung und sehr schön gepflegte, lange weiße Nägel.

Das nächste Schuljahr begann er damit, daß er den langweiligen Grazer,

Digitized by Google

welcher dem ganzen Institut wegen seiner monotonen, illegitimen Prahlereien und anderweitigen Affektationen widerwärtig geworden war, durchprügelte. Dies sicherte ihm augenblicklich eine große Popularität. Er fing an fleißig zu studieren. Seine Professoren lobten seine Fortschritte — seine Klagen hörten auf.

War das subtile, die Eitelkeit wach nergelnde Gift, welches die ganze Ritterakademie durchschwebt, auch ihm in das Innere gedrungen? fing es auch für ihn an seinen Reiz zu haben, an Sonn- und Feiertagen von einem Bischofe die Messe lesen zu hören, sich täglich von betreßten Ordonnanzen bedienen zu lassen, von demselben Veteranen tanzen zu lernen, welcher bei Hof Unterricht giebt, sich mit den vornehmsten Namen Oesterreichs zu duzen? — Das wäre schwer zu entscheiden gewesen. Anscheinend nahm er dies Alles mit der größten Gleichgültigkeit hin, und gewöhnte sich keinerlei Affektationen an. Er hatte einen ganz grimmigen Stolz.

Später kam er in die orientalische Akademie, absolvirte sie glänzend, und trat nun, immer von seinem Onkel protegirt, in die Diplomatie. Man schickte ihn in eine asiatische Hauptstadt, die damals gerade von der Cholera und revolutionären Wirren heimgesucht war. Er zeichnete sich aus und erhielt den Orden der eisernen Krone. —

Ueber das Eine war man sehr bald einig geworden in Rom: der neue Sekretär war keine Persönlichkeit, über die sich mit einem witzigen Spottwort aburtheilen ließ. In seinem ganzen Wesen hatte er nichts Banales, Kleinliches.

Er war ein großer, breitschulteriger junger Mann mit einer strammen Haltung, die ihm das Aussehen eines Militärs in Civil verlieh, mit knappgestutztem braunem Haar und markig geschnittenem Gesicht. Seine Manieren waren schwerfällig, aber correct und vollständig anspruchslos und einfach. —

III.

Die Meinung, welche der Botschafter über den neuen Sekretär äußerte, lautete ganz verschieden von derjenigen Sempaly's:

„Mein bester Arbeiter," sagte Se. Excellenz, „ein merkwürdiger Arbeiter, scharfer Kopf — eine Capacität ... nur leider wenig Geschmeidigkeit ... zu wenig Geschmeidigkeit." —

Und nicht nur bei seinem Vorgesetzten hatte er sich binnen Kurzem so beliebt gemacht; auch zwischen ihm und seinen jüngeren Berufsgenossen gestaltete sich bald das gemüthlichste Verhältniß.

Eine, bei Leuten, welche das Leben so durchaus ernst nehmen wie er, sehr seltene Eigenschaft trat bei ihm zu Tage — er chicanirte nie.

Die „Verwicklungsanstalt" in Rom wimmelte damals derartig von hübschen, graziösen Faullenzern, daß, wie Sempaly sich mit leichtfertigem Witze ausdrückte, das Palazzo di Venezia nachgerade den Eindruck eines höheren Pensionats für Comtessen mit Schnurrbärten mache. Sterzl beobachtete deren harmloses Treiben nachsichtig mit der größten Gemüthsruhe. Von diesen jungen Herren konnte man doch unmöglich eine ernste Berufsthätigkeit verlangen; ebenso leicht hätte man Schmetterlinge zu Ameisen dressiren können. Er war immer bereit, ihre kleinen Dienstvernachlässigungen zu vertuschen, ihrem Vergnügen jede Freiheit

Digitized by Google

einzuräumen. Er wollte arbeiten, wollte etwas leisten, — das war seine, sie wollten tändeln, das Leben genießen — das war ihre Sache. Man vertrug sich dabei ausgezeichnet.

Wenn sich Sterzl unter seinen Amtsgenossen sehr bald außerordentlich beliebt gemacht hatte, so herrschte hingegen zwischen ihm und der römischen Gesellschaft eine gewisse Kälte.

Sein Vorgänger hatte nicht den leisesten Anspruch erhoben, in Bezug auf seinen Beruf etwas Besonderes zu leisten, aber er hatte gut Walzer getanzt und was mehr ist — diese Beschäftigung nicht verachtet. Er war ein Liebling der Damen gewesen. Sie beklagten seinen Verlust lebhaft und zeigten sich gespannt auf seinen Nachfolger. Sterzl war wenig danach angethan, ihn zu ersetzen. Es fehlte ihm vollständig an jener heiteren Verbindlichkeit und liebenswürdigen Oberflächlichkeit, die man braucht, um sich in der Welt populär zu machen.

Seine schwerfällige Gewissenhaftigkeit und pedantische Geradheit machten ihn so ziemlich ungenießbar im flüchtigen Gesellschaftsverkehr.

Meistens bewegte er sich stumm beobachtend in den Salons. Wenn er überhaupt sprach, sagte er immer genau, was er dachte und verlangte von aller Welt die gleiche Aufrichtigkeit. Er begriff nicht, daß die in der Gesellschaft üblichen Schmeicheleien und faulen Rücksichten doch immer nur eine verkümmerte Form von Nächstenliebe sind; daß die allgemeine Aufrichtigkeit, die er verlangte, in einen allgemeinen Krieg ausarten hätte müssen; daß die Grenzen zwischen Aufrichtigkeit und Frechheit, zwischen Heuchelei und Anstandsgefühl noch nicht genau bezeichnet sind; daß man ebenso wenig die ganze Wahrheit in einem Salon sagen darf, als man in Hemdärmeln darin erscheinen kann; daß bei der mangelhaften Beschaffenheit unsrer Seelen, man sich der Sitte freuen muß, die es verbietet, diese Seelen ohne angemessene Kleidung zu zeigen. Du lieber Gott, was bekämen wir sonst zu sehen!

Wir können nicht ohne Lüge existiren.

Ein Mensch, der an die Gesellschaft gewöhnt ist, verlangt die Lüge von ihr. Sie ist sein Recht, eine Höflichkeit, auf die er Anspruch hat. Sobald ein Mensch in der Gesellschaft keiner „Lüge mehr werth ist", hat er ausgespielt wie die Gräfin Orsina und kann gehen! —

Bei Damen hatte denn Sterzl absolut kein Glück, sie nannten ihn spöttelnd „le paysan du Danube".

Den Männern flößte er Achtung ein; sie bedauerten nur seine Uebertriebenheiten, besonders seine krankhafte Empfindlichkeit in Bezug auf Ehrensachen. Das aber ist ein Fehler, der von Männern nie ernstlich getadelt wird.

Sterzl war es völlig gleichgültig, was Leute, an denen ihm persönlich nichts lag, über ihn sagten. Immer bereit für einen Freund durchs Feuer zu gehen, vergaß er manchmal seine Bekannten auf der Straße auch nur zu grüßen. Den Kopf voll großartiger Pläne schritt er scharf und geradaus auf sein Ziel los. Er war gewiß bestimmt, Großes zu leisten, vielleicht auch Großes zu erreichen ... aber ...

Digitized by Google

IV.

Die Fürstin Vulpini, von der neuen Modekrankheit „morbus Schliemaniensis" keineswegs verschont, hatte schon wieder einen ganz erstaunlichen Fund gethan und zwar bei einem Trödler in der Via Aracoeli. Sie hatte ihm zwei wunderbare Wappenschilder, angeblich nach Zeichnungen von Benvenuto Cellini und das Stück eines Wandteppichs, angeblich nach einem Raphael'schen Entwurf, abgekauft, und nun ein paar intime Freunde, Truyn, Sempaly, den General von Klinger, und einen österreichischen Attaché, den Grafen Siegburg, eingeladen, um die Echtheit der erstandenen Gegenstände zu agnosciren.

Die Fürstin war eine Schwester Truyn's und mochte um einige Jahre weniger zählen als ihr Bruder Erich, hatte den Principe in Vichy, wo sie eine Badesaison neben ihrem kranken Vater verbracht, kennen gelernt, bald danach geheirathet, und lebte nun seit etwa zehn oder zwölf Jahren in Rom, welches sie liebte, obzwar sie nie aufgehört hatte sich über allerhand römische Unbequemlichkeiten zu beklagen, Wien noch immer sehr hoch hielt und absolut Alles von „zu Hause" besorgen ließ, weil sie fest davon überzeugt war, daß man in Rom gar nichts bekommen könne als Photographien, Antiquitäten und Wachszündhölzer. —

Nun war das Diner vorüber; es war sehr animirt gewesen. Man hatte während der ganzen Dauer desselben über die neue italienische Regierung geschimpft. Noch mit Kaffee und Cigarettentändelnd, beschäftigte man sich schon mit den Antiquitäten, die zur Prüfung der Anwesenden auf dem Teppich ausgebreitet lagen. Bald der, bald jener der Herren kauerte auf allen Vieren am Boden, um den Arrazzo und die Bronzen genau zu besehen und gab dann mit der größten Gewissenhaftigkeit sein Parere ab.

Vollständig von der Echtheit dieser Antiquitäten überzeugt, war eigentlich nur die Gräfin Marie Schalingen, eine Stiftsdame, erst seit wenigen Wochen in Rom und bei der Fürstin Vulpini zu Gast. Alle Andern hatten ihre Zweifel. Am energischsten äußerte dieselben jedoch Graf Siegburg, welcher zwar am allerwenigsten von den Dingen verstand, nichts desto weniger aber die Worte: „Galvanoplastik und Imitation" mit souveränem Aplomb hin und her streute.

Wips, eigentlich Weiprecht Siegburg, war ein großer Liebling in den österreichischen Kreisen. Ich glaube kaum, daß er das Pulver erfunden, Amerika entdeckt oder die Bewegung der Erde festgestellt hätte; dafür war er aber für den täglichen Verkehr gewiß bedeutend angenehmer als Berthold Schwarz, Columbus oder Gallilei. Man hatte ihn der Gesandtschaft attachirt, nicht etwa um Carrière zu machen, sondern ganz einfach um ihn von Wien zu entfernen, wo seine Schulden in letzter Zeit allzu mächtig angewachsen waren. Seine verwittwete Mutter hatte nach langem Grübeln diesen vortheilhaften Modus gefunden, ihr Söhnchen in seinem kostspieligen Treiben einzuschränken.

„Sie machen mich nervös, Siegburg!" rief endlich die Fürstin, „Sie besitzen ohnehin keinen blauen Dunst von Antiquitäten!"

„Vielleicht haben Sie Recht, Fürstin", gab er gelassen zur Antwort. „Jedenfalls

Digitized by Google

habe ich in letzterer Zeit selbst viel von dem absoluten Glauben an mein kritisches Verständniß eingebüßt. Bis dato bildete ich mir ein, man erkenne die Echtheit einer Antiquität an deren Schmutz. Doch seit ich weiß, daß man selbst den Schmutz fälscht, besitze ich keine Richtschnur mehr."

Ueber diesen kleinen Ausfall lachte Alles, nicht weil er etwa sehr witzig gewesen wäre, aber weil man gewohnt war, immer über Siegburg zu lachen.

Man befand sich im Rauchzimmer, einem mit brauner Holzschnitzerei und orientalischen Teppichen zugleich malerisch und bequem möblirten Raume und es herrschte die echte „Unter-uns-Stimmung" — ein Gemisch von höflicher Verbindlichkeit und herzlicher Familiarität. Man sprach nicht gerade in der scharfsinnigsten Art von gelehrten Dingen, man „tratschte" sogar ein wenig, machte manchmal sehr schlechte Witze und erzählte Anekdoten, die an Saint-Simon erinnerten und doch Niemanden verletzten, weil man nicht jede Episode bis in die entferntesten Consequenzen verfolgte, nicht jede Pointe chemisch analysirte, weil man mit einem Wort nicht gründlich war. Die Oberflächlichkeit ist bisweilen eine schöne Sache.

„Heute fühle ich mich so recht heimlich, so recht österreichisch," sagte die Fürstin, „nur fürcht' ich, wird die Gemüthlichkeit nicht lange dauern. Ich habe heute eine böse Ahnung, — Mesdames Gandry und Ferguson diniren in der Nähe."

Indem wurde S. Eccellenza il Principe Norina gemeldet.

„Coming events cast their shadows before," citirte halblaut Sempaly. Es war bekannt, daß, wenn in einem römischen Salon der Principe Norina erschien, die Gräfin Gandry nicht lange ausblieb.

Der Principe war groß und blond, eine männliche Modejournal-Schönheit, und seit vier bis fünf Jahren der Sklave der obenerwähnten Dame.

Er begrüßte die Fürstin, wechselte allgemeine Händedrücke und wurde hierauf von dem Hausherrn in ein lebhaftes Gespräch — — — über die neuesten Mißbräuche der königlichen Regierung verwickelt. Bulpini gehörte zu den schwärzesten Schwarzen, war streng päpstlich gesinnt, mehr vom politischen als vom religiösen Standpunkt aus — hauptsächlich weil er, ein fanatisch exclusiver Römer, mit den Italienern keine Gemeinschaft vertrug und die Unita Italia als eine buntscheckige Chimäre ansah.

Der Principe Norina, dem es an jeglicher politischer Ueberzeugung fehlte, und der ebenso gut den Caccia- wie den Scacchi-Club besuchte, nickte zu Allem und hörte nicht zu.

Bald nach seinem Eintritt übersiedelte die Gesellschaft in den Salon, der, ein unheimlich großes Gemach mit einem ziemlich kunterbunten Gemisch von Louis XVI. und Empire möblirt, sich zwischen dem officiellen Empfangssalon, wo die Fürstin alle Welt empfing, und dem Boudoir befand, in dem sie nur ihre intimen Freunde sah.

Die allgemeine Unterhaltung hatte an Lebhaftigkeit bedeutend abgenommen und stand auf dem Punkte, wo mehrere der Anwesenden sich mit Photographien zu beschäftigen begannen.

Digitized by Google

Mesdames Gandry und Ferguson wurden gemeldet und rauschten herein.

Madame de Gandry, — brünett blaß, mehr interessant als hübsch, mit kurzer Nase und unheimlich stechenden Augen, sehr laut und sehr gefallsüchtig, dazu rücksichtslos und impertinent, hauptsächlich weil sie dies für grand genre hielt — schwang seit fünf Jahren das Scepter über den Principe Norina.

Die Gesellschaft aber war, vielleicht zu ihrer eigenen Bequemlichkeit, mit sich darin überein gekommen, die Beziehungen der Beiden als kameradschaftliche zu bezeichnen. Die Gandry galt für eine jener schwindellosen Frauen, denen es nun einmal Vergnügen macht, neben Abgründen spazieren zu gehen.

Mrs. Ferguson, Gastwirthstochter aus Frisco und Gattin eines stets unsichtbaren Krösus, war im Gegensatz zu Mme. de Gandry sehr weiß, sehr blond, mit großen Augen und scharfen kleinen Zähnen, dazu sehr zart gebaut und flach in der Brust, wie fast alle Amerikanerinnen. Sie färbte sich das Haar, schminkte sich, kleidete sich sehr excentrisch, sprach abenteuerliches Englisch und trauriges Französisch, sang, riskirte Couplets wie die Judic und war in die Welt lancirt worden durch den Marchese B., den sie in Nizza kennen gelernt. Ihre Freundschaft mit der Gräfin Gandry hatte mit einem gemeinschaftlichen Landau angefangen, wird in einer gemeinschaftlichen Opernloge culminiren und durch einen gemeinschaftlichen Verehrer zu Grunde gehen.

Auch ein paar Herren fanden sich noch ein, der Graf Gandry, welcher wie ein sehr eleganter Friseur aussah und im Verdachte stand, einen anonymen Antiquitätenhandel zu treiben; dann M. Dieudonné Crespigny de Bellancourt, ein breitschulteriger französischer Diplomat, Sohn eines Fleischhackers und Schwager eines Herzogs ꝛc. . . . . Man sprach von dem neuesten Familienunglück der del Z. . . ., vom römischen Klima und von Ausgrabungen. Mesdames de Gandry und Ferguson fügten sich anfänglich der wohlerzogenen Langeweile einer allgemeinen Conversation, wußten jedoch bald durch allerhand Kunststückchen so viel männliche Aufmerksamkeit auf sich allein zu concentriren, als unter den Umständen überhaupt thunlich war.

Nach elf Uhr erschien die Gräfin Ilsenbergh. Sie kam von einem großen Gala-Diner und sah gelangweilt aus.

„'s ist wirklich zum Lachen, mit wem man alles zusammentrifft hier in Rom," äußerte sie im Laufe des Gesprächs, nachdem man Das und Jenes über die Festlichkeit, der sie beigewohnt, gefragt hatte.

„Weißt Du, mit wem ich heute zusammen gekommen bin, Marie? . . . mit der Lenz aus Wien; — jetzt heißt sie übrigens Montidor, ist Ducheſſa oder Comteſſa geworden, was weiß ich . . . ich habe vor Jahren einmal bei einer Wohlthätigkeitsaffaire mit ihr zu thun gehabt. Jetzt kommt sie auf mich zu, thielt auf die alte Bekannte, thut intim, spricht von „wir Oesterreicher" und unſer Wien!" Ist das nicht amüsant, was?"

„Hm! Arme Fritzi! Du bist wirklich zu bedauern," meinte Sempaly bosſt lächelnd; „nun, es steht Dir noch ein besonderer Genuß bevor. Mutter und Schweſter Sterzl kommen in wenigen Tagen in Rom an."

„So? . . hm! Das ist eigentlich unangenehm."

Digitized by Google

„Warum?“ mischte sich mit großer Lebhaftigkeit die Gandry in das Gespräch, „sind es gravirte Persönlichkeiten?“

„Pas du tout,“ unterbrach sie die Gräfin Ilsenbergh rasch, „ich glaube, es sind die anständigsten Leute von der Welt, aber — es bleibt unendlich genant, Personen beständig in der Gesellschaft zu begegnen, die man doch in Wien unmöglich sehen kann. Du solltest ihm einen Wink geben, Nicki, . . . Du mußt ihm sagen . . . sagen . . .“

„Ja, Fritzi,“ entgegnete lächelnd Sempaly, „ich werde ihm sagen: lieber Freund, hüten Sie sich, Ihre Damen in die Welt zu führen, es wäre meiner Cousine Ilsenbergh unangenehm.“

Die Gräfin Ilsenbergh wendete sich achselzuckend von ihrem leichtfertigen Vetter ab, klapperte etwas nervös mit ihrem gelben Schildpattfächer — „wirst Du diese Leute empfangen, Marie?“ frug sie dann.

„Wen empfange ich denn nicht,“ sagte die Fürstin halblaut mit einem eigenthümlichen Blick.

„Ich kann es nicht, — entschieden nicht,“ rief die Gräfin Ilsenbergh immer gereizter, „obzwar es mir sehr leid thäte, Sterzl zu verletzen. Er hätte es nur sich selbst zuzuschreiben, wenn ich es müßte.“

„Thu' was Du willst,“ meinte die Fürstin, „aber Du weißt, ich habe Sympathie für Sterzl, er hat bei mir einen großen Stein im Brett.“

„Der paysan du Danube!“ kicherte die Gandry, welcher das Gespräch der beiden Oesterreicherinnen ziemlich unverständlich blieb.

„Sterzl ist ein sehr anständiger Mensch,“ sagte die Ilsenbergh eisig; der Gandry sollte es nicht gestattet sein, sich über ihren bürgerlichen Landsmann zu moquiren.

„Der paysan du Danube ist mein specieller Freund,“ sagte die Fürstin Vulpini bestimmt, mit der fast kindlichen Treuherzigkeit, die so bezeichnend für ihr Wesen war; „ich habe ihn gern, wir bleiben immer „unter uns“ mit ihm.“

„Ein höheres Lob gibt es freilich nicht mehr auf Erden,“ bemerkte Truyn ironisch und gutmüthig.

„Als sich mein kleiner Junge den Arm gebrochen hatte, hier im Salon, da hat Sterzl ihn aufgehoben, und Ihr hättet sehen sollen, wie zart er meinen armen kleinen Schatz angefaßt hat,“ fuhr die Fürstin fort.

„Das beweist freilich sehr viel für die Salonfähigkeit seiner Damen,“ lachte Sempaly.

„Verzeihen Sie die Frage,“ schoß jetzt die Gräfin Gandry in das Gespräch hinein, „es ist nur, daß man eine Richtschnur hat, — Sterzl's sind nicht recus in Oesterreich?“

„Für die ausländische Gesellschaft können unsere österreichischen Gewohnheiten kaum eine Richtschnur abgeben,“ sagte ziemlich scharf Truyn, welcher die Gräfin Gandry nicht leiden konnte; „wir empfangen gar Niemanden, der nicht unter uns geboren ist.“

„Ja,“ sagte Sempaly mit Humor, „die österreichische Gesellschaft ist so exclusiv wie der Stamm Israel, sie verschmäht es Proselyten zu machen.“

Und die Lederhändlerstochter, die offenbar Truyn's Worte gar nicht ver-

Digitized by Google

standen hatte oder nicht verstehen wollte, sagte mit viel Aplomb: „Es freut mich, orientirt zu sein."

Siegburg, der etwas hinter ihr saß, zwinkerte Sempaly zu, und schnitt ein unbezahlbares Gesicht.

Die Fürstin Vulpini sah beinahe bös aus; „ich werde Sterzl nicht im Stiche lassen," sagte sie, „und wenn seine Schwester so ist, wie er sie mir beschreibt, dann . . ."

„Er hat Dir schon von seiner Schwester erzählt?" fragte Sempaly.

„Und ob," sagte die Fürstin gutmüthig lächelnd; „Dir vielleicht auch, Nicki?"

„Bewahre, mit mir redet er nie von seinen Heiligthümern, ich bin dessen nicht würdig," entgegnete Sempaly; „er hat mir nur ihre Ankunft angekündigt und so eigenthümlich dabei gelächelt! Hm, er scheint keine kleinen Stücke auf die junge Dame zu halten und wird sie gewiß glänzend verheirathen wollen. Mich sollte es sehr wundern, wenn er sie zu einem anderen Zweck hätte herunter kommen lassen. Norina, nehmen Sie sich in Acht!" —

„Mademoiselle Sterzl wird doch nicht auf eine geschlossene Krone Anspruch machen," warf die Gandry ein, nicht ohne Heftigkeit ihr Eigenthum vertheidigend.

„Sterzl gibt seine Schwester nicht billiger," beharrte Sempaly.

„Schwätz' doch keinen solchen Unsinn," versuchte Truyn den Uebermuth seines Vetters zu zügeln.

Dieser hatte sich indessen über einen kleinen Guéridon gebeugt und kritzelte mit einem goldnen Taschenstift eifrig auf der Rückseite eines alten Briefs herum. Nach einem Weilchen reichte er der Gräfin Ilsenbergh das Blättchen.

Madame de Gandry blickte ihr über die Schulter; „köstlich!" rief sie, „köstlich!"

Auf dem Blättchen war Sterzl als Auctionator dargestellt, den Hammer in der einen, ein sehr modisch gekleidetes Püppchen in der andern Hand, und um ihn herum drängten sich die sämmtlichen geschlossenen Kronen von Rom. In einer Ecke des Blättchens standen die Worte: „Fräulein Sterzl zum ersten, zum zweiten, — . . . zum — dritten Mal."

Das Bildchen ging von Hand zu Hand. Sterzl war sprechend ähnlich. —

Bald darauf zog sich die Gräfin Ilsenbergh zurück und da die Stimmung nicht recht animirt war, verabschiedeten sich die zwei Freundinnen auch kurz nach Mitternacht, worauf jene Herren, die nur ihretwegen gekommen waren, sich ebenfalls entfernten.

„Die Fritzi leidet wirklich an einer idée fixe," begann die Fürstin, als alle indiscreten Fremden verschwunden waren, achselzuckend; „jetzt soll ich schon im vorhinein Vorsichtsmaßregeln anwenden gegen dieses arme Ding! Was soll mich denn die kleine Sterzl geniren?"

„Versteh' auch nicht," erwiderte Siegburg; „übrigens habe ich mir etwas ausgedacht, wenn sie hübsch ist und Geld hat, so heirathe ich sie, cela régularisera la position!"

Siegburg liebte es ganz besonders, von dem Gelde zu sprechen, das seine

Digitized by Google

zukünftige Gattin haben müßte. Er prahlte immer mit der Eigennützigkeit, die er nicht besaß, wie sehr reiche Leute zuweilen mit ihrer Armuth prahlen.

„Uebrigens war es von Fritzi sehr tactlos, diese alberne Empfangsfrage vor den zwei fremden Frauenzimmern zu ventiliren," fuhr die Fürstin fort. Sie gebrauchte manchmal gern starke Ausdrücke, welche jedoch auf ihren Lippen alles Anstoßende verloren, ja sogar eine ganz eigene Würze erhielten; „da soll ich auf einmal exclusiv sein!"

„Hast Du bemerkt, wie sich diese „Gschnasgräfin" vorbereitet, in die Fußstapfen der Fritzi zu treten?" sagte Siegburg.

Indessen kramte Truyn mit einer gewissen Hast auf dem Kamin und der nahstehenden Etagère herum, wobei ihm der Hausherr gutmüthig behilflich war.

„Was suchst Du, Erich?" frug die Fürstin.

„Ach, die Zeichnung Sempaly's. Ich möchte das Ding nicht gerne herum liegen lassen. Verzeih', Nicki, die Caricatur war vortrefflich, ich hätte gar nichts dagegen gehabt, wenn wir unter uns gewesen wären; aber den Fremden hättest Du sie nicht zeigen sollen. Du bist zu leichtsinnig, Du bedenkst nicht, was Du thust."

„Was soll ich denn schon wieder gethan haben?" sagte Sempaly nicht ohne Verdruß.

„Du hast einfach dieses junge Mädchen als eine heirathssüchtige Abenteurerin gestempelt."

„Bah! Wenn man sich jeden leicht hingeworfenen Witz schon zu Herzen nehmen sollte!" sagte Sempaly.

Man suchte die Caricatur noch überall, jedoch vergebens.

„Ich bin überzeugt, daß diese Piazzarola sie eingesteckt hat," rief die Fürstin ärgerlich. Unter dieser Piazzarola verstand sie natürlich die liebenswürdige Gräfin Gandry.

V.

Ja, die Fürstin Vulpini hatte Sympathien mit Sterzl, sehr warme Sympathien und er erwiderte dieselben mit beinahe schwärmerischer Verehrung. Trotz seines äußerlich rauhen und nüchternen Wesens hatte er eine poetisch-chevaleresque Ader und die höchste Bewunderung für reine, echte Weiblichkeit.

Den Damen jene manchmal impertinenten und indiscreten Schmeicheleien zu bieten, die ihnen gefallen, hielt er nicht der Mühe werth, und von der modernen Galanterie kannte er nicht das ABC.

Dafür aber hatte sein Benehmen im Verkehr mit denen, die er „echte Frauen" nannte, etwas so ritterlich Beschützendes und deferent Zurückhaltendes, seine ganze Art mit ihnen war voll von so gutmüthiger altmodischer Courtoisie, daß er bei ihnen Terrain gewinnen mußte.

Er behandelte sie stets halb wie Kinder, die man behüten, halb wie Heiligthümer, vor denen man das Knie beugen muß.

Die Fürstin hatte gleich nach seiner Ankunft in Rom ein entschiedenes Vergnügen an seinem Verkehr gefunden. Sie vertraute ihm bald ihre kleinen Ungehaltenheiten über den oder jenen römischen Uebelstand und ließ sich von ihm

Digitized by Google

allerlei besorgen, da sie wie alle Frauen ihrer liebenswürdigen Art sehr umständlich und vollkommen unpraktisch war.

VI.

Hatte es seiner Zeit in der Wiener Societät wenig anmuthigere Mädchen gegeben, als die Comtesse Marie Truhn, so gab es jetzt in Rom keine liebenswürdigere Dame als die Principessa Vulpini.

Wenn sie des Nachmittags in ihrem Huit-ressorts stets mit vier oder fünf wunderhübschen, wie aus einem Bilderbuch von Kate Greenaway gestohlenen Kinderchen über den Corso nach Villa Borghese fuhr, sagten die Modedamen, welche anstatt ihrer Kinder stets irgend eine elegante Freundin auf ihre Spazierfahrt mitnahmen: „da kömmt die Glucke!" Die Männer aber grüßten sie besonders tief, und sie dankte so freundlich und mit solch' holdem Lächeln, daß es einem wie Frühlingssonnenschein zu Herzen ging.

Sie war nie regelmäßig schön gewesen und hatte ihre jugendliche Frische sogar sehr bald verloren, ebenso wie die ehemals sprichwörtliche Schlankheit ihrer Gestalt; dennoch besaß ihr Aeußeres immer noch einen unaussprechlichen Liebreiz. Der schönste Schmuck ihrer Jugend, das ungemein reiche, hellbraune Haar, war ihr geblieben. Sie trug es, wie sie es als sechzehnjähriges Comteßchen getragen, einfach zurückgestrichen und in dicken Zöpfen im Nacken zusammen gesteckt.

Ihr Gesichtchen mit den kleinen freundlich blickenden Augen, dem feinen Stumpfnäschen, dem weichen Mund, an dem nur das Lächeln schön war, hatte trotz seiner welkenden Blässe etwas von beinahe kindlicher Lieblichkeit. Ihre Bewegungen waren einfach und anmuthig. Um ihre ganze Erscheinung schwebte der Zauber exquisiter Distinction und edler Weiblichkeit.

Sie kleidete sich ein wenig altmodisch, der höhere „chic" war ihr unheimlich. Sie las viel und sehr ernste Bücher, sogar naturhistorischen Inhalts. Trotzdem war ihr der naive Buchstabenglaube ihrer frühesten Jugend geblieben. Dieser primitive Katholicismus paßte jedoch vortrefflich zu der einfachen Innigkeit ihres ganzen Wesens. Sempaly, der ihr herzlich zugethan war, hob ihre schwärmerische Frömmigkeit stets als eine hübsche Nüance ihres Charakters hervor. Er behauptete, jede wirklich sympathische Frau müsse fromm sein; ein Mann dürfe sich es allenfalls erlauben, den Freigeist zu spielen — aber eine Frau ohne Religion sei ganz ebenso widerwärtig, wie eine Frau mit einem Buckel.

Diese Bemerkung, welche Sempaly einmal vor Sterzl hingeworfen, verletzte diesen, obzwar er noch viel weniger positive Religion besaß, als Sempaly. Er fand sie frivol. „Ueber Frauen, die man heilig hält, lacht man nicht," sagte er mit seiner starren Pedanterie, die Sempaly immer zum Widerspruch reizte.

Sempaly verzog hierauf natürlich nur spöttisch die Mundwinkel und zuckte die Achseln. —

VII.

Wenige Tage, nachdem Sempaly einen so glänzenden Beweis für sein humoristisches Zeichentalent geliefert, saß der General von Klinger in seinem Atelier auf einem pittoresk mit einem Perserteppich drapirten Divan, und ver-

Digitized by Google

suchte, da er momentan seine Zeit nicht anders nutzbringend zu verwenden wußte, seinem Papagei die österreichische Volkshymne einzurichtern, ein loyales Stück Arbeit, gegen welches der indeß auf dem Dache seines Käfigs sitzende Vogel, laut mit den Flügeln schlagend, sich wehrte.

Es war ein prachtvolles Atelier, das des Generals, ein gewölbter Saal, mit Fresken am Plafond, von kecken Rococostuccaturen umrahmt, und allerhand Arrazi, orientalischen Teppichen und anderen Behängen an den Wänden. Die Menschen nahmen sich alle in diesem Raum aus wie Zwerge, und die Gemälde des Generals wie Bilderbuch-Illustrationen.

Der Scirocco brütete draußen lau und grau, und der General befand sich in schwermüthiger Stimmung. Mit der Malerei hatte er wieder einmal nicht vom Fleck können und obgleich die Uhr bereits das Viertel vor fünf geschlagen, hatten heute noch keine Besuche bei ihm angeklopft. Sonst kamen fast alle Tage um diese Zeit Leute, ja manchmal viel zu viele. Der General klagte — natürlich nur privatim — oft über die Störung, und freute sich immer an der Zerstreuung. Das Alleinsein machte ihn melancholisch. Trübselig dachte er heute darüber nach, wie schwer es sei, in der Malercarrière vorwärts zu kommen. Seine Farbe war vortrefflich, dessen versicherten ihn alle Künstler; aber seine Zeichnung ließ zu wünschen übrig, das gestand er sich selbst. Seine Specialitäten waren: ein harmonischer grauer Ton und Pferdecroupen. Alle seine Bilder kamen — bis auf eines, welches der Kaiser, eher wegen des Generals ehemaliger militärischen, als wegen seiner jetzigen künstlerischen Verdienste, um einen großartigen Preis an sich gebracht — von allen Ausstellungen unverkauft zurück. Die Künstler, welche seine Cigarren rauchten, erklärten ihm diesen Umstand dadurch, daß er zu unabhängig in seinem künstlerischen Streben, zu vornehm sei, „um dem Publicum Concessionen zu machen", in Folge dessen er auf einen Massenerfolg nicht rechnen könne.

Eben im Begriff, dem störrischen Papagei zum sechzehnten Mal mit bedächtiger Langsamkeit die Volkshymne vorzupfeifen, störte ihn ein Klopfen an seiner Thür. Er ging hinaus, um aufzumachen. Sempaly war's. Er kam, um dem General anzukündigen, daß er einen stark lädirten, aber schönen Wandteppich in einem Kloster aufgestöbert und um einen Spottpreis an sich gebracht habe. Eigentlich habe er ihn für den General gekauft, da dieser, wie er wußte, schon seit Langem nach einem solchen fahndete. „Wenn er Ihnen jedoch nicht passen sollte, so behalte ich mir ihn selbst," schloß er.

Niemand konnte eine Gefälligkeit anspruchsloser erweisen, Niemand für eine ihm erwiesene liebenswürdiger danken, als er. Das war auch so eines seiner kleinen Talente. —

Nachdem Beide das Geschäft abgemacht, fing Sempaly herzbrechend über das große Unglück zu lamentiren an, daß er heute bei der englischen Gesandtschaft diniren, bei der französischen tanzen müsse, und seinem alten Freunde von einem idealen Leben vorzuschwärmen, wie er es zu führen wünschte — ein Leben, in welchem es absolut keine Unterhaltungen, Routs, Bälle und Diners geben würde. Dann machte er sich daran, in den Studien — der General stellte sie vorsichtiger Weise stets mit dem Gesicht gegen die Wand — zu kramen. Er

Digitized by Google

sagte in seiner österreichischen Art abwechselnd: „charmant" und „süperb" — aus Gemüthlichkeit, weil er einen unwiderstehlichen Drang in sich fühlte, allen Leuten etwas Angenehmes zu sagen.

„Warum führen Sie das Ding da nicht aus?" frug er endlich, auf ein paar untermalte Baschi-Bosuks deutend.

„Es wäre verkäuflicher," sagte der General, dem das „Ausführen" von jeher unüberwindliche Schwierigkeiten bereitete, empfindlich — „aber Sie wissen, ich mache der Menge keine Concessionen, ich richte mich nach meiner Ueberzeugung, nie nach den Menschen und Forderungen des Publicums."

Dieses künstlerische Credo belächelte Sempaly, wie dasselbe es verdiente.

„Da das Verkaufen bei Ihnen ohnedies nur eine Caprice ist," sagte er höflich, „so würde ich Ihnen rathen, überhaupt darauf zu verzichten, und die ganze Collection Ihrer Bilder dem Staate zu vermachen, damit wir in Wien auch unser Musée Wierz haben."

Als der General ihn jedoch versicherte, daß es ihm mit dem Verkaufen heiliger Ernst sei, da klingelte Sempaly sehr humoristisch vor sich hin und begann: „Es war einmal vor nicht langer Zeit ein Schuster, und der war ein Genie, aber er richtete sich immer nur nach seinem Schönheitssinn und seinen künstlerischen Ueberzeugungen und nie nach den Anforderungen des Publicums, und darum fabricirte er lauter griechische Sandalen. Er starb bankerott, aber mit dem angenehmen Bewußtsein, dem Publicum keine Concessionen gemacht zu haben! . . ."

Der General war eben im Begriff auf diese boshafte Erfindung etwas Aergerliches zu erwidern, als sich draußen von Neuem jenes laute Pochen vernehmen ließ, welches an Atelierthüren beinahe vorschriftsmäßig ist. Bekanntlich gehört manchmal einiges dazu, einen Künstler aus seinen Träumen zu wecken.

Der General ging öffnen. Das Atelier war durch ein kleines Vorzimmer von dem Flur getrennt. Herein huschte, hoch aufgeschossen, schlank und wunderhübsch, ein blonder Irrwisch in einem dunklen Kleide und einer Otternjacke.

„Sie, Zinka! — Welche Ueberraschung!" rief der alte Herr vergnügt. „Seit wann sind Sie denn in Rom?" „Seit heute morgen!" antwortete ein fröhliches Stimmchen. „Ist denn Niemand mit Ihnen gekommen?" frug der General befremdet, da Zinka die Thüre, welche er offen gelassen hatte, hinter sich zuzog und ihm voraus in das Atelier eilte.

„Nein, Niemand," sagte sie unbefangen, „ich habe die Jungfer zu Hause gelassen, sie und Mama schlafen Beide fest, um sich von der Reisemüdigkeit zu erholen. Ich bin allein mit dem Wagen gekommen, das war doch sehr schön von mir, nicht? — Ja, was machen Sie denn für ein komisches Gesicht? . . . warum haben Sie mir denn noch keinen Kuß gegeben, Onkel? . . ." Fest und trotzig, den Kopf leicht zurückgeworfen, beide Hände in einem sehr kleinen Muff, stand das junge Mädchen jetzt vor ihm und musterte ihn staunend aus sehr großen grauen Augen.

„Meine liebe Zinka," begann jetzt der General, der, wie alle gewissenhaften alten Herren mit einer romantischen Vergangenheit, bis zum Uebermaß auf das äußere Decorum hielt, wenn es sich um Damen handelte, die ihm nahe standen,

Digitized by Google

„ich freue mich unendlich über Ihren Besuch, ... aber in einer wildfremden Stadt, wo Sie Niemand kennt, und in einem wildfremden Hause, wo ..."

„Ah, jetzt wird es klar in mir!" rief das junge Mädchen aus ... „Ah, es schickt sich nicht! ... Ich werde hundert Jahre alt werden, eh' ich erlern', was sich schickt! Merkwürdig, mein armer Onkel pflegte immer zu sagen, es sei ganz unnütz, sich darum zu kümmern, denn für anständige Leute schicke sich Alles und für unanständige schicke sich auch wieder Alles. Aber, der verstand offenbar nichts davon!" Damit wendete sie sich sehr energisch auf dem Absatz um und steuerte der Thüre zu.

„Aber liebe Zinka!" rief der General, sie zurückhaltend, „sagen Sie mir doch wenigstens, wo Sie wohnen, eh' Sie davon wirbeln wie ein kleiner blonder Chamsin. Seien Sie doch nicht unvernünftig!"

„Ich bin vollständig vernünftig," gab sie zurück. Sie war sehr verlegen und außerordentlich zornig; das Blut brannte ihr auf den Wangen, die Thränen glänzten ihr in den Augen.

„Von selber wäre es mir freilich nie eingefallen, daß es sich nicht schickt, einen alten Herrn" — und sie betonte die Worte boshaft — „in seinem Atelier zu besuchen. Oh männliche Eitelkeit! wann werden deine Grenzen je entdeckt werden! Aber ich bin vernünftig, ich seh' mein Unrecht ein ... ich Närrin! ... ich freue mich den ganzen Tag darauf, Sie in Ihrer Empfangstunde zu überraschen, will Sie bitten, heute mit uns zu diniren im Hôtel de l'Europe, und jetzt mit mir hinauf zu fahren auf den Pincio, sich den Sonnenuntergang anzusehen. Und das hab' ich zum Dank! ... Greifen Sie nicht nach Ihrem Hut, c'est peine perdue, ich nehme Sie jetzt doch nicht mehr mit. Adieu!"

Damit eilte sie fort, den Kopf hoch in der Luft und ohne sich nach dem General, der sie gewissenhaft die Treppe hinab bis zu ihrem Wagen geleitete, auch nur einmal umzusehen.

Verdrießlich kam der General zurück. Da rief ihm eine Stimme heiter entgegen: „Vollständig in Ungnade gefallen, Herr General!" Es war Sempaly, der die ganze Scene aus einem düstern Atelierwinkel mit angesehen, und den der General ganz vergessen hatte.

„Es scheint," sagte Letzterer kurz, und begann eine Palette abzuspachteln.

„Sagen Sie mir doch, wer ist denn diese übermüthige kleine Prinzessin?"

„Das? ... Zinka Sterzl, mein Pathchen!"

VIII.

Der coup de foudre ist aus der Mode, Niemand glaubt mehr daran. Nichts desto weniger bleibt es eine von Sempaly selbst nie bestrittene Thatsache, daß er sich auf den ersten Blick in Zinka verliebte.

Und als der General nun ein paar Tage, nachdem Zinka in der obenbeschriebenen, übereilten Weise in sein Atelier gestürzt war, ein Diner bei der „Baronin Sterzl" im Hôtel de l'Europe annahm, fand er, da er in den Salon trat, neben Zinka eifrigst beschäftigt einen Haufen Photographien mit ihr durchzusehen, den Grafen Sempaly. Er und der General waren die einzigen Gäste. Dennoch, oder gerade in Folge dessen, gestaltete sich die kleine Mahlzeit so ani-

Digitized by Google

mirt und unterhaltend, als es überhaupt möglich war an einem Tische, dem eine so gezierte Gliederpuppe präsidirte wie die „Baronin Sterzl“.

Diese, durch und durch verdreht und beschränkt, war ein wahrer Extract von Eitelkeit und Lächerlichkeit. Sie bildete sich, Gott weiß warum ein, der General sei früher unglücklich in sie verliebt gewesen und behandelte ihn dem angemessen stets mit nervenangreifender Zärtlichkeit. Außerdem hatte sie, seitdem der General sie zuletzt gesehen — und das war, ehe sie, oder vielmehr ihre Kinder, durch den vortheilhaften Verkauf beträchtlicher Baugründe reich geworden waren — noch die großartigsten Fortschritte in Bezug auf gezierte Vornehmthuerei gemacht, was natürlich das Seinige beitrug, den Umgang mit ihr zu einer besonderen Herzenserquickung zu gestalten. Sie beklagte sich in einem pseudoaristokratischen, näselnd wimmernden Ton beständig über alles Mögliche, über die Widerwärtigkeiten der Schlafcoupés, die schlechte Polsterung der Waggons, über den römischen Schmutz, die römischen Remisen und die römischen Hôtels, zog die Namen aller aristokratischen Bekanntschaften, die sie letzterer Zeit in Meran, Nizza und Biarritz gemacht, in die Conversation und fragte, da der nächste Tag ein Feiertag war, in welche Kirche „man“ denn eigentlich gehen könne.

Der cholerische alte General antwortete ihr hierauf ärgerlich: „Gott ist überall“ — während Sempaly ihr nur mit dem höflichsten Ernst erwiderte: „In St. Peter liest morgen der Cardinal X... die Messe und die Musik ist sehr schön. Ich würde Ihnen St. Peter rathen.“

„So? Kann man denn an einem Feiertage wirklich in die Peterskirche gehen?“ gab sie zurück. „Die Gesellschaft in diesen großen Kirchen ist gewöhnlich so gemischt!“

Der alte General schämte sich dieser Albernheiten, der Kinder der Baronin wegen, welche verurtheilt waren, sie anzuhören. „Haben Sie mir schon vergeben, Zinka?“ rief er heiter dem jungen Mädchen zu, um das allgemeine Gespräch auf andere Bahnen zu lenken.

„Als ob ich noch Zeit gehabt hätte, an Ihre Pedanterien zu denken,“ sagte Zinka leicht erröthend; offenbar war es ihr unangenehm, sich an ihre kleine Ungeschicklichkeit zu erinnern. „Ich habe jetzt ganz andere Sorgen.“

„Welche denn, Herzblatt?“ frug Sterzl, welcher immer Alles ernst nahm, mitleidig.

„Ich habe etwas verloren,“ sagte sie mit einer Schwermuth, hinter der sich augenscheinlich ein Scherz verbarg.

„Doch nicht ein vierblättriges Kleeblatt, oder eine geweihte Medaille?“ frug der General.

„O nein, etwas viel Wichtigeres.“

„Dein Portemonnaie?“ muthmaßte die Baronin gereizt. Da aber brach Zinka in helles Lachen aus. „Bewahre, Mama, — etwas viel Großartigeres ... erräth's Keiner? ... Rom!“

Hierauf erwiderte Sterzl, der sich in die verrückten kleinen Einfälle seines reizenden Schwesterchens nie recht hinein finden konnte, nur: „das ist mir zu hoch.“

Sempaly aber sagte theilnehmend: „Ich sehe, Fräulein, die große Ent-

Digitized by Google

täuschung ist auch über Sie gekommen!" und Zinka fuhr fort zu plaudern, wie eine Person, die gewohnt ist, daß man ihr gern zuhört:

„Seitdem ich überhaupt denken kann, habe ich von Rom geträumt und mich nach Rom gesehnt. Mein Rom war mir immer wie eine Vorstadt des Himmels — und dieses Rom ist wie eine Vorstadt von Paris. Mein Rom war so schön und dies Rom ist so häßlich."

„Freveln Sie nicht, Zinka," sagte der romantische General, welcher mit Rom den traditionellen Götzendienst trieb.

„Als Stadt ist Rom denn doch wirklich nicht schön," bemerkte Sterzl nüchtern, „es ist nur interessant als Kunstatlas mit naturgroßen Illustrationen. Uebrigens kennst Du es ja noch gar nicht. Ihr habt Euch noch nichts angesehen —"

„Als Wohnungen, meinst Du," sagte Zinka, mit muthwilliger Scheinheiligkeit die Augen niederschlagend.

„Es ist schon schrecklich!" klagte die Baronin; „seit fünf Tagen suchen wir, ohne ein passendes Unterkommen finden zu können. Ueberall gibt es einen anderen Uebelstand: entweder ist die Treppe zu dunkel, oder das Entrée zu schlecht, oder der Salon hat nur einen Eingang . . . oder die Domestikenzimmer sind . . ."

„Ja, meine arme Zinka," fiel der General der Baronin ungehalten in die Rede, „wenn Sie bis jetzt wirklich noch nichts von Rom gesehen haben, als die sämmtlichen Miethswohnungen am Corso, dann freilich . . ."

„Aber ich habe etwas Anderes davon gesehen," ruft Zinka lustig, „ich habe Rom schon genau kennen gelernt."

„Im Traum?"

„Nein, gestern, während Mama Migräne hatte."

„Ach, diese Migräne!" seufzte die Baronin, ihr Riechfläschchen an die Nase haltend, „ich bin eine reine Märtyrerin! . . ."

An Migräne zu leiden und streng katholisch zu sein, gehörte bei der Baronin zum bon genre.

Indessen machte nur Sempaly aus Höflichkeit ein mitleidiges Gesicht, wandte sich aber gleich darauf mit einer Frage an Zinka.

„Ja, ja, ich kenne Rom," plauderte diese. „Fragen Sie nur den Droschkenkutscher Nr. 1203, der wird's Ihnen schon erzählen. Ich bin nämlich gestern volle drei Stunden lang mit ihm herumgefahren. Sie begreifen, eine Woche in Rom gewesen sein und nichts gesehen zu haben als chambres-garnies, das jammert einen doch. Da nützte ich denn gestern die Zeit aus, und während Mama im Bette lag, schlich ich hinaus; — machen Sie nur nicht wieder Gesichter, Onkel, — ich nahm mein Mädchen mit, und wir wollten nur nach dem Plan zu Fuße herumspazieren. Natürlich verirrten wir uns, cela va sans dire, und wie wir Beide so rathlos dastehen, jede den Plan mit einer Hand festhaltend, winkt uns ein Droschkenkutscher, so mit dem Zeigefinger. Wir steigen ein, er frägt, wo er uns hinführen soll, — da ich die Antwort nicht bei der Hand habe, sagt er, — ach, mit welch' bedächtig protegirender Miene! —: „die Signora will Rom sehen, gut, ich werde der Signora Rom zeigen," dann fuhr er, immer kleine

Digitized by Google

Kreise beschreibend, durch die ganze Stadt. Ich wurde ordentlich wirr von diesem Walzer um alle Merkwürdigkeiten von Rom. Er zeigte mir einen großen Wald von umgehauenen Säulen, auf deren Stümpfen kleine Abschnitzel von alten Göttern und Bruchtheile von alten Tempeln sorgfältig zusammengeschichtet lagen, wie Christbescheerungen für Antiquitätenliebhaber — „il campo vaccino!“ nannte er das, — ich glaube, es war das Forum; hierauf zeigte er mir den Palast der Beatrice Cenci, die Judenstadt, das Marcellustheater, den Vestatempel, und jedesmal, nachdem er mir eines dieser Monumente erklärt hatte, sagte er: „Bin ich nicht ein gewissenhafter Kutscher? Mancher führt Sie nur so von einem Hause zum andern, was sehen Sie — nichts! ... Steine! ... Ich aber sage Ihnen, das ist das Colosseum, das ist der Porticus der Octavia, und die Steine erhalten sogleich eine Bedeutung!“ Dann setzte er mich vor dem Hôtel ab und sagte dabei sehr ernsthaft: „So, jetzt kennt die Signora Rom.“

Es war beim Dessert, die Baronin sah sehr unzufrieden aus. „Ich würde Dich bitten,“ sprach sie, sich erhebend, „erstens in Zukunft nicht mit einem Droschkenkutscher Conversation zu machen, und zweitens, Dich bei Deinen Spazierfahrten keiner Botta (ein römischer Einspänner) zu bedienen, das schickt sich nicht. Du hast nie den geringsten Tact.“

Zinka, die ganz eben so empfindlich wie verwöhnt war, wechselte die Farbe.

„Laß sie doch, Mama, warum soll sie nicht ein wenig italienisch reden, und in einer Botta fahren,“ sagte Sterzl, der sich mit seiner Mutter von früh bis Abends hechelte.

Indessen benutzte Sempaly den Augenblick, um Zinka zuzuflüstern: „Ich kann Ihnen zwar nicht versprechen, Sie so zu unterhalten, wie Ihr Kutscher, aber, wenn Sie erlauben, so möchte ich Ihnen gern Ihr verlorenes Rom wieder finden helfen.“

„Kennen Sie sich hier gut aus?“ frug Zinka mit naiver Unhöflichkeit.

„Ich bin der Laquais de place der Verwickelungsanstalt,“ erwiderte er lachend; „mein einziges ernstliches Geschäft besteht darin, allen durchreisenden Oesterreichern Rom zu zeigen.“

Der Abend verlief sehr heiter. Die Baronin sagte noch ein paar Dummheiten und Sempaly schwieg dazu mit dem höflichsten Ernst. Er war überhaupt den Abend musterhaft. Die Baronin war von seiner „Bescheidenheit“ geblendet, Sterzl nicht. Der fühlte, daß sie nur ganz äußerlich und nur ein aristokratisches Kunststückchen sei.

Aber die Ankunft seiner kleinen Lieblingsschwester hatte ihn merkwürdig gut gestimmt. Er ließ zwar ein paar von seinen markigen Aphorismen gegen die Clericalen vom Stapel und schimpfte ein wenig über die römische Gesellschaft; doch Zinka fuhr ihm jedesmal mit allerlei anmuthigem Unsinn dazwischen, und über ihrem Geplauder vergaß er alles Andere.

Schließlich forderte er sie auf, ein mährisches Volkslied zu singen. Sie setzte sich an das Hôtel-Pianino und begleitete sich selbst. Ihre süße, aber

Digitized by Google

schwache und umflorte Stimme hatte etwas Mystisches, Legendenhaftes ihr Vortrag die wehmüthige Träumerei des echten Slawenthums.

Sterzl, der beim Anhören einer Oper gähnte, lauschte ihrem Gesang, den Kopf in die Hand gestützt, mit einer Art Schwärmerei.

Auch in Sempaly, der trotz seines ungarischen Namens ein geborener Mähre war, weckten Zinka's einfache Weisen Echos reiner, frischer, im Weltenwirbel verwischter Jugendempfindungen. Da sie geendet, dankte er ihr mit einfacher Innigkeit.

Zinka hatte ein Aprilwetter-Temperament. Nachdem sie ihren Zuhörern, und sich selbst auch, die Thränen in die Augen gesungen, fiel es ihr plötzlich ein, muthwillig in ein Couplet von Lecocq überzuspringen, das sie in Nizza von der Judic gehört hatte.

Für Zinka war der Text desselben, welchen sie mit großer Selbstzufriedenheit zum Besten gab, offenbar Chaldäisch, was jeder Vernünftige merken mußte. Die Baronin aber war außer sich.

„Zinka!" rief sie im höchsten Affect, „ich begreife Dich nicht, was müssen sich denn die Herren von Dir denken?"

„Machen Sie sich darüber keine Sorgen," sagte der General.

Zinka zitterte; ihr kleines, weißes Gesicht zuckte vor Aufregung. Nun aber legte sich Sterzl in das Mittel; „es gehört oft guter Wille dazu, sich in meine Schwester hinein zu verstehen," sagte er, sich an Sempaly wendend; dann fuhr er mit seiner großen, schweren Hand sehr zart über Zinka's blonden Scheitel und meinte: „mach' Dir nichts daraus, Schmetterling; aber für Dein Alter bist Du wirklich noch ein bischen zu dumm!"

Als um Weniges später Sempaly mit dem General das Hôtel de l'Europe verließ, lauteten seine ersten Worte: „Erklären Sie mir, wie es kommt, daß die Kleine trotz ihrer albernen Mutter so engelsrein, ... so ... „Boticelli" geblieben ist?"

IX.

Ein böhmisches oder polnisches Bergwerk wurde um diese Zeit durch irgend ein Elementarunglück verheert; über fünfhundert Familien waren durch die Katastrophe brotlos geworden.

Natürlich benützte man augenblicklich die Gelegenheit, sich durch glänzende Wohlthätigkeitsbälle zu zerstreuen, durch großartige Geldopfer Orden zu erjagen, und durch allerhand vehement menschenfreundliche Demonstrationen die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zu ziehen.

Die Gräfin Ilsenbergh war nach reiflicher Ueberlegung zu der Ueberzeugung gekommen, daß, da die beiden Gesandtschaften durch tiefe Trauer verhindert waren, gerade um diese Zeit etwas Festliches zu unternehmen, es an ihr sei, Derartiges in Scene zu setzen.

Die Räume des Palazzo *** waren wie geschaffen zu einer großen Fête. Nach langem Hin- und Herfinnen wurde beschlossen, der philantropischen Veranstaltung einen dramatischen Charakter zu geben. Zur Aufführung wählte man eine Operette, ein Proverbe von Musset und mehrere lebende Bilder. Eine Sammlung sollte den Abend beschließen.

Digitized by Google

Die Gräfin Gandry entwickelte bei dem ganzen Unternehmen die anerkennenswertheste Rührigkeit. Sie stand mit der Villa Medici — der französischen Akademie in Rom — auf sehr gutem Fuß, sorgte denn auch für die Ausführung der Coulissen, für die künstlerische Zusammenstellung der Kostüme, und wußte sich in jeder Beziehung nützlich zu machen.

Bis zu einem gewissen Moment ging auch Alles wie auf Rädchen. Die Operette — natürlich œuvre inédite, und zwar eines russischen Privatgenies, das sich sehr viel darauf einbildete, nicht Noten lesen zu können — war bald besetzt. Sie beschäftigte nur drei Personen und gab Anlaß zu einer hübschen Rococo-Maskerade und zur Einlage von pikanten Pariser Couplets.

Mrs. Ferguson, welche keine Gelegenheit verschmähte, sich das Haar zu pudern und Schminke und Schönheitspflästerchen aufzulegen, sang die Sopranpartie; Crespigny übernahm es, die Rolle eines Ehemannes oder Vormundes in Schlafmütze und geblümtem Schlafrock zu spielen, und ein junger Maler aus der Villa Medici, ein M. Barillat, der sich allezeit bereit zeigte, ein geschmackvolles Costüme zu zeichnen oder anzuziehen, wurde mit der Liebhaberrolle betraut.

Auch die Besetzung des Musset'schen Proverbes bot keine Schwierigkeiten. Wie es sich aber um das Arrangement der Tableaux handelte, stockte plötzlich das ganze Vorhaben. Anfangs waren die Damen natürlich Feuer und Flamme dafür gewesen, ihre Schönheit unter den kleidsamen Umständen eines lebenden Bildes bewundern zu lassen. Der Ueberschuß aller Derjenigen, die ihre Mitwirkung anboten, verursachte dem täglich bei der Gräfin Ilsenbergh debattirenden Comité die ersten Verlegenheiten. Dann traten große Reibungen und Zwistigkeiten hervor; die Damen waren nicht einverstanden mit der Wahl der Bilder, verurtheilten die ihnen angewiesenen Costüme als nicht kleidsam, die ihnen angewiesenen Stellungen als nicht vortheilhaft; jede, der man eine Nebenfigur proponirte, fühlte sich tödtlich beleidigt; eine anerkannte Schönheit, die besonders auf ihr linkes Profil hielt, hätte um keinen Preis der Welt ihr rechtes der Kritik des Publikums ausgesetzt, u. s. w., u. s. w. —

Und dann auch, — traurige Verlegenheit! fast alle brauchbaren Männererscheinungen der Clique legten den unbesiegbarsten Widerwillen gegen lächerliche Maskeraden an den Tag, und lehnten die einschmeichelndsten Einladungen des Damencomités kategorisch ab.

Sempaly, dem man vorgeschlagen hatte, einen römischen Imperator zu personificiren, wollte nichts davon hören, rosa Tricots anzuziehen und sich mit einem Bachantenkranz krönen zu lassen; und Truyn hatte zu dem Vorschlag, eine Allongeperrücke aufzusetzen, nur mit den Achseln gezuckt.

Siegburg — man nannte ihn immer den kleinen Siegburg, obzwar er beinahe sechs Fuß maß — entschloß sich, nachdem er sich mit sehr vielem Humor gegen die Bitten des Damencomités vertheidigt, gutmüthig dazu, den Pierrot in einem Rococobild zu stehen, bei dem die Bulpini'schen Kinder mitwirken sollten, und Sterzl, den Se. Excellenz persönlich darum angegangen, nahm, wenn auch verdrießlich, den Vorschlag an, den Henker in dem Jane Grey-Tableau nach Delaroche darzustellen.

Digitized by Google

Dieses Tableau sollte den Glanzpunkt des Abends bilden, mit keinem andern hatte sich Barillat auch nur annähernd so viel Mühe gegeben; die Rolle der Jane Grey war von einer berühmt schönen blonden Engländerin Lady Henrietta Stair übernommen worden.

Da, wenige Tage vor der Vorstellung, erkrankte die Lady Henrietta an den Masern. Die Verlegenheit des Comités war groß, als die Nachricht dieses Mißgeschicks eintraf. Noch denselben Abend wurde das Comité und sämmtliche Mitwirkende zusammen berufen, um bei einem freundschaftlichen Thee im Palazzo *** die Sache zu berathen. Man erschien fast vollzählig; nur Sterzl, dem dieser ganze „Wohlthätigkeitskrawall", wie er es nannte, widerwärtig war, hatte sich entschuldigen lassen.

Jede Dame glaubte sich heimlich berufen, die Lady Jane zu stehen oder vielmehr zu knieen; Mrs. Ferguson aber war die erste, welche ihren Gedanken Worte lieh und sich heroisch antrug, die Rolle der erkrankten Lady Henrietta zu übernehmen.

Zur allgemeinen Verwunderung legte diesmal Sempaly, der bis dahin sein Interesse an dem philantropischen Werke nur durch die ausgesuchtesten Spötteleien bethätigt, und bald die lebenden Fackeln Siemiradzky's, bald Makart's Einzug Karl's V. als besonders zur Darstellung geeignete Bilder vorgeschlagen hatte, energisch ins Mittel.

„Ihre Opferwilligkeit, Mrs. Ferguson, wird täglich anerkennenswerther," sagte er.

„Dear me!" erwiderte sie naiv, „was ist denn das für ein Opfer, sich aus einem alten modernen Kleide ein neues historisches machen zu lassen?"

„Das ist freilich kein Opfer," entgegnete Sempaly ruhig; „aber ein großes Opfer ist es entschieden für eine Dame, sich in einer Rolle zu zeigen, die ihr so außerordentlich schlecht paßt, wie Ihnen die Jane Grey."

Mrs. Ferguson lächelte wie ein hübsches kleines Raubthier. „Ah!" sagte sie, „Sie finden vielleicht, daß ich nicht die grâce touchante besitze, von welcher Monsieur Barillat stets so viel spricht."

„Eben so wenig als die grâce efficace," sagte Sempaly ernsthaft.

Während die Damen nun erregt unter einander debattirten, fand Sempaly Gelegenheit, Barillat unbemerkt ein paar Worte ins Ohr zu sagen; Barillat zuckte freudig zusammen.

Nun trat er an die Gräfin Ilsenbergh heran: „Ich hätte Ihnen noch einen Vorschlag zu machen, Frau Gräfin, es ist mir Jemand eingefallen . . ."

„Irgend eine neu importirte Amerikanerin," rief lachend die Gandry, „oder ein Modell mit entsprechender grâce oder blondem Haar?"

„Die Damen können davon überzeugt sein, daß ich mir nie erlauben würde, ihnen ein Modell vorzuschlagen," versicherte Barillat; „nein, nein, es handelt sich um eine außerordentlich liebenswürdige Persönlichkeit: Frl. Sterzl, ich habe sie vorgestern bei Lady Julia Ellis kennen gelernt, — eine Oesterreicherin, — Sie müssen ihr doch gewiß schon begegnet sein."

„Ich hatte nicht das Vergnügen," sagte die Gräfin Ilsenbergh trocken.

„Ach, das Fräulein paßt Ihnen nicht," murmelte Barillat betroffen.

Digitized by Google

Die Gräfin räusperte sich.

„Mein Gott!" warf Mme. Gandry, durch den Hochmuth der Oesterreicherin gereizt hin, „Sie fassen die Sache wirklich zu ernst auf. Warum sollte denn die kleine Sterzl nicht mitwirken? Bei solchen Gelegenheiten zieht man in Wien, wie ich gehört habe, sogar Schauspieler zu."

„Das ist etwas ganz Anderes," erwiderte die Gräfin Ilsenbergh.

Die Gräfin Gandry zuckte die Achseln, ihre Aufmerksamkeit einer anderen Schwierigkeit des Unternehmens zuwendend, und die Oesterreicherin winkte indessen ihren Vetter Sempaly zu sich heran.

„Ich bin dieser Sache schon recht herzlich überdrüssig," rief sie ihm entgegen. „In Oesterreich habe ich mich doch oft genug an Wohlthätigkeitsveranstaltungen betheiligt, und es ist Alles immer ohne Verdruß abgelaufen, ... hier aber ..."

„Ja, bei uns in Oesterreich herrscht entschieden mehr Ordnung," sagte Sempaly mit Gefühl.

„Die Leute hier sind so ungezogen, Jeder will die erste Geige spielen," sagte die Gräfin.

„Das macht die republikanische Strömung," bemerkte Sempaly.

„Und jetzt noch diese Unannehmlichkeit mit dem Jane Grey-Bild," seufzte die Gräfin. „Die Stair muß sich auch gerade diesen Moment aussuchen, um die Masern zu bekommen."

„Engländerinnen sind immer rücksichtslos," versicherte Sempaly ernsthaft.

„Hast Du vielleicht die junge Sterzl schon kennen gelernt?" frug die Gräfin.

„Ja."

„Wie sieht sie denn aus?"

„Wie? — Sehr hübsch sieht sie aus —"

„Und im Uebrigen? ..."

„Im Uebrigen sieht sie so ziemlich aus, wie unsere jungen Mädchen. Es ist wirklich ein ganz merkwürdiges Naturspiel! Sie soll auch im näheren Umgang sehr nett sein; die Vulpini ist ganz entzückt von ihr."

„So! — Barillat will sie durchaus für die Jane Grey haben; und so soll er denn in Gottes Namen seinen Willen durchsetzen," rief die Gräfin, „wenn Marie Vulpini mir die junge Sterzl bringt, so ist es mir recht!"

„Wie, Fritzi? Die Sterzl soll Dir zu Deinem Tableau stehen und Du willst ihre Mutter nicht einladen?" lachte Sempaly.

„Nun, einladen! ... Zur Vorstellung natürlich, da lade ich ja Krethi und Plethi, die ganze Plutokratie und sogar die englische Geistlichkeit und kosmopolitische Künstlerschaft."

„Sammt Familie, Fritzi? Du bist wirklich zu bewundern," spottete Sempaly.

„Aber die Proben sind so intim ..." seufzte sie. — —

Die Zeit indessen drängte.

„Meinetwegen!" sagte die Gräfin Ilsenbergh resignirt und machte den nächsten Morgen den Damen Sterzl höflich einen Besuch, um von Zinka deren

Digitized by Google

Mitwirkung zu erbitten. Da sie ebenso tactvoll als hochmüthig war, gelang es ihr sehr bald, nicht nur Zinka, sondern selbst den spröden und empfindlichen Cécil mit dem Factum zu versöhnen, daß das junge Mädchen endlich doch nur als Aushilfe und aus Noth im letzten Moment eingeladen wurde, an der Aufführung Theil zu nehmen.

Uebrigens war Cécil nicht ganz einverstanden mit der Idee, die Schönheit seiner Schwester bei einem Tableau zur Schau zu stellen, und fügte sich nur, um Zinka, der die Aussicht, „stumme Komödie" zu spielen, ein kindisches Vergnügen machte, nicht die Freude zu verderben. Er vergötterte seine kleine Schwester und konnte ihr nichts abschlagen.

Der Abend des Festes kam. Die Vorstellung wurde in einem ungeheuern, beinahe völlig mit Spiegeln verkleideten Saal gegeben, von dessen mit etwas barocken Goldschnörkeln und Fresken verzierter Decke eine Reihe wunderſamer, venetianischer Lustres herableuchtete.

Trotz seiner Größe war der Saal überfüllt; die höchsten Persönlichkeiten saßen auf einem Extra-Teppich in vereinsamter Herrlichkeit an der Spitze des übrigen, leider etwas gemischten Menschentrosses. Elegante Männererscheinungen drückten sich gegen die Wände, der ganze Saal glich einem Meer von schillernder Seide und funkelndem Gestein.

Die Fürstin Vulpini, welche der Gräfin die Honneurs machen half, schwebte anmuthig und freundlich, dabei etwas blaß und abgespannt, um den Rand der Menge, und Gräfin Ilsenbergh selbst repräsentirte mit ihrer königlichen Würde, die sie bei großen Gelegenheiten so gut kleidete.

Wenige Frauen wußten ein Brillantdiadem zu tragen, wie die Fritzi Ilsenbergh — diese Gerechtigkeit mußte ihr selbst ihr ungezogener Vetter Sempaly widerfahren lassen.

Der große Succeß des Abends war nicht das Musset'sche Proverbe, in welchem die Gandry mit dem vielseitigen Barillat einen Wortstreit fein nüancirter Pointen genau nach den Traditionen des Théâtre français abspielte; nicht die Operette, in welcher Mrs. Ferguson hinreißend hübsch aussah und den „sentier convert" zum Entzücken sang; der große Succeß des Abends war nicht einmal das Kinderbild, aus welchem die kleinen Vulpini's wie ein Strauß frisch gepflückter Rosenknospen herauslächelten — der große Succeß des Abends war „die Enthauptung der Lady Jane Grey".

Sterzl's Gesicht bei diesem Tableau war eine Tragödie. Die ganze Verwirrung eines sein Opfer anbetenden Henkers stand darauf zu lesen. Und Zinka! — mit betrübt in den Himmel hinüber schwärmendem Lächeln, die ganze Haltung voll heiliger Ergebung und doch rührend kindischer Angst, so personificirte sie völlig das arme, schuldlose Wesen, vor dessen Anmuth der Henker die Augen niederschlägt! Ein Streichquartett spielte das Allegretto aus Beethoven's siebenter Symphonie. Der schwermüthige musikalische Hintergrund erhöhte die Poesie des Ganzen.

Träumerisch leise durchbebte das traurige Allegretto den Saal, wie das Schlummerlied, mit dem ein Engel eine im Menschenleid noch ringende Seele in den Frieden des Himmels hinüber singt.

Digitized by Google

Die Villa Medici, welche zur Begutachtung des malerischen Effects in corpore sammt ihrem Director eingeladen worden war, entschied, daß diese Aufführung alle früheren, von dem Bilde veranstalteten weit übertroffen habe, — die Gräfin Ilsenbergh vergaß über den Erfolg des Tableaus sogar allen damit verbundenen Verdruß.

Nach der Sammlung, welche ungemein glänzende Resultate aufwies, verlor sich das Gros der Gäste. Ilsenbergh, würdig lächelnd, das Bild feudaler Philanthropie, hatte allen Mitwirkenden seinen Dank ausgedrückt und den Damen geschmackvolle Bouquets überreicht. Das Fest hatte seinen quasi officiellen Charakter verloren und den einer intimen Soirée angenommen.

Zinka saß in einem Nebensalon von einer Schar junger Römer und Franzosen umgeben. Da sie zu den seltenen Damen gehörte, denen diese Huldigungen ihnen persönlich gleichgültiger Männer nicht das geringste Vergnügen machen, so begegnete sie den enthusiastischen Verzückungen dieser jungen Herren mit der kühlsten Nonchalance.

Sie hatte soeben um ein Eis gebeten und Norina präsentirte ihr dasselbe kniend und verharrte dann in dieser Position, um ihr die bombastischsten Schmeicheleien zu sagen. Zinka, solcher südländischen Zudringlichkeit ungewohnt, machte ihm eine ärgerliche kleine Bemerkung, die nichts nützte, als Sempaly herbeitrat und ihm in seiner, jungen Männern gegenüber meist abrupten Art zurief: „so stehen Sie doch auf, Norina, Sie sehen ja, daß Ihre Huldigungen nicht gewürdigt werden."

Uebellaunig schnellte der Prinz empor, Sempaly zog ein Tabouret an Zinka heran und hatte sie wie gewöhnlich in den nächsten fünf Minuten vollständig monopolisirt.

„Meine Cousine ist Ihnen eine ausgibige Kerze schuldig," sagte er mit seiner singenden Stimme. „Sie haben das ganze Unternehmen gerettet. Ich kann solche Privatvorstellungen eigentlich nicht leiden, aber das Jane Grey-Tableau war wirklich schön!"

„Mir hat das Proverbe auch ungemein gefallen. Madame de Gandry's Spiel war voll Geist."

„Bah! gegen solchen Geist bin ich abgestumpft," versicherte er.

„So," lachte sie, „mir scheint, Sie leiden an allgemeiner Blasirtheit."

„Was nennen Sie eigentlich Blasirtheit?" fragte er.

„Ich? Was ich so nenne? . . . Nun, jene Müdigkeit der Seele und des Herzens, die man durch die Strapazen eines anhaltenden Genußlebens erzielt, und die übrigens zu jeder fashionablen Charakterausstattung gehört."

„Hm!" meditirte Sempaly, „so etwas zwischen einer Krankheit und einer Affectation?"

„Ja," erwiderte sie; „mit einem Wort, Blasirtheit ist der Weltschmerz der Stutzer."

Sempaly tauchte einen forschenden Blick in ihre Augen. „Ihre Definition ist brillant," sagte er, „ich werde sie mir notiren; aber auf meinen Zustand paßt sie nicht, ich bin nicht blasirt. Mich läßt nichts gleichgültig; das Falsche oder nur oberflächlich Gute und Hübsche irritirt mich, wenn ich aber irgend

Digitized by Google

etwas Schönem, Edlem und Echtem begegne, so weiß ich es anzuerkennen und zu bewundern wie wohl sobald kein Zweiter."

Indessen hatte sich der prix de musique aus der Villa Medici an das Clavier gesetzt und war aus einer etwas prätentiösen Improvisation plötzlich in einen Straußischen Walzer hinüber geglitten. Die Gräfin Ilsenbergh hatte nichts dagegen, daß man zu tanzen versuche und bald drehten sich mehrere Paare unter den flimmernden Lustern.

Sempaly stand auf. „Dürfte ich bitten?" sagte er sich leicht vor Zinka verbeugend. Sie traten mitsammen in den Ballsaal.

Zinka zeichnete sich durch die hübsche Eigenthümlichkeit aus, beim Tanzen nicht roth, sondern eher blaß zu werden. Ihre Bewegungen hatten nichts lebhaft Hüpfendes, sondern etwas träumerisch Gleitendes. Sie sah unvergleichlich anmuthig beim Walzen aus.

Das Lieutenants- oder Cadettenvergnügen des Tanzes um des Herumwirbelns willen existirte für Sempaly längst nicht mehr. Er tanzte nur mit Personen, die ihn ganz besonders interessirten. Das war allgemein bekannt.

„Hm!" sagte Siegburg, kopfschüttelnd an den General v. Klinger herantretend, der von einer Fensternische aus das schöne Paar beobachtete; „aus meiner Partie mit Fräulein Sterzl wird, scheint mir, nichts."

„Haben Sie die Luft verloren?" frug ihn der General trocken.

„Durchaus nicht — im Gegentheil," erwiderte er, „aber meine Chancen stehen, glaube ich, vorläufig ziemlich schlecht; scheint Ihnen das nicht auch?"

Er blickte dem alten Herrn in die Augen — dieser verstand ihn und schwieg.

„Sie tanzt reizend, — ich habe nie ein Mädchen hübscher tanzen sehen. Wie sie den Kopf hält!" murmelte er. Plötzlich schoß ein lustiges Licht durch seine verschlafenen Augen. „Sehen Sie doch Fritzi's Gesicht an, — diese Consternation! Wahrhaftig eine Niobe! . . ."

X.

Sempaly verkehrte mit Sterzl's täglich intimer, duzte Cécil, machte Zinka die Honneurs von Rom und diniirte oder frühstückte zwei- bis dreimal die Woche bei der Familie.

Seit den Ilsenbergh'schen Tableaux ging Zinka sehr viel in die Welt. Sie war in die Mode gekommen. Die Herren lagen ihr überall zu Füßen, die Damen wollten alle von ihr Volkslieder singen lernen. Sie behandelte die Herren sehr gleichgültig, und zeigte sich ungemein zuvorkommend gegen Damen, hauptsächlich gegen solche, um die sich Niemand kümmerte, was ihre Popularität noch erhöhte.

Truyn's Töchterchen, ein graziöser Wildfang, der regelmäßig drei Mal die Woche seiner Kammerjungfer kündigte, Alles lernen wollte, vom Latein bis zur Aquarell-Malerei und sich mit keinem Lehrer, außer mit Truyn selbst, vertrug, hatte einen wahren Cultus für Zinka und war im Verkehr mit ihr fügsam wie ein Lamm. Die Fürstin Vulpini freute sich über den bändigenden Einfluß Zinka's auf ihre kleine Nichte und nannte Zinka „eine wahre trouvaille!" und Lady Julia Ellis, die Zinka's Bekanntschaft schon vor zwei Jahren in Meran

Digitized by Google

gemacht hatte, war stolz darauf, diejenige gewesen zu sein, welche sie in Rom eingeführt. Wenn die Baronin Sterzl nicht ausgehen konnte, so war Lady Julia stets freundlichst bereit, Zinka zu chaperoniren und an Lady Julia's Mittwochen mußte Zinka ihr helfen, die Gäste zu empfangen und den Thee zu machen.

Die Gräfin Schalingen, Stiftsdame und leidenschaftliche Malerin, voll von jenem sentimentalen Kunstsinn, den die Franzosen „romance" nennen, und der den Standpunkt Winterhalter noch immer nicht ganz überwunden hat, nannte Zinka „delicios", machte mit ihr Ausflüge, besuchte mit ihr alle Antiquare und malte sie schließlich für die Fürstin Vulpini auf einen Handschirm, Kopf und Oberkörper in ein duftiges, fliegendes Gewand gehüllt, aus dem Kelch einer Lilie heraus wachsend. Ehe vierzehn Tage verstrichen waren, hatte ein Amerikaner sich nach ihren Ahnen und der schöne Crespigny nach ihrer Mitgift erkundigt. Norina machte ihr hinter dem Rücken seiner Gebieterin den Hof und Mesdames Gandry und Ferguson spendeten ihr die Huldigung einer maßlosen Eifersucht.

Aber alles dies verdrehte ihr nicht im Mindesten den Kopf, setzte sie nicht einmal in Erstaunen. Man hatte sie von Jugend auf so verwöhnt; wo sie sich bisher gezeigt, hatte sie Freunde gefunden. Sie freute sich, wenn man gut gegen sie war, aber im Grunde genommen hätte es sie sehr gewundert, wenn man anders gewesen wäre.

Sempaly hatte sie „botticelliartig" genannt, dies Beiwort aber nur auf ihr inneres Wesen bezogen. Aeußerlich hatte Zinka nichts von der engbrüstigen Anmuth der Primitiven. Viel eher erinnerte sie an die Pastells von Latour oder auch noch an einen viel späteren Typus des achtzehnten Jahrhunderts, den der Lamballe. Sie hatte nie den conventionellen rosigen Blondinen-Teint, sondern war selbst in ihrer frischesten Jugend blaß, mit hellsepiafarbigen Schatten um die Augen, — ihr Haar, bauschig, natürlich gewellt, schillerte zwischen hellbraun und roth. Ein leichter Flaum milderte die Linie des Haaransatzes, ohne die Stirn zu verstecken, und dies verlieh ihrem Gesichtchen einen ungemein offenen Charakter. Sie war mager, ohne eckig zu sein, hatte lange, schlanke Arme und schmale, manchmal leicht geröthete Hände. Ihr phantastisches Temperament schwankte zwischen sinnender Träumerei und lustigem Uebermuth; ihr Gang war meistens frei und leicht, manchmal wieder fast linkisch, wie der „eines Engels, der seine Flügel schleppt," sagte Sempaly. Ihre umflorte und vibrirende Stimme mahnte an die tiefern Töne einer Amatigeige. Sie war ungestüm wie ein Knabe, graziös, wie eine Wassernixe und naiv, wie ein sechsjähriges Kind — von jener beinahe herben Naivetät eines Mädchens, das hauptsächlich von Männern erzogen worden ist.

Alle ihre Ansichten trugen den Stempel träumerischer Weltentrücktheit, schwärmerischer Herzenstiefe.

Sie hatte französische und englische Gouvernanten gehabt und sogar ein Jahr im sacré cœur zugebracht. Den größten Einfluß auf ihre Erziehung jedoch hatte ihr Vormund, der General Sterzl, geübt — ein geschneidter Sonderling mit einer großen Antipathie gegen sentimentale Mädchenfreundschaften und die sogenannte Routine, welche man sich durch frühen Verkehr

Digitized by Google

mit der Welt aneignet. Ihm dankte es Zinka, daß selbst Gräfin Ilsenbergh einmal ein gutes Wort für sie fallen ließ, indem sie von ihr sagte: „das Eine muß man ihr lassen, sie ist gar nicht geziert, sie ist so natürlich, wie unsere jungen Mädchen."

XI.

„Arme Coralie!" seufzte die Baronin oft, — „wie schade, daß sie nicht hier ist, das wäre etwas für sie!"

„Ja," meinte Sterzl hierauf jedesmal mit seinem trockenen Humor, „sie hat sich übereilt."

Und die Baronin hob die Augen gegen den Himmel.

Besagte Coralie war nämlich die älteste und liebste Tochter der Baronin. Aus unglücklicher Liebe zu irgend einem hartherzigen Edelmann hatte sie schon vor drei Jahren den Eitelkeiten dieser Welt entsagt, aber — als würdiges Kind ihrer Mutter — selbst in ihrem Schmerz und in ihrer Verzweiflung nicht vergessen eine klösterliche Zufluchtsstätte zu wählen, in welcher die Nonnen in „Damen" und „Schwestern" eingetheilt werden, die ihrer Obhut anvertrauten Kinder cache-cache anstatt Verstecken spielen und die Vorrathskammer „dépense" genannt wird.

„Arme Coralie!" seufzte die Baronin, hierauf verfügte sie sich an ihren Schreibtisch, um Briefe zu schreiben über die Herrlichkeiten ihres römischen Aufenthalts an alle ihre Freunde und Verwandten zu Hause, besonders an ihre Schwester, die Baronin von Wolnitzky. Die Sterzl war der Typus jener ganz besonders österreichischen Gesellschaftskategorie, welche man, weiß Gott warum, als die „Zwiebelnoblesse" bezeichnet.

Die „Zwiebelnoblesse" ist bekanntlich eine kleine Filiale der österreichischen Societät, eine Stiefschwester der Aristokratie, ein Conglomerat von resignirten adeligen Ausgemusterten und prätentiösen bürgerlichen Remonten, die einander gegenseitig ausnützen. In diesen Kreisen ist fast Jeder Baron, und jede Frau absolut Baronin.

Man ist in diesen Kreisen gewöhnlich arm, aber über alle Begriffe vornehm! Man ertheilt seinen Kindern Zurechtweisungen in schlechtem Französisch und näselt mit seinen Altersgenossen „Societätsdeutsch" im gedehntesten Jargon; man gibt seinen Gästen nichts zu essen, aber man servirt ihnen Familiensilber und immer denselben alten Junggesellen, der sich die Haare färbt und den ganzen Almanach von Gotha auswendig kann. Man ist ungemein orientirt über die „Gesellschaft," man weiß genau, wie viel Dutzend Hemden die Fiffi X . . . zur Ausstattung bekommt, warum das Verhältniß zwischen der Steffi O. und dem Mucki A. auseinander gegangen ist u. s. w.

Heut zu Tage ist freilich die „Zwiebelnoblesse" mit verschiedentlichen anderen Auswüchsen der Cultur zum größten Theil vom liberalen Fortschritt verschlungen worden, d. h. von der Finanz.

Noch im vorigen Jahre hatte die Baronin, an der Treppe des Opernhauses spähend, die ersten Ranglogen — damals wurden dieselben von der Aristokratie monopolisirt — an sich vorbei defiliren lassen, um adelige Toilettendetails zu beobachten und adeligen Klatsch von adeligen Lippen zu hören.

Digitized by Google

In Rom lebte sie im Herzen der Gesellschaft. Ihre Glückseligkeit kannte keine Grenzen und in der höheren Exclusivität machte sie täglich die erbaulichsten Fortschritte. Die Gräfin Ilsenbergh war darin bald eine Stümperin gegen sie. Am amüsantesten aber war sie, wenn sie in der „Welt" mit ein paar bürgerlichen Landsleuten zusammentraf.

Gerade jenen Winter hielt sich in Rom ein gewisser Herr Brauer auf, ein alternder Geck mit einer sehr schönen Frau, die er gerne von jungen Aristokraten bewundern ließ. Mit einigen Empfehlungen ausgestattet, revierte er sammt seinem reizenden Ehegespons recht selbstzufrieden in den weitern Kreisen, so zu sagen auf dem Boulevard extérieur der Gesellschaft, ohne eine Ahnung zu haben von der Länge der Rue des martyrs. Die Baronin hörte nie auf, sich dessen zu verwundern, daß man „diese Leute" empfange.

Sie war immer sehr elegant gekleidet, sie gab vorzügliche kleine Diners, sie hatte das correcteste Coupé, den bequemsten Landau, ihr Kutscher das glattrasirteste Imperatorengesicht und die hellste Livrée in ganz Rom. Ihre Manieren befanden sich in stetigem Wechsel, da sie sich nach einander alle Eigenthümlichkeiten der sämmtlichen tonangebenden Damen von Rom anzueignen versuchte.

Sie war außerordentlich unbeliebt in der Gesellschaft und langweilte sich in Folge dessen in derselben auch grenzenlos. Auch hatte sie eine nie rastende Angst wegen ihrer socialen Position und litt ununterbrochen die Qualen eines Menschen, welcher sich abmüht, beständig auf den Fußspitzen zu gehen.

Ihr einziges wirkliches Vergnügen während dieser Zeit, die sie immer als die glücklichste ihres Lebens pries, bestand darin, die oben erwähnten Briefe zu schreiben, nach Hause — und besonders, wie gesagt, an ihre Schwester, die Baronin Wolnitzky in Böhmen. Sie brauchte ein Publicum für ihre Triumphe, und wie alle kleinlichen Naturen, kannte sie keinen größeren Genuß, als Neid zu erregen. Manchmal las sie Zinka ihre Briefe vor, denn sie war sehr stolz auf ihren geschraubten Stil. Zinka fühlte sich ein wenig beunruhigt durch diese schwungvollen Aufsätze, welche jedesmal mit den Worten endigten: „Wie schade, daß Ihr nicht hier seid. Wir würden uns unendlich freuen, Euch hier zu haben."

„Gib Acht, Mama, sie nehmen Dich am Ende beim Wort und kommen herunter."

„Ach, was Dir nicht einfällt," sagte, ihre Epistel zusammenfaltend, mit größter Seelenruhe die Baronin, „sie haben ja kein Geld."

XII.

Tief in die Erde gesunkene Hütten, grünbemoste Strohdächer, grünblühende Pfützen, hie und da eine alte Linde, ein mächtiger Birnbaum, dessen verkrümmtes Geäst sich hart und schwarz gegen einen hellgrünen Winterhimmel abzeichnet, ein bis an den Rand gefüllter Teich, auf dem drei vereinzelte Gänse schwimmen; eine morastige Straße, über die sich eine Reihe von quietschenden Pflügen schleppt, die mit struppigen Gäulen bespannt sind, — ein böhmisches Dorf und am Rande desselben ein verfallener Edelhof mit einem Wappen über dem eingesunkenen Thor, das zwischen einem Schweinestall und einer Hundehütte steht. Der un-

Digitized by Google

poetischen böhmischen Sitte gemäß befindet sich das Schlößchen — es ist ein viereckiges Gebäude mit einem schindelbedeckten Mansardendach — an einer Seite des Meierhofes und die Fenster des Salons sehen sogar direct auf einen ungeheuren Düngerhaufen, auf welchem soeben mehrere Mägde im Begriffe stehen, mit Mistgabeln herumzustechen, bei welchem Geschäft sie ein kurzer gedrungener Mann mit einem wetterverdorbenen Jägerhut und einer Jagdweste beobachtet, aus deren gesteppten Seidenärmeln überall die Watte herausplatzt. Er raucht eine Pfeife, deren Porzellankopf mit einer münzengeschmückten Odaliske bemalt ist, hat ein großes rothes Gesicht und violette Ohren, sieht nichts weniger als aristokratisch aus und wechselt, beständig in sich hinein kichernd, Scherze mit den im Miste herumhantirenden Mägden.

Es ist der Baron Wolnitzky, ein Mann, der, wie manch' anderer, im Jahre 1848 sehr viel von sich hatte reden machen und seitdem vom Schauplatz der Weltgeschichte spurlos verschwunden ist.

Wie manchem fruchtlosen dürren Baum, dessen rostiges Laub man schläfrig im Septemberstaub ersticken sieht, würde man es nicht glauben, daß er dereinst im Frühling Blüthen getragen hat.

Der Baron Wolnitzky erinnerte an so einen Baum. In dem Frühling des Jahres achtundvierzig — dem Frühling allgemeiner Blüthenüberschwänglichkeit — hatte auch seine Seele geblüht. Er hatte patriotische Ideen gehabt und sie in Reimen niedergeschrieben, und seine Nation hatte ihn als Propheten gefeiert — vielleicht, weil sie einen Götzen brauchte, vielleicht, weil sie in jenen aufgeregten Zeiten schwarz von weiß nicht mehr zu unterscheiden verstand.

Er trug damals ein schönes, altslawisches Kostüm mit einem Aermelschnitt von besonders ausgesuchter Excentricität, vermählte sich mit einer patriotischen Jungfrau, die sich möglichst ausschließlich in die slawischen Farben blau, roth, weiß kleidete und ließ von der Zeit an zwei ebenfalls slawisch kostümirte Jünglinge mit Hellebarden an dem Thor seiner Residenz Wache stehn.

Aus einer schon vor mehreren Generationen ausgewanderten Polenfamilie stammend, waren seine Connexionen nichts weniger als aristokratisch und das Vermögen, welches er besaß, hatte er sogar ausschließlich seinem Vater, der sich kurzweg Wolnitzky genannt und es als Bäckermeister erworben hatte, zu danken.

In fendalen Zeiten wäre es ihm kaum eingefallen, sein zweifelhaftes Adelspatent wieder an das Tageslicht zu ziehen; aber in der Freiheitsära konnte es ihm nützen. Zur Decoration eines demokratischen Märtyrers ist ein Adelsdiplom bald gut genug.

Während der Junirevolte floh er mit seiner Frau in irgend einer malerischen Verkleidung erst nach Dresden und von da aus nach der Schweiz, lebte dort längere Zeit in einer Genfer Pension, wo er sich als politischer Flüchtling feiern ließ, und die Pensionsvorsteherin durch seinen ungewöhnlich ausgibigen Appetit entsetzte, und kehrte einige Zeit darauf nach Böhmen zurück, wo das Jahr achtundvierzig, sammt seinen schön kostümirten slawischen Parteiführern, ein wenig in Vergessenheit gerathen war.

Er zog sich auf sein Gut zurück und wurde ein Philosoph.

Digitized by Google

Bekanntlich ist die Philosophie schon seit Diogenes' Zeiten ein Freihafen für alle gescheiterten Prätensionen.

Er ging in Hemdärmeln spazieren und spielte mit den Bauern Karten, wurde alle Tage heiterer, ordinärer, corpulenter und gefräßiger, — und wenn er noch ja etwas dachte, so war es ohne sein Dazuthun in einem schweren Traum, der auf einen zu massenhaften Genuß nationaler Leckerbissen folgte. Seine Frau, eine vierschrötige Dame, kernbrav und etwas lächerlich, ähnelte im Ganzen frappant der deutschen Mutter des Regenten Orléans, d. h. sie hatte einen sehr derben Menschenverstand und ein sehr sentimentales Gemüth, war sehr tactlos, bis zum Cynismus unzart, sehr indiscret und sehr geschwätzig. Ohne zu murren, fügte sie sich übrigens in die neue profaische Wendung der Dinge, und hatte sehr viel Kinder, von denen die meisten starben. Drei blieben übrig, zwei Söhne, die, mit den Traditionen brechend, als Infanterieofficiere dienten, und eine Tochter, in der die nationale Romantik von Neuem, und mit verdoppeltem Fanatismus aufflackerte.

Sie war Bohuslawa getauft worden, gewöhnlich aber kürzte man ihren Namen in „Sláwa“, ab, welches klangvolle Wort bekanntlich in den bedeutendsten slawischen Sprachen „Ruhm“ bedeutet. Gleich ihrer Mutter groß und vierschrötig, hatte sie jedoch ein regelmäßiges, wenngleich etwas monumentales Gesicht, von dem die Sage ging, daß es dem Apoll vom Belvedere ähnele.

Sie hatte viel Bewerber gefunden, keinen jedoch, der ihren Wünschen entsprochen hätte. In der Mitte der Zwanziger stehend, — sie war im Jahr achtundvierzig geboren — brachte sie unverheirathet und unzufrieden diesen Winter auf dem Lande zu, wo sie sich mit dem Studium von ernsten Büchern befaßte, und manchmal die Besuche eines gelbsüchtigen jungen Polen empfing, der sie grenzenlos verehrte, und für den sie selber ein herablassendes kleines Interesse zugestand. —

Der Baron Wolnitzky steht noch immer neben seinem Düngerhaufen, der große schwarze Köter, der bis jetzt ununterbrochen neben dem Thor vor seiner Hütte gebellt hat, ist, um etwas Abwechslung in die Situation zu bringen, auf seine Hütte gesprungen, von welchem erhabenen Standpunkte aus er ununterbrochen weiter bellt. Alles trieft von frisch zergangenem Schnee. Von allen Seiten tönt das Gurgeln und Niederklatschen von fließendem und fallendem Wasser. Das graue Februarzwielicht gleitet über die Erde, alles hat ein schmutziges, verdrossenes Aussehen.

Draußen knarren die schlecht geschmierten Räder eines Fuhrwerks über die Straße. Durch das baufällige Thor holpert ein Düngerkarren.

„Wie geht's in der Stadt? bringst Du die Zeitung mit?“ interpellirt der Baron den Knecht, der, die Ohrlappen seiner runden Mütze unter dem Kinn zusammengebunden, in einem übelriechenden Schafpelz auf ihn zukommt, um ihm den Ellenbogen zu küssen.

„Ja, Euer Gnaden, Herr Baron,“ sagt der Knecht, „ist auch Brief dabei.“ Damit zieht er ein in ein weißgeblümtes rothes Taschentuch geknüpftes Päckchen aus einer Tasche seines Schafpelzes.

Der Baron mustert die Schrift aufmerksam. „Schon wieder ein Brief aus

Digitized by Google

Rom," brummt er in sich hinein schmunzelnd, „muß ihn sogleich hinaufbringen, damit die Weiber 'was zu reden haben."

Die Weiber, d. i. Mutter und Tochter, saßen im Speisezimmer an einem langen, mit einem geblümten Kaffeetuch gedeckten Tisch, auf dem außer den Theetassen eine Petroleumlampe und ein Brotkorb aus rostigem Silberdraht standen. Die Petroleumlampe rauchte und der ganze Tisch machte einen ebenso verdrossenen, schlampigen Eindruck, wie das im Koth versinkende Dorf draußen.

Die Baronin, in einem lohfarbenen Schlafrock, in welchem sie würfelförmiger aussah, als gewöhnlich, ohne Haube, das spärliche graue Haar kurz geschoren, suchte schnaufend zum zehnten Male an diesem Tage auf und unter allen Möbeln die Schlüssel der Speisekammer. Bohuslawa saß indessen über einen Band Mickiewicz gebeugt, aus dem sie in etwas holprigem Polnisch mit rauher Stimme ein Gedicht vorlas. Ein junger Mann mit scharfgeschnittenem gelben Gesicht und langem schwarzen Haar, einem polnischen Schnürenrock, breitem Umschlagkragen und grünbräunlich schillernder Atlascravatte, verbesserte hie und da die Aussprache eines Wortes. Es war ihr polnischer Verehrer. Er gehörte zu der Species der Sprachlehrer mit romantischem Hintergrund, wohnte in der nächsten Stadt und kam alle Samstag auf das vier Eisenbahnstationen entfernte Gut, um Bohuslawa im Polnischen zu unterrichten, und den Sonntag mit der Familie zu verbringen.

Wann die bereits heimlich verabredete Verbindung dieser beiden Patrioten stattfinden sollte, hing von der Abwicklung eines mysteriösen Processes ab, den der junge Pole mit der russischen Regierung führte. Er hieß Wladimir de Matuschowsky und seine Urgroßmutter war eine Potocka. Wenn er keine Stunden gab, brütete er über Verschwörungen.

„Ist nichts Anderes zum Thee?" fragte der Baron mit einem scheelen Blick die altbackenen Wecken in dem Brotkorb musternd.

„Nein, die Hunde haben den Kuchen aufgefressen," gab die Baronin gleichmüthig zur Antwort. Sie befindet sich jetzt auf allen Vieren unter dem Clavier und sucht die Schlüssel unter dem Pedal.

„Dich trifft noch der Schlag," sagte Bohuslawa ärgerlich, aber nicht ängstlich, und ohne auch nur die geringste Miene zu machen, der alten Frau zu helfen.

Indem brachte ein Stubenmädchen die viel gesuchten Schlüssel auf einem verbogenen und kupfrig schimmernden Brittaniaplateau.

„J, Gott sei Dank!" rief die Baronin aus, „wo waren die Dinger?"

„Im Hundehaus, 'r Gnaden, Frau Baronin, die jungen Hunde haben sie verschleppt."

Auch in ihrer Vorliebe für Hunde ähnelte die Baronin der berühmten Herzogin von Orléans; sie stand immer im Begriff, ein halbes Dutzend junger Hunde aufzuziehen, und das Hundehaus war als ein Reservoir von allerhand unauffindbaren Gegenständen bekannt.

„Ist das ein kleines Gesindel!" rief sie zufrieden schmunzelnd über den geistreichen Muthwillen, welchen ihre geschwänzten Lieblinge schon wieder an den Tag gelegt hatten. „Geben Sie den Zucker heraus, Clara."

Digitized by Google

„Hab' eine Ueberraſchung für Euch, einen Brief aus Rom,“ brummte der Baron, die Epiſtel, welche zugleich nach Patchouli und feuchtem Schafpelz roch, ſeiner Frau zuſchiebend, worauf er nach der Rumflaſche griff, um ſeinen Thee zu würzen.

„Ach, aus Rom,“ rief die Wolnitzka, „das iſt ja prächtig. Wo habe ich meine Brille? . . . wo, wo?“ ſuchend und an ihrem Körper herumtaſtend und klopfend, wobei ihre enorme Corpulenz befremdlich ins Schwanken geräth — „ah! hier, ich ſitze darauf, gut . . . gut, Kinder,“ und ſie beginnt, die Epiſtel vorzutragen:

„Liebe Lotti! Du mußt mir's nicht übel nehmen, wenn ich Dir nicht öfter ſchreibe“ — die Wolnitzka blinzelte erſtaunt über ihre Brille . . . „nicht öfter . . . ſie hat mir ja in ihrem Leben nicht ſo oft geſchrieben als aus Rom“ — „aber bedenke nur, in was für einem Trouble wir leben. Jeden Tag ein Diner, zwei Soiréen und ein Ball. Wir machen den Carneval in der römiſchen Crême mit und verkehren ausſchließlich mit der „Geſellſchaft“. Morgen ſpeiſen wir bei der Fürſtin Bulpini, — ſie iſt eine geborne Truyn, Schweſter von dem Rautſchiner Truyn — übermorgen wird Theater geſpielt bei der ꝛc. ꝛc. Zinka hat einen raſenden Succès. Unter Anderen macht ihr der Nicki Sempaly, der Bruder des Majoratsherrn, in einer Weiſe die Cour . . .“

Hier unterbrach Wolnitzky ſeine Frau in ihrer Lectüre — „Für ſo dumm hätt' ich die alte Gans doch nicht gehalten,“ ſchrie er und fing an, mit allen zehn Fingern mißbilligend auf dem rothweißgeblümten Tiſchtuch zu trommeln.

„Ich begreife auch nicht, wie die Clotilde das zugeben kann!“ rief die Baronin aus, „und noch weniger begreife ich Cécil!“

„Ich gebe Dir einen guten Rath, Lottinko,“ ſagte der Baron ironiſch; „reiſe hinunter nach Rom und ſetze ihnen den Kopf zurecht.“

„Mit dem größten Vergnügen,“ erwidert die Baronin, dieſe ſpöttiſche Bemerkung ganz ernſt nehmend, „doch fehlt uns leider das Geld.“

Hierauf wird der Brief zu Ende geleſen. Wie alle Briefe der Sterzl an ihre Schweſter Wolnitzky, endet auch dieſer mit: „wie ſchade, daß Ihr nicht da ſeid, wir würden uns unendlich freuen, Euch hier zu ſehen.“ —

Die Mahlzeit iſt vorüber, das Stubenmädchen räumt, laut mit Seſſeln und Taſſen herum klappernd, das Theezeug ab; der Baron hat ſich zurückgezogen, um in dem Dorfwirthshaus mit den Bauern „Bulka“ zu ſpielen, die Zurückgebliebenen ſehen nachdenklich aus.

„Ich muß geſtehen, ich ginge gern nach Rom,“ ſagt die Wolnitzka, indem ſie mit beiden Händen die Brotkrumen von ihrem Schoß auf den Fußboden herunter putzt, „und es wäre auch immerhin angenehm, ein paar Verwandte dort zu haben, — nach ihren noblen Bekanntſchaften verlangt mich nicht.“

„Ich ſehe nicht ein, warum wir der Geſellſchaft ausweichen ſollten, wenn wir ſchon unten wären,“ ruft Slávа ärgerlich aus.

„Na, Du könnteſt Dich ihnen ja anſchließen,“ beruhigt die Baronin, welche den heiligſten Reſpect vor ihrer Tochter hat, „ich aber bleibe zu Hauſe, denn voyez-vous, mon cher Wladimir,“ wendet ſie ſich herablaſſend zu ihrem Schwieger-

Digitized by Google

sohn in spe, „ich fühle mich nun einmal nicht wohl in Gesellschaft, wenn ich Abends nicht meine Pantoffeln anziehen kann . . .!"

„Mais maman!" ruft Bohuslawa außer sich, „vous êtes d'une inconvenance!"

Die Baronin schweigt etwas eingeschüchtert — Alles schweigt. Es ist nichts zu hören in dem ganzen Gemach, als das Knistern des Feuers in dem großen, grünlichen Kachelofen und das Schnarchen des alten Jagdhundes, der auf dem Rand des Schlafrocks der Hausfrau schläft.

„Wenn wir nur den Bernini los werden könnten!" murmelt die Baronin, den Faden von Neuem anknüpfend. Der Bernini ist eine Apollobüste, ein auf die Baronin gekommenes Erbstück aus der Familie ihrer Mutter — angeblich eine freie Copie Bernini's nach dem Apoll vom Belvedere. Jedesmal, wenn sich die Familie Wolnitzky in einer finanziellen Krise befindet, wird der „Bernini" zu einem andern Kunsthändler geschickt, von welchem er jedesmal nach Ablauf eines bestimmten Termins unverkauft zurückkommt. Vor wenigen Tagen ist dieser vielgereiste Apoll — er war in New-York, London und Petersburg — von einem einjährigen Aufenthalte bei Meyer in Berlin zurückgekehrt.

„Tiens, Wladimir, Sie haben ihn noch gar nicht gesehen," ruft Slawa, „ich muß Ihnen die Büste doch zeigen."

„Ist es der Kopf, welchem Sie so frappant gleichen sollen, dann interessirt er mich in der That ungemein," ruft der junge Pole, einen glühenden Blick auf die schöne Slawa werfend.

„Nehmen Sie die Lampe, die Büste steht im Salon."

Die Lampe vorantragend, tritt Wladimir mit den beiden Damen in den Salon, einem großen, spärlich möblirten Raum, in welchem nur einmal des Monats abgestaubt wird. Dort, auf einem Marmorsockel, steht in einem Winkel der schöne Gott — eine Copie des Belvedere-Apoll offenbar — aber ob von Bernini? . . .

„Die Aehnlichkeit ist frappant," ruft Wladimir in Extase und abwechselnd die Büste, abwechselnd seine Braut betrachtend aus. „Oh, c'est un chef-d'œuvre, jamais vous ne devriez vous en défaire!"

„Nun, ich muß schon sagen, ich hätte sehr große Lust, nach Rom zu reisen," seufzt die Baronin.

Slawa beißt sich nur mißmuthig in die Lippen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Treue als Rechtspflicht.

Von

Professor Dr. **Victor Ehrenberg**[1]).

Es gibt wohl kaum ein zweites Wort, welches uns so energisch und tief und doch zugleich mit einer solchen Wärme und Innigkeit berührt wie das Wort Treue. Wir Alle wissen, wie schon das Herz des Knaben höher schlägt, wenn er in Dichtung und Sage von „deutscher Treue" erzählen hört, und sind wir älter geworden, dann tönt uns das Wort in der Seele nach wie ein Gruß aus der eigenen Jugendzeit und zugleich aus der Jugendzeit unsres Volks. Denn man hat uns gewöhnt, in der Treue etwas specifisch Deutsches zu empfinden, und ohne sich recht klar zu machen, was diese deutsche Treue denn eigentlich sei, besonders ohne zu ahnen, daß es sich dabei wesentlich auch um Rechtsbegriffe handelt, fühlen die Meisten bei dem Worte wohl nur etwas von der allgemeinen Menschheitssehnsucht nach einem besseren, einem „goldenen" Zeitalter und sie fühlen dies unter dem Einfluß von Dichtung und Sage in einer ganz besonderen, angeblich deutschen Färbung als eine Zeit, da Falschheit und Trug noch nicht die Welt beherrschten, da Wortbruch und Meineid so unbekannt waren wie Feigheit und Hinterlist, da man zwar seinen Nächsten wacker niederkämpfte, aber ihm auch großmüthig verzieh, da Mann und Weib nur einmal liebten, aber mit einer Kraft und Tiefe, welche für das ganze Leben vorhielt, ja das Grab überdauerte: kurz, wenn dieses unklare Gefühl Recht hätte, dann würde die Jugendzeit unsres Volks ein wunderliches Gemisch von roher Kraft, herber Sittlichkeit und sentimentaler Empfindelei gebildet haben, dessen recht eigentlich charakteristisches Moment nun eben die deutsche Treue gewesen sei, wie dies in der That einer unsrer besten Männer, Ludwig Uhland, Forscher und Poet zugleich, in Vers wie in Prosa ausgesprochen hat. Er sagt: „Der Inbegriff aller leiblichen und geistigen, natürlichen und sittlichen Bindemittel ist die Treue: in ihr erkennen wir die beseelende und erhaltende Kraft des germanischen Lebens;" und dasselbe meint er, wenn er seine Sänger künden läßt:

> Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger, goldner Zeit,
> Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit.

Nun, wahr ist es, daß mit dem Begriff der deutschen Treue etwas Neues

[1]) Obiger Aufsatz reproducirt, wesentlich in derselben Gestalt, einen Vortrag, welcher vom Verfasser in der Universitäts-Aula zu Rostock gehalten worden ist.

Digitized by Google

in die Culturwelt gekommen ist, etwas, das wirklich deutsch und nur deutsch ist; aber gerade die Treue, welche der Dichter feiert und von der besonders wir uns jene „selige, goldne Zeit" verherrlicht denken, die Treue des Freundes gegen den Freund, die Treue zwischen Mann und Weib, die Treue gegen den Nachbar, den Volksgenossen, den Gastfreund, kurz die Genossen- oder Vertrags-Treue: die ist es nicht. Das Festhalten am gegebenen Worte, die Vertrauenswürdigkeit, die Ehrlichkeit — das sind keineswegs besondere deutsche Tugenden und keineswegs waren sie den alten Deutschen besonders eigen. Die Treue in diesem Sinne, welche die Grundlage für jeden gesicherten Verkehr der Völker wie der Privatleute bildet, welche besonders für jeden Handelsverkehr unentbehrlich ist, diese Treue, die Fides der Römer, hatte schon in Italien ihren Tempel, und sie ist von den Römern als sog. bona fides zu einem der wichtigsten und großartigsten Rechtsbegriffe ausgestaltet worden, zu einem Rechtsbegriff, der auch heute ein Fundamentalprincip des gesammten Privatrechts bildet und an den wir denken, wenn wir sagen, daß auf „Treu und Glauben" der Verkehr der Menschen beruht, das heißt auf der Zuverlässigkeit von der einen Seite und auf dem begründeten Vertrauen in diese Zuverlässigkeit von der anderen Seite.

Es wäre gewiß eine schöne und dankbare Aufgabe, diese Verkehrstreue unsres Rechtslebens zu schildern, aber nicht sie habe ich mir als Aufgabe für die vorliegenden Blätter gestellt; denn nicht diese Verkehrstreue ist die specifisch deutsche Treue — und gerade von dieser „deutschen Treue" möchte ich hier berichten — sondern was wirklich eigenthümlich deutsch ist, das ist die Dienst- oder Unterthanen-Treue, welche die Germanen in der That als einen neuen Begriff der Welt geschenkt haben. Auch um sie haben Dichter und Sage einen wundervollen poetischen Schleier gewoben, durch den wir dieses Treuverhältniß nur im goldigen Märchenschimmer zu schauen uns gewöhnt haben, aber es bedarf dessen wahrlich nicht, um unser lebendiges Interesse wachzurufen; denn — mögen wir ihre Wirkung auf den Einzelnen oder ihre Gesammtwirkung auf das ganze Volk betrachten — in jeder Richtung erscheint diese Idee der Diensttreue so eigenthümlich wie gewaltig. Sie war es, die das deutsche Königthum geschaffen hat, sie war es, die diese ihre eigenste Schöpfung wieder zerstörte, um auf ihren Trümmern die neue Schöpfung des deutschen Fürstenstaates aufzubauen; und wenn ich genöthigt bin, jenen poetischen Schleier zu zerreißen und jenen Märchenschimmer zu zerstreuen: so wird man vielleicht eine liebgewordene Täuschung fahren lassen müssen, aber dafür gewinnen eine bewundernde Vorstellung von der Macht dieser Idee, welche, ob aufbauend oder zerstörend, dem ganzen mittelalterlichen Staatsleben recht eigentlich ihren Stempel aufgedrückt hat.

I.

Und wenn wir nun fragen: was ist denn diese deutsche Treue? so lautet die Antwort also: Treue ist die Verpflichtung eines Untergebenen, seinem Herrn nützlich zu sein mit Rath und That nach bestem Wissen und Können, unaufgefordert und unbefohlen, mit Hintansetzung des eigenen Interesse, ja des eigenen Lebens, ohne Rücksicht auf Weib und Kind, auf Sippe und Freundschaft, ihm zu folgen und nicht von ihm zu weichen bis in den Tod. Es erhellt sofort, wie allumfassend diese Verpflichtung ist, wie völlig und ausschließlich sie den ganzen

Digitized by Google

Menschen ergreift, wie sie Leib und Seele dienstbar macht. Und zwei Momente sind es vor Allem, welche dieser Verpflichtung ihr eigenthümliches Gepräge geben. Zunächst eben diese völlige Hingabe an den Herrn, dieses völlige Aufgehen in dem Interesse des Herrn, diese Verzichtleistung auf jedes eigene Lebensrecht, wenn es dem Nutzen des Herrn nicht fördernd zur Seite tritt. Der Getreue denkt nicht mehr sich, er denkt nur noch den Herrn: diesen zu schirmen, diesen zu heben, diesen im Glanze des Lebens groß, geehrt, glücklich zu sehen, das allein ist *sein* Glanz, *seine* Größe, *seine* Ehre, *sein* Glück. Wie der Planet um die Sonne wandelt und für ewig an sie gekettet ist, und wie alle Strahlen, die er spendet, nur Strahlen der Sonne sind, eine geborgte Pracht, die verschwindet, sobald er der Sonne sich abkehrt: so lebt auch der getreue Mann nur von dem Abglanze, den die Hoheit des Herrn auf ihn wirft, und er will nichts Besseres als dieses: Alles was sonst Menschen an Menschen kettet, Weib und Kind, Freundschaft und Sippe, es wird geopfert, wenn das Heil des Herrn es verlangt, geopfert ohne Wahl, wenn auch nicht ohne Qual; denn die Diensttreue ist etwas wie ein irdischer Monotheismus, sie duldet keine Götter neben sich, sie absorbirt jedes andere Gefühl der Treue, in einer grandiosen, aber schauerlichen Einsamkeit herrscht sie allein. So wird es denn auch nicht Wunder nehmen, daß selbst das Herrlichste, was der wehrhafte Mann kannte, Kampf und Sieg, die Thaten des Krieges, die Wunder des Schwertes, daß auch sie nur verrichtet wurden für die Aureole, welche das Haupt des Herrn umgibt: nur wenn er feige seine Treupflicht vergißt, die Schmach und Schande, die trägt der Dienstmann allein[1]).

Und ein zweites tritt zu dieser fast naturwidrigen Selbstentäußerung hinzu, was weniger überraschend und blendend, doch nicht minder charakteristisch für die Treue ist: ihre Bethätigung nämlich wird nicht für jeden einzelnen Fall anbefohlen, sondern dem eigenen Urtheil des Getreuen unterstellt, nicht ein starres Gebot, sondern die eigene Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit seines Handelns für das Interesse des Herrn soll ihn leiten, nicht knechtischer Gehorsam, sondern freie Wahl ist das Lebenselement der Treue; denn sie ist keine hündische Treue, sondern eine Mannestreue, die aufrechten Hauptes einherschreitet und mit der Pflicht auch das Recht der eigenen Initiative sich wahrt. So erscheint denn die Treupflicht gar nicht wie eine Zwangspflicht, sondern wie eine Gewissenspflicht, nicht Disciplin heißt das eiserne Band, welches Herrn und Getreuen verknüpft, vielmehr bildet die Treue recht eigentlich den Gegensatz zur Disciplin, und fast könnten wir glauben, als gehöre die Treue mit ihren beiden charakteristischen Momenten überhaupt nicht mehr dem Rechtsleben, sondern dem Gemüthsleben an, als sei ihre Bethätigung keine *Rechtspflicht*, sondern lediglich eine *sittliche* Pflicht.

Und in der That, wollen wir einen Vergleichungspunkt für die altdeutsche Treue gewinnen, so müssen wir denjenigen Kreis aufsuchen, welcher die natürlichsten und primitivsten, aber auch die vorwiegend moralischen Beziehungen zwischen Mensch und Mensch umfaßt, nämlich die *Familie*, und auch hier ist es allein das Verhältniß von Mutter und Kind, welches an Kraft und Tiefe

[1]) Tacitus. Germania c. 14.

Digitized by Google

wie an ausschließlicher, Alles besiegender Gewalt ebenbürtig neben jener Treupflicht steht. Aber die Pflicht der Mutterliebe ist wirklich nur eine sittliche, keine Rechtspflicht, ihre Verletzung citirt die pflichtvergessene Mutter vor das Forum ihres eigenen Gewissens, aber nicht vor den Richter; mit der Mutterliebe haben wir wirklich das Gebiet des Rechtes verlassen, während die Treupflicht recht eigentlich mitten in diesem Gebiete steht. Die altdeutsche Treue ist ein Rechtsinstitut, kein Institut der Moral, ihre Grundlage ist ein Rechtsverhältniß, und zwar kein natürliches, sondern ein Wahlverhältniß; in die Familie wird man hineingeboren, in die Treue wird man hineingekoren, und indem Jemand sich einen Herrn kürt, unterstellt er zugleich die übernommenen Pflichten durchaus der juristischen Beurtheilung. So tritt uns die Treue bereits in den frühesten Zeiten germanischen Volkslebens, von denen wir Kunde haben, und zwar in einer reinen und klaren Ausprägung entgegen.

Es ist Tacitus, welcher die deutsche Treue entdeckt hat und staunend davon seinen römischen Landsleuten berichtet[1]); aber nicht nur dem fremden Beobachter erscheint sie staunenswerth, auch wir müssen bekennen, daß sie sich eigenthümlich genug in dem Staatswesen der alten Germanen ausnimmt.

Bekanntlich war die älteste deutsche Staatsform eine rein republikanische und zwar auf demokratischer Grundlage; der Adel hatte zwar auch rechtliche Vorzüge, aber diese bezogen sich nicht auf die Staatsregierung, an welcher vielmehr alle Volksgenossen zu gleichem Rechte betheiligt waren. Es gab keine gesetzliche Unterordnung eines freien Mannes unter einen anderen Freien, sondern die höchste Gewalt lag bei der Gesammtheit, und diese Gesammtheit wählte alljährlich die Obrigkeiten, wie wir sagen würden, die Beamten für Krieg und Frieden — die Herzöge und Richter —, Beamte, die aber ihrerseits nicht als Herrscher, sondern als Diener des Volkes erscheinen; denn eine so große Befehlsgewalt ihnen auch gegenüber dem einzelnen Volksgenossen, zumal im Kriege, zustand, sie übten dieselbe nur aus im Auftrage des Volkes, von dem sie ihre Directiven erhielten, und der Einzelne, der ihnen gehorchte, beugte sich damit nur vor der ganzen Nation: für ein persönliches Treuverhältniß war hier augenscheinlich kein Raum.

Diese republikanische Staatsform wurde indessen durchbrochen durch ein Rechtsinstitut, welches eine so undemokratische Tendenz zeigt, so sehr die Keime einer monarchischen Herrschaft in sich birgt, daß wir es nur aus einer im Grunde antirepublikanischen Anlage des Volkes zu erklären vermögen: dieses Institut nennen wir die Gefolgschaft. Um einen angesehenen Mann und bewährten Heerführer, um einen der Vordersten oder Fürsten des Volks sammelte

[1]) Natürlich wendet er die Ausdrücke fides und fidelitas nicht darauf an, da er hierunter die Vertragstreue versteht. Im Cap. 24 erzählt er nämlich, wie die Deutschen in der Leidenschaft des Spiels zuletzt ihre eigene Freiheit auf den Würfel setzten, und, wenn sie verloren, sich freiwillig in die Knechtschaft begaben; „sie selbst nennen das Treue“ (ipsi fidem vocant), fügt er hinzu. Wir würden sagen: „sie betrachten diese Schuld als eine Ehrenschuld“, ein Begriff, der dem Römer unbekannt war und mit Recht als unsittlich getadelt wird („ea est in re prava pervicacia“). Die Stelle ist deshalb so besonders charakteristisch, weil sie zeigt, daß schon die alten Germanen diesen entarteten Ehrbegriff kannten, dem unsere heutige Sitte so maßlos huldigt.

Digitized by Google

sich nämlich eine bald größere, bald kleinere Schar ruhm- und beutelustiger Männer und Jünglinge, welche sich ihm freiwillig angelobten zu Dienst und Heeresfolge in unverbrüchlicher Treue, der Fürst ward ihr Herr und sie wurden seine Mannen. Die Begründung dieses Gefolgschaftsverhältnisses geschah durch einen hohen und feierlichen Eid, das sacramentum fidelitatis, in welchem die Freiwilligkeit der Unterordnung ihren klaren und bewußten Ausdruck fand, sie versprachen zu dienen, deshalb und nur deshalb waren sie verpflichtet zu dienen. War das Gefolge anfangs gewiß nur eine Leibwache für den Krieg und eine Art von Prunkaufzug für den Frieden auf Seiten des Herrn (in pace decus, in bello praesidium sagt Tacitus), auf Seiten der Mannen aber eine treffliche Schulung für Jagd und Krieg, so liegt doch auf der Hand, wie gefährlich das Institut für das republikanische Gemeinwesen werden konnte; denn die Gefolgsgenossen wurden zwar nicht rechtlich, aber factisch völlig aus der Gesammtheit herausgehoben, es war undenkbar, daß sie in der Volksversammlung je gegen das Interesse des Herrn ihre Stimme hätten abgeben sollen, vielmehr bildeten die Gefolgschaften kleine Staaten im Staate und zwar Staaten, welche gegenüber dem lockeren demokratischen Verbande der Gesammtheit eine straff organisirte, monarchisch centralisirte Gemeinschaft darstellten. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn nicht früher oder später das republikanische Staatswesen durch die Expansivkraft dieser Gefolgschaften zersprengt worden wäre, und nur das konnte fraglich erscheinen, ob eine oligarchische Aristokratie der verschiedenen Gefolgsherren oder die monarchische Herrschaft eines Einzigen das Endresultat dieser Entwicklung werden sollte. Bekanntlich ist das Letztere der Fall gewesen, und bald sehen wir bei fast allen deutschen Volksstämmen zugleich mit dem Erscheinen eines kraftvollen Stammeskönigthums die Privatgefolgschaften der Fürsten völlig oder bis auf geringe Reste verschwinden, und nur der König allein ist noch von einem persönlichen Gefolge angesehener freier Leute umgeben. Es ist höchst wahrscheinlich, daß schon für die Entstehung dieses Königthums das Gefolge eine große, ja ausschlaggebende Bedeutung gehabt hat; denn wenn einer der Häuptlinge kraft seiner hervorragenden geistigen Begabung oder kraft seines Glückes ein natürliches Uebergewicht über die anderen Fürsten erhielt, dann sammelte sich natürlich um ihn am zahlreichsten die ehr- und beutesüchtige Mannschaft des Volkes, sich in dem Glanze seines Namens zu sonnen und an dem materiellen Ertrage seiner Erfolge theil zu nehmen: die Bänke in den Hallen der anderen Fürsten aber blieben leer. Mit dem größten Gefolge erhielt er aber auch die größte Macht im Staatswesen, in ihm besaß er das schneidige Mittel, um seine ehrgeizigsten Pläne durchzusetzen und sich auch formell an die Spitze des Staates zu stellen als dauernder Heerführer und oberster Richter, d. h. eben als König. Diese Umwandlung der alten republikanischen Verfassung in eine monarchische braucht keineswegs immer von heftigen Kämpfen begleitet gewesen zu sein; die Noth der Zeiten, die ewigen Kriege und Wanderungen führten mit einer gewissen Selbstverständlichkeit den genialsten und erfolgreichsten Heerführer, der eben deshalb auch der größte Gefolgsherr war, an die Spitze des Volkes, zumal wenn ihn edles Blut und väterlicher Ruhm aus der Masse heraushob, so daß die Augen Aller sich vertrauensvoll ihm zuwandten: noch Armin, der Befreier Deutschlands, wurde von seinen Mitfürsten ermordet,

Digitized by Google

weil er nach der Alleinherrschaft strebte, und schon seinen Neffen rief das bedrängte Volk selber als seinen König aus Italien zurück, da es den Werth der Monarchie in bitterster Noth erkannt hatte.

Können wir aber auch den Einfluß der Gefolgschaft auf die Entstehung der einzelnen Stammeskönigreiche nicht mehr quellenmäßig nachweisen, so ist dagegen zweifellos, daß für die rechtliche Gestaltung des Königthums das Institut der Gefolgschaft vorbildlich geworden ist, ja daß die Königsherrschaft geradezu als eine erweiterte Gefolgsherrschaft aufgefaßt wurde, denn dasselbe Princip der Treue, welches die Gefolgschaft beseelte, ist auch als die Grundlage des jungen Königthums aufgestellt worden. Jeder König rief nämlich das ganze Volk, das heißt das ganze Heer, alle mannbaren kriegsfähigen Volksgenossen zusammen, um sich von ihnen persönlich oder durch seine Beamten den Eid der Treue leisten zu lassen, von jedem Einzelnen verlangte er diesen Eid, jeder Einzelne schwur ihm diese Treue, nicht als Unterthan dem Könige, sondern als Gefolgsmann dem Gefolgsherrn, und noch Jahrhunderte lang lautete die Eidformel in diesem Sinne „treu zu sein dem Könige, wie von Rechtswegen ein Mann seinem Gefolgsherrn treu zu sein verpflichtet ist". Damit aber hat, wie man sofort erkennen wird, die Idee der Treue eine ganz neue Bedeutung und einen unendlich erweiterten Wirkungskreis gewonnen, sie ist recht eigentlich die Schöpferin des deutschen Königthums und damit das Fundamentalprincip des gesammten öffentlichen Rechts im Mittelalter geworden; niemals hat das Königthum diesen seinen Ausgangspunkt verleugnen können, und auch wenn der Eid einmal direct auf die Königstreue gestellt wird[1]), bleibt doch das Königthum selber dauernd auf die Treupflicht und auf das eidliche Treugelöbniß fundirt. Scheinbar hatte es damit eine ungemeine Stärke erlangt, scheinbar war es in der That auf einen rocher de bronce gegründet, denn keine stärkere Verpflichtung gab es ja im Himmel und auf Erden als diese Treupflicht des Mannen gegen seinen Herrn; aber in Wirklichkeit war dies Alles nur Schein, und aufs Bitterste hat sich diese erste große staatsrechtliche Lüge an dem deutschen Königthum gerächt.

Sie war nur Schein, diese Fundirung des Unterthanverbandes auf die Treupflicht; denn wie war es denkbar, daß ein ganzes Volk, daß Hunderttausende von Menschen sich so gänzlich und für alle Zeit ihrer Persönlichkeit hätten entäußern sollen zum Besten eines Einzigen? Was eine immerhin beschränkte Zahl thatendurstiger Jünglinge in grenzenloser Hingabe an einen geliebten Feldherrn auf sich nahm, was diese Männer auf sich nahmen nicht bloß in solch excessiver persönlicher Begeisterung, sondern auch in der sehr realen Rücksicht auf Ruhm und Beute, auf Macht und Ehrenstellen, die ihnen als den nächsten Genossen, Freunden und Rathgebern des einflußreichsten Mannes zufallen mußten: konnte das ein ganzes Volk bewegen, sich einem Manne gänzlich hinzugeben, den es in seiner großen Mehrheit bald nur vom Hörensagen kannte, mit dem es gar kein persönliches Band des Vertrauens verknüpfte, der häufig auch eines solchen Vertrauens nichts weniger als würdig war? Nein, die Völker wußten, daß sie dem Könige

[1]) „. . . fidelis . . . sicut Francus homo per rectum esse debet suo regi . . .": so im Jahre 854, vielleicht auch schon einmal im Jahre 789.

Digitized by Google

zu gehorchen hatten, den Gehorsam hatten sie gelernt, wenigstens für die Zeit des Krieges fühlten sie sich durch das Band der Disciplin dauernd an ihren königlichen Heerführer gekettet; aber mit der angeblichen Treupflicht fanden sie sich billig genug ab, ja sie erklärten wohl geradezu, dieser Pflicht genug gethan zu haben, wenn sie sich nur des Hoch- und Landesverraths enthielten. Noch Karl der Große eifert gegen diese augenscheinlich weitverbreitete Ansicht[1]) und belehrt das Volk in einer ausführlichen Verordnung über „die großen und zahlreichen Verpflichtungen", welche in der Treue enthalten seien.

Immerhin war diese laxe Volksauffassung nichts als eine berechtigte Reaction gegen die maßlose Ueberspannung der Unterthanpflichten, welche in der Ableistung des Treueides ihren rechtlichen Ausdruck fand; was für den kleineren Kreis der nächsten Umgebung des Königs nach wie vor seine Berechtigung behielt, diese volle Hingabe an die Person des Herrschers, das mußte naturgemäß bis zur Unkenntlichkeit abgeschwächt werden in der Unterordnung des ganzen Volkes. Und da der Staat in der That dieser gewaltsamen Forcirung des Unterthanverbandes zur wirksamen Existenz nicht bedurfte[2]), so würde sich die Treuverpflichtung als Rechtspflicht von selbst zu einer gehaltlosen, aber unschädlichen Phrase verflüchtigt haben, wenn sich nicht im Volke nur zu hartnäckig eine Vorstellung erhalten hätte, welche unter Umständen zum Ruin des Königthums führen mußte: die Vorstellung nämlich, daß die Unterordnung unter den König ausschließlich auf dem eidlichen Treuversprechen beruhe, daß jeder einzelne Volksgenosse nicht in dieses Unterthanverhältniß hineingeboren werde, sondern sich wie der alte Gefolgsmann erst durch den Eid hineinschwöre, kurz, daß die Unterordnung unter den König eine freiwillige, eine vertragsmäßige — keine gesetzliche sei.

War diese Auffassung noch sehr natürlich in den ersten Zeiten des erstarkenden Königthums, so wurde sie von den Königen selber auch später noch fortwährend zu ihrem eigenen Verderben genährt, vielleicht in kurzsichtiger Verblendung über die moralische Wirkung auch des erzwungenen Eides, vermuthlich aber weil sie mit dem conservativen Sinne des Volkes rechnen mußten, welcher nach wie vor in diesem Treueide die einzige rechtliche Basis für die dauernde Herrschermacht des Königs anerkannte; und das Parvenü-Königthum der Karolinger hatte freilich doppelte Ursache, seine usurpirte Macht mit dem Nimbus der vom Alter geheiligten Formen zu umkleiden, da ihm nicht die traditionelle Ehrfurcht vor dem Namen und Blute des volksthümlichen Herrschergeschlechts stützend zur Seite stand. So sehen wir denn, daß fortwährend von allen Jünglingen, sobald sie das Alter der Wehrfähigkeit erreicht hatten, der Treueid durch die königlichen Beamten gleichsam eingetrieben wurde, und auch hier ist es wieder der mächtige Karl der Große, welcher sich genöthigt sah, in einer eigenen Verordnung[3]) der Auffassung entgegenzutreten, daß vor Ableistung des Treueides eine Verpflichtung

[1]) „Ut multi usque nunc extimaverunt," sagt der Kaiser.

[2]) Mit der Gehorsamspflicht auf Grund der königlichen Banngewalt und mit jener lediglich negativen Verpflichtung, sich des Hoch- und Landesverraths zu enthalten, wäre den staatlichen Bedürfnissen damals so gut wie heute völlig Genüge geschehen.

[3]) Vom Jahre 786 oder 792.

Digitized by Google

gegenüber dem Könige nicht entstanden sei; denn es war geradezu die uns unfaßbar scheinende Ansicht offen ausgesprochen worden, daß wer nur der Ableistung des Treueides glücklich ausweiche, sich nicht einmal des Hochverrathes zu enthalten brauche. Aber als die Karolinger wieder und wieder mit solchen destructiven Tendenzen kämpfen mußten, da hatten diese Tendenzen sich längst schon so tief in das Staatswesen eingefressen, daß die äußerlich so mächtige, vom Glanze des Ruhms umstrahlte Monarchie bereits bis in ihre Grundfesten erschüttert war.

Denn wenn alle Verpflichtung gegen den König nur auf einer freiwilligen Unterordnung beruhte, was sollte dann den Einzelnen hindern, sich auch einem andern Manne als dem Könige zu eidlicher Treupflicht anzugeloben? einem andern Manne, bei dem er vielleicht mehr Vortheile zu erlangen hoffte oder von dem er sich einen besseren Schutz versprach, als ihm in jenen unruhigen Zeiten der allgemeine staatliche Schutz der königlichen Richter gewährte? Gewiß mußten die Könige mit eiserner Faust solche Bestrebungen niederhalten, wenn sie nicht ihre junge Herrschaft aufs Aeußerste gefährden wollten, und sie hielten sie auch nieder, so lange eben ihre Faust noch eine eiserne war. Aber als das hohe Geschlecht der Merowinger zu jenem greulichen Zerrbilde römischen Cäsarenthums zu entarten begann, wie Gregor von Tours es uns schildert, als es dann mit unheimlicher Schnelle immer tiefer und tiefer in Günstlingswirthschaft und Palastintriguen unterging, als die langlockige Mähne, welche sein königliches Haupt umwallte, nicht mehr als Zeichen adeligsten Blutes, sondern nur noch als Zeichen weibischer Knechtsgesinnung sich deuten ließ, da schien es, als sei ein halbes Jahrtausend aus der Geschichte des Volkes gestrichen und die alte germanische Zeit zurückgekehrt; denn wieder sammelten sich um die Vornehmsten des Volkes Männer und Jünglinge in großer Zahl, die sich ihnen durch hohen Treuschwur als Gefolgsgenossen angelobten, um dafür ihren mächtigen Schutz, vor Allem aber Beute und Landbesitz von ihnen zu erlangen[1]). Damit aber war das Schicksal des Königthums besiegelt, und die ganze große, glänzende Regierungszeit der Karolinger ist, vom Standpunkte des öffentlichen Rechts aus betrachtet, nichts als der hundertjährige Todeskampf des Königthums gegen die destructive Macht dieser Privatgefolgschaften, aus denen sich alsbald das Lehenswesen und der feudale Staat des späteren Mittelalters entwickeln sollte. Mit allen Mitteln wehrte sich das zum Tode verwundete Königthum; aber die Geister, die es selber gerufen, indem es sich als Gefolgschaft auf Treupflicht und Treueid constituirt hatte, wurde es nun nicht mehr los, sondern fiel ihnen selber unrettbar zum Opfer. Vergeblich wäre jetzt der Appell an die edlen und selbstlosen Vaterlandsgefühle gewesen, welche ein halbes Jahrtausend vorher das Königthum mitgeschaffen und ihm rasch zu hoher Blüthe verholfen hatten. Denn

[1]) Von einer äußerlichen Anknüpfung an die alte Gefolgschaft müssen wir dabei natürlich absehen; aber vergessen war die letztere keineswegs, hat sich vielmehr mit dieser neuen Lehnsgefolgschaft in der Sage des Volkes zu einem historisch ungetrennten Institute verschmolzen. Vielleicht aber bildete sogar die Bankgenossenschaft des Königs („trustis regis“) das Bindeglied zwischen beiden, in welchem die alte Gefolgschaft auslief und an welches die neue Gefolgschaft sich juristisch anschloß.

Digitized by Google

es waren die alten Zeiten und die alten Menschen nicht mehr. Der hohe und herrliche Begriff der Diensttreue war völlig entartet; wenn früher neben dem Verlangen nach Beute und Macht doch auch freier Mannesmuth und lebendiger Thatendurst die Gefolgsgenossen in begeisterter Anhänglichkeit um ein verehrtes Haupt geschart hatte, so wurde nunmehr die Treue wie ein Handelsartikel für die größte Gegenleistung verschachert. Mußten die kleinen Leute sich auch vielfach, um nur Schutz und Lebensunterhalt zu erlangen, in den Dienst der Großen begeben, so waren es dafür diese Großen selber, welche die Königstreue lediglich als Mittel zur Vergrößerung ihrer eigenen Machtstellung benutzten. Stück für Stück rissen sie dem Herrscher das Königsgewand seiner Macht von den Schultern, um ihm für jeden Fetzen, mit dem sie ihren Fürstenmantel zierten, widerwillig und zögernd ein wenig Heeresfolge zu leisten, und das nannten sie „ihrer Treupflicht genügen". Denn der König hatte selber keine Unterthanen, keine Krieger mehr; zwar formell mußten sie ihm noch eine Zeitlang alle den Treueid leisten, aber daneben leisteten sie ihrem Gefolgsherrn ebenfalls den Treueid, *Beiden* gelobten sie wörtlich dasselbe, nämlich Jedem, dem Könige wie dem Herrn, daß sie nur *sein* Interesse im Auge haben, nur *ihm* beistehen wollten mit Rath und That, nach bestem Wissen und Können: — es ist ein unglaublich widerliches Schauspiel, welches diese Doppeleide uns bieten, von denen der eine nothwendig gebrochen werden mußte, sobald der König mit dem Herrn in Conflict gerieth. In der That bedeutet diese zwiefache Treupflicht nichts Anderes, als daß der bewußte Eidbruch, nicht rechtlich, aber factisch, zu einem dauernden Institut in dem Staatswesen des Mittelalters erhoben wurde. Dieser Kampf zwischen den beiden Eiden, dem Königseide und dem Herreneide, mußte nothwendig zu Gunsten des letzteren entschieden werden; denn der König war fern, der Herr aber nahe zu Strafe und Lohn. Der Herr hatte fast immer die Macht, den treuen Diener gegen die Rache des Königs zu schützen, der König aber fast niemals die Macht, die Rache des Herrn von ihm fernzuhalten; denn der Lehnsherr war auch der *wirthschaftliche* Herr des Vasallen, der Vasall war auch *ökonomisch* von ihm abhängig und würde für seine ganz unzeitgemäße Königstreue sicher mit der Entziehung seines Lehngutes bestraft, er würde, mit Weib und Kind von Haus und Hof vertrieben, dem Elende, dem Untergange preisgegeben worden sein. Wir sehen es ja noch heute im öffentlichen Leben täglich, daß die ökonomische Abhängigkeit stets auch die politische Abhängigkeit im Gefolge hat: „weß Brot ich esse, deß Lied ich singe," wie es das Sprichwort so unübertrefflich kurz und drastisch ausdrückt.

II.

Man kennt die Sage vom Saturn, der seine eigenen Kinder verschlingt; nun, in der That, ein ähnliches Schauspiel bietet die Treue, wenn sie ihr eigenstes Gebiet der engsten persönlichen Kreise verläßt, um sich als leitendes Rechtsprincip für einen umfassenden Staatsorganismus festzusetzen: sie zerstört wieder, was sie geschaffen, ja sie trägt sofort den Todeskeim in ihre eigene Schöpfung hinein. So hatte sie das Königthum zerstört und das Fürstenthum an seine Stelle gesetzt, um sofort dieselbe Minirarbeit bei diesem zu beginnen. Wenn das frühere Mittelalter durch den Todeskampf des Königthums mit der

Digitized by Google

aufstrebenden Fürstenmacht gekennzeichnet wird, so sehen wir im späteren Mittelalter das Fürstenthum wieder in gleich verzweifeltem Kampfe mit dem Lehnswesen. Subjectives Ermessen, freiwillige Unterordnung, das sind die Kriterien der deutschen Treupflicht: sie sind unvereinbar mit jeder wahrhaften Staatsgewalt, mit jedem geordneten Staate; privatrechtlicher, nicht öffentlichrechtlicher Natur, auf Leistung und Gegenleistung beruhend, führen sie nothwendig zur reinen Willkür des Individuums, d. h. statt zur Ordnung zur Anarchie. Deshalb steht hier unsere Sympathie völlig und ausschließlich auf der Seite des Fürstenthums, welches Ordnung, Sitte und damit Cultur gegenüber einer übermüthig gewordenen Ritterschaft vertritt. Und doch — wer weiß, wie auch hier schließlich das Ende des Kampfes gewesen wäre, obwohl die Fürsten selber nach den schrecklichsten Zeiten des Interregnums einsahen, daß sie ihre alte Feindin, die königliche Centralgewalt, nicht entbehren könnten und überhaupt alle Mächte der Zeit gegen den gefährlichsten Widersacher zu Hilfe riefen: da aber kam ihnen die wirksamste Hilfe unerwartet und von einer Seite, wo sie dieselbe gewiß am wenigsten vermuthet hätten, nämlich aus dem Kloster. Zwei Mönche sind es gewesen, welche die Fürstengewalt vor dem Untergange gerettet haben; die Gestalt des Einen nur im Schleier der Sage uns erkennbar, die des Andern im hellsten Lichte der Geschichte stehend: Berthold Schwarz hieß der Eine, Martin Luther nannte sich der Andere.

Die Erfindung des Schießpulvers hat die Fürsten von der Ritterschaft emancipirt; der vornehme Reiterdienst verschwand, der Dienst des bezahlten Fußvolkes trat an seine Stelle. Seitdem ist das Geld der nervus belli geworden und bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts geblieben; wer gerade die meisten Soldtruppen bezahlen konnte, der stand schon beim Beginne des Krieges als der mächtigste Mann da, mochte er Moritz von Sachsen, Wallenstein oder Friedrich der Große heißen, und wesentlich hat die Einziehung des reichen Kirchengutes mitgewirkt, um den Fürsten die Mittel für die neue Kriegführung und für die Erneuerung der staatlichen Verhältnisse zu gewähren. Aber das war nur ein Geringes von dem, was die Fürsten der Reformation verdankten; Martin Luther ist es gewesen, der ein festes und inniges Band zwischen dem Fürsten und allen seinen Unterthanen schlang, indem er ihnen in dem Kampfe für den neuen Glauben und in neuen Culturaufgaben des Staates für Kirche und Schule zum ersten Male ein tiefes, wahrhaft innerliches gemeinschaftliches Interesse gab, und dieses Band wurde stark und haltbar geschmiedet im Feuer der Angst und Noth, ohne daß es einer forcirten Verpflichtung oder eines hohen Eidschwures bedurft hätte.

Von dieser vollständigen Umwälzung unseres öffentlichen Lebens mußte naturgemäß auch die wichtigste Grundlage desselben, die Treuverpflichtung, aufs Tiefste bewegt werden. Das Lehnswesen ward binnen Kurzem fast jeder politischen Bedeutung entkleidet, und mit der Wehrpflicht verlor die Treupflicht des Vasallen ihren eigentlichen Inhalt so vollständig, daß von dem ganzen einst so gewaltigen Rechtsinstitute nichts übrig blieb, als ein eigenthümlich geartetes Nutzungsrecht am Lehngute: der feierliche Treueid des Lehnsmannes hat sich zwar da, wo es überhaupt noch Lehnsverhältnisse gibt, bis auf den heutigen Tag erhalten, aber lediglich als eine bedeutungslose Formalität.

Digitized by Google

Das schönste Recht, die höchste Pflicht des freien Mannes, die Vertheidigung des Vaterlandes, wurde nunmehr nur noch von gedungenen Söldlingen wahrgenommen, aber da man mit jeder Unterordnung eines freien Mannes unter einen andern Freien von Alters her den Begriff der Treue verknüpfte, so wurde auch ihre Verpflichtung als Treupflicht bezeichnet und verstanden, wenn dieselbe auch eine etwas äußerliche Richtung auf die Fahne statt auf die Person des Kriegsherrn erhielt. Unter einem andern Namen, nämlich als sogen. Fahneneid, lebte der alte Treueid fort und bildete die äußerliche Anknüpfung der neuen Söldnerarmee an das alte Vasallenheer, und diese Form hatte auch ihre vollste Berechtigung, da nach wie vor die Freiwilligkeit der Unterordnung, die Thatsache, daß der Dienst ein geborener, kein geborener sei, in dem eidlichen Gelöbniß ihren prägnantesten Ausdruck fand[1]). Aber von einer wirklichen Treupflicht im alten Sinne konnte natürlich bei diesen Miethlingen gar keine Rede sein; gerade was der alten Treue so eigenthümlich war, jene Pflicht des selbständigen Handelns im Interesse des Herrn, das mußte beim Soldknecht direct perhorrescirt werden; nur die eisernste Disciplin, welche jeden Schritt des Soldaten regulirte, welche ihn zwang, zu gehorchen, fraglos und wahllos, konnte selbst das ruhmreiche Heer Friedrich's des Großen bei der Fahne halten, für die Bethätigung der echten Treue blieb da kein Raum; ja so vollständig fehlte diesem vaterlandslosen Gesindel jedes Gefühl für die Sache oder für die Person, der es diente, daß ihm die Ableistung des Fahneneides nur als eine lächerliche Komödie erschien. „Man führte uns" — so erzählt Einer, der es mitgemacht hat — „in ein Gemach, so groß wie eine Kirche, brachte etliche zerlöcherte Fahnen herbei und befahl Jedem, einen Zipfel anzufassen. Ein Adjutant, oder wer er war, las uns einen ganzen Sack voll Kriegsartikel her und sprach uns einige Worte vor, welche die Mehrsten nachmurmelten; ich regte mein Maul nicht — dachte dafür, was ich gern wollte — ich glaube, an Aennchen; er schwung dann die Fahne über unsere Köpfe und entließ uns[2])." Wer wird bei dieser Auffassung vom Treueide nicht lebhaft an die alten Karolingischen Zeiten erinnert? Dort wie hier fehlte selbst die bloße Ahnung einer sittlichen Verpflichtung, welche aus der Abschwörung des Treueides erwächst.

Als dann im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts zunächst Preußen mit dem Princip der allgemeinen Wehrpflicht zu der ältesten deutschen Rechtsauffassung zurückkehrte, da war freilich in der Liebe zum Vaterlande und zum angestammten Herrscherhause auch die sittliche Grundlage für die Bethätigung echter Treue gegeben, und in Folge dessen lockerte sich das Band der Disciplin doch so weit, daß in dem Soldaten nicht bloß die Kriegsmaschine, sondern auch der Mensch zu seinem Rechte kam; aber dafür fehlte nunmehr gänzlich dasjenige Moment, welches den alten Treueid und den späteren Fahneneid zu einem

[1]) Auch der übrige juristische Formalismus des Söldnerthums trug dasselbe Gepräge, wie der des ältesten Lehndienstes zur Zeit der Karolinger: der Soldat wurde „geworben", indem er Handgeld Seitens des Werbers nahm. Das „Handgeld" für den Vasallen hatte schon Karl d. Gr. auf einen solidus festgesetzt.

[2]) Aufzeichnungen des Ulrich Bräcker, abgedruckt in Freytag's „Bildern aus der deutschen Vergangenheit", Bd. IV, S. 205.

Digitized by Google

juristisch bedeutsamen Formalacte stempelte, nämlich die Freiwilligkeit der Unterordnung. Der deutsche Staatsbürger muß als Soldat dienen, er ist verpflichtet dazu kraft objectiven Rechtssatzes, mag er wollen oder nicht, eines Dienstversprechens bedarf es dabei nicht, und für die Entstehung dieser Verpflichtung wie für ihre Wirkungen ist die Abschwörung des Fahneneides rechtlich völlig irrelevant. Zwar ist es üblich, sofort nach dem Tode des Kriegsherrn die Truppen für den neuen Herrscher zu vereidigen, und durch die Eile, mit der dies geschieht, wird der Auffassung Vorschub geleistet, als sei vor Abschwörung des Fahneneides eine Verpflichtung des Soldaten überhaupt nicht vorhanden; aber dies ist, wie der ganze Fahneneid, nichts als eine Reminiscenz an die alten Söldnerheere, bei denen die rein privatrechtliche Grundlage des Dienstverhältnisses eine solche schleunige Erneuerung nothwendig machen konnte[1]). In der That ist also der Soldat zur Treue verpflichtet, er ist verpflichtet, seinem Kriegsherrn „in allen Vorfällen zu Lande und zu Wasser, in Kriegs- und in Friedenszeiten und an welchem Orte es immer sei, treu und redlich zu dienen, seinen Nutzen und sein Bestes zu befördern, Schaden und Nachtheil aber von ihm abzuwenden," und diese Pflicht ist eine so gewaltige, so umfassende, wie im ältesten deutschen Recht, aber sie ist nicht eine freiwillige, sondern eine gezwungene Pflicht, und so bleibt für unseren heutigen Fahneneid, diesen letzten Ausklang des altdeutschen Treueides, nichts als eine moralische Bedeutung übrig; sein Werth ist nicht bloß, wie der aller promissorischen Eide, ein sehr relativer, d. h. verschieden nach dem sittlichen Werthe des Schwörenden, sondern er wird auch — wie das achte und das achtzehnte Jahrhundert es uns gelehrt haben — noch dadurch wesentlich abgeschwächt, daß er in Wahrheit kein freiwilliger, sondern ein erzwungener ist; ein moralisch bindendes Versprechen aber, das abgegeben werden muß, auch wenn es nicht vom Herzen kommt, ist ein Widerspruch in sich selbst.

Ich nannte den Fahneneid den letzten Ausklang des alten Treueides; zwar kennt unser heutiges Recht in dem Beamteneide noch eine zweite eidliche Treuverpflichtung, und zwar eine solche, die wegen der Freiwilligkeit des Dienstes berechtigter und dem alten Treueide verwandter erscheint als der Fahneneid der Soldaten; aber sie ist doch nur ein blasses Abbild des alten Treueides, der Form nach ähnlich, dem Inhalte nach sehr verschieden. Wohl ist auch der Beamte zur Treue verpflichtet, und wohl muß auch er häufig nach seinem eigensten Ermessen, nach bestem Wissen und Können, handeln; aber wie unendlich weit bleibt seine Verpflichtung hinter der altdeutschen Treupflicht zurück! Sie enthält nicht eine Selbstentäußerung der Persönlichkeit, sie gebietet keine Preisgabe des eigenen Lebens zum Besten des Herrn, ja sie hat in dem modernen Staate fast völlig die Richtung auf die Person des Herrschers verloren oder doch dieselbe nur formell beibehalten, während sie materiell den ab-

[1]) Auch hier hat augenscheinlich der Einfluß des Lehnswesens fortgewirkt; nicht reiner Vertrag mit Vererblichkeit der Rechte und Pflichten auf Seiten des Herrn, sondern ein personenrechtliches Verhältniß, welches mit dem Tode des Herrn endigt und einer Erneuerung bedarf, um fortzubestehen, wurde als Basis angenommen.

Digitized by Google

stracten Begriff des Staates an die Stelle des Fürsten gesetzt und den Beamten aus einem Krondiener in einen Staatsdiener verwandelt hat. Nur beim Officiersstande, der zugleich vom Beamten die Freiwilligkeit des Dienstes und vom Soldaten die völlige, unbedingte Hingabe an die Person des Herrschers als die rechtlichen Grundlagen seiner Existenz anerkennt, nur bei ihm lebt auch heute noch die Idee der altdeutschen Diensttreue nach Form und Inhalt in ungeschwächter Kraft fort, soweit das Princip der Disciplin ihre praktische Bethätigung noch gestattet.

Für die große Masse der Unterthanen aber ist die Treue als Rechtspflicht völlig verschwunden; denn die bloß negative Verpflichtung sich des Hochverrathes und der Majestätsbeleidigung zu enthalten, darf man so wenig als Ausfluß der Treue bezeichnen wie sonstige Unterlassungspflichten[1]); erst mit dem positiven Denken und Handeln für das Interesse des Herrn beginnt die Wirksamkeit der echten Treue. Als Rechtspflicht, sage ich, ist sie verschwunden, aber die Treue selber ist nicht untergegangen und wird nicht untergehen; sie ist nur dahin gedrängt, wohin allein sie gehört — auf das Gebiet der Moral. Nicht nur unser rechtliches, sondern auch unser sittliches Gefühl würde sich heutzutage empören, wenn Jemand durch den Richter zur Aeußerung und Bethätigung solcher Treue angehalten würde, die nur als freie Gabe der persönlichsten Verehrung, des hingebungsvollsten Vertrauens Werth und Würde besitzt. Wie unter Liebe und Pietät, so verstehen wir auch unter Treue in diesem Sinne eine jener starken und lebendigen Empfindungen inniger Zuneigung von Mensch zu Mensch, welche, unabhängig von den Pflichten gegen den Staat, nur dem verehrten Oberhaupte in freier Huldigung dargebracht wird, welche auch von dem Fürsten durch eigenen Werth verdient und erworben werden muß. Diese Treue gilt also nur der Person, aber sie ist die mächtigste Stütze monarchischer Herrschaft; denn wohl vermag der Gebildete sein Gefühl für das monarchische Princip verstandesmäßig zu trennen von seinem Gefühl für den vielleicht unwürdigen Träger desselben, aber die große Masse sieht nur die Person und mit der Person verehrt oder verwirft sie auch das Princip. Und so zerstörend also die Treue als rechtliche Basis des Unterthanenverbandes gewirkt hat, so segenbringend, ja so nothwendig ist sie als sittliche Basis desselben. Die Treue des Volkes ist gleichsam die Muttererde, aus der das Königthum einst hervorgegangen und aus der es noch immer seine wahre innere Kraft und Sicherheit schöpft: eine Sicherheit, die weder „Roß und Reisige", noch ein erschüttertes Legitimitätsprincip ihm jemals verleihen, — eine Kraft, die, wie sie an Opfern rücksichtslos das Größte fordert, so auch an Thaten das Größte zu leisten vermag.

---

[1]) „Die Werkeltagstreue, die nichts Besseres kann, als sich vor Untreue bewahren," sagt Fontane, freilich in Beziehung auf die eheliche Treue. — Jene negativen staatlichen Pflichten kannte auch das römische Recht, während ihm der Begriff der Treue in unserm Sinne ja unbekannt war.

Digitized by Google

Heinrich von Kleist

und sein Dramen-Fragment „Robert Guiskard".

Von

Otto Brahm[1]).

Am kleinen Wannsee bei Berlin, unfern den sandigen, mit Föhren und Weiden besetzten hohen Ufern des melancholischen Gewässers, erhebt sich ein Grabhügel. Heinrich von Kleist ruht darunter, der an einem trüben Novembertage des Jahres 1811 freiwillig aus dem Leben geschieden war. Ein verfehltes Dasein! sagten die Wenigen, die an diesem Grabe trauerten, und als man ihn in die Grube gelegt, schien es, als sei dieses Dichterleben, so voll von inbrünstig heißem Ringen nach dem Kranze der Unsterblichkeit, beschlossen für immer. Aber ein halbes Jahrhundert später — und der Todtgeglaubte ist erwacht. Ein verlorener Mann war er von der Erde gegangen; heute zählen wir ihn zu den ersten Dichtern unserer Nation und dem deutschen Drama ist er ein Wegweiser geworden zu neuen, nur geahnten Zielen.

I.

Kleist ist am 18. Oktober 1777 in Frankfurt an der Oder auf die Welt gekommen, der älteste Sohn einer altpreußischen Officiersfamilie. In unruhigen Kämpfen mußte er sich losringen aus der Tradition der Seinen: er ward früh ins Heer gebracht, machte den Rheinfeldzug von 1795 gegen Frankreich mit und stand als Seconde-Lieutenant bei der Potsdamer Garde, bis er an der Wende des Jahrhunderts zu einem entscheidenden Schritte vordrang: er forderte unter dem Widerspruch der Familie seinen Abschied und bezog in der Heimathsstadt die Universität. In dem zweiundzwanzigjährigen Studenten schlummerte der poetische Trieb noch, er warf sich mit hitzigem Eifer in mancherlei gelehrte Studien, mathematische, naturwissenschaftliche, philosophische. Als er aber mit der Kantischen Philosophie vertraut geworden war, deren kritischer Zug ihm

[1]) Wir haben das Vergnügen, obenstehend ein Stück aus dem Buch unseres geschätzten Mitarbeiters Otto Brahm über „Heinrich von Kleist" zu geben, welches von dem „Allgemeinen Verein für Deutsche Literatur" mit dem ersten Preise gekrönt worden ist und binnen Kurzem (bei A. Hofmann u. Co. in Berlin) erscheinen wird.

Die Redaction der „Rundschau".

Digitized by Google

widerstrebte, und deren zwingende Größe er doch nicht verkannte, stieß er mit rascher Entschiedenheit den gelehrten Beruf von sich. Hatte er erst nur in der Wissenschaft sein Heil erblickt, so sprach er nun: Handeln ist besser als Wissen, und kehrte von der Führerin: Vernunft sich ab, nur dem Herzen und dem „Gefühl“ trauend. Tastend, zweifelnd, verneinend, entsagt er so der Göttin, die ihn bis hierher geleitet: „seit diese Ueberzeugung,“ ruft er, „daß hienieden keine Wahrheit zu finden ist, vor meine Seele trat, habe ich kein Buch wieder angerührt. Mein einziges, mein höchstes Ziel ist gesunken und ich habe keines mehr.“

Hier nun, in dieser Stimmung der Verzweiflung, des Haltes beraubt, an den er so fest sich geklammert, ergriff ihn der Plan einer großen Reise. Das Brüten in der Stube dünkte ihn verderblich: draußen, in der Ferne, wird er sich selbst wiederfinden. Das Mißtrauen der Seinen, die mit ernster Besorgniß diesem Treiben zusahen, bedrückte ihn, er mußte fort, wollte er nicht die Gegenwart und alle Zukunft verlieren. Hals über Kopf wurden die Vorbereitungen getroffen, Ulrike, seine Lieblingsschwester, aufgefordert ihn zu begleiten: und Paris sollte das Ziel sein. Mit dem Frühjahr 1801 machten sie sich auf die Fahrt, Kleist in wenig gebesserter Laune, die sich nach der Ankunft am Ziel in galligen Schilderungen von Paris und den Parisern entlädet.

Aber schon war er dazu geführt worden, für den verloren gegangenen Beruf reichen Ersatz zu finden. Er träumte von Ruhe und idyllischen Freuden auf dem Lande, als ein einfacher Bauer; allein dieses Ruhebedürfniß war eine Selbsttäuschung, der heftige Trieb zur Thätigkeit, der in allen Fibern seines aufgeregten Herzens tobte, war durch narkotische Mittel nicht zu beschwichtigen. Ein neuer Keim regte sich in seiner Seele: sein erstes Drama, die „Familie Schroffenstein“ ist in diesen Tagen des Leides geboren worden.

Ein finsteres Stück, das die Stimmung des Dichters ergreifend wiederspiegelte. Wie Kleist verzweifelt, die Wahrheit zu erkennen, und was diese Welt bewegt, so thut auch sein Held; und es klingt wie ein Aufschrei aus des gequälten Dichters innerster Seele, wenn jener ausruft: „Gott der Gerechtigkeit! sprich deutlich mit dem Menschen, daß er's weiß auch, was er soll.“ Dennoch, diesem intimen Verhältniß zwischen dem Dichter und seinem Helden zum Trotz, hat Kleist stets das Werk mißachtet und es verächtlich eine „Scharteke“ genannt. In seiner hochfliegenden Art strebte er sogleich nach höheren Zielen, er wollte seine ganze dichterische Habe an einen Wurf setzen, alles oder nichts erringen. Und recht nach Autodidaktenweise, die die Anfänge zu überfliegen liebt, für die sie sich zu klug dünkt, stellte sich der junge Poet die schwierigste aller Aufgaben: das Vorbild Shakespeare's und jenes der Griechen wollte er vereinen und zu einem neuen, höheren zusammenschmelzen. Dieses „Ideal“ schwebt ihm vor, in seinem „Robert Guiskard“ strebt er es zu gestalten; und als es mißlingt, wendet er Paris den Rücken, um auf einer neuen Reise sein Heil zu suchen: er trennt sich von der Schwester, geht nach der Schweiz und verbringt in Bern und Thun den Winter und das Frühjahr 1802.

Er fand eine angeregte, geistreiche Gesellschaft: Zschokke, der liebenswürdige Novellist, Geßner, ein Sohn des Schweizer Idyllendichters und der junge Wieland, der Sohn des Oberonsängers, waren seine täglichen Genossen. Kleist, der

Digitized by Google

bisher einsam und verschlossen an seinen Dichtungen geschafft hatte, kaum einmal der Schwester den Einblick gönnend, fand hier zum ersten Male gleichstrebende Freunde, denen er sich aufschloß und ein Echo seines Thuns kam ihm zurück. Man ermuthigte ihn, seine „Schroffensteiner" drucken zu lassen, Geßner ward sein Verleger, und so trat er denn von der Schweiz aus in die deutsche Literatur ein.

Er war inzwischen wieder fleißig am „Robert Guiskard" gewesen, auf einer kleinen Insel in der Aare, nächst Thun, hatte er sich eingemiethet und lebte hier wirklich ein Idyll, wie er es geträumt hatte. Ein Fischer von der Insel hatte ihm seine Tochter ins Haus gegeben, Mädeli mit Namen, und in froher Schaffenslaune erlebte er das Erwachen der Natur und seiner Kunst.

Doch die glückliche Stimmung sollte das Frühjahr nicht überdauern: wieder entflatterte das lockende Ideal des „Guiskard" seinen unsicheren Lehrlingshänden und eine neue Krisis kam zum Ausbruch. Diesmal ward es eine körperliche: Kleist fiel in schwere Krankheit und lag verzweifelnd zwei Monate in Bern. Ulrike, die treue Schwester, eilte sogleich zu seiner Pflege herbei, und sie bewog den Genesenden leicht, das Land, das von politischen Unruhen zerrissen ward, mit ihr zu verlassen. Und da er sich weigerte, in die Heimath zurückzukehren, ehe er zu jenem Ziele gelangt war, das sich ihm immer wieder entzog, und dem er nachjagte in Wachen und in Träumen — so nahmen die Geschwister nach dem geistigen Mittelpunkte Deutschlands den Weg: nach Weimar. Der junge Wieland war ihr Begleiter.

Sie suchten Vater Wieland auf, der in Osmannstädt bei Weimar auf seinem Gute saß. In Jena sahen sie Schiller, in Weimar Goethe, und bei Beiden sollen sie freundliche Aufnahme gefunden haben. Ohne Zweifel hat Kleist keinem der Beiden von seinem poetischen Streben gesprochen, und mit welchen Empfindungen er bei den größten lebenden Dichtern eintrat, ahnten diese nicht. Im Auf und Ab zwischen Stolz und Verzweiflung, wird er jetzt sie unerreichbar hoch über sich gesehen, jetzt sich als den gleichberechtigten Dritten empfunden haben.

Bald aber trennten sich die Geschwister abermals und Kleist miethete sich in Weimar ein, während die Schwester in die Heimath zurückkehrte. Nicht ohne Kämpfe wird sich Ulrike zum Scheiden entschlossen haben und erst gegangen sein, als sie alle Aussicht abgeschnitten sah, den Bruder mit sich zu ziehen.

Weshalb weigert sich Kleist, zu den Seinen zurückzukehren? Oft und oft wird die Frage in den Briefen beantwortet. Nur mit einem großen Effect, als ein fertiger Mann, der alles erfüllte, was er versprach, will er unter sie treten — oder gar nicht. Er empfindet es voll, wie er allen Traditionen der Familie durch den Austritt aus dem Militär und seine ganze Lebensführung widersprochen hat, wie sein wachsender pecuniärer Ruin die Verwandten ängstigt, aber eben darum will er nur dann ihnen wieder begegnen, wenn der Erfolg ihm Recht gegeben hat. Schon in Frankfurt mochte er in den stummberedten Blicken der Seinen die Frage gelesen haben: was wird aus Dir, und tief bedrückt fühlte er sich durch diese sorgenvollen Fragen. „Ich muß Zeit haben," ruft er, „Zeit muß ich haben. O Ihr Erynnien mit Eurer Liebe!" Aber da sein Ehr-

Digitized by Google

geiz einmal gereizt ist, sträubt er sich aus allen Kräften, zurückzukommen, ohne daß etwas entschieden ist; größer als seine Liebe, ist sein Stolz, und den Gedanken, als ein verunglücktes Genie dazustehen, kann er nicht ertragen.

Immer die eine Aufgabe war es, die ihn diese Zeit beschäftigt: „Robert Guiskard“. Einsam jagte er nach seinem Ideal und vertraute sich Niemandem an. Auch dem alten Wieland nicht, zu dem er bald in ein freundliches Verhältniß gekommen war. Wieland zog ihn nach Osmannstädt und er brachte als sein Gast zuerst das Weihnachtsfest und dann im neuen Jahre mehrere Wochen auf seinem Gute zu — „trotz einer sehr hübschen Tochter“ Wielands. Tiefer, von der eigenthümlichen Anmuth seines Wesens angezogen, schien selbst geneigt, ihm das Schicksal der Tochter anzuvertrauen, obgleich seine Verschlossenheit und sein ganzes räthselhaftes Wesen bedenklich stimmte. Besonders eine seltsame Art der Zerstreutheit fiel an ihm auf: ein einziges Wort schien in seinem Gehirn eine ganze Reihe von Ideen, wie ein Glockenspiel, anzuziehen und er verstummte mitten im Gespräche; oder er murmelte bei Tische etwas vor sich hin in der Art eines Menschen, der sich allein glaubt, oder in Gedanken an anderem Orte und bei anderen Gegenständen weilt. So fest hielt ihn damals sein Stück im Bann. Wir haben aus früherer und späterer Zeit ähnliche Berichte, die alle das Nämliche bezeugen und den nämlichen Grund haben: ganz von einem Gedanken hingenommen, nur in der Vorstellung lebend, wird er taub für das Wirkliche.

Endlich gelang es Wieland aber doch, den Verschlossenen sprechen zu machen. Er gestand, daß er in solchem Augenblick bei seinem Drama sei, und daß ein so hohes Ideal seinem Geiste vorschwebe, daß es ihm unmöglich sei, es zu Papier zu bringen. Zwar habe er schon viele Scenen nach und nach aufgeschrieben, vernichte sie aber immer wieder, weil er sich selbst nichts zu Dank machen könne. Vergebens suchte ihn Wieland zu bestimmen, nur erst sein Werk, so gut es gehen wollte, fertig zu machen, um einmal das Ganze übersehen zu können. Es gelang ihm nur nach vielen vergeblichen Versuchen und Bitten, Kleist eines Nachmittags so „treuherzig“ zu machen, daß er ihm einiges aus dem Gedächtniß vorsprach: und die Wirkung war die außerordentlichste. Der jugendliche Alte gerieth in Feuer und Flammen und gab seinen Eindruck durch allerlei Geberden und Bewegungen so lebhaft kund, daß Kleist vor Freude die Sprache verging und er Wieland's Hände mit heißen Küssen überströmte.

Ein Jahr später hat Wieland sein Urtheil über das Gehörte so formulirt: „Wenn die Geister des Aeschylos, Sophokles und Shakespeare sich vereinigten, eine Tragödie zu schaffen, so würde sie das sein, was Kleist's Tod Guiskard's des Normannen, sofern das Ganze demjenigen entspräche, was er mich damals hören ließ. Von diesem Augenblick an war es bei mir entschieden, Kleist sei dazu geboren, die große Lücke in unserer dramatischen Literatur auszufüllen, die, nach meiner Meinung wenigstens, selbst von Goethe und Schiller noch nicht ausgefüllt worden ist.“

Von Niemand, zu Kleist's Lebzeiten, ist ein treffenderes Urtheil über ihn gefällt worden, und Wieland hat sich hier wieder einmal als ein weitschauender, unabhängiger Beurtheiler vom ersten Range bewährt. Auch wie er sich gegen

Digitized by Google

Kleist persönlich benahm, zeigt uns seine neidlose Herzensgüte und seine Bonhomie im besten Licht. Wieland kannte solche „indefinibeln Individuen" noch aus der Sturm- und Drangzeit her und als der feinste Psychologe wußte er sie zu behandeln. Aber an Kleist scheiterte alle seine Seelenkunde und auch sein schwer ins Gewicht fallendes Urtheil konnte den Dichter nicht freier stimmen. Zwar versprach Kleist in der ersten Freude alles Gute, und die Krisis schien vorübergehen zu wollen: hoffnungsreich meldet er der Schwester, daß der Anfang seines Gedichtes die Bewunderung aller Menschen erregt und wünscht: „O Jesus! Wenn ich es doch vollenden könnte!" Er ist entschlossen, den Fuß nicht aus dem Orte zu setzen, wo sich sein Schicksal endlich, unausbleiblich, und wahrscheinlich glücklich entscheiden wird, und nähert sich in Gedanken „allem Erdenglück." Aber schon zwei Monate später, im März 1803, als er von Neuem verzweifelt, das Werk zu vollenden, ist Alles aus; in fluchtähnlicher Eile verläßt er Osmannstädt und nach einem kurzen, traurigen Aufenthalte in Weimar begibt sich der Rathlose — kaum konnte er selbst angeben, warum? — nach Leipzig.

„Ich weiß nicht," schreibt er an Ulrike, „was ich Dir über mich unaussprechlichen Menschen sagen soll. Ich habe Osmannstädt wieder verlassen. Zürne nicht! Ich mußte fort und kann Dir nicht sagen, warum? Ich habe das Haus mit Thränen verlassen, wo ich mehr Liebe gefunden habe, als die ganze Welt zusammen aufbringen kann, außer Du! — ! Aber ich mußte fort! O Himmel, was ist das für eine Welt!" Nirgends tritt Kleist's problematische Natur, die keiner Lage genügte und der keine Lage genügte, mit erschreckenderer Deutlichkeit hervor. Noch immer gab Wieland den Flüchtling nicht auf. Er lud ihn auf den dritten Mai zu einem Feste; und Alles, was süß ist, lockte ihn. Als er dennoch ausblieb — auch die „sehr hübsche Tochter" Wieland's konnte dem ganz von seinem „Guiskard" Besessenen jetzt nichts sein — richtete Wieland noch einmal herzliche Zeilen an ihn und meinte, er müsse das Werk vollenden, „und wenn der ganze Kaukasus auf ihn drückte."

Kleist war inzwischen nach Dresden gegangen und hatte dort alte Freunde aus der Potsdamer Zeit, die Officiere Pfuel und Rühle, gefunden. Er war in einer verzweifelten Stimmung und kam in jeder Unterredung auf den Tod, „als den ewigen Refrain des Lebens" zurück. Wieder erfaßte ihn der Wunsch, in der Gemeinschaft mit einem Freunde dem Dasein zu entfliehen; und Pfuel sollte sein Todesgenosse sein. Mit Spotten und Scherzen suchte ihn dieser von der krankhaften Vorstellung abzubringen, und durch erheuchelten Zweifel an seinem Talent ihn zur Niederschrift des Gedichteten zu treiben.

Endlich kam der Plan einer größeren Reise von Neuem zum Vorschein; und mit großer Uneigennützigkeit erklärte sich Pfuel, „dieser vortreffliche Junge," bereit, Kleist zu begleiten. Nachdem er mehrere Monate gegen Ulrike geschwiegen, findet er jetzt die Sprache wieder; aber nur in geheimnißvollen Andeutungen spricht er zur Schwester. Die Reise soll eine gewisse Entdeckung im Gebiete der Kunst völlig ins Licht stellen. Sie ist nöthig, um der großen Bestimmung seines Lebens genug zu thun. Und darum, wenn Ulrike ihm, durch eine Unterstützung, dazu verhelfen will, den Kranz der Unsterblichkeit zusammen-

Digitized by Google

zupflücken, so wird nicht nur er, die Kunst und die Welt wird es ihr einst danken. Man liest in jeder Zeile, wie krankhaft gespannt sein Selbstgefühl damals war und sieht voll Furcht dem Rückschlage entgegen, der unausbleiblich ist.

Ulrike und mehrere der Verwandten kamen auf diesen Brief hin nach dem nahen Dresden und thaten Alles, den Aermsten zu beruhigen. Sie hielten ihre eigenen Besorgnisse zurück und halfen ihm über alle Geldfragen großmüthig hinweg. Als sie wieder gegangen sind, versichert er, nun oft und gern an sie schreiben zu wollen: eine seltsame Vorstellung hatte in seinem Hirn Wurzel gefaßt von einer unvernünftigen Angst der Familie über ihn, und nur darum schwieg er so lange. So tritt er in etwas besserer Stimmung die Reise an. Es war gegen Ende Juli 1803.

Meist zu Fuß wanderten die Freunde über Bern und Thun nach Oberitalien. Der Maler Lohse, ein Bekannter Kleist's aus den Schweizer Tagen, lebte dort, in Varese bei Como, und Kleist und Pfuel brachten einige Zeit mit ihm zu — Kleist in einer Laune, die ihm „fressend ans Herz nagte“ und nur in seltenen Glücksstunden verstattete, die hellen Schönheiten dieser Natur zu empfinden. Durch das Waadtland gingen alsdann die Reisenden nach Genf.

Hier endlich, im Anfang October, erinnert sich Kleist der Schwester. Aber wenn er von andern Reisen zuletzt doch noch von Resultaten, wie schwer sie auch errungen waren, zu berichten hatte — auf dieser verzweifelten Fahrt hat er nichts erreicht und im tiefsten Schmerz muß er seinem Herzenswunsch entsagen. „Der Himmel weiß, meine theuerste Ulrike,“ schreibt er, „wie gern ich einen Blutstropfen aus meinem Herzen für jeden Buchstaben eines Briefes gäbe, der so anfangen könnte: „mein Gedicht ist fertig.“ Ich habe nun ein Halbtausend hinter einander folgender Tage, die Nächte der meisten mit eingerechnet, an den Versuch gesetzt, zu so viel Kränzen noch einen auf unsere Familie herabzurufen: jetzt ruft mir unsere heilige Schutzgöttin zu, daß es genug sei. Sie küßt mir gerührt den Schweiß von der Stirn und tröstet mich, wenn jeder ihrer lieben Söhne nur ebenso viel thäte, so würde unserem Namen ein Platz in den Sternen nicht fehlen. Und so sei es denn genug. Das Schicksal, das den Völkern jeden Zuschuß zu ihrer Bildung zumißt, will, denke ich, die Kunst in diesem nördlichen Himmelsstrich noch nicht reifen lassen. Thöricht wäre es wenigstens, wenn ich meine Kräfte länger an ein Werk setzen wollte, das, wie ich mich endlich überzeugen muß, für mich zu schwer ist. Ich trete vor Einem zurück, der noch nicht da ist, und beuge mich ein Jahrtausend im Voraus vor seinem Geiste. Denn in der Reihe der menschlichen Erfindungen ist diejenige, die ich gedacht habe, unfehlbar ein Glied, und es wächst irgendwo ein Stein schon für den, der sie einst ausspricht.“

Man kann diese großartigen Sätze nicht ohne Bewegung lesen. Was er in der Maßlosigkeit seines Wollens verschuldet, sollte er nur zu schnell büßen; das Schicksal hat ihn gerichtet, nicht wir richten ihn. Aber wie er stolz gewollt hatte, so fiel er stolz, er selbst ein Held von tragischer Größe, Furcht und tiefstes Mitleid in uns erweckend. Sein Leben ist seines Dichtens würdig, und was sein Schroffenstein empfunden hat, empfindet auch er:

Digitized by Google

Nicht jeden Schlag ertragen soll der Mensch,
Und welchen Gott faßt, denk' ich, der darf sinken,
Auch seufzen ... doch sollen
Wir stets des Anschauns würdig aufstehen.
Die kranke, abgestorbene Eiche steht
Dem Sturm, doch die gesunde stürzt er nieder,
Weil er in ihre Krone greifen kann.

Er sinkt, weil er das Unmögliche gewollt hat; aber er sinkt in dem Bewußtsein, daß er keinem der Lebenden weicht und nur vor dem Einen, der noch nicht da ist, beugt er sich ein Jahrtausend im Voraus, wie Lessing's Richter vor dem Weiseren über tausend, tausend Jahr.

„Und so soll ich denn niemals zu Euch, meine theuersten Menschen, zurückkehren?" fragt er. „O niemals! Rede mir nicht zu. Wenn Du es thust, so kennst Du das gefährliche Ding nicht, das man Ehrgeiz nennt. Ich kann jetzt darüber lachen, wenn ich mir einen Prätendenten mit Ansprüchen unter einem Haufen von Menschen denke, die sein Geburtsrecht zur Krone nicht anerkennen; aber die Folgen für ein empfindliches Gemüth, sie sind, ich schwöre es Dir, nicht zu berechnen." Und noch immer ist, so tief auch seine Zuversicht gesunken, nicht aller Glaube an Vollendung seines Werkes geschwunden. Wie stark der Trieb zum Schaffen in ihm steckt, zeigt er in solchen Krisen. Wieder und wieder kämpfen seine gesunden Kräfte gegen die zerstörenden an. „Hoffnung muß bei den Lebenden sein," ruft er einmal in einem solchen Augenblick; und daß er auch jetzt nicht völlig verzweifelt, verräth uns das Postscriptum seines Schreibens: „Schicke mir doch Wielands Brief." Es ist jener Brief gemeint, in welchem ihn Wieland zur Vollendung des „Guiskard", und wenn der ganze Kaukasus auf ihn drückte, angespornt hatte. Kleist sandte ihn aus Leipzig voller Freude der Schwester, und wenn er ihn jetzt zurück verlangt, so kann es nur sein, um seinen gesunkenen Muth an dem Urtheil des verehrten Mannes wieder aufzurichten. „Nichts ist dem Genius, der Sie begeistert, unmöglich," hatte Wieland geschrieben; und Kleist fühlte das sehnliche Verlangen, diese Worte wieder und wieder zu lesen.

In solcher Stimmung zog er zum zweiten Male in Paris ein; und als er die Stadt, die er so sehr haßte, wieder verließ, da war er nun wirklich am Ende aller seiner Hoffnungen. Seine kranke Seele ward von neuer Todessehnsucht ergriffen, und er scheint es von Pfuel fast als ein Zeugniß der Freundschaft gefordert zu haben, sein Genosse zu werden. Eines Tages, um die Mitte des October, kam es zu einem heftigen Streite zwischen Beiden; Kleist's ganzes Selbstgefühl, das die Verzweiflung in um so schrofferen Formen hervortrieb, kehrte sich gegen den Freund und dieser wies ihn mit aller Entschiedenheit zurecht. Es war wohl ein letzter Versuch Pfuel's, auf den Verstörten zu wirken in seiner Weise. Aber Kleist, jetzt in voller Verzweiflung, auch den Freund verloren zu haben, ward in seiner Todessehnsucht nur gefestigt; er verbrannte alle seine Papiere und verließ Paris, entschlossen, den Tod nun allein zu suchen.

So ward, was von „Robert Guiskard" in den schmerzlichsten Kämpfen sich aus des Dichters Seele losgerungen hatte, des Feuers Beute. Auch der vollendete erste Act des in der Schweiz concipirten Trauerspiels „Leopold von Oesterreich"

Digitized by Google

ward vernichtet in dieser schlimmen Stunde und nur von einer Scene hat sich uns durch Pfuel Nachricht erhalten.

Es ist am Abend vor der Sempacher Schlacht, die dem ganzen Heere Leopold's den Tod bringen sollte. Die stolzen Herren sitzen zechend beisammen und sie würfeln in übermüthiger Laune, wer mit dem Leben davon kommen wird? Drei schwarze Seiten haben die Würfel und drei weiße; schwarz bedeutet Tod. Die ersten der Spieler werfen schwarz; man lacht und scherzt sich darüber hinweg. Das Spiel geht fort, auch die Nächsten und immer und immer Neue werfen schwarz — allgemach verstummt der kecke Jubel und ein düsterer Ernst kommt über die Ritter; und als das Spiel zu Ende ist, haben Alle schwarz geworfen: hinter allen dräut der Tod. Wie diese lebensfrohen Herren von dem grausigen Gespenst einer nach dem andern in Besitz genommen und mit seinem Zeichen gezeichnet werden, das mußte Kleist's wilde Laune in jenen Tagen mit finsterem Behagen gestaltet haben.

Ohne ein Ziel vor Augen, lief Kleist aus Paris. Er wollte den Tod, gleichviel in welcher Gestalt. Und sein gequältes Gemüth fiel auf den Plan, diesen Tod in dem Heere der Franzosen zu suchen. Er, der preußische Lieutenant, der Erstgeborene der Kleiste, wollte Dienste nehmen bei den Franzosen, den „Affen der Vernunft!“ Wie tief er erschüttert, zeigt der wahnwitzige Vorsatz. Auf dem Wege nach Boulogne, in St. Omer, richtet er die letzten Zeilen an die Schwester. In ergreifender Schönheit strömt sein Schmerz aus; und nichts hat Kleist gedichtet, das an erschütternder Gewalt die Worte überträfe:

„Meine theure Ulrike. Was ich Dir schreiben werde, kann Dir vielleicht das Leben kosten; aber ich muß, ich muß, ich muß es vollbringen. Ich habe in Paris mein Werk, soweit es fertig war, durchlesen, verworfen und verbrannt; und nun ist es aus. Der Himmel versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm, wie ein eigensinniges Kind, alle übrigen hin. Ich *kann* mich Deiner Freundschaft nicht würdig zeigen, ich kann ohne diese Freundschaft doch nicht *leben*: ich stürze mich in den Tod. Sei ruhig. Du Erhabene, ich werde den schönen Tod der Schlachten sterben. Ich habe die Hauptstadt dieses Landes verlassen, ich bin auf seine Nordküste gewandert, ich werde französische Kriegsdienste nehmen; das Heer wird bald nach England hinüberrudern, unser aller Verderben lauert über dem Meer, ich frohlocke bei der Aussicht auf das unendlich prächtige Grab. O Du Geliebte, Du wirst mein letzter Gedanke sein!“

Immer von Neuem hatte er das Würfelspiel versucht, immer von Neuem hatte er schwarz und abermals schwarz und schwarz geworfen. Verzweifelnd ließ er das Spiel fallen, und als er von der Tafel aufstand, da erblickte er die knöcherne Gestalt des Todes hinter sich, die grinsend nach ihm ausgriff.

II.

Aber ein letztes Ungefähr rief den Flüchtling, hinter dem schon die Erdenpforten sich zu schließen schienen, ins Leben zurück. Er ward gerettet; und auch das Werk so heißen Ringens, auch „Robert Guiskard“ ist uns in einem Bruchstück gerettet worden.

Die beiden höchsten Muster des Dramas, Shakespeare und die Griechen, will Kleist vereinigen. Wenn er auf die antiken Muster zurückgreift, so ist er

Digitized by Google

damit auf demselben Wege wie Schiller. Der Regellosigkeit der Jugendwerke Schillers war der strenge Stil seiner classischen Periode gefolgt; von Shakespeare sich abkehrend, sieht er in den Dramen der Alten das Muster und gelangt zuletzt zu einer Annäherung an die französische Technik, der die Stürmer und Dränger einst den Krieg bis aufs Messer erklärt hatten. Aber gegen die Einseitigkeit seiner Dramatik stellt gerade Kleist die Reaction dar. Die Jugend- und die Mannesideale unserer Classiker, Shakespeare und die Antike, die Treue gegen die Natur und die Convention eines ausgeprägten Stiles will er verschmelzen, mit der Schönheit soll die Wahrheit einherschreiten und die freie Entfaltung eines großen Charakters zuletzt an des Schicksals Walten scheitern.

Eine dunkle Schicksalsmacht waltet über Robert Guiskard, dem Herzog der Normannen: die furchtbare Pest, die mit tödtlichem Schritte durch das Lager des Fürsten geht. Das einzige Ziel, auf das er steuert, die Eroberung Constantinopels, droht sie ihm abzuschneiden; und in den schmerzlichsten Kämpfen ringt er gegen das „Scheusal", trotzig, doch aussichtslos. Die Geschichte dieses Ringens ist das Stück. Mit einem Chor setzt es ein, und der ihn spricht, heißt: das Volk. Volk „jeden Alters und Geschlechts, in unruhiger Bewegung" spricht. In dieser Vorschrift liegt bereits das ganze Stilprincip. Der antike Chor und das Shakespeare'sche „Volk" treten in Eins zusammen, und was sie reden, klingt wie ein gewaltig ausbrechender und doch stilisirter Naturlaut. In großartiger Bildersprache und kühnen Personificationen, mit der vollen Wucht rhythmischer und euphonischer Wirkung, wird die verheerende Seuche geschildert; und es wird ein erwählter Ausschuß von Kriegsmännern zum Herrscher geleitet, den furchtlos Trotzenden zu bewegen, die Unglücksstätte zu meiden: denn wenn er nicht weicht, so ereilt zuletzt auch ihn das Scheusal noch und er erobert sich in Constantinopel nur einen Leichenstein. In strenger Objectivität wird dieser Vorgang von dem Dichter geschildert: den Aufruhr im Volke stellt er dar, wie Shakespeare in seinen Römerstücken, ohne Sympathie für die Menge. Schiller in jungen Jahren, auch Lessing, hätte andere Farben zur Verfügung gehabt; aber der preußische Aristokrat Kleist hat für diese Seite der Dinge keinen Sinn.

Aus dem Gewühl des Volkes tritt der Greis hervor, Armin, ein Hundertjähriger, der „das, was unnütz ist", fortwünscht, Männer, Weiber und Kinder; nur die zwölf Erwählten sollen bleiben, und dem Flehen, nicht der Empörung, will dieser normannische Kottwitz die Stimme leihen. Während er noch die wogende Menge in ihre Schranken zurückzudämmen sucht, tritt aus dem Zelte Guiskard's, welches auf hohem Hügel die Bühne krönt, seine Tochter Helena hervor, des Greises Mahnungen wiederholend und überbietend: das wilde Lärmen schreckt den Vater, den alten, trefflichen, aus dem Schlummer und sie bittet darum, wiederzukehren, wenn er erwacht sein wird. Als der Greis versichert, daß sie lautlos und mit Gebet für sein theures Haupt ihn erwarten wollen, lenkt sie ein und glaubt sogleich im Abgehen, seine Schritte im Zelte zu hören. Der Greis, schon während ihrer Rede stutzig geworden, kann nun den Ausruf der Verwunderung nicht unterdrücken; und auch die Krieger empfinden, daß sie wünschte, „ihrer los zu sein", während sie sonst wünschte, daß sie nahten. Ein

Digitized by Google

hinzutretender Normanne verstärkt die Besorgniß. Ein geheimnißvolles nächtliches Leben vor dem Zelte hat er beobachtet: zuerst ein Stöhnen, als haucht' ein kranker Löwe die Seele von sich, dann ein ängstlich heftig Treiben, ein Herbeischießen der ganzen wildverstörten Sippschaft, endlich das Erscheinen eines Knechtes mit einem durch Verkleidung unkenntlich Gemachten, in dem der Beobachter aber doch zu seinem tödtlichen Schrecken, — des Herzogs Leibarzt, den Jeronimus, erkennt. Was nur angstvolle Vermuthung war, wird Gewißheit in der folgenden Scene. Robert, Guiskard's Sohn, und Abälard, sein Neffe treten auf: Robert mit harten Worten dem Greis und seiner Schar gebietend, den Platz zu verlassen, Abälard in freundlichen sie zurückhaltend. Ein Streit zwischen den Vettern, lange vorbereitet, kommt zum Ausbruch; und Abälard verräth, daß Guiskard sich krank fühle. Fassungslos eilt Robert ins Zelt zurück; und Abälard, dem er so das Feld allein läßt, berichtet nun weiter in höchst lebendiger Entwicklung, wie die Krankheit anzuerkennen, die nach allen Zeichen die Seuche selbst ist, der Held in seiner trotzigen Kraft sich weigert. Stets noch richtet er wie ein gekrümmter Tiger den Blick nach jener Kaiserzinne, die vor seinem Zelt erglänzt; und er wird, wenn die Nacht ihn lebend trifft, in einem letzten Ansturm die Entscheidung zu erzwingen suchen. So meint sein Geist, sich selbst und das Schicksal besiegen zu können.

Nun endlich im zehnten (und letzten uns erhaltenen) Auftritt, erscheint der Herzog, dessen Kommen wir die ganze Zeit hindurch in der äußersten Spannung entgegenharren. Tönender Jubel empfängt ihn, die Mützen der Lautesten fliegen in die Luft. Und in der That scheint er alle Gerüchte durch sein bloßes Auftreten verstummen machen zu wollen. Frei, heiter, mit der überlegenen Hoheit des Herrschers tritt er unter sie und spottet die Besorgnisse der Getreuen hinweg. Ob er aussieht wie einer, der die Pest hat? Er, der in Lebensfülle dasteht, der jegliches der Glieder beherrscht und mit reiner Stimme aus der freien Brust heraus zu ihnen redet. Nein, an seinen Knochen nagt wohl die Seuche selbst sich krank; in Stambul, eher nicht, hält er ihr still.

Aber während er noch leichten Herzens also zu scherzen scheint, und den Greis in ruhiger Entschiedenheit auffordert, das Gesuch des Volkes vorzubringen, sendet schon das Schicksal dem Stolzen ein neues Zeichen, das sich nicht verbergen läßt. Seine Glieder ermatten und verlangen nach einer Stütze. Echt Kleistisch wird das nicht in Worten deutlich ausgesprochen, sondern durch Geberden und abgebrochene Reden indirect dargestellt. Eben hat der Greis seine Rede begonnen, als Guiskard sich wortlos umsieht, so daß der Sprecher stockt. Schnell lösen sich nun die Fragen ab, auf die doch keine Antwort erfolgt:

Die Herzogin (leise): Willst Du —
Robert. Begehrst Du —
Abälard. Fehlt Dir —
Die Herzogin. Gott im Himmel!
Abälard. Was ist?
Robert. Was hast Du?
Die Herzogin. Guiskard! Sprich ein Wort!

(Helena zieht die große Heerpauke herbei und schiebt sie hinter ihn.)

Guiskard (indem er sich sanft niederläßt halblaut): Mein liebes Kind!

Digitized by Google

Und sich wieder zum Greise wendend, fordert ihn der Herzog von Neuem zum Reden auf. Der Greis beginnt. Er schildert, wie dem Fürsten, dem Bräutigam der Siegesgöttin, die Seuche grauenvoll in den Weg trat, als er ihr die Arme schon entgegenstreckte zum Vermählungsfest. Er schildert abermals ihre verheerende, unbesiegbare Macht; und mit so grellen, entsetzlichen Farben schildert er, daß die Gattin Guiskard's der Ohnmacht nahe ist. Wieder wird nicht ausgesprochen, um was es sich handelt, aber wir errathen es: das Schicksal, welches dem Gatten droht, tritt in der Erzählung des Greises furchtbarer als je vor sie hin. Die Herzogin wird fortgeführt, und mit diesen Versen des Greises bricht das Fragment ab:

Und weil Du denn die kurzen Worte liebst:
O führ' uns fort aus diesem Jammerthal!
Du Retter in der Noth, der Du so Manchem
Schon halfst, versage Deinem ganzen Heere
Den einzigen Trank nicht, der ihm Heilung bringt!
Versag' uns nicht Italiens Himmelslüfte,
Führ' uns zurück, zurück ins Vaterland!

Wir bewundern in diesem gewaltigen Torso nicht nur die glänzende Leichtigkeit, mit der die Handlung zugleich exponirt und fortgeführt ist, nicht nur die lebendige Raschheit, mit der die Charaktere sich vor uns entfalten, sondern vor Allem die energische Kunst, mit der Alles auf das *eine* furchtbare Hauptthema zuführt. Das Erste, was wir hören, weist uns sogleich, mächtig Stimmung gebend, darauf hin: des Volkes Schilderung von der Pest. Nur als ein ganz Entferntes, Hinausliegendes, wird ausgesprochen, daß die beiden Gewaltigen, Guiskard und die Seuche, einst den Kampf mit einander bestehen müßten: „auch ihn ereilt, den furchtlos Trotzenden, zuletzt das Scheusal noch." Und nun wächst, was erst Vermuthung war, von Scene zu Scene zur gräßlichen Gewißheit an. Zunächst machen Helena's unsichere Worte die Führer irre, allein es kommt zu keiner bestimmten Meinung, nur die Vorahnung eines Furchtbaren liegt in der Luft. Einen Schritt weiter führt die Botschaft des Normannen: „meinst Du, er sei unpäßlich, krank vielleicht," fragt der Greis, und der erste Krieger, ihn überbietend: „krank? angesteckt!" — bis ihm der treue Alte erschrocken in die Rede fällt: „Daß Du verstummen müßtest," und der Normanne sich zurückzieht: „Ich sagt' es nicht. Ich gab's Euch zu erwägen." Aus Abälard's Munde dann hören nicht die Führer allein, das ganze Volk hört das Gräßliche und mit allen Einzelheiten, die kaum noch einen Zweifel übrig lassen. Dennoch ist ihr Glaube erschüttert, als die Ankunft des geliebten Herrn verkündet wird; und als er nun wirklich kommt in all seiner Majestät, da ist Jubel und laute Zuversicht. Und so, im Auf und Ab, zwischen tödtlicher Angst und froher Hoffnung, werden Alle und wir mit ihnen hin und her gezogen, bis zuletzt doch die Wahrheit herausbricht und der stolze Fürst zum ersten Male einen Herrn über sich erkennen muß.

Wie aber der Dichter die Gestalt dieses Fürsten sich vor uns entfalten läßt, ist bewunderungswürdiger, als Alles. Nicht mehr als ein Hundert Verse hat seine Scene; und wie steht dieser Mensch vor uns: kühn, groß, frei, eine

Digitized by Google

echte Herrschernatur. Aus dem Geschlechte der Eroberer Einer tritt auf, der Alexander und Friedrich, die die Menschheit zu gewaltigen Thaten fortreißen, und durch ihr Vorbild das Unmögliche möglich erscheinen lassen. Alle hält er in Schranken mit einem Blick: das wogende Volk, die Führer, den schlauen Neffen, den hochfahrenden Sohn; mit Jedem weiß er in seiner Sprache zu reden, streng mit Abälard, gnädig scherzend mit dem erprobten Greise Armin. Treu hängt das Volk an ihm bis zum Letzten; und die Aussicht, daß er den Sturm auf Stambul wagen werde, begeistert Alle von Neuem, trotz Pest und Tod. „O, führt' er lang uns noch, der theure Held“, ist Jedes Wunsch; und am liebsten bäten sie für ihn um ein ewiges Leben:

Wärst Du unsterblich doch, o Herr, unsterblich,
Unsterblich, wie es Deine Thaten sind!

In der Bekämpfung der Seuche wagt er furchtlos, Allen voran, das Leben, und er weist die Bitten des Greises, der Gefahr aus dem Weg zu treten, geheimnißvoll ab, wie ein anderer Wallenstein: „es hat damit sein eigenes Bewenden.“ Wie dieser Unüberwindliche nun doch überwunden wird von der schrecklichen Macht, hätte der Verlauf der Tragödie weiter entwickeln müssen; und in welchem kühnen, vor keiner noch so grellen Ausmalung des Furchtbaren zurückschreckenden Stile dies geschehen wäre, lehrt uns die Schilderung, welche Armin von der Wirkung der Seuche entwirft:

Der Hingestreckt ist's auferstehungslos,
Und wo er hinsank, sank er in sein Grab.
Er sträubt, und wieder, mit unsäglicher
Anstrengung sich empor: es ist umsonst!
Die giftgeätzten Knochen brechen ihm,
Und wieder niedersinkt er in sein Grab.
Ja, in des Sinns entsetzlicher Verwirrung,
Die ihn zuletzt befällt, sieht man ihn scheußlich
Die Zähne gegen Gott und Menschen fletschen,
Dem Freund, dem Bruder, Vater, Mutter, Kindern,
Der Braut selbst, die ihm naht, entgegenwüthend.

Nichts in dem Fragment ist bedeutungslos, vielmehr Alles mit dem Instinct eines reinen Kunstsinnes höchst folgerecht entwickelt; so dürfen wir auch diesen Versen nicht vorübergehen, die uns einen Blick in das Kommende eröffnen.

Aber dürfen wir über dieses Kommende überhaupt Vermuthungen anstellen? Wir meinen, ja; und daß wir nach fünfhundert Versen dazu im Stande sind, ist ein neuer Beweis, wie vortrefflich Kleist die Ereignisse geführt hat: klar liegt uns das Handeln seiner Menschen vor Augen.

Auf Abälard wendet sich zuerst der Blick. Sein Neid auf den Vetter Robert ist nicht von heute, aber schlau hat er verstanden, ihn zu verbergen und den leicht Bestimmbaren wohl gar gereizt, dem Volke so schroff entgegenzutreten: „Dich jetzt erkenn' ich als meinen bösen Geist,“ sagt ihm Robert, „mit Bedeutung.“ Aber sein Haß hat einen tiefern Grund; Unrecht ist an ihm verübt worden vor alten Zeiten, und dieses Unrecht will sich nun vergelten. Der letzte Herzog der Normannen, Otto, ließ sterbend den unerwachsenen Abälard zurück, dem er seinen Bruder Guiskard zum Vormund setzte; doch Guiskard, der des

Digitized by Google

Volkes Liebling war schon in jenen Tagen, ward selbst zum Herzog gekrönt, sein Sohn Robert als Thronerbe anerkannt und Abälard bei Seite geschoben. Nur mühsam hält den Neffen Guiskard in Schranken, und um ihn zu entschädigen, verlobte er ihm die Tochter Helena, die Wittwe des griechischen Kaisers. Deutlich übersehen wir die Verwicklung, und was bei so beschaffenen Charakteren aus ihr folgen muß. Abälard, mit der Schlauheit des im Recht Gekränkten, Unterdrückten, bewahrt äußerlich lange seine Gelassenheit, aber er erspäht listig die Gelegenheit, den Gegner in die Ferse zu stechen; schnell ist er bereit, das Gerücht unter die Menge zu bringen und tastend prüft er, wie weit wohl die Liebe des Volkes zum Guiskard reicht, um sogleich, als er sie ungemindert findet, vorsichtig einzulenken: „das sag' ich auch." Ihm gegenüber steht Robert da, tapfer, kampflustig, aber unklar und heftig, kopflos und leicht bestimmbar, rasch und barsch im Befehlen, rascher in der Zurücknahme des eben Befohlenen: keine Herrschernatur wie Guiskard. Den Beinamen des „Schlaukopfs", den man dem Vater gegeben, wird man ihm nicht verleihen, und rathlos wird er den Schachzügen Abälard's gegenüberstehen. Auch Helena wird nicht wissen, wem sie sich zuwenden soll, ob dem Bruder, ob dem Vetter und Bräutigam.

Ihr, der Helena, war eine wichtige Rolle zugedacht. Schon daß sie die erste aus dem Herrscherhause ist, welche auftritt, beweist es uns. Ihre liebende Sorgfalt und ihre Klugheit zugleich soll damit gezeichnet werden; wie hier im Anfang bewährt sie sie, als der Vater nach einer Stütze verlangt: während die Anderen, auch die Herzogin, sich noch in Fragen überstürzen und so dem Volke neue Besorgnisse einflößen, erräth sie in der Stille seinen Wunsch und verdient sich, ihn erfüllend, seinen Dank. Und um Helena's Rechte zuerst ist der Kampf entbrannt: nach dem Tode des Kaisers haben sich Verräther des Thrones bemächtigt und sie und ihre beiden Knaben aus Constantinopel vertrieben. Für die Rechte dieser kämpft Guiskard.

Aber in sein Empfinden kommt ein Zwiespalt. Es wird uns angedeutet, daß zwei Griechenfürsten in Constantinopel, auch sie unzufrieden mit dem neuen Herrscher, bereit sind, die Stadt heimlich zu übergeben, unter einer Bedingung: daß nicht Helena, im Namen ihrer Kinder, daß Guiskard selbst die Krone ergreife. Mit „würdiger Hartnäckigkeit" hat er bis jetzt dies abgelehnt; aber nun, da er die Seuche heranschleichen sieht, und nicht sterben mag so nahe an der Schwelle des Glückes, ohne das gelobte Land betreten zu haben — nun bewilligt er das so lange standhaft Verweigerte und wird untreu gegen die, deren Rechte er vertheidigen gesollt. So verstrickt ihn die schicksalsvolle Pest, trotz reinen Wollens und seiner heldenhaften Gegenwehr, in neue Schuld.

Was also die Seuche durch ihre sinnverwirrende Gewalt an den Andern unmittelbar bewirkt: daß der Getroffene die Zähne gegen Gott und Menschen fletscht, dem Freund, dem Bruder, Vater, Mutter, Kindern entgegenwüthend — sollte an Guiskard, auch mittelbar, in geistigen Vorgängen sich offenbaren. Ein Bruch mußte in die Familie des Herrschers kommen und Alle gegen Alle wüthen. Helena stände im Mittelpunkt des Conflicts. In ihr stritte die Liebe zum Vater mit der Liebe zu ihren Kindern, deren Recht auf die Krone sie zu wahren hat. In ihr stritte die Liebe zum Vater mit der Liebe zu ihrem Ver-

Digitized by Google

lobten Abälard, der nun als ein Verräther vor dem Herrscher dasteht. Auch das Verhältniß zu ihrem Bruder wäre getrübt, der wie der Vater, nur ruchloser, nach der Herrschaft über Griechenland greifen wird, und der ihrem Verlobten als erklärter Feind entgegentritt; und keinen Schutz in allen diesen Wirren fände sie bei der Mutter, die den Ereignissen gegenübersteht, nicht wie ihr historisches Urbild gethan hätte, die kühne Amazone Gaita, sondern eher wie die Herzogin Wallenstein: rathlos und thatlos.

Bis hierher etwa dringen wir mit sicheren Vermuthungen vor; und der Plan des Trauerspieles, wie er dem Dichter von Anfang an deutlich war, ist es auch für uns geworden. Vergangene Schuld enthüllt sich: das ist der Ausgangspunkt, aus dem Alles sich ableitet. Unbegreiflich-furchtbar lastet die Pest auf den Menschen — und die Schilderung dieses Unbegreiflichen kommt aus Kleist's Herzen; aber doch erscheint die Seuche zuletzt als die vorbestimmte Strafe für Guiskard's Vergehen. Und indem er mit der Kraft des Helden gegen das Verhängniß ankämpft, verwickelt er sich in neue Schuld, die nur im Sterben gebüßt wird.

Das Vorbild der antiken Tragödie ist dabei unschwer zu erkennen, und wir können den Finger auf das Werk legen, welches Kleist vor Allem begeistert hat: der „König Oedipus“ des Sophokles. Wie dort, eröffnet hier sich die Tragödie mit dem Klageschrei des Volkes, das von der Pest verfolgt wird. Wie dort ein Priester vor Oedipus hilfeflehend tritt, so hier der Greis vor Guiskard. Und wie dort, so steigt auch hier aus der Schuld der Vergangenheit die schrecklichste Familientragödie verderbenbringend herauf. Eine andere Antigone, steht Helena vor uns; und auch sie, wenn Alles den Vater verläßt, wird an der Seite des Schuldbeladenen ausharren.

„Tod Guiskard's des Normannen“ hieß nach Wieland's Erinnerung das Werk und das ist bezeichnend, gleichviel ob Kleist wirklich in jener Zeit seine Tragödie so nennen wollte, oder ob Wieland unwillkürlich einen Titel wählte, der seinen Eindruck genauer wiedergab. Er hatte offenbar das Gefühl gehabt, daß, wie bei den Alten, im Wesentlichen eine Katastrophe dargestellt werde. Hinter der Tragödie liegt die That, welche das Verderben heraufbringt, ein vergessen Geglaubtes, Verborgenes tritt als die Ursache alles Geschehenden hervor. Aber — und hier setzt der moderne Dichter ein, der mit dem griechischen Muster das Shakespeare'sche vereinen will — die Handlung ist von diesem Ausgangspunkte reich nach allen Seiten ausgebildet, neue Verwicklungen treten hinzu und große Charaktere entfalten sich in ihren Thaten vor uns.

Wie nun Kleist sein Stilprincip auch im Einzelnen durchzuführen sucht, können wir in dem Fragment genügend beobachten. In der mächtig dahinfluthenden Sprache vor Allem, die bei Aeschylos in die Schule gegangen zu sein scheint, treten die antiken Elemente hervor. Der Dichter bildet neue Composita, er gibt den Substantiven gewichtige Beiwörter, oder verändert kühn die hergebrachte Wortfolge. Er spricht von schweißerfüllten Nächten, läßt die Heereswoge den Felsen Guiskard angstempört umschäumen und die Pest mit weit ausgreifenden Entsetzensschritten durchs Lager ziehen. Es wird gesagt, daß Noth, länger nicht erträgliche, die Männer vor den Herzog führt, und daß jener selbst

Digitized by Google

die Seuche zu bannen sucht, Verderben, wüthendem, entgegenkämpfend. Aber dicht neben diese stilisirten Wendungen stellt der Dichter natürliche, derbe, der gewöhnlichen Sprache des Tages entnommene, die uns wie in eine andere Welt führen und das Vorhergehende als eine steife Convention erscheinen machen: er läßt den Greis vertraulich als „alten Knaben“ anreden und flicht ungezwungen etwa das Wörtchen „traun“ mehrfach ein. So auch gibt er bald allen Personen zu längerer geschmückter Rede und Gegenrede das Wort, die in musikalischem Wohlklang an unser Ohr schlägt, würdevoll und ruhig ausschreitend; bald läßt er die Sprechenden im hastigen, unruhigen Wechsel einander ablösen, und zerhackt die Verse rücksichtslos in mehrere Theile.

Ob Kleist bei der Vollendung der Tragödie sein Vorsatz gelungen wäre? Ob es ihm gelungen wäre, Antikes und Modernes wirklich zu einem Neuen und Höheren zu verschmelzen, das das lebendige Theater sich hätte gewinnen können? Soweit unsere Kenntniß und unser Urtheil dringt: Nein. Die „Braut von Messina“ ist ein Experiment ohne Folge geblieben; mit „Robert Guiskard“ wäre es nicht anders gegangen. Kleist's Wollen, so genialen Tiefblick es offenbart, ist gescheitert. Eine großartige Tragödie hätte „Robert Guiskard“ werden können und der Dichter hielt bereits in fester Hand alle Fäden dazu; aber sein Ideal der organischen Vereinigung beider Kunststile hätte es nicht erfüllt — und er, der nur das Eine wollte, warf, dies erkennend, „wie ein eigensinniges Kind, alles Uebrige hin.“

Verloren aber waren die qualvollen Mühen dieser Zeit darum nicht. Weil Kleist sogleich mit soldatischer Kühnheit auf das höchste Ziel losstürmte, zu einer Zeit, wo seine dichterische Praxis noch in den Anfängen steckte und dem unruhig Vorauseilenden nicht folgen konnte, — war er gescheitert. Aber in einer besseren Zeit nahm er den Kampf, in dem er damals hatte unterliegen müssen, von einer andern Seite wieder auf: und jetzt blieb er Sieger. Er schuf „Käthchen von Heilbronn“, die „Hermannsschlacht“, und den „Prinzen von Homburg“, einzige Werke, in denen unsere dramatische Literatur entscheidende Schritte auch über Schiller und Goethe hinaus gethan hat, dem Ideal des Charakterstückes zu, im Shakespeare'schen Geiste, aber nicht im Shakespeare'schen Buchstaben. Jene „große Lücke“, von der Wieland einst sprach, starrt auch uns Heutigen noch entgegen; gelingt es einst, sie auszufüllen, so wird Kleist derjenige genannt werden, der zuerst mit der vollen Macht der Ueberzeugung es gekündet hat: „In der Reihe der menschlichen Erfindungen ist diejenige, die ich gedacht habe, unfehlbar ein Glied, und es wächst irgendwo ein Stein schon für den, der sie einst ausspricht.“

Digitized by Google

Eine Reise nach Ostindien.

Von
Prof. **Julius Jolly** in Würzburg.

I. Bombay.

Eine Reise nach Indien zu unternehmen war schon längst das Ziel meiner Sehnsucht gewesen. Gehört eine Excursion in das Land des Cicero und Horaz heutzutage schon zu dem gewöhnlichen Studienprogramm eines Philologen, so ist es für den Indologen nicht minder wünschenswerth, die ferne Heimath der alten, aber noch immer lebenskräftigen Sanskritsprache zu bereisen, die Wohnsitze und die Lebensweise, die religiösen Ceremonien und socialen Einrichtungen der Hindus aus eigner Anschauung kennen zu lernen, mit den Pandits zu verkehren, die alten Kunstdenkmäler, und besonders die unerschöpflich reichen Handschriftensammlungen Indiens zu studiren. Zumal bei dem Studium der altindischen Rechtsbücher, das ich mir seit Jahren zur Hauptaufgabe gemacht hatte, empfindet man auf Schritt und Tritt, wie wenig das Studium der Bücher und der Handschriften — soweit die letzteren in Europa zugänglich sind — den Mangel der Autopsie zu ersetzen vermag. Nichts konnte mir daher erwünschter kommen, als meine Ernennung zum „Tagore Professor of Law", d. h. Professor des indischen Rechts an der englischen Universität in Calcutta für das Jahr 1882/83. Auf die Bestimmung und Aufgaben dieses jährlich seinen Inhaber wechselnden Lehramtes, das mir aus so weiter Ferne anvertraut worden war, komme ich später noch zurück. Nachdem mir die vorgesetzten Behörden den erbetenen Urlaub gerne bewilligt hatten, ging ich ungesäumt an die Ausarbeitung der Vorträge, die ich in englischer Sprache in Calcutta zu halten hatte. Glücklicher Weise war ich durch frühzeitige und wiederholte Aufenthalte in England mit dem Gebrauch der englischen Sprache und durch langjähriges Studium mit den Quellen des altindischen Rechts vertraut genug, um die übernommene Aufgabe innerhalb der gesteckten Frist bewältigen zu können. In den letzten Monaten des Jahres 1882 gingen die Vorträge nach angestrengter Arbeit ihrer Vollendung entgegen, und ich beschloß, mit der Abreise nicht länger zu zögern, um vor dem Beginne meiner Lehrthätigkeit, die auf Anfang Februar 1883 festgesetzt war, noch möglichst viel

Digitized by Google

von Indien zu sehen. Am 15. December 1882 bestieg ich in Venedig den „Surat", einen der schnellen und comfortabeln Postdampfer der „Peninsular and Oriental Steam Navigation Company", legte einen großen Theil der weiten Seereise in der interessanten Gesellschaft eines auf einer Reise nach Samoa begriffenen, den Lesern der „Deutschen Rundschau" wohlbekannten Vorkämpfers deutscher Colonisation[1]) zurück, und langte am 4. Januar 1883, Nachts, in der Rhede von Bombay an. In der Morgenfrühe des folgenden Tages betrat ich den indischen Boden und richtete mich in dem bequemen und luftigen Esplanade-Hôtel im „Fort" häuslich ein, um zunächst Bombay und seine interessante Umgebung kennen zu lernen. Die zauberische Natur des Südens hat, wie auf Jeden, der zum ersten Male die Tropen betritt, so auch auf mich einen mächtigen und unvergeßlichen Eindruck gemacht. Doch sind die Wunder und Herrlichkeiten der Flora und Fauna Bombay's und seiner schönen Umgebung den Lesern der „Deutschen Rundschau" von Professor Haeckel in so anschaulicher Weise vorgeführt worden, daß ich mich darauf beschränken kann, auf seine vortrefflichen Schilderungen zu verweisen. Eben so wenig gedenke ich hier auf die schon oft beschriebenen Eigenthümlichkeiten der englischen Lebensweise in Indien einzugehen. Ueber das Klima Bombay's im Januar genügt es zu sagen, daß die Temperatur etwa die nämliche ist, wie bei uns an warmen Sommertagen. Hat man sich mit dem landesüblichen weißen Anzug versehen, mit dem, einem Feuerwehrhelm ähnelnden Hut aus Scholaholz bedeckt und weiße, aus indischem Hirschleder verfertigte Schuhe angezogen, so kann man sich getrost zu jeder Tageszeit den Sonnenstrahlen aussetzen. Selbst die in Europa im Sommer gebräuchliche Kleidung und Beschuhung ist für den indischen Winter keineswegs ungeeignet und hat sich neuerdings unter den Europäern besonders im westlichen Indien immer mehr eingebürgert. Ein Regenschirm ist hier vollkommen überflüssig, da Niederschläge im Winter in den südlichen Theilen Indiens eine große Seltenheit sind. Dagegen unterließ ich nicht, mich mit einem derben Sonnenschirme zu bewaffnen. Auch engagirte ich in Bombay einen indischen Diener, der mich später auf dem größten Theil meiner Reisen begleitete.

Schon das Straßenleben einer großen indischen Stadt wie Bombay bietet für den Alterthumsforscher eine Fülle interessanter Momente. Wie deutlich erscheint die uralte Gliederung der Kasten, welche in der socialen Geschichte Indiens eine so große Rolle spielt, auch nach Außen hin markirt. Welche Mannigfaltigkeit der Kostüme, der Hautfarbe, wie des ganzen körperlichen Habitus, und der Redeweise, von dem Brahmanen und Parsen bis herab zu der verachteten Kaste der Kehrer, welche jeden Morgen in die Häuser kommen, um die Böden zu fegen und den Unrath zu entfernen. Merkwürdiger Weise zeichnen sich die Frauen dieser Kaste, denen es, eben ihrer niedrigen socialen Stellung wegen, gestattet ist, sich öffentlich auf den Straßen zu zeigen, durch ihre besonders malerische, hellfarbige Kleidung aus. Ueberhaupt ist der erste Eindruck der

[1]) G. Truppel. Siehe dessen Aufsatz über die Fidschi-Inseln in dem Augustheft (1883) der „Deutschen Rundschau", Bd. XXVI, S. 234.

Digitized by Google

indischen Kostüme der des außerordentlichsten Farbenreichthums, und ich hörte in der That, daß deutsche Fabriken sehr viel Anilin nach Bombay exportiren. Nur die Kinder sah ich allenthalben nackt ihre bronzenen Körper den Sonnenstrahlen darbieten. Scheinen doch in der ältesten Zeit nach einem Spruch aus dem Veda, der in dem Gesetzbuch des Vasishtha (V, 1) angeführt wird, die Mädchen oft bis zum heiratsfähigen Alter ganz so gegangen zu sein, wie Eva vor dem Sündenfall. Nimmt man zu der bunten und eigenthümlichen Tracht, zu der dunkeln Färbung der Haut und zu der üblichen Bemalung den mannigfachen Schmuck, die Arm-, Bein-, Zehen-, und bei den Frauen außerdem noch die häßlichen Nasenringe, so kann man sich vergegenwärtigen, welch fremdartigen Anblick die Bevölkerung Indiens dem Ankömmling aus Europa bietet. Wie wenig auch nach langem Zusammenleben eine wirkliche Annäherung zwischen den Engländern und Eingebornen sich vollzogen hat, davon sollte später während meines Aufenthaltes in Calcutta die erregte Polemik, welche die neue Criminalbill hervorrief, einen deutlichen Beweis liefern. Durch die wissenschaftliche Thatsache der Verwandtschaft des Sanskrit mit den indogermanischen oder arischen Sprachen wird die bestehende Antipathie nicht verringert. Nur in ironischem Tone werden die Hindus in der anglo-indischen Presse als „arische Brüder, Aryan brothers", bezeichnet.

Ob der schroffe Gegensatz zwischen den Europäern, den „Herren" (sahib-logs) auf der einen, den Eingeborenen auf der anderen Seite, die verschiedenen Gruppen, in welche die letzteren zerfallen, einander gegenseitig genähert hat? Ich will hier nicht auf das weite Thema des heutigen Kastenwesens eingehen und nur noch auf einige charakteristische Aeußerungen desselben hinweisen, welche auch dem durchreisenden Touristen nicht entgehen können. Unleugbar hat die Verpflanzung der europäischen Civilisation in das Land der Brahmanen eine Milderung der Gegensätze herbeigeführt. Die stets gefüllten Waggons der Pferdebahn in Bombay führen Hoch und Niedrig zusammen, und der Brahmane, der die Kosten eines eigenen Gefährtes nicht erschwingen kann, sitzt friedlich neben dem Çûdra nieder. Jene Auswüchse des Kastengeistes, von denen die ersten portugiesischen Ansiedler zu berichten wußten, sind verschwunden und die Pariahs in Madras, deren Name fälschlich auf die niedrigsten Kasten in anderen Theilen Indiens übertragen wurde, sind aus Sklaven zu freien Handarbeitern geworden. Allein noch immer vermeidet jede Kaste, so gering die Anzahl ihrer Mitglieder sein mag, nicht nur Zwischenheirathen, sondern auch jede andere nähere Gemeinschaft mit höher oder niedriger Stehenden. „Am meisten," klagte mir eine englische Hausfrau, „wird das Wirthschaften in Indien dadurch erschwert, daß es unmöglich ist, die Ueberbleibsel zu verwerthen, die vom Tische kommen. Sie werden einfach weggeworfen, da man sie in dem heißen Klima nicht aufheben kann und kein gläubiger Hindu die Speisen anrühren würde, die ein Europäer, ein unreiner „Rindfleischesser" (gokhâdak) übrig gelassen hat." Selbst die Mohammedaner haben in Indien das gleiche Vorurtheil angenommen, und es ist allgemeine Regel, daß die Dienerschaft sich selbst verköstigt. Hat ein orthodoxer Hindu sich gegen jene Vorschrift vergangen, so muß er eine der Bußen vollziehen, wie sie in den alten Smritis (Rechtsbüchern) vorgeschrieben

Digitized by Google

sind. Ein junger Brahmane der an einem der englischen Collegien in Bombay studirte, erzählte mir aus seinen Schulerfahrungen von einem Fall dieser Art, wobei ein Çûdra von einem Mitschüler höherer Kaste ein Stück Brot angenommen hatte. Der Schuldige, auf frischer That ertappt, wurde von seinen Kameraden an einen nahen Fluß geschleppt, in dem er baden mußte, von einer viel ekelhafteren Procedur, die seiner noch wartete, ganz zu geschweigen. Bekanntlich ist die Kuh das heilige Thier der Hindus, und — doch ich verzichte darauf, an dieser Stelle das Nähere mitzutheilen. Ausschließung aus der Kaste war nach altindischem Recht eine der schwersten Strafen. Die englische Gesetzgebung hat zwar längst durch eine besondere Acte alle civilrechtlichen Folgen beseitigt, die sich sonst daran zu knüpfen pflegten, wie Enterbung, Auflösung der Ehe u. s. w. Aber noch immer ist die Ausstoßung aus der Kaste so gefürchtet, daß der davon Bedrohte die schwersten Geldopfer nicht scheut, um sich loszukaufen. Gewöhnlich kommt er mit Veranstaltung eines oder mehrerer „caste dinners" durch, bei denen er die ganze ortsanwesende Kaste in genau vorgeschriebener Weise bewirthen muß. Da die Anzahl der Gäste sich, namentlich in größeren Städten, manchmal auf mehrere tausend Köpfe beläuft, so wird die Sache kostspielig genug, so einfach die Bewirthung nach unseren Begriffen auch zu sein pflegt. Diese Bestrafungen, die selbst für gewisse, nach europäischer Auffassung ganz harmlose Handlungen, wie eine Fahrt über den Ocean, unweigerlich eintreten, scheinen hart und absonderlich. Doch sind sie nun einmal ein integrirender Bestandtheil der Kastenordnung, die für Indien eine in vielfacher Hinsicht heilsame und ganz unentbehrliche Einrichtung ist. Wer pflegt den Gemeingeist und die Geselligkeit, wer organisirt nützliche Neuerungen im Fabrikbetrieb und Bewegungen in den Preisen und Arbeitslöhnen, wenn es Noth thut auch einen Streik? Wer hat in alter Zeit die staunenswerthen Denkmäler der indischen Baukunst aufgeführt? Auch eine geordnete Armenpflege würde in Indien ohne das vielgeschmähte Kastenwesen nie existirt haben.

Nachdem ich mich in dem Europäerviertel und der Eingeborenenstadt ein wenig umgesehen hatte, säumte ich nicht, das Handwerk zu begrüßen. Obwohl Bombay eine ganz moderne Stadt ist, die ihre Blüthe der englischen Herrschaft und dem Handel mit Europa verdankt, so ist es doch bereits, unter englischer Aegide, zu einem achtbaren Sitz indischer Wissenschaften herangewachsen. An den höheren englischen Unterrichtsanstalten in Bombay bildet das Sanskrit einen der hervorragendsten Lehrgegenstände. Vor mir liegen die Prüfungsaufgaben für Sanskrit, welche die englische Universität in Bombay von 1862 ab gestellt hat. Schon bei der Aufnahmeprüfung, Matriculation Examination, wird eine ganz respectable Kenntniß des Sanskrit verlangt. Freilich wird durch die große Aehnlichkeit der heutigen Volkssprache, des Mahrattischen, mit dem Sanskrit die Erlernung der Sanskritvocabeln sehr erleichtert. Näheres über die Einrichtung des mehrjährigen Cursus im Sanskrit, den die jungen Hindus durchzumachen haben, erfuhr ich durch meinen Freund und ehemaligen Schüler, Dr. A. Führer, jetzt Examinator für Sanskrit an der Universität und Professor des Sanskrit an dem St. Xavier's College, der sich mir als ein liebenswürdiger und unermüdlicher „Führer" im vollsten Sinne des Worts bewährte. In dem

Digitized by Google

bekannten, von der englischen Regierung unterhaltenen „Elphinstone College" lernte ich durch die freundliche Vermittlung des englischen Sanskritisten Professor Peterson zum ersten Male einen der eingeborenen Fachgelehrten, „Çâstris", kennen, mit dem ich mich bald mitten in einer gelehrten Erörterung über eine schwierige Stelle in einem Sanskrittext befand.

Wie die indische Regierung in dem Unterrichtswesen dem Studium der alten gelehrten Sprache und Literatur Indiens eine einsichtsvolle Pflege zuwendet, so nehmen auch die wissenschaftlichen Neigungen der in Indien lebenden Engländer vorzugsweise eine antiquarische Richtung. Erfüllen sie doch nur eine Art Anstandspflicht gegen das alte Culturland, das unter ihre Botmäßigkeit gelangt ist, wenn sie die reichen Schätze desselben an alten Manuscripten, Münzen, Sculpturen, Inschriften sammeln, entziffern, katalogisiren, kurz die Alterthümer Indiens im weitesten Sinne zu erforschen suchen. Den Mittelpunkt dieser Bestrebungen, an denen sich jetzt auch die Eingeborenen durch selbständige Forschungen und die englischen Behörden durch pecuniäre Beihilfe lebhaft betheiligen, bildet in Bombay der dortige Zweigverein der asiatischen Gesellschaft. An den Präsidenten desselben, den Honorable Mr. Justice West, Richter an dem High Court, hatte ich eine Empfehlung, wurde von ihm aufs Freundlichste aufgenommen, durfte seine auserlesene Bibliothek nach Wunsch benützen, und lernte bei meinem zweiten Aufenthalte in Bombay in seinem schönen Garten auf Malabar Hill auch das berühmte indische Zeltleben kennen. Nichts kann in der heißen Jahreszeit angenehmer und luftiger sein, als das Leben in einem geräumigen, mit Teppichen belegten, behaglich eingerichteten Zelte. Neben dem Schlafzelt hat man ein eben so großes Wohnzelt zur Verfügung, bei dem sich ein als Badezimmer dienender Annex befindet.

Auch die Bibliothek und das Lesezimmer der asiatischen Gesellschaft durfte ich nach Belieben frequentiren, und der Secretär der Gesellschaft, Major Codrington, hatte die Freundlichkeit, mir die interessanten buddhistischen Reliquien zu zeigen, die im vorigen Jahre in Sopara gefunden worden sind. Bekanntlich war der Buddhismus früher auch in diesem Theile Indiens die herrschende Religionsform, und es lag daher nahe, in einer eigenthümlich geformten, von den Trümmern einer Umfassungsmauer umgebenen Erhöhung in den Ruinen der alten heiligen Stadt Sopara, 37 engl. Meilen nordwärts von Bombay, einen jener massiven Kuppelthürme „Stûpas" zu vermuthen, in denen die Buddhisten die wirklichen oder angeblichen Reliquien ihres Stifters, seinen Augenzahn, seinen Wasserkrug, seinen Bettlerstab, seine Bettlerschale u. s. w. zu bergen pflegten. Als im Frühjahr 1882 der Hügel geöffnet wurde, stieß man nach Entfernung des Schuttes und Mauerwerks in einem ausgemauerten Hohlraum auf eine große Steinschale. Diese enthielt ein eiförmiges Kupfergefäß, und in diesem, eines in das andere eingesetzt, kleinere Gefäße von Silber, von Stein, von Krystall und von Gold. In dem innersten goldenen Gefäß fanden sich dreizehn kleine, irdene Scherben, welche ihrer Form nach zu einer irdenen Schale gehört zu haben schienen, deren Durchmesser ungefähr fünf Zoll betragen mochte. Das ist ungefähr die Größe der Bettlerschale, welche nach alten Abbildungen der Buddha in der Hand zu tragen pflegte, und die erwähnten sechs Schalen, mit dem ganzen

Digitized by Google

Gebäude als siebenter, sind die sieben Hüllen, mit welchen, nach einer alten buddhistischen Vorschrift, die Reliquien umgeben werden müssen. Daß die Scherben eine alte buddhistische Reliquie darstellen, ja daß sie ein veritabler Ueberrest der Bettlerschale des Buddha seien, wurde denn auch von den Buddhisten in Ceylon unumwunden anerkannt. Sie wandten sich nach Bombay um Ueberlassung eines der Scherben, und als ihrer Bitte willfahrt wurde, erwiesen sie der kostbaren Reliquie in Ceylon fast eben so große Verehrung, wie dem berühmten Augenzahn des Buddha. Die Buddhisten in Birma, die hinter ihren Glaubensbrüdern in Ceylon nicht zurückstehen wollten, baten sich ebenfalls einen der heiligen Scherben aus. Für Alterthumsforscher besteht jedoch der Werth des Fundes von Sopara weniger in diesen Reliquien, als in den Kunstgegenständen, die sich gleichfalls in den Schalen gefunden haben: acht vortrefflich gearbeitete Kupferstatuetten des Buddha, Blumen von Gold, geschliffene Steine und anderer Schmuck, und eine sehr schön geprägte, wie neu aussehende Silbermünze mit dem Bild eines Königs und einer Inschrift. Nach der letzteren hat Indraji in einer eingehenden Studie über die Funde von Sopara die Zeit der Errichtung dieses buddhistischen Reliquienschreines mit freilich anfechtbaren Gründen auf etwa 160 n. Chr. bestimmt.

In Bombay hat man Gelegenheit, drei verschiedene Arten der Todtenbestattung zu sehen. Gleich an dem ersten Nachmittag zum Besuch eines englischen Freundes nach der schönen Villenstadt auf Malabar Hill am Meeresstrande hinfahrend, kam ich an den Begräbnißplatz der Mohammedaner, an dem ausgedehnten Verbrennungsplatz der Hindus vorüber, und auf der Höhe von Malabar Hill angelangt, erblickte ich die berühmten „Thürme des Schweigens", auf denen die Leichen der Parsen ausgesetzt und von großen Geiern verspeist werden.

Die Parsen in Indien sind bekanntlich Refugiés, sie sind die Nachkommen jener glaubenstreuen Anhänger der reinen Lehre Zoroaster's, welche nach der Eroberung Persiens durch die Mohammedaner in dem fernen Indien ein Asyl suchten und fanden. Durch ihre Intelligenz und ihren Wohlstand bilden sie ein weit wichtigeres Element innerhalb des indischen Völker- und Rassengemisches, als ihre verhältnißmäßig geringe Anzahl, ca. 70,000, erwarten ließe. An dem Studium des Zendavesta und der ganzen zoroastrischen Literatur überhaupt interessirt, hatte ich schon vor Jahren in London die Bekanntschaft der Parsen gesucht, die sich dort zum Zweck juristischer Studien aufzuhalten pflegen, und fand nun einen derselben, meinen würdigen Freund, Mr. Framjee Vicajee, als vielbeschäftigten Anwalt (Barrister) und Familienvater wieder. Bald ergab sich auch Gelegenheit, zwei der gelehrtesten Desturs (Oberpriester) der Parsen kennen zu lernen. Anquetil Duperron, der Begründer der europäischen Studien über das Zendavesta und die zoroastrische Religion, stieß bei den Parsenpriestern auf großes Mißtrauen. Es gelang ihm nur durch Bestechung, einen Destur zur Ertheilung von Unterricht in der Sprache und den religiösen Gebräuchen der Parsen zu bewegen. Heutzutage kommen die Parsen jedem, der ein wirkliches Interesse für ihre Religion und Literatur zeigt, freundlich entgegen. Sie registriren auch mit großer Sorgfalt, wer in Europa sich mit dem Studium ihrer heiligen Bücher beschäftigt, und ich traf den jungen Firoz, den Sohn des Destur Jamaspji,

Digitized by Google

eifrig mit dem Studium der deutschen Sprache beschäftigt. Meine eigenen kleinen Publicationen aus diesem Gebiete waren den Parsen nicht unbekannt geblieben, und Destur Peshotanji, der Oberpriester der in Bombay vorherrschenden unter den beiden Secten der Parsen (Khadmi und Schenschai), hatte mir schon früher seine Ausgabe und Uebersetzung des Dinkard, des umfangreichsten aller erhaltenen Werke der Pehlevi-Literatur, nach Europa gesandt. So fehlte es nicht an Anknüpfungen, und als ich den beiden Desturs meine Visite abstattete, wurde ich mit ebenso großer Feierlichkeit als Freundlichkeit empfangen und bewirthet, alte Handschriften wurden aus ihren Repositorien hervorgeholt und vor mir ausgebreitet, und beim Abschied wurde ich mit den neuen wissenschaftlichen Publicationen meiner Wirthe, mit Blumensträußen und dem üblichen in Goldpapier eingewickelten Betel — dem widrigen weißen Gemisch aus Kalk und Betelnuß, das von allen Hindus, Jung und Alt, mit unerschütterlicher Ausdauer gekaut wird — so reich beschenkt, daß ich Mühe hatte, alle die Geschenke nach Hause zu tragen.

Es ist hier nicht der Ort, diese Handschriftensammlungen näher zu beschreiben. Welche Funde auch nach den eingehenden und ergebnißreichen Nachforschungen von Dr. West und anderen europäischen Gelehrten unter den reichen Handschriftenschätzen der Parsenbibliotheken noch immer gemacht werden können, das zeigt z. B. ein kürzlich von Dr. Führer in der Bibliothek des Desturs Jamaspji entdecktes Manuscript. Die sehr alte Handschrift, über welche Dr. Führer in dem „Journal der asiatischen Gesellschaft" in Bombay berichtet hat, enthält Neriosengh's alte Sanskritübersetzung des „Khorda Avesta", ein Werk, das für das Verständniß des Zendavesta von großer Wichtigkeit ist. Es ist zu hoffen, daß die beiden Desturs einen vollständigen Katalog ihrer Manuscripte anfertigen werden. Ich empfahl ihnen, denselben in Deutschland zu veröffentlichen, wo doch weitaus am meisten Interesse für das Studium der Lehre Zoroaster's herrscht, was auch von den Parsen selbst bereitwillig anerkannt wird. Mein Verkehr mit den Desturs wurde durch ihre Söhne vermittelt, die geläufig Englisch sprechen, und ich sah so gewissermaßen das Parsenthum der Gegenwart und der Zukunft vor meinen Augen verkörpert. Alle gebildeten Parsen der jüngeren Generation sprechen und schreiben neben ihrer eigenen Volkssprache, dem Gudscherati, geläufig Englisch, und in manchen Parsenfamilien soll sogar das Gudscherati ganz außer Uebung gekommen sein.

Außer den alten Handschriften interessirte es mich besonders, einige von den Sitten und Gebräuchen der Parsen kennen zu lernen. Destur Jamaspji hatte beabsichtigt, mir eine parsische Hochzeit vorzuführen, indessen, da ich später in Bombay ankam, als er erwartet hatte, die Abhaltung derselben nicht länger verschieben können. So habe ich nur von Ferne in dem Hause und Garten eines reichen Parsen das Festgepränge und den Lichterglanz beobachten können, womit die Eheschließung bei den Parsen gefeiert wird. Vielleicht haben sie die pomphaften Hochzeiten ebenso wie die Sitte sehr frühzeitiger Verheirathungen von den Hindus entlehnt. Besser gelang es mir mit den Bestattungsceremonien der Parsen, für die ich mich besonders interessirte, da sie sehr

Digitized by Google

wichtig für das Verständniß des Zendavesta und in Deutschland wenig gekannt sind. Was sich darüber in deutschen Werken über die Religion Zoroaster's vorfindet, beruht fast ausschließlich auf den Beobachtungen, die Anquetil im vorigen Jahrhundert über die Gebräuche der Parsen in Surat machte. Der Zutritt zu den ausgedehnten, parkartig angepflanzten Gründen auf der Höhe von Malabar Hill, in denen sich die „Thürme des Schweigens" befinden, ist ohne specielle Erlaubniß nur Parsen gestattet. Ihr Eigenthumsrecht an diesem Grundstück ist im Jahre 1875 durch ein ausführliches Erkenntniß des höchsten Gerichtshofs in Bombay gegen mehrere Hindus, die Ansprüche darauf erhoben, ausdrücklich anerkannt und bestätigt worden. Meinen Wunsch, den Friedhof der Parsen zu besichtigen, brauchte ich dem Destur Jamaspji nur auszusprechen, um denselben erfüllt zu sehen. Sein Sohn Firoz, der junge Destur, dessen deutsche Sprachstudien ich vorhin erwähnt habe, und ein „Mobed" wurden mir zur Begleitung mitgegeben. Beide waren in die wallenden weißen Gewänder gehüllt, die den Parsenpriestern ein so würdiges Ansehen verleihen. Die Mobeds, in Bombay eine häufige und charakteristische Straßenerscheinung, sind eine Art von Laienpriestern, die ihren Lebensunterhalt durch Ausübung eines weltlichen Berufs gewinnen. Nachdem ich mit meinen würdigen Begleitern von der Chaussee abbiegend den schönen, den Parsen gehörenden Thorweg, der zu dem äußern Eingang des Friedhofs hinaufführt, anstandslos passirt hatte, verließen wir am Fuße einer hohen Treppe, die über Felsen zum innern Eingang führt, den Wagen. Eben sah man von Weitem einen Leichenzug herbeikommen und meine Begleiter baten mich zu warten, bis derselbe vorüber und die Leiche in den Bestattungsthurm (Dakhma) verbracht wäre. Wir ließen uns also auf einer Steinbank neben der Hütte des Policeman nieder, der von den Parsen hier stationirt ist und unter den in den Felsenritzen hausenden Brillenschlangen Nachts keinen allzu angenehmen Posten haben mag. Bald sahen wir den Trauerzug an uns vorüberschreiten, an der Spitze sechs bis auf ihre schwarzen Schuhe ganz in Schneeweiß gehüllte Leichenträger, die auf einer aus Eisenstäben verfertigten Bahre den ebenfalls mit einem weißen Tuche bedeckten Todten trugen. In einiger Entfernung von den Leichenträgern, die als höchst unrein gelten, schloß sich paarweise das Trauergefolge an, gleichfalls in weißer Kleidung. Wir sahen den Zug, nachdem er langsam die Treppe hinaufgestiegen war, in dem Portal des Friedhofs verschwinden und ich ergänze den Verlauf der eigentlichen Bestattung aus den Mittheilungen meiner kundigen Begleiter. Wenn der Zug sich dem Thurm bis auf dreißig Schritte genähert hat, theilt er sich, und während die Leidtragenden umkehren, bringen die Leichenträger den Leichnam nach dem Thurme. Zuvor wird jedoch häufig die Leiche noch den Blicken eines zu diesem Zwecke mitgenommenen Hundes ausgesetzt. Ich sah nachher in einem der Gebethäuser (Sagri) des Friedhofs einen der Hunde, die dort zu diesem Zweck gehalten werden. Nach meiner Wahrnehmung unterschied er sich in Nichts von der Rasse weißgelber, halbwilder Wolfshunde, denen man in Indien so häufig begegnet. Die nämliche Beobachtung hat auch schon der Oxforder Sanskritist, Professor Monier Williams, gemacht, wie ich aus seinem

Digitized by Google

Werk über „das heutige Indien“ entnehme[1]). Nach dem Zendavesta (Vendidâd VIII. 41—46, ed. Spiegel) sollen die Hunde, welche bei der Ceremonie des Sagdid „Hundeblick“ dem Todten vorgeführt werden, „vierâugig und von gelblicher Farbe, oder weiß mit gelben Ohren“ sein. Hieraus haben die Parsen der späteren Zeit die Bestimmung abgeleitet, daß diejenigen Hunde die geeignetsten seien, welche über den Augen noch zwei schwarze Punkte haben. Dies ist aber nur eine rationalistische Umdeutung des Mythus von den beiden „vierâugigen“, d. h. besonders wachsamen Hunden, welche den Zugang zum Todtenreich bewachen[2]). Schon der Rigveda (X. 14. 11) kennt die beiden wachsamen, vierâugigen, „den Weg (zur Unterwelt) bewachenden Hunde“ des Todtengottes Yama, denen man die Seele des Verstorbenen überliefert. Daß die Vorstellung von zwei Hunden, welche den Eingang zum Todtenreiche bewachen, ein Erbstück aus der fernen Urzeit ist, als die Vorfahren der stammverwandten Indier und Iranier noch ein einziges Volk bildeten, gehört zu den anerkanntesten Ergebnissen der vergleichenden Religionsforschung[3]). Die Parsen in Indien legen also, wenn sie ihre Todten im Hause oder auf dem Friedhofe dem „Sagdid“ aussetzen, unbewußt Zeugniß ab von ihrer uralten Zusammengehörigkeit mit den Hindus, mit denen eine wunderbare Verkettung ihrer Schicksale sie wieder zusammengeführt hat.

Nachdem die Leidtragenden, von ihrem traurigen Gang zurückkehrend, wieder an uns vorbeigekommen waren, betraten wir selbst den Friedhof, an dessen Eingang uns vier von den Leichenträgern begegneten, die, nach Vollziehung der vorgeschriebenen Waschungen, sich ebenfalls auf den Heimweg begaben. Ein herrlicher Garten, mit aller Pracht tropischer Vegetation ausgestattet, lag vor unseren Blicken. Mitten in demselben erhoben sich in angemessenen Entfernungen von einander sechs weiße massive Thürme von bedeutendem Umfang, aber mäßiger Höhe, die Dakhmas.

Von außen angesehen, zeigen fünf derselben ganz die gleiche cylindrische, massive Bauart und unterscheiden sich nur in Betreff der Dimensionen. Der sechste Thurm ist viereckig und bedeutend kleiner als die übrigen. Er ist für Verbrecher und Selbstmörder bestimmt, deren Ueberreste sich nicht mit den Gebeinen der übrigen Parsen vermischen dürfen. Selbstmorde kommen unter den Parsen häufiger vor, als man nach den vernünftigen Grundsätzen ihrer einfachen Moral erwarten sollte. Kurz vor meiner Ankunft in Bombay hatte sich ein junges Mädchen aus der Parsengemeinde das Leben genommen. Von der Construction der Thürme gewinnt man eine deutliche Vorstellung durch ein lehrreiches Modell, das in einem anderen Theile des Gartens aufgestellt ist. Der größte Thurm ist kaum ein Dutzend Meter hoch, bei einem Durchmesser von ziemlich genau 27 Meter. Er ist wie auch die andern Thürme aus dem

[1]) Modern India and the Indians, p. 92 (3. Aufl.).

[2]) Vgl. Geiger: Ostiranische Cultur im Alterthum, 264 f.

[3]) Auch der eine Höllenhund der griechischen Mythologie (Cerberus) wird hiermit zusammengestellt, desgleichen der Hund, der nach der Edda vor der Wohnung der Hel liegt. Vgl. Hübschmann, „Die parsische Lehre vom Jenseits und jüngsten Gericht“, Separatabdruck S. 243.

Digitized by Google

härtesten und besten Granit aufgeführt. Auf seiner Oberfläche, aber durch die hohe Brüstung den Blicken entzogen, befinden sich die 72 offenen Steinbehälter für die Leichen. Die Zahl 72 entspricht den 72 Has oder Kapiteln, in welche der Yasna, das heiligste Buch des Zendavesta, eingetheilt ist. Die Steinsärge sind in drei concentrischen Kreisen angebracht. Der innerste und kleinste Kreis enthält die Särge für die Kinder; in dem mittleren Kreis werden die Leichen der Frauen, in dem äußeren die Leichen der Männer ausgesetzt. Von dem Modell begaben wir uns zu den „Sāgrīs", Gebethäusern, in denen der Trauerzug der Verwandten seine Andacht verrichtet. Die Leichenträger klatschen in die Hände, sowie sie die Leiche in dem Dakhma niedergelegt haben, und auf dieses Zeichen sagen die Trauernden gewisse Gebete her, welche bezwecken sollen, daß die Seele des Verstorbenen am vierten Tage nach seinem Tode über die Brücke chinvat perethu („Brücke des Versammlers" oder „Brücke des Richters") in das Paradies gelangen soll. Denn nach dem Zendavesta[1]) hält sich die Seele noch drei Tage nach dem Tode in der Nähe des Verstorbenen auf. Beim Anbruch des vierten Tages geht sie zur Chinvat-Brücke, die von den beiden früher erwähnten Hunden bewacht wird. War der Verstorbene ein frommer Mann, so kommt der Seele sein eigenes Wesen, d. h. alles Gute, was der Verstorbene je vollbracht hat, entgegen in Gestalt eines schönen jungen Mädchens, und sie gelangt ins Paradies. War der Verstorbene ein Sünder, so begegnet der Seele alles Böse, was derselbe je gethan hat in Gestalt eines häßlichen Weibes, und sie gelangt an den Ort der ewigen Finsternis.

Der Glaube an eine Fortdauer der individuellen Existenz nach dem Tode findet sich bekanntlich bei den meisten Völkern; aber die Ausbildung einer Vergeltungstheorie ist eines der sichersten Kennzeichen einer höheren Religion, und selten ist diese Theorie mit so großer Consequenz durchgeführt worden als in der zoroastrischen Glaubenslehre. Daß diese Vorstellungen einen integrirenden Bestandtheil der ursprünglichen Doctrin Zoroasters gebildet haben müssen, geht daraus hervor, daß sie schon in den ältesten Stücken des Zendavesta auftreten. Wir stehen erstaunt vor dem Problem einer Religion, welche von der Seele so erhabene und poetische Ideen entwickelt hat, während sie den Leib den Raubvögeln preisgibt. Sind wir aber im Stande, unbefangen zu urtheilen? Die Parsen empfinden anders als wir und der Mobed versicherte mich, daß für ihn und seine Glaubensgenossen der Gedanke, nach dem Tode auf die Dakhmas gebracht zu werden, durchaus nichts Abschreckendes habe; eine Ansicht, welcher in diesen Blättern[2]) Professor Haeckel auch vom Standpunkte des Zoologen beigepflichtet hat. Jedenfalls haben die Parsen in Bombay ihr Bestes gethan, um das Grausige des uralten Brauches zu mildern. Sie haben auch nicht versäumt, die herrliche Lage ihrer Dakhmas zu benützen, die nach den Vorschriften ihres Religionsstifters auf dem Gipfel eines Hügels gelegen sind. Mit Entzücken betrachtete ich die wunderbare Aussicht, die man von der Terrasse des Gebetshauses

[1]) Yasht 22. Vgl. Mainyo-i-Khard II. 110—193. Artāi Virāf, Cap. XVII. Vendidād XIX. 89—101.

[2]) Deutsche Rundschau XXX. 253 (1882).

Digitized by Google

genießt, wo das Meer zwischen den stolzen Baumkronen der Palmen hindurchschimmert und vom Festland die duftigen Berge der Ghats herübergrüßen. Nicht minder bewunderte ich in den ausgedehnten Anlagen dieses einzigen Friedhofes, in denen man die Parsen häufig promeniren sieht, die auserlesenen Producte indischer Gärtnerei, mit welchen reiche Parsen denselben geschmückt haben.

Als Grund ihrer Bestattungsmethode geben die Parsen selber an, daß die Erde, das Feuer und das Wasser nach ihrer Religion heilig sind und daher nicht durch Leichen verunreinigt werden dürfen. Auch versicherte mich der Mobed, daß im Vendidäd das Begraben und Verbrennen der Leichen bei Todesstrafe verboten sei. Dies ist freilich nur insoweit richtig, als im Vendidäd (I. 48, 66, ed. Spiegel) diese beiden Bestattungsarten für unsühnbare Handlungen erklärt werden. Der Hauptgrund für die Aussetzung der Leichen ist wohl in den localen Verhältnissen der ältesten Zoroastrier zu suchen, deren Wohnsitze in Iran wahrscheinlich am Saum der Wüste und hoher Gebirge lagen, wohin man die Leichen leicht fortschaffen konnte. Freilich zeigt die Polemik des Zendavesta gegen das Begraben und Verbrennen der Leichen, daß diese beiden Bestattungsarten und nicht die Aussetzung in gewissen Landschaften Ostirans die Regel gebildet haben müssen. Das Wort Dakhma selbst, mit dem die heutigen Parsen ihre Leichenthürme nennen, scheint seiner wahrscheinlichsten Ableitung nach (von der Wurzel daz „brennen") ursprünglich eine Verbrennungsstätte bezeichnet zu haben. Im Zendavesta, oder wenigstens an einzelnen Stellen dieses alten Religionsbuchs, bedeutet es vielleicht einen Grabhügel oder ein Mausoleum. Dies ist jedenfalls, wie mir der Destur Peshotunji mittheilte, die Ansicht der gelehrtesten Parsenpriester der Gegenwart.

Nachdem die Sehenswürdigkeiten der Stadt Bombay erschöpft waren, bildeten die berühmten Höhlentempel auf der schön gelegenen Insel Elephanta, sechs englische Meilen von Bombay, das Ziel meines ersten Ausflugs. Elephanta, das indische Gharapuri, hat seinen Namen von einem großen aus dem Felsen gehauenen Elephanten erhalten, der früher nahe bei dem alten Landungsplatz am Südende der Insel zu sehen war und erst in diesem Jahrhundert den Einflüssen der Witterung erlegen ist. Ob die leider sehr starken Beschädigungen, welche die Statuen und Sculpturen des großen Höhlentempels entstellen, von dem durch Felsenrisse in der Regenzeit hereinströmenden Wasser oder von dem Vandalismus der Portugiesen herrühren, ist zweifelhaft. Jedenfalls tragen die Portugiesen, wie aus dem Bericht eines ihrer Annalisten hervorgeht, die Schuld an dem Verlust des einzigen Denkmals, welches auf das Alter des Tempels Licht werfen könnte, nämlich der alten Inschrift, welche früher über dem Eingang desselben angebracht war. So gibt der Charakter der Architektur und Sculptur den einzigen Anhalt für eine Zeitbestimmung und nach diesen Daten setzen Dr. Burgeß und Fergusson die Entstehung dieses Tempels in das 8. oder 9. Jahrhundert n. Chr. Die Sculpturen enthalten ein ganzes Repertorium der späteren indischen Mythologie, wie sie sich im Cultus des Gottes Çiva ausgebildet hat, dessen Verehrer meist der handeltreibenden Kaste der Baniyas (von Sanskr. vanij „Kaufmann") angehörig, noch jetzt zu gewissen Zeiten auf Böten von Bombay nach dem Eiland von Elephanta fahren, um in dem Höhlentempel

Digitized by Google

ihre Riten zu feiern. Da ist die Colossalbüste des „Trimürti", die, nach der gewöhnlichen Annahme, Çiva in seinen drei Erscheinungsformen als Brahman den Schöpfer, Vishnu den Erhalter und Rudra den Zerstörer darstellt. Am unsichersten ist die Identification des mittleren der drei Gesichter mit Brahman. Dahingegen läßt das Diadem (Mukuta) mit dem charakteristischen Halbmond des Çiva keinen Zweifel daran, daß hier eine Verkörperung dieses Gottes dargestellt werden soll. Eine noch merkwürdigere Darstellung Çiva's ist der gigantische „Ardhanâriça", Çiva in Form eines halben Weibes, von den ersten europäischen Besuchern Elephanta's fälschlich für eine Amazone gehalten. Zur Rechten dieser Figur sieht man den vierköpfigen Gott Brahman, auf einem Lotusthron sitzend, von fünf Schwänen oder wilden Gänsen getragen, und im Hintergrund erscheint Indra, auf seinem himmlischen Elephanten, Airâvata, reitend, der aus seinem Rüssel den Regen sendet. Zur Linken reitet Vishnu auf dem mythischen Vogel Garuda. Noch unter manchen anderen Gestalten erscheint Çiva hier: mit einer Krone, auf der sich drei weibliche Köpfe befinden, den Ganges mit seinen beiden Nebenflüssen bezeichnend; in seiner schrecklichen Form als Kapâlabhrit mit einem menschlichen Schädel und einer Cobra über der Stirne, einem wuthverzerrten Gesicht, acht Armen und einem Kranz von menschlichen Schädeln (muṇḍamâlâ); als Büßer, mit untergeschlagenen Beinen auf einem Lotussitz (padmâsana), ganz wie Buddha, dessen Darstellung auf buddhistischen Sculpturen hier nachgeahmt zu sein scheint u. s. w. Zu den besterhaltenen Sculpturen gehört die Hochzeit Çiva's mit Pârvati. Brahman als Priester fungirend, sagt die heiligen Hochzeitssprüche her. In der nächsten Abtheilung des Tempels sieht man neben Çiva und Pârvati, die Frucht ihrer Ehe, den Kriegsgott Kârttikeya, als Kind dargestellt, das sich seitwärts mit den Beinchen an die Hüften einer Wärterin anklammert. Die nämliche Stellung nehmen noch jetzt alle Hindukinder ein, die man von ihren Müttern oder Ammen tragen sieht. Ich übergehe die übrigen nicht minder figurenreichen und charakteristischen Compositionen und will nur noch bemerken, daß mir überall die große Uebereinstimmung auffiel, die betreffs der mythologischen Vorstellungen zwischen den Arbeiten dieser indischen Sculptoren und den berühmtesten Werken der indischen Poesie besteht. Haben beide aus dem lebendigen Born des Volksglaubens geschöpft, oder ist die Vermuthung richtig, daß der Bildhauer durch die Schöpfungen der dichterischen Phantasie beeinflußt ward? Jedenfalls darf man ohne dem ersteren bitteres Unrecht zu thun, nicht vergessen, wie ungeheuer schwierig die Aufgabe war, die extravaganten Ausgeburten indischer Einbildungskraft in Felsen plastisch wiederzugeben.

Auf der Insel Elephanta hatte ich das Glück, wenn ich so sagen darf, eine Cobra di Capello (Brillen- oder Hutschlange) im Freien zu sehen. Als wir mit dem Dampfer landeten, war sofort eine Schar kleiner Jungen auf uns zugestürzt, um ein Bakschisch zu erhaschen. Mit uns die steinernen Treppen zu dem Höhlentempel hinauf steigend, hielten sie plötzlich an, um Jagd auf eine Cobra zu machen. Da saß sie auch, deutlich genug sichtbar, durch die untersten Zweige einer hochstämmigen Palme geschlungen, um den Vögeln aufzulauern. Die Jungen schrieen und warfen mit Steinen nach dem gefährlichen Reptil, für

Digitized by Google

dessen Erlegung die Regierung eine Prämie von je acht Annas (½ fl. östr. W.) bezahlt. Die Cobra blähte ihren charakteristischen Hut auf, der von den indischen Bildhauern so häufig dargestellt worden ist, kroch schnell wie der Blitz von der Palme herab und im Nu war sie in einer Felsenritze verschwunden. Ich kann nicht sagen, daß mir dieses kleine Abenteuer den geringsten Schrecken eingeflößt hätte, wiewohl ich unbewaffnet war. Die Erzählungen kundiger Freunde hatten die übertriebenen Befürchtungen bereits verscheucht, die ich, wie die meisten Europäer, die zuerst nach Indien kommen, in Betreff der Gefährlichkeit der Cobras gehegt hatte. Es ist allerdings statistisch festgestellt, daß in dem einzigen Jahre 1877 in Indien 16,777 Menschen durch Schlangenbisse getödtet worden sind. Allein erstens will dies bei einer Bevölkerung von 250 Millionen noch nicht viel heißen, zweitens ist die Cobra sehr scheu und wagt sich am allerwenigsten unter eine lärmende Menschenmenge, und drittens kann sie dem mit Beinkleidern und Stiefeln bekleideten Europäer nicht so leicht etwas anhaben. Die unendliche Majorität der Unfälle betraf Eingeborene, welche halbnackt auf die Felder gehen und dort das Unglück haben, zufällig auf eine Cobra zu treten. Ich habe sogar von Hinduknaben gehört, welche eine ganze Schlangenzucht anlegen und die jungen Cobras todtschlagen und abliefern, um sich die von der Regierung ausgesetzte Prämie zu verdienen. In gezähmtem Zustande habe ich die Cobras häufig bei den Schlangenbeschwörern gesehen, die eine der populärsten Straßenerscheinungen in Indien sind. Für etwas Scheidemünze sind sie gerne bereit, die Cobra aus dem Sacke, in dem sie dieselbe bei sich führen, herauszunehmen und durch die Töne einer Dudelsackpfeife aus ihrer Lethargie aufzurütteln. Es ist merkwürdig zu beobachten, wie die Cobra zum Klang der Musik den Kopf wiegt, den Hals bäumt und sich wohlgefällig ringelt. Den pikantesten Theil in dem Programm eines Schlangenbändigers bildet jedoch der Kampf der Cobra mit ihrem Todfeinde, dem Ichneumon (Sanskr. nakula), der aus einem andern Sacke producirt und nicht eher wieder in denselben geborgen wird, als bis die Cobra ihn blutig gebissen hat.

Weniger figurenreich, aber architektonisch großartiger und weit älter als die çivaitischen Grotten von Elephanta ist der buddhistische Höhlentempel von Karlé. Ich erreichte diesen Tempel, indem ich auf der Fahrt nach Puna bei der Station Lananli die Bahn verließ und von da aus in zwei Stunden zu Fuß bis zu dem hoch über der Ebene gelegenen Eingang der Grotte wanderte. Da man sich hier, auf dem Plateau des Dekhan, schon um mehrere Tausend Fuß höher befindet als in Bombay, so war die Hitze nicht drückend. Der ebene Raum vor der Grotte wird jetzt durch ein modernes, einstöckiges Häuschen verunziert, in dem ein çivaitischer Priester wohnt und die Fremden anbettelt. Wahrscheinlich stand hier ursprünglich eine hohe, aus dem Felsen gehauene Säule, welche ein buddhistisches Symbol, „das Rad“ des Gesetzes und der Herrschaft, trug und mit der noch vorhandenen merkwürdigen „Löwensäule“ auf der anderen Seite correspondirte. Auf dem Capitäl dieser Säule sind vier Löwen ausgehauen. Steinerne Löwen sind ein bekanntes buddhistisches Symbol. Durch eine breite Vorhalle tritt man in eine schmälere, aber tiefe Halle, deren schöne Proportionen mit Recht denjenigen einer Kirche aus der frühesten Epoche der christlichen Bau-

Digitized by Google

kunst verglichen worden sind. Das Hauptschiff ist von den beiden Seitenschiffen durch zwei Reihen von je fünfzehn kunstreich gearbeiteten und verzierten Säulen getrennt. Im Hintergrund befindet sich eine kuppelförmige Erhöhung, Chaitya oder Dagoba genannt, auf welche das ganze Licht fällt. Hier pflegten die buddhistischen Reliquien ausgestellt zu werden, welche die gläubige Menge verehrte. Die Grotte von Karlé ist der größte und schönste der buddhistischen Chaityatempel. Die ältesten Inschriften an diesem Tempel sind aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. Die Gesammtzahl der bis jetzt bekannten Höhlentempel im westlichen Indien, deren Durchforschung schon viel unerwartetes Licht über eine der dunkelsten Perioden der indischen Geschichte verbreitet hat, wird auf etwa 900 angeschlagen. Davon sind ungefähr 720, also über dreiviertel, von den Buddhisten aus dem Fels gehauen worden. Diejenigen meiner Leser, welche sich näher für diese merkwürdigen Ueberreste der ältesten indischen Baukunst interessiren, kann ich auf die drei großen, mit zahlreichen Abbildungen versehenen Werke verweisen, welche mein liebenswürdiger Reisegefährte auf der Rückfahrt von Indien, Dr. Burgeß, gegenwärtig wohl der beste Kenner der Höhlentempel, über dieselben, zum Theil in Gemeinschaft mit Fergusson u. a. Gelehrten, 1880, 1882 und 1883 herausgegeben hat.

Von Lanauli fuhr ich direct nach Puna, einem der Hauptorte an der Bahnlinie, die von Bombay quer durch das Tafelland des Dekhan nach Madras führt. Während der Regenzeit, im Juni bis August, bildet das hoch gelegene, kühle und trockene Puna ein beliebtes Asyl des fashionabeln Theils der Bevölkerung von Bombay. Jetzt war es in dem Napier-Hôtel einsam genug, und auf den Straßen der berüchtigte rothe Staub von Puna keine angenehme Zugabe. Mein Ausflug galt nicht den landschaftlichen Reizen der alten Hauptstadt der Mahrattenfürsten, sondern dem Deccan College, einer großen von der englischen Regierung unterhaltenen Unterrichtsanstalt für Eingeborene, deren werthvolle Bibliothek eine der bedeutendsten Handschriftensammlungen Indiens enthält. Professor Bhandarkar, ein Eingeborener und gegenwärtig Nachfolger von Haug und Kielhorn als Professor des Sanskrit, nahm mich freundlich auf und fuhr mit mir, obwohl, eines indischen Feiertags wegen, an dem Tage meiner Ankunft kein Unterricht stattfand, nach der außerhalb der Stadt gelegenen Anstalt hinaus. Das Deccan College ist jetzt, entfernt von dem unruhigen Treiben einer indischen Stadt und in anmuthiger Umgebung, in einem ganz neuen stattlichen Gebäude in gothischem Stile untergebracht. Die auserlesene Sammlung von Sanskrithandschriften umfaßt über 4000 Nummern. Die meisten Werke sind noch nicht gedruckt. Das Verdienst, diese Handschriften gesammelt zu haben, gebührt hauptsächlich zwei deutschen Sanskritisten, Bühler und Kielhorn, die im Auftrag der englischen Regierung die westlichen Provinzen Indiens bis nach Kaschmir hinauf bereisten und theils selbst, theils durch Vermittlung von Agenten, alle werthvollen Sanskrithandschriften aufkauften, die durch den Tod oder die Verarmung ihrer Eigenthümer oder durch andere Umstände auf den Markt kamen. Der Ankauf von Manuscripten wird fortgesetzt, und es kann im Interesse der Wissenschaft nicht genug anerkannt werden, daß auf diese Weise, was sich von der ungeheuer reichen Sanskritliteratur in diesem

Digitized by Google

Theile Indiens bis auf die Gegenwart erhalten hat, von der englischen Regierung gesammelt und dadurch vor dem Untergange geschützt wird.

Ehe ich Puna verließ, stattete ich noch dem berühmten Heiligthum der Göttin Pârvati, das in der gebirgigen Umgebung der Stadt Puna, auf einem steilen Hügel gelegen ist, einen Besuch ab. Die Straße führt an Zuckerrohrplantagen vorüber, dann durch ein Dorf, wo wir Frauen und Männer ungenirt in einem Bache sich waschen und baden sahen. Vor einem heiligen Baum, einer Ficus indica, in der Mitte des Dorfes war eine Schar frommer Hinduweiber beschäftigt, den Linga oder Phallus und andere aus Stein gearbeitete Symbole mit Spenden von Rosen zu ehren und mit rothem Farbstoff zu bestreichen, den sie nachher zum Betupfen ihrer eigenen Stirn verwendeten. Das Stirnzeichen wird jeden Morgen nach dem Bade erneuert. Die Anbetung großer Bäume, der man in Indien auf Schritt und Tritt begegnet, geht ebenso wie die nicht minder verbreitete Verehrung des Linga und der Yoni, d. h. der männlichen und weiblichen Energie, wahrscheinlich auf die alten religiösen Gebräuche der Ureinwohner Indiens zurück. Die echten Hindugötter werden auf dem Pârvatihügel verehrt. Der Haupttempel ist der „Berggöttin" Pârvati geweiht. In kleineren Kapellen, zum Theil von winzigen Proportionen, befinden sich Statuen des Kriegsgottes Kârttikeya, des Sonnengottes Sûrya, des Çiva u. a. Götter und Göttinnen. Hier sah ich zum ersten Mal eine Darstellung des Sûrya mit seinen sieben Pferden, die so frappant an die Sonnenrosse des Helios erinnern. Da es Freitag war, fanden wir die Priester beschäftigt, den Göttern ihre besten Kleider anzuziehen. Selbst der Adler Garuda, das Reitpferd des Vishnu, erhielt einen prachtvollen Ueberwurf, roth mit Gold gestickt. Ein großer stehender Vishnu strahlte von dem Oele, mit dem er soeben eingerieben worden war. Eine andere Statue wurde mit Saffran bestrichen. Bei einer dritten war der Anstrich schon fertig, und sie wurde mit einem Fächer gefächelt, damit die Farbe rascher trockne. Von zahlreichen Bettlern verfolgt, traten wir den Rückweg an, und mit den wohlverpackten Handschriftschätzen aus Deccan College beladen, fuhr ich mit dem Abendzug über die Schluchten des Bor Ghat hinab nach Bombay zurück.

Digitized by Google

Emile Littré.

Von

Professor Dr. **Adolf Brennecke.**

Auch den optimistisch veranlagten Menschen mag wohl in Stunden des Nachdenkens ein Gefühl der Nichtigkeit unseres Erdendaseins ergreifen. So hoch auch der Culturgrad der Jetztzeit gestiegen, so erschöpfend alle Fähigkeiten und Triebe zum Schönen, Edlen und Großen ausgebeutet sein mögen — an dem Maßstabe des Weltganzen gemessen ist das Individuum doch nur ein Atom im unmeßbaren All, eine Welle im Ocean, die der Augenblick emporhebt, und die alsbald wieder in die schrankenlose Meeresfläche zurücksinkt, ohne eine Spur ihres Aufschäumens zu hinterlassen. Ein Aufblick zum gestirnten Himmel, in die unzähligen, unermeßlichen Sonnen- und Planetensysteme, überwältigt jedes denkende Gemüth, es überkommt den Beschauer das Gefühl der Ameisenhaftigkeit seines Thuns und Treibens. Diese Idee der Nichtigkeit aller irdischen Interessen gegenüber der Weltenunendlichkeit hat Tausende von Menschen insoweit überwältigt, daß tiefe Melancholie die einst jugendfrohen Seelen umnachtete, ja der moderne Pessimismus, d. h. ein gewisser Zweifel am Werth des Lebens überhaupt, hat schon ganze Gesellschaftsclassen und Zeitepochen ergriffen und ist von hochbegabten Geistern wie Lord Byron und Leopardi, um nicht von Schopenhauer, Ed. v. Hartmann u. A. zu reden, zum Ausgangspunkte glänzender Geisteswerke gemacht worden.

Weitaus die meisten Menschen bewegen sich auf dem Gange von der Wiege bis zum Grabe in einem so engbegrenzten Kreislaufe, daß sie keine Spur ihres Daseins im Weltganzen zurücklassen. Beim Eintritt ins Leben sucht der Jüngling einen Beruf, der seinen Fähigkeiten, seinen Kenntnissen, seinem Charakter angemessen erscheint. Er erringt eine Stellung, gründet ein Heim, trägt einige Erfolge davon, empfindet manche Leiden und Enttäuschungen, bis er sich plötzlich gealtert und die Geschichte seines Lebens am Schlusse angelangt findet; im günstigsten Falle entfährt ihm dann der Ausruf des achtzigjährigen Voltaire: „Als ich noch im glücklichen Alter von siebzig war!“ und müde kehrt der Staub zum Staube zurück.

Digitized by Google

Die Ausnahmsmenschen jedoch, welche schon bei Lebzeiten auf den Höhen des Lebens wandelten, und deren Namen im Munde der Nachwelt leben, haben ihre hervorragende Stellung naturgemäß durch seltene Geistesgaben oder durch eine besonders erfolgreiche Benutzung jeweiliger Umstände erlangt. Ein Alexander und ein Shakespeare sind nicht mühsam von Staffel zu Staffel emporgeklommen: ihr Genius ließ sie sicheren Blickes schon früh das All der Erscheinungen überschauen und mit kühner, glücklicher Hand nach dem Höchsten greifen. Es wäre deshalb thöricht, so höre ich mit Recht entgegnen, nach *solchen* Menschen unser eigenes Lebensziel zu regeln; nur Derjenige, dessen Wiege bereits verheißungsvolle Genien umschwebten, hätte Aussicht auf den Siegespreis des Erdenlebens; es wäre für den Durchschnittsmenschen ein eitles Wagniß, nach etwas Höherem als nach Zufriedenheit und einiger Anerkennung seitens der Nächststehenden zu streben. Daß diese Ansicht nicht durchaus stichhaltig, daß der daraus entspringende Pessimismus vielmehr an sich verwerflich und das Leben auch des Einzelnen in höchstem Grade lebenswerth sei, wofern es nur mit redlichem Willen und halbwegs erfolgreichem Können voll ausgenutzt wird: das möchte ich an dem Lebensbilde eines Mannes zeigen, welchen sein Vaterland und die ganze literarisch gebildete Welt allzeit als das Ideal eines Menschen und Gelehrten feiern wird.

Emile Littré's Anspruch auf Unsterblichkeit ist noch zu neuen Datums, als daß die volle Kenntniß seiner Verdienste bereits in die breiten Schichten des Volksbewußtseins hindurchgedrungen sein könnte. Sein „Dictionnaire de la langue française“ bildet nur einen, immerhin bedeutenden Bruchtheil dessen, was er während zweier Menschenalter geschaffen hat; es ist nur der krönende Schlußstein des Bauwerks, zu dem der Philosoph, der Arzt, der Sprachforscher und der Gelehrte Jahrzehnte lang in planvoller Rastlosigkeit die einzelnen Bausteine herbeigetragen hat, bis er endlich den geistigen Riesenbau in organischer Einheit und marmorglatter Schöne seinem Volke als unschätzbares Eigenthum überliefern konnte.

Aus unscheinbaren Anfängen ist das Ganze hervorgegangen. Der am 1. Februar 1801 als Sohn eines Unterofficiers in der Seeartillerie und einer protestantischen, republikanisch strengen Mutter geborene Emile Littré genoß trotz seines niederen Ursprungs eine selten gute Erziehung. Sein Vater begann nach wechselvollem Kriegs- und Seeleben — er erhielt für seine persönliche Tapferkeit in einem Seegefecht gegen die Engländer einen Ehrensäbel als Auszeichnung zuerkannt — noch in reiferem Alter, sich auf das Studium der classischen Sprachen und selbst des Sanskrit zu werfen. Mit dem Sohne, welcher das Pariser Gymnasium Louis-le-Grand besuchte und alljährlich als Primus die Preise seiner Classe davontrug, arbeitete der Vater ernsthaft um die Wette. Der als Staatsmann wie als Gelehrter gleich ausgezeichnete Barthélemy Saint-Hilaire widmete dem Andenken des ehemaligen Marine-Unterofficiers seine Ausgabe der „Politik des Aristoteles“ und nannte ihn in der Vorrede u. A. „einen aufrichtigen und standhaften Vaterlandsfreund, welcher während seines ganzen Lebens an den Fortschritt der Freiheit geglaubt und daran gearbeitet hat; einen Gelehrten, welcher ausgebreitete und mannigfaltige Kenntnisse nur sich selbst und seiner Arbeitskraft verdankt; einen ausgezeichneten Philologen, eines der ältesten Mitglieder der

Digitized by Google

Pariser Asiatischen Gesellschaft, einen Mann von unwandelbarer Geradheit" u. s. w. Littré selbst jedoch widmete dem Vater sein großes Werk über Hippokrates mit den Worten: „Durch seinen Unterricht und sein Beispiel vorbereitet, bin ich in meiner langen Arbeit durch die unablässige Erinnerung an ihn aufrecht erhalten worden. Ich habe seinen Namen auf die erste Seite dieses Buches schreiben wollen, an welchem er noch vom Grabe aus soviel Antheil hat, damit die Arbeit des Vaters nicht bei der Arbeit des Sohnes vergessen würde, und damit eine fromme und gerechte Dankbarkeit das Werk des Lebenden mit der Hinterlassenschaft des Todten verknüpfe" u. s. w. Soll man in diesen Worten mehr die Trefflichkeit des Vaters oder die Pietät des Sohnes bewundern? Emile Littré's Mutter dagegen ging so voll und ganz in ihren häuslichen Pflichten und der Liebe zu ihren beiden Söhnen auf, sie war so stolz auf die Erfolge ihres ältesten, daß ich sie wohl mit der Mutter der Gracchen vergleichen darf. Ihr in den vierziger Jahren erfolgter Tod betrübte den Sohn aufs Tiefste; er, der sonst Unermüdliche, war viele Monate außer Stande, seinen Geschäften nachzugehen. Im Elternhause hat sich Littré zum Athleten des Geistes und Charakters ausgebildet; dort hat er den untilgbaren Hang zum Familienleben in sich aufgenommen, welcher bis in das Greisenalter charakteristisch für seine Persönlichkeit war. Auch körperlich glich er an Kraft und Gesundheit dem Vater. War er gleich nichts weniger als ein schöner Jüngling — er war eher klein als groß, gab wenig auf sein Aeußeres, hatte eine dunkelgelbe Gesichtsfarbe, viele Runzeln im Alter und trug eine große Brille auf der kolbenförmigen Nase — so war er doch ein Meister in allen Leibeskünsten: er vermochte mit ausgestrecktem Arm einen Stuhl zu heben, auf welchem ein zwanzigjähriger Genosse saß. Solch ein eisenfester Körper war aber auch einzig im Stande, den geistigen Strapazen der darauf folgenden sechzig Lebensjahre Widerstand zu leisten. Als er das Gymnasium verließ, wandte er sich zunächst zum Studium der Mathematik, und bald darauf, durch äußere Umstände veranlaßt, zu dem der Medicin. Schon damals konnte man ihn einen Sprachgelehrten nennen. Außer den alten Sprachen beherrschte er das Englische, Italienische und namentlich das Deutsche in so hohem Grade, daß er sich bis zum Versemachen in den fremden Sprachen verstieg. Die Hilfswissenschaften der Medicin, eine gründliche praktische Thätigkeit in Krankenhäusern, und Schriftstellerei über medicinische Gegenstände füllten seine zwanziger Lebensjahre aus. Er war gleich häufig im botanischen Garten wie in den Secirsälen der Anatomie anzutreffen, gleich gewissenhaft im Hospitaldienst wie daheim am Schreibtisch, wenn es galt, die praktischen Erfahrungen in theoretischen Aufsätzen niederzulegen, ohne gemachtes und erkünsteltes Wesen, und stets nur die Ergebnisse genauester Forschung als Thatsachen annehmend. Trotz seines schon in jungen Jahren bedeutenden Rufes verzichtete er auf jeden Titel, denn eine fast übergroße Ehrlichkeit bewog ihn, nach dem Tode des Vaters wegen gänzlicher Mittellosigkeit der immerhin unsicheren medicinischen Laufbahn zu entsagen und sich von Privatunterricht und Zeitungsschriftstellerei zu ernähren. Bald errang er sich als Mitarbeiter am „National" einen Ruf als Journalist, die „Revue des deux Mondes" und ärztliche Fachschriften verlangten Beiträge von ihm, eine zehnbändige Ausgabe und Uebersetzung der Werke des Hippokrates

Digitized by Google

fesselte auf eine Reihe von Jahren seine Arbeitskraft. Im Alter von vierunddreißig Jahren heirathete er eine einfache, fromme und verdienstvolle Dame. Sie und die Tochter, welche ihm bald nachher geboren wurde, erwiesen sich als die treuesten Gefährtinnen seines Alters und seiner Studien. Der freisinnige Philosoph, welcher einst mit der Muttermilch die Liebe zur politischen und religiösen Unabhängigkeit eingesogen hatte, blieb zeitlebens ein zärtlicher und verdienstvoller Familienvater gegen die Seinen; er tastete ihre fromme Andersgläubigkeit nicht an, mit edler Empfindsamkeit vermied er Alles, was den Frieden seines Hauses irgendwie hätte stören können. Er leitete aufs Sorgfältigste den Unterricht seiner kleinen Sophie, ließ sie täglich nach Dictat schreiben und Uebersetzungen anfertigen, und zeigte sich ebenso erfinderisch wie geschickt in seiner Aufgabe als Pädagoge; wie Antaios seine Kraft aus der Mutter Erde, so hat Emile Littré aus dem herzinnigen Verkehr mit Gattin und Tochter alle die liebenswürdigen Eigenschaften gezogen, welche ihn allen Näherstehenden lieb und werth machten. Einer seiner vertrautesten Freunde, der Akademiker Baudry, erzählt, daß Littré anfangs die Absicht hatte, seiner heranwachsenden Tochter seine eigenen religiösen Ueberzeugungen beizubringen und sie dann wählen zu lassen zwischen diesen und der Strenggläubigkeit der Mutter. Schließlich schreckte er jedoch vor dem Kummer zurück, welchen er seiner Gattin damit würde bereitet haben: seine Herzensgüte hielt vor einer solchen Prüfung nicht Stand, er führte seine Absicht nicht aus, um der Mutter jede Thräne zu ersparen. Dennoch hat gerade das religiöse Leben seines Hauses den Anlaß zu erbitterten Verleumdungen gegeben. Kein Geringerer als Sainte-Beuve, der unbestechlichste Kritiker Frankreichs im neunzehnten Jahrhundert, urtheilt über die Anfeindungen, die Littré in späteren Jahren seitens der strenggläubigen Geistlichkeit zu erdulden hatte, mit den herben Worten: „Das Herz empört sich daran zu denken, daß man jenen Mann, die Rechtlichkeit und Tugend selbst, eine Seele, in welche niemals ein schlechter oder nur anstößiger Gedanke Zutritt gefunden hat, eigens dazu ausersah, ihn allen Familienvätern Frankreichs als ein Urbild von Sittenlosigkeit darzustellen." Uebrigens nahm die sonst auch recht peinliche Akademie keinen Anstoß daran, daß Littré damals eine Uebersetzung des „Lebens Jesu" von Strauß herausgab; sie wählte ihn zum Mitgliede der Inschriftenclasse und überwies ihm als solchem die Bearbeitung einiger wichtiger Werke.

Damit begann der zweite Abschnitt seines Lebens, seine literarisch-philosophische Thätigkeit. An die Stelle der Medicin traten die Geschichte, die Kritik, die Sprachwissenschaft, die Literatur und ganz besonders die Philosophie. Littré's Werke bilden für sich eine kleine Bibliothek; er ist neben Goethe, Leibnitz und Voltaire ohne Zweifel der universellste aller neueren Schriftsteller. Geradezu epochemachend und von mächtiger Nachwirkung bis auf den heutigen Tag war seine Bekanntschaft mit Auguste Comte und dessen „Philosophie positive". Dies sechsbändige Werk, in den Jahren 1830 bis 1842 erschienen, bezweckte einerseits der Philosophie die aus Thatsachen abgeleitete Methode der Wissenschaften, und andererseits den Wissenschaften die Einheitsidee der Philosophie zu verleihen; Littré bezeichnete diese Aufgabe schlechthin als das philosophische

Digitized by Google

Werk des neunzehnten Jahrhunderts. Comte selbst freilich würde sich zufolge der Breite seiner Darstellung, der unzähligen technischen Ausdrücke und des abschreckend harten Stiles schwerlich jemals Bahn gebrochen und seine Gedanken den großen Massen zugänglich gemacht haben; erst seinem Schüler und Nachfolger Littré gelang es, aus dem ungeheuren Chaos der Gelehrsamkeit und Dialektik Comte's das Wesentliche auszuscheiden und in faßlicher Form seine Mitmenschen davon zu überzeugen, daß die geistige und sociale Standhaftigkeit sich verknüpfen müsse mit der Standhaftigkeit, der unumstößlichen Wahrheit der Wissenschaft. Diese allein sei der feste Ausgangspunkt für jeden Fortschritt der Civilisation: aus dem thatsächlichen, dem positiven Wissen müsse man die ganze Kette der Glaubenslehren ziehen, anstatt zwischen Glauben und Wissen einen untilgbaren Widerspruch aufrecht zu erhalten, der gerade die Tüchtigsten und Edelsten zur Verzweiflung triebe. Nur ganz allmälig, durch unabläßiges Nachdenken, auf Grund tausendfacher Erfahrungssätze, nach unzähligen Berichtigungen der Ergebnisse früherer Forschungen, die ihm manchen Seufzer der Enttäuschung auspreßten, gelangte Littré im Greisenalter zu einer ruhigen Klarheit über die höchsten, den Menschengeist bewegenden Fragen. Er ist kein Verächter des Christenthums, dessen großartige und wohlthätig wirkende Seiten er rückhaltlos anerkennt, aber gegenüber dem unermeßlichen Unbekannten gesteht er sich nicht das Recht zu, irgend etwas weder zu leugnen, noch zu bestätigen, das nicht den Beweis der Augenscheinlichkeit in sich trägt. Voll tiefer Herzenstrauer beugt er sich manchmal unter der Wirklichkeit der Thatsachen: er vermag weder leichthin über schwierige Fragen hinwegzugehen und in den Tag hineinzuleben, noch nach Art der Strenggläubigen sich Ueberzeugungen anzueignen auf Grund des alleinigen Glaubens. Jahrzehnte lang bewegt ihn der Gedanke an den Tod. Ihm ist das Leben im Jenseits gleichsam ein Ocean, der an unsere Lebensküste brandet und den zu befahren wir weder eine Barke noch ein Segel haben, aber dessen deutliche Erscheinung ebenso heilsam wie furchtbar auf den Menschen einwirkt. Manche ernsten und doch auch wieder eine heitere Verklärung athmenden Seiten hat Littrés noch als hoher Siebziger über die Unsterblichkeitsidee geschrieben, so daß auch seine Gegner wenigstens die Aufrichtigkeit anerkennen müssen, mit der er sich bemühte, ohne Irrthum aus diesem Erdenleben zu scheiden. Furchtlos vor Anderen und noch mehr vor sich selbst, hat er unter tausend Schmerzen für die Wahrheit gestritten: im Besitze einer überaus großen Gelehrsamkeit hat er die Methode positiver Forschung geschaffen und sich das nach dem heutigen Stande der Wissenschaften erreichbar höchste Maß der Erkenntniß angeeignet. Er war einsichtsvoll genug, trotz aller erkämpften Resultate sich nicht über die der menschlichen Einsicht entrückten Probleme zu täuschen und oft freimüthig sein Nichtwissen einzugestehen. Das Räthsel des innersten Wesens von Stoff und Kraft, vom Ursprung jeder Bewegung, jedes Lebens, jeder Empfindung verweist er in das Gebiet der Dinge, welche nicht gewußt, d. h. begrifflich erklärt und begründet werden können, ohne daß er sie deshalb schlechthin leugnet: die Quintessenz seines Forschens scheint mir in den Satz des gelehrten Scaliger formulirt werden zu können:

Digitized by Google

„Nescire velle quae magister optimus
Docere non vult, erudita inscitia est."
(Nicht wissen wollen, was der höchste Meister
Nicht lehren will, das heißt sich klug bescheiden.)

Littré hat sich mit seinem Hauptwerke über Auguste Comte und die positive Philosophie nicht begnügt: er hat eine ganze Reihe ergänzender philosophischer Werke veröffentlicht, ohne daneben seine sonstigen Studien zu vernachlässigen. So übertrug er als Beigabe zu einer gelehrten Abhandlung über die Homerische und altfranzösische Poesie das erste Buch der Ilias in kunstvolle altfranzösische Verse nach dem Muster der Trouvères des dreizehnten Jahrhunderts; so schrieb er drei classische Aufsätze über Dante, übersetzte einzelne Dichtungen Schiller's in gereimtes Französisch, gab Müller's „Handbuch der Physiologie" mit Anmerkungen und einer eingehenden Vorrede heraus, veröffentlichte einige Aufsätze über die Erdwärme, über Epidemien, über fossile Knochen, übersetzte die „Politik" des Aristoteles und die „Naturgeschichte" des älteren Plinius, war Mitarbeiter an der „Histoire littéraire de France", redigirte das „Journal des savants" und erhielt sich unablässig auf der Höhe der medicinischen Wissenschaft, welche er namentlich während seines Sommeraufenthaltes auf dem Lande und an der See praktisch ausübte.

Welch ein vielseitiger Geist! Welche staunenerregende Arbeitskraft! so rufen wir unwillkürlich schon jetzt aus, ehe wir noch eine Silbe von dem Hauptwerke Littré's gesprochen haben. Es ist dies sein „Dictionnaire de la langue française", das sich den großartigsten literarischen Erzeugnissen aller Völker und Zeiten an die Seite stellen darf. Die mannigfache Lectüre des fleißigen Gelehrten hatte ihn mitunter auf etymologische Untersuchungen geführt: bald fand er Gefallen daran, französische Worte auf ihre Vor-, End- und Wurzelsilben hin zu prüfen, und 1841 schloß er mit dem Verlagsbuchhändler Hachette, seinem einstigen Schulkameraden und einem der hauptsächlichsten Gönner des modernen literarischen Frankreichs, einen Vertrag ab betreffend Herausgabe eines Etymologischen Wörterbuches der französischen Sprache. Im Verlaufe der folgenden Jahre wurden historische und grammatische Bemerkungen hinzugefügt. Man hielt es in Frankreich erst im neunzehnten Jahrhundert für geboten, auf die Zeit vor Amyot, Rabelais und Montaigne zurückzugreifen, um eine historische Sprachwissenschaft zu schaffen: das goldene Zeitalter der französischen Literatur und die Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts fanden an sich selbst Genüge, höchstens interessirten sie sich für das classische Alterthum; die wahrlich nicht arme mittelalterliche Literatur des eigenen Vaterlandes zu studiren, hielt man nicht der Mühe werth. Erst als Raynouard, Paulin Paris, Francisque Michel u. a. in Frankreich, namentlich aber Diez in Bonn, die mittelalterliche Literatur Frankreichs zu durchforschen und in ihr die wichtigsten Gesetze für die heutige Sprachbildung nachzuweisen begannen, regte sich der Sinn für derartige Studien, und Emile Littré wurde der erste und bedeutendste Vertreter dieser modernen, historischen Sprachforschung auf dem Gebiete des Französischen. So kam es, daß sich die Anlage des geplanten Wörterbuches immer mehr vertiefte und erweiterte, und am 27. September 1859 begann die berühmte Lahure'sche Druckerei den

Digitized by Google

ersten Manuscriptbogen des uns heute vorliegenden Wörterbuchs zu setzen. Dreizehn Jahre und zwei Monate dauerte die Drucklegung der vier mächtigen Folianten; der fünfte (Supplement-) Band erschien erst von 1877 ab. Das Manuscript umfaßte 415,636 einzelne Blätter; der Reindruck würde, wenn man die enggedruckten Columnen aneinander fügte, einen Streifen von 37½ Kilometer oder genau fünf deutschen Meilen Länge ausmachen. Die Thätigkeit der Druckerei wurde nur durch den deutsch-französischen Krieg und die Communewirthschaft, im ganzen etwa neun Monate lang, unterbrochen.

Es läßt sich leicht vermuthen, daß ein schon äußerlich so gewaltiges Werk seine Geschichte haben muß, und diese Geschichte von Littré's „Dictionnaire de la langue française" wird nur verständlich durch einen Einblick in das Studirstubenleben des gelehrten Sprachforschers. Denn Leben und Arbeiten standen bei ihm in einem so organischen Zusammenhange, daß alle seine äußeren Schicksale nur Ursachen oder Wirkungen seines Studiums, seiner Bücher, seines Strebens nach Erkenntniß und seiner universellen Gelehrsamkeit zu sein scheinen. Nichts verdankt er dem Zufall, weder Freuden noch Leiden; sein ganzes Leben ist gleichsam eine Arbeit an sich selbst, eine zwei Menschenalter hindurch fortgesetzte Geistesthat, die sich zu allermeist in der stillen Studirstube vollzog. Littré verbrachte den größten Theil des Jahres, wie wir aus seinen 1880 veröffentlichten Aufzeichnungen wissen, in Paris in einer drei Treppen hoch gelegenen, höchst bescheidenen Miethswohnung der Rue de l'Ouest, jetzt Rue d'Assas, in der Nähe des Luxembourg-Gartens. Im Frühling zog er aufs Land, nach dem unweit Paris gelegenen Ménil-le-Roi, wo er ein kleines Haus inmitten eines obst- und gemüsereichen Gartens von seinen Ersparnissen gekauft hatte. Dort lebte er in einer halben Weltabgeschiedenheit, fern vom Heerweg der Pariser Sommertouristen, einzig und allein seinen Studien, seinem Wörterbuch. Um acht Uhr stand er auf; während man sein Schlafzimmer, das zugleich sein Arbeitszimmer war, in Ordnung brachte, beschäftigte er sich im Erdgeschoß mit literarischen Nebenarbeiten. Bis zum Gabelfrühstück corrigirte er die eingelaufenen Probeabdrücke; von ein Uhr ab nahm ihn die Redaction des „Journal des Savants" in Anspruch, und erst um drei Uhr Nachmittags setzte er sich an sein Wörterbuch, um es bis drei Uhr Morgens, mit einer knappen einstündigen Mittagspause, nicht mehr aus der Hand zu legen. Große Männer und Gelehrte sind den Genüssen einer wohlbesetzten Tafel und gewissen Bequemlichkeiten meistens nicht abhold; saß doch selbst der Vater des kategorischen Imperativ drei bis vier Stunden tagtäglich inmitten seiner Gäste bei Tisch, ehe er seinen Spaziergang längs des Pregelufers antrat. Emile Littré jedoch gehörte auch in dieser Beziehung zu den gänzlich Bedürfnißlosen. Mit dem Glockenschlag sechs stieg er zum einfachen Mittagsmahl von seiner Studirstube in das Speisezimmer hinab, und unmittelbar nach dem Essen setzte er sich wieder an den Schreibtisch. Bis Mitternacht leisteten Frau und Tochter ihm Gesellschaft, sie waren seine treuesten Mitarbeiter an den laufenden literarischen Nebengeschäften. War dann um drei Uhr Morgens das vorgesteckte Tagespensum noch nicht beendet, so setzte der rastlose Gelehrte seine Nachtwache fort, und mehr als einmal löschte er im Hochsommer sein Lämpchen aus, um im Strahl der Morgensonne weiter zu schreiben.

Digitized by Google

Das Lager stieß fast an den Schreibtisch; da die Gewöhnung und Regelmäßigkeit seiner Thätigkeit keine Ueberreizung durch die Arbeit in Littrés aufkommen ließen, schlief er leicht ein. Es fehlte seinen Nachtwachen in Ménil-le-Roi nicht an Reiz. Eine Nachtigall schlug in jedem Frühjahr ihr Nest in dem kleinen Lindengang seines Gartens auf und erfüllte die Stille der schweigenden Nacht mit ihren reinen, hellen Accorden; auch der Blick von seinem Fenster in die mondscheinübergossene Landschaft wirkte erhebend auf das Gemüth des einsamen Forschers. Im Herbst machte er sich gewöhnlich vier Wochen Ferien. Er ging dann mit den Seinen an die Meeresküste, meist nach Roscoff bei Morlaix, an der äußersten Spitze der Bretagne gelegen, um von dort erfrischt und gestärkt zu der Winterarbeit in die enge Pariser Wohnung zurückzukehren; das Naiengrün, die Wälder und die kräftige Luft hätten ihm den besten Lohn in seinem arbeitsamen Leben beschieden, äußerte der bedürfnißlose Mann ein Jahr vor seinem Tode. Seinen inneren Menschen jedoch erquickten wohl mehr noch als die literarischen Erfolge die herzlichen Dankesbezeugungen aller der Kranken, welchen er seine ärztliche Hilfe angedeihen ließ. „Man muß ihn auf seinem Dörfchen sehen," meinte Sainte-Beuve, „um in ihm den Arzt der Armen werthzuschätzen. Er ist thatsächlich die Vorsehung der Landleute, der Wohlthäter weit umher in der Runde ... Er übt herzlich gern und mit großem Erfolge die ärztliche Kunst aus ... Er ist Arzt zufolge seines Berufes, seiner Hingebung, seiner wissenschaftlichen Befähigung und seines methodischen Vorgehens." — „Unterlassen Sie nicht zu sagen," schrieb die Gräfin d'Agoult an Sainte-Beuve, „wie gut, einfach und wohlthätig Littré ist! Vergangenes Jahr habe ich ihn in Saint-Ouay in der Bretagne gesehen, wo er sich mit Frau und Tochter bei Frommen Schwestern einquartiert hatte. Er pflegte die Armen als Arzt und sammelte Almosen für die Bedürftigsten; seine Frau und Tochter, welche streng katholisch sind, gingen viel zur Messe, er nicht, aber dennoch nahm er die Frommen Schwestern in höchstem Maße für sich ein und ließ sie in ziemlicher Verlegenheit darüber, was sie wohl von seiner Seele denken sollten."

Als die deutschen Heere Mitte September 1870 ihren Schwerterring enger und enger um die französische Hauptstadt schlossen, war Littré's Wörterbuch erst zu zwei Dritteln im Druck vollendet; noch lagerten etwa 130,000 Blatt Manuscript, in Päckchen zu je Eintausend geordnet und in festgefugte Kisten verpackt, in dem Landhause von Ménil-le-Roi. Sie wurden beim Herannahen der Deutschen in Eile nach Paris geflüchtet und dort im Keller des Hachette'schen Geschäftshauses geborgen; Littré selbst ging mit den Seinen nach der Bretagne. Als er im Sommer 1871 sein ländliches Besitzthum wieder betrat, fand er Alles genau so vor, wie er es verlassen hatte; selbst die Kleidungsstücke, die er bei seiner eiligen Abreise hastig abgeworfen hatte, lagen noch unberührt auf seinem Bett in dem Arbeitszimmer. Zwar war ein deutsches Streifcorps in das Dorf eingedrungen, hatte die Hausthür erbrochen und das Innere des Hauses einer Besichtigung unterworfen. Beim Anblick der vielen Bücher, so berichteten die Dorfbewohner, hätten die nordischen Barbaren sich den Ausruf „Schöne Bibliothek" entschlüpfen lassen, und ohne Etwas anzurühren, wären sie wieder von dannen gezogen. Mir ist aus dem gewaltigen Drama der Pariser Belagerung

Digitized by Google

kein einfacherer und doch bezeichnenderer Charakterzug des maßvollen Verhaltens der deutschen Truppen gegen die besiegten Feinde bekannt geworden.

Ehe wir den Gelehrten in das letzte Jahrzehnt seines Greisenalters begleiten, dürfen wir wohl einen kurzen Blick auf die Art und Weise seines literarischen Schaffens werfen. Er selbst schildert in dem anspruchslosen Büchlein: „Comment j'ai fait mon Dictionnaire de la langue française“ die Seelenpein, welche ihn der erste Entschluß, das große Werk zu unternehmen, kostete. In einer schlaflosen Nacht erwog er die volle Wucht der Arbeitslast; er beherzigte das weise „Erst wägen, dann wagen“ mit peinlicher Genauigkeit, vergegenwärtigte sich jedes Für und Wider, ging dann jedoch mit um so zuversichtlicherem Eifer an das beschlossene Riesenwerk. Er erkannte klar, daß jähe, ruckweise, wenn auch noch so energische Anläufe dabei wenig ausrichten, daß nur eine sich niemals verleugnende, ununterbrochene Stetigkeit zum erwünschten Ziele führen könnte. Keine Zerstreuung, keine Ermattung hielt ihn von seiner Arbeitspflicht zurück, und das schwerwiegende Wort, welches er 1865 auf ein letztes Blatt schrieb: „Heute habe ich mein Wörterbuch beendigt“ und welches sein Hauptmitarbeiter Beaujean sich als Autograph ausbat, ist gewiß einer der bemerkenswerthesten Denksteine auf der Heerstraße menschlichen Strebens und menschlichen Könnens. „Jetzt, da mein Wörterbuch vollendet ist,“ schrieb er um dieselbe Zeit, „finde ich, daß es eine große Kühnheit meinerseits war, das Werk zu unternehmen.“ Dabei war Littré keineswegs ein schwerfälliger Arbeiter, sobald er erst seine Vorstudien beendet und sich allseitig mit seinem Gegenstande vertraut gemacht hatte. Ein sogenanntes „Genie“ ist er allerdings auf keinem Gebiete des Wissens gewesen: er hat überall, nach seinem eigenen Geständniß, eine lange Lehrzeit gebraucht; plötzlich auftauchende Schwierigkeiten versetzten ihn in Bestürzung, und nur Dank seiner methodischen Stetigkeit erwies er sich doch endlich immer als allen seinen Stoffen gewachsen. Seine besten Stellen sind diejenigen, welche er nach gehöriger Vorbereitung in einem Zuge geschrieben hat. Unter den zahlreichen Beiträgen, welche er beispielsweise für das dreißigbändige „Dictionnaire de médecine“ schrieb, wurde der bogenlange Artikel „Cœur“ in einer einzigen Nachtsitzung von ihm einem Mitarbeiter in die Feder dictirt. Dennoch ging er mit einer staunenswerthen Vorsicht und Planmäßigkeit an seine größeren Arbeiten, namentlich an sein Wörterbuch, heran. Es wurden für dasselbe zunächst unzählige Belegstellen aus den Classikern zusammengetragen, dann für den historischen Theil die älteren Sprachdenkmäler vom zwölften bis sechzehnten Jahrhundert durchforscht, möglichst jedoch solche Musterbeispiele bevorzugt, welche sich durch Eleganz und anekdotische oder geschichtliche Bedeutsamkeit auszeichneten. Den Citaten wurde der genaue Fundort beigefügt, so daß jede Willkürlichkeit von vornherein ausgeschlossen und die Zuverlässigkeit der Belege über alle Zweifel erhaben blieb. Jeder Schriftsteller bildete ein besonderes Päckchen von kleinen, viereckigen Zetteln, alles nach alphabetischer Reihenfolge geordnet; das bloße mechanische Ordnen dieser Beispiellese nahm drei Monate in Anspruch. Die einzelnen Vocabeln, von denen die bedeutenderen eine Art selbständiger Monographie bilden — man vergleiche nur die Artikel aller, faire, école, donner, dire, monde, toucher, tenir und tausend andere — wurden dann zunächst nach ihren verschiedenartigen Bedeutungen derart entwickelt, daß in naturgemäßer Reihenfolge mit den zunächst liegenden begonnen

Digitized by Google

und mit den weitest abliegenden, übertragenen Bedeutungen geschlossen wurde. Dann folgten Bemerkungen über Aussprache, Belegstellen aus Classikern, grammatische Einzelnheiten, erläuternde Hinweise auf Synonyma, geschichtliche Citate für die frühere Bedeutung der Wörter, volksthümliche Formen und Ausdrucksweisen, endlich etymologische Untersuchungen: über alles dies gibt die Vorrede des Wörterbuchs den besten Aufschluß, jene wie aus Granit gemeißelte Eingangspforte zu dem unermeßlichen Riesenbau des Gesammtwörterbuches. Schon ein flüchtiger Einblick in das Triebwerk der Redaction eines solchen Werkes läßt es begreiflich finden, daß Littré im Interesse des Ganzen sich bald nach Mitarbeitern umsah. Außer Frau und Tochter standen ihm einige schaffensfreudige Männer zur Seite, welchen er in der eben erwähnten Vorrede ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Es waren dies namentlich der Pariser Professor Beaujean, welcher neben Littré jeden ersten und letzten Correcturbogen durchlas, und die Schriftsteller Sommer und Jullien; weitere sechs bis acht Gelehrte aller Art waren ihm bei der Abfassung einzelner, besonders der fachmännischen, Artikel zeitweise behilflich. Es war unausbleiblich, daß das Manuscript, namentlich zufolge der altfranzösischen Belege, den Druckern Schrecken einflößte; sie verlangten und erhielten eine Lohnaufbesserung. Auch der erste und zweite Fahnenabzug sahen noch recht bunt aus, da die Mitarbeiter der Reihe nach ihre Anmerkungen und Ausstellungen darauf anbrachten. Mancher Bogen wuchs dadurch während des Druckes um ein volles Viertel seines ursprünglichen Umfanges: die überall eingezwängten und angeklebten Noten bildeten ein wahres Labyrinth für die Drucker sowohl wie für den Verfasser, und nicht bloß scherzend rief letzterer in seinen höchsten Nöthen mitunter aus: „O meine Freunde, schreibt niemals ein Wörterbuch!" Zwischen der Ablieferung des Manuscripts und dem endgültigen Druck verstrichen gewöhnlich zwei Monate. Dennoch brachten es die dreizehn Jahre der Drucklegung mit sich, daß sich aus immer erneuten Berichtigungen der schon veröffentlichten Lieferungen und aus den durch den Zeiteinfluß hervorgerufenen Wandlungen der Sprache ein vollständiger Supplementband ergab. Die Neubildungen jeder lebenden Sprache stehen niemals stille. Täglich fallen einige Blätter aus dem Gezweige des altehrwürdigen Baumes herab und andere sprossen empor: die einmal gefallenen grünen nimmer wieder, sie werden dem geschichtlichen Theile der Sprachwissenschaft eingefügt; indeß die neuentstandenen alle zwanzig, dreißig oder fünfzig Jahre eine Umbildung jedes Sprachschatzes bewirken. „Wer darf hoffen, jemals das Wörterbuch einer lebenden Sprache völlig abzuschließen?" schrieb Littré kurz vor seinem Tode, als er, der unermüdliche Forscher, von seinem Pflichtgefühl als Lexikograph getrieben, noch immer neue Materialiensammlungen zur Ergänzung des kaum erst fertiggewordenen Werkes anlegte. Zufolge seiner vielseitigen Gelehrsamkeit war die Etymologie seine stärkste Seite. Er tastete nicht im Ungewissen wie seine Vorgänger, stets ging er methodisch zu Werke. Nach dem Vorgange unseres Landsmannes Diez beutete er das Accentgesetz der romanischen Sprachengruppe für seine Wortursprünge aus. Als das Spätlateinische sich immer mehr, durch örtliche und zeitliche Entfernung von der Quelle, getrübt hatte, da blieb von vielen Worten bald nur noch die betonte Silbe als ursprünglicher Bestandtheil übrig; wie bei einer Ueberschwemmung hatte der Wogenschwall der Jahrhunderte nach und nach

Digitized by Google

die weniger festen Vor- oder Nachsilben abgeschwemmt. In seinen „Studien" und besonders in der „Ergänzung der Vorrede" seines Wörterbuches hat Littré größtentheils aus jenen Ueberbleibseln des Lateinischen eine Entwickelungsgeschichte des Französischen, eine wissenschaftliche Etymologie abgeleitet; er war wie Raynouard und Diez überzeugt, daß die Sprachen des Mittelalters nicht willkürlich aus der Zersetzung des Lateinischen hervorgegangen sind, daß vielmehr eine verborgene Folgerichtigkeit in diesen Umbildungen herrscht, welche nur unserem beschränkten Wissen als Zufälligkeiten erscheinen. Selbst die Akademie in der Vorrede ihrer Ausgabe von 1878 bekennt freimüthig, „die ungeheure, einzig dastehende Arbeit Littré's gar zu häufig befragt und ausgebeutet zu haben". Letzteres bezieht sich wohl hauptsächlich auf das Schlagende seiner Beispiele, denen bei aller Kürze stets die vollste Beweiskraft innezuwohnen scheint. Obendrein ist das Ganze so interessant, eine so eigenartige Frucht auf dem vielburchpflügten Felde der Lexikographie, daß dem Verfasser mehr als einmal berichtet wurde, wie Dieser oder Jener bei der Suche nach einem Worte plötzlich im Nachschlagen innehielt und im Texte weiter fortlas wie in einem anderen, in fließendem Zusammenhange abgefaßten Werke. „Geschichtchen dieser Art," gesteht Littré, „ermangelten nie, ‚meines Herzens stolze Schwäche' zu kitzeln."

Der Lebensabend des fleißigen Gelehrten wurde durch manchen Sonnenblick erhellt, ohne daß jedoch die Harmonie seines bescheidenen Fürsichseins durch solchen Glanz beeinträchtigt worden wäre. Da Littré kein Lohnarbeiter war, welcher nach Geld und Ehrenstellen haschte, so ging er manchen Verlockungen stillschweigend aus dem Wege. Er ließ es sich herzlich sauer werden, den ersten Sparpfennig für etwaige Zeiten der Noth zurückzulegen. Sein Vertrag mit dem Hause Hachette sicherte ihm nur eine Jahresrente von zweitausendvierhundert Franken für ihn selbst und die Seinen; seine ohnehin schwächliche Frau konnte als Mitarbeiterin am Wörterbuch nicht allzuviel in der Wirthschaft leisten, indeß die Tochter Sophie voll jugendlichen Feuereifers dem Vater sowohl in seinen Studien, als in der Sorge für das Hauswesen fördernd zur Seite stand. Mit dem sich stetig erweiternden Absatz des Buches steigerten sich übrigens Littré's Einnahmen in erheblichem Maße. Hatten die Anfangslieferungen nur einen Achtungserfolg gefunden, so wurde das abgeschlossene Werk so stark sowohl in Frankreich wie im Auslande gekauft, daß eine große Anzahl Druckerpressen fortan in Thätigkeit blieben, um der Nachfrage zu genügen. Nicht sich selbst, seinem eisernen Fleiße und seinem vielseitigen Wissen schrieb der Verfasser diesen Erfolg zu, sondern dem Interesse der Welt an der schönen Sprache des schönen Frankreichs — man weiß wirklich nicht, ob man in dieser Aeußerung mehr die Vaterlandsliebe oder die Bescheidenheit Littré's bewundern soll. Auch auf äußere Auszeichnungen, welche keine Gegenleistung seinerseits erforderten, verzichtete er. Den Orden der Ehrenlegion schlug er ebenso rundweg aus, wie den preußischen Orden Pour le mérite. Den ihm von Gambetta verliehenen Lehrstuhl der Geschichte am Polytechnikum von Bordeaux hat er nur ein Mal bestiegen. Als man einst in ihn drang, den eigens für ihn geschaffenen Pariser Lehrstuhl der Geschichte der Medicin anzunehmen, und sogar seine Mutter gewonnen war, um ihn zur Annahme zu bestimmen, da fragte er, als alle Ausflüchte nichts halfen, zu guterletzt: „Würde mir mein Vater, wenn er noch lebte, zur Annahme rathen?" Die Mutter mußte

Digitized by Google

mit „nein“ antworten, und fortan war jeder Versuch vergeblich, ihm eine Ehrenstelle von Staatswegen aufzunöthigen. Aber als ihn 1871 die freie Wahl von achtzigtausend Franzosen zum Mitgliede der Nationalversammlung erkor, da scheute er nicht die tägliche Fahrt nach Versailles und die damit verknüpften Beschwerden und Zeitverluste, um zum Wohle des Vaterlandes sein Scherflein nach besten Kräften beizutragen. Seiner politischen Ueberzeugung nach war Littré übrigens von Jugend auf Republikaner, auch während des zweiten Kaiserreiches, nur daß er im Greisenalter seine Ansichten milderte und gewissermaßen zum parlamentarischen Republikaner wurde. Er scheute sich in der Politik ebenso wenig wie bei seinen wissenschaftlichen Forschungen, einen begangenen Irrthum einzugestehen, sobald er sich gewissenhaft von dem Besseren überzeugt hatte.

Ein herbes Geschick fügte es, daß fast gleichzeitig mit der Vollendung des Wörterbuches die kernige Natur Littré's endlich den Beschwerden des Greisenalters zu unterliegen begann. Gegen das Ende des Jahres 1872 suchten ihn heftige Fieberanfälle heim, ein Katarrh setzte sich in den Athmungsorganen fest, die Fingernägel fielen Stück um Stück ab, und ein schmerzhafter Rheumatismus verursachte ihm qualvolle Stunden, Tage, Jahre. Er wurde immer andauernder an das Zimmer und den Krankenstuhl gefesselt, ohne jemals die vollste geistige Klarheit oder die Lust zum Arbeiten zu verlieren. Anstatt sich nutzlosen Klagen hinzugeben, studirte er als Arzt am eigenen Körper die Ursache und den Verlauf seiner Krankheit; „ich spreche jedoch das Wörterbuch von jeder Schuld an meiner physischen Zerrüttung frei,“ schreibt er, gleichsam zur Entschuldigung für seine allzu angestrengte Thätigkeit, wenige Monate vor seinem Tode. Die einzige Enttäuschung, welche ihm seine Krankheit bereitete, bestand in der Vereitelung seines Lieblingswunsches, nach Vollendung des Wörterbuches seine Mitarbeiter, seinen Verleger und einige Jugendfreunde zu einem Fest- und Abschiedsmahle zu vereinigen. Volle acht Jahre lang mußte er auf alle Zusammenkünfte mit den Freunden Verzicht leisten, und erst als der Tod am 1. Juni 1881 seine Feder aus der kraftlosen, schmerzgekrümmten Hand gleiten ließ, verstummten die leisen Klagen des schwergeprüften Lebenskämpfers, der sich so gern jenen bescheidenen Genuß nach vollbrachtem Werke bereitet hätte.

Gerade in unserm neunzehnten Jahrhundert, welches man außer mit dem Namen des Jahrhunderts der Eisenbahnen u. dgl. auch mit demjenigen des literarischen, politischen und religiösen Marktschreierthums belegen könnte, steht der ernste Littré, trotzdem er von seiner Studirstube aus einen Theil des literarischen Lebens der Gegenwart in neue Bahnen gewiesen hat, wie ein Typus jener classischen Zeit da, in welcher ein schmuckloser Kranz als höchster Lohn höchsten Strebens galt. Gleich allen wahrhaft großen Menschen hat er sich bei aller Einförmigkeit seines Lebens und Arbeitens einen idealen Zug zu wahren gewußt, der ihn hoch emporhob über alles Kleinliche, ja ihn oft in die lichtesten Regionen des Gedankenlebens entrückte. Als Student sprudelte er manchmal in herzlicher Fröhlichkeit über. Er sang selbstgedichtete Strophen mit leichten Endreimen; seine sonst strengen Züge waren von lebensfrohem Jugendmuth durchleuchtet. In den zwei Jahrzehnten seiner ausschließlich medicinischen, naturwissenschaftlichen und positivistischen Studien ließ er sich niemals so weit von den concreten Thatsachen bemeistern, daß er darüber den Sinn für die rein moralischen Gebiete des

Digitized by Google

Geisteslebens verloren oder sich gar zum Egoisten hätte umwandeln lassen. Zwar faßte er die positive Wissenschaft Comte's voll hohen Ernstes auf und schwur, in ihr allein den Leitstern seines Strebens zu sehen. Aber am Ende überraschte er sich selbst bei der Wahrnehmung, daß die Ergebnisse jener herzlosen Wissenschaft durch das Medium seiner edlen Menschlichkeit wesentlich andere geworden waren als bei seinem gestrengen Lehrmeister: auf Kosten der Logik hat seine Seele die Lehre von den Thatsachen zu einer wahren Sittenlehre umgewandelt. „Als der Mensch," schreibt er, „sich in eine mühevolle Untersuchung über die Wirklichkeit der Dinge einließ, da versprach ihm ein geheimer Instinct, daß die Wirklichkeit, die Wahrheit weder seine Einbildungskraft ohne Wunder, noch sein Herz ohne Wärme lassen würde. Jenes Versprechen ist gehalten worden: die Welt hat sich dem Menschen in einer Großartigkeit offenbart, welche höchste Schönheit genannt werden kann." In dieser Weltschönheit sieht Littrés ein echtes, wahrhaftes Ideal, das man kennen lernen muß durch Studium und Erziehung, das die Religion muß lieben lehren, das die Künste verschönern und die Industrie immer reicher gestalten muß, sodaß schließlich unser ganzes Dasein, das der Einzelwesen wie der Gesammtheit, im Dienste jenes Ideales steht. Auch ohne den meteorhaften Glanz der Geister ersten Ranges hat es Littrés durch eine fast achtzigjährige Arbeit an sich selbst, durch Treue im Großen philosophischer Forschungen wie im Kleinen unzählbarer lexikographischer Einzelheiten, durch Gerechtigkeit, Toleranz und Herzensgüte dahin gebracht, daß er nicht spurlos wie ein Atom im Weltall untergegangen ist. Seinem Volke hat er in seinem „Dictionnaire de la langue française" ein nationales Denkmal aufgerichtet, dessen Reichthum auch uns zu gute kommt; der Menschheit im weitesten Sinne des Wortes jedoch hat er durch das Vorbildliche seines Lebens einen Dienst erwiesen, wie ihn größer nicht die edelsten Weisen des Alterthums oder die Besten unseres eigenen Volkes geleistet haben. Sein concretes Beispiel lehrt uns, daß der einzelne Mensch nicht schlechthin ein bedeutungsloses Nichts ist, wofern er nur rüstig Hand anlegt an sein Geschick, und nicht besser wüßte ich diese flüchtige Skizze von dem Leben und der wissenschaftlichen Thätigkeit Littrés's zu beschließen, als indem ich auf ihn die Uebersetzung einer Stelle des jüngeren Plinius anwende, in welcher dieser seinen Freund Titus Ariston schildert: „Nichts Ehrwürdigeres als er," sagt Plinius, „nichts Reineres, nichts Heiligeres, nichts Gelehrteres. Wie viele Dinge kennt er! Wie viele Beispiele! Einen wie großen Theil der Alterthumswissenschaft! Nichts Wissenswerthes gibt es, über das er euch nicht belehren könnte! Jedes Mal, wenn ich etwas Schwieriges durchdenke, wende ich mich an ihn: er ist eine wahre Schatzgrube für mich! ... Zudem, welche Einfachheit in seiner Lebensordnung, welche Bescheidenheit in seinem Auftreten! Ich kann sein Zimmer und sogar sein Lager nicht anschauen, ohne mir gleichsam ein Bild der Bedürfnißlosigkeit unserer Urahnen vorzustellen. Und doch ist das Ganze von einer Seelengröße gehoben, die Nichts dem äußeren Scheine zugesteht, sondern Alles auf den inneren Werth bezieht, die die Belohnung für das Gute nicht in der lärmenden Anerkennung des Publicums, sondern einzig in dem Bewußtsein des Guten selbst sucht."

Digitized by Google

Der Nachlaß der Großtante.

Eine Kindheitserinnerung.

Von

Gustav zu Putlitz.

Erinnerungen aus früher Kindheit bekommen etwas Mythisches. Sie würden sich längst verwischt haben, hätten wir sie nicht durch das ganze Leben immer wieder in das Gedächtniß zurückgerufen, ja erzählt. Dadurch gewannen sie ein festes Bild, eine ausgebildete Form des Wortes. Wo die Auffassung, das Verständniß des Kindes aufhörte, trat unbemerkt und unabsichtlich die ergänzende Phantasie ein, das Empfangene wurde ausgelebt und mit gereiftem Urtheil geklärt. Wir wissen nicht mehr, wo die Beobachtung abschließt, die Einbildungskraft eingreift. Wir müssen also das Ereigniß wiedergeben, wie es uns vor der Seele steht, wenn es uns auch im Laufe der Jahre verschoben wurde, wenn auch einzelne Facta ineinander flossen. Die Charaktere der Menschen aber, die wir in der Erinnerung neu beleben, suchen wir mehr durch den Eindruck, den die äußere Erscheinung auf das Kindergemüth ausübte, zu erklären als aus dem Verständniß.

Ich mochte sechs oder sieben Jahre alt sein, als ich mit den Eltern und meiner ältesten Schwester (die jüngeren Geschwister waren noch nicht geboren), von den Verwandten meiner Mutter bei Berlin kommend, wo wir das Weihnachtsfest verlebt hatten, auf einem Umwege eine alte Tante meines Vaters, die Schwester seiner Mutter besuchten. Sie wohnte, eine achtzigjährige Greisin, in ihrem Häuschen in dem kleinen Städtchen Lindow, unweit Ruppin, und war die letzte lebende von fünf Schwestern, von denen nur die älteste und die jüngste sich verheirathet hatten. Ihre Mutter, die Schwester des unglücklichen, in Küstrin enthaupteten Freundes Friedrich's des Großen, Hans Herman von Katt, hatte für die drei unverheiratheten Töchter das Haus in Lindow gekauft, über das die Letztüberlebende dann die Verfügung behalten sollte. Aber die Schwestern konnten sich unter einem Dach, im beständigen Zusammensein, nicht vertragen und zogen auseinander an verschiedene Orte. Nun war Luise, die älteste, im alleinigen Besitze des Hauses. Das Alles wurde wohl auf der Reise zwischen den Eltern

Digitized by Google

besprochen und erregte und erhöhte die Spannung der Kinder, mit der sie der Bekanntschaft der Greisin, des geheimnißvollen Hauses mit Allem, was es barg, entgegen sahen. Und sie hatten Zeit, das auf sich wirken zu lassen; denn die Reisen waren damals lang und gingen langsam. Unsere ungeduldige, an Reisecomfort gewöhnte Zeit könnte sie nicht mehr ertragen. Wir fuhren mit eigenen Pferden in dem schweren Reisewagen auf oft grundlosen, halb gefrorenen und ausgefahrenen Straßen, Schritt für Schritt in den letzten Decembertagen. Eine Mischung von Regen, Schneeflocken und Nebel umschleierte das matte Sonnenlicht, das keinen Strahl durch die feuchte Luft zu senden vermochte, die uns aber zwang, den Wagen von allen Seiten mit den Ledergardinen zu schließen. Da diese nur je eine kleine, kaum handgroße Glasscheibe hatten, die der Schnee sofort deckte, herrschte völlige Dunkelheit im Wagen, in dem die lange Pfeife des Vaters die Luft durch die wirbelnden Tabakswolken verdickte. Und so waren wir früh aufgebrochen im letzten Nachtquartier und fuhren, mit einigen Raststunden, deren die Pferde bedurften, den ganzen Tag, bis dieser mehr und mehr der Dämmerung wich. Immer neue Fragen: „Wie weit, wie lange noch?“ Immer wiederholtes Beruhigen der Eltern. Und nun hielt der Wagen — das Ziel war erreicht. Durch den fahlen Nebel zeichneten sich noch die schwachen Contouren der Landschaft, ein See, umgeben von schlanken Pappeln auf der einen Seite des Weges, und auf der andern das Häuschen der Großtante mit den erleuchteten Fenstern. Die Hausthür öffnete sich schnell, eine alte Dienerin stürzte heraus mit der Laterne und war beim Aussteigen behülflich. Sie jammerte über das grenliche Wetter, und wie das „oll Frölen“ schon seit zwei Stunden in Unruhe wäre. Die Herrschaften sollten nur erst auf ihr Zimmer gehen und die feuchten Sachen ablegen, das „oll Frölen“ könne ihnen nicht entgegenkommen, die warte in ihrem Armstuhl, denn mit dem Gangwerk würde es immer schlechter. So würden wir Kinder denn, so gut es ging, zurecht gestutzt zur Vorstellung bei der alten Tante und dieser Moment wurde immer feierlicher, je weiter er sich hinausschob. Alles aber, was wir bis dahin im Hause gesehen hatten, machte uns dies nur immer noch geheimnißvoller. Waren es doch auch Meubles, Stoffe der Gardinen und Bettdecken, Handarbeiten und Bilder, die einer längst vergangenen Zeit angehört und die die alte Tante, als die letzte Ueberlebende ihrer zahlreichen Geschwister, zusammengeerbt hatte. Vielleicht hatten wir Kinder eine Ahnung davon, daß wir zurücktraten in eine ferne, ausgelebte Zeit, vor deren stummen Zeugen wir standen. Eine Zeugin aber lebte noch und konnte in lebendigem Wort berichten von ihren Tagen, und vor die sollten wir jetzt treten. Ich habe noch die Empfindung, daß ich mir ein märchenhaftes Bild von der Greisin gemacht hatte; daß mir der Athem stockte, als die Thür sich öffnete und ich in ihr Zimmer gelassen wurde, daß aber der erste Blick alles Unheimliche verscheuchte, das ich mir ausgemalt hatte. Die alte Tante saß im einfachen, mit blumigem Kattun überzogenen Lehnstuhl, und wenn sie auch nicht aufstand, so reichte sie doch den Eintretenden ihre Hände entgegen und rief mit freundlich heiterm Ausdruck: „Willkommen, willkommen! Dank, daß Sie die lange Tagereise nicht scheuten, in dem Wetter, für mich alte, gebrechliche Person! Ich hoffe, die Kinder haben sich nicht erkältet!“ Nun ging es zum Handkuß

Digitized by Google

und wir konnten uns die alte Tante genau und schon ohne Scheu ansehen. Klein und schwächlich von Figur, erschien sie noch mehr so, zusammengesunken in ihrem Polsterstuhl. Nicht das Alter allein hatte sie gebeugt. Sie war, etwa vor zehn Jahren, in ihrem Zimmer ausgeglitten und gefallen, hatte das Bein gebrochen und mußte sich seitdem zum mühsamen Gehen der Krücken bedienen. Das ertrug sie aber mit großer Geduld, wenn es sie auch noch einsamer, ihre Existenz noch freudloser gemacht hatte, als vorher. Jetzt war sie, ganz ohne Verkehr, an den Sorgenstuhl gebannt; ihr Zimmer war ihre Welt, die Erinnerungen eines langen, wenn auch ereignißarmen Lebens ihre Gesellschaft. Freilich war sie an Abwechslung auch niemals gewöhnt gewesen. Aufgewachsen auf dem märkischen Landgut ihres Vaters war sie nach dem Tode der Eltern in das Häuschen gezogen, das sie noch bewohnte. Sie hatte nichts von der Welt gesehen, keine andern Menschen kennen gelernt, als die ihrem Verwandtschaftskreise angehörten, oder höchstens die Gutsnachbarn ihres Vaters. Die waren ihr nun Alle vorausgegangen und die neuen Generationen mit ihren Interessen standen ihr fern. Wenn sie vom König sprach, meinte sie Friedrich den Einzigen und glaubte ein besonderes Recht dazu zu haben; denn für ihn hatte ihrer Mutter Bruder sein Leben gelassen. Den Kriegen dieses königlichen Helden hatte sie noch ihre jugendliche Theilnahme geschenkt; die französische Revolution traf nach ihrer Ansicht ein fernes Land, die Zeiten des Welteroberers Bonaparte, die Erhebung der Freiheitskriege hatten sie nur ihrer Neffen wegen, die sie mitkämpften, in Sorge gesetzt. Sonst hatte ihre Zeit stillgestanden seit einem halben Jahrhundert, wie Raum und Einrichtung ihres Zimmers unverändert geblieben waren. Alles Interesse ging damals von den Ereignissen aus, welche die Familie seit Generationen berührt hatten; das scheinbar Unwichtige gewann eine Bedeutung, das Außergewöhnliche wurde fast mythisch; alles, was geschehen war, wurde eine Geschichte. Was hatte man sich auch sonst zu erzählen? Der Kreis der Geschichten war aber schnell durchlaufen. Urgroßeltern und Großeltern hatten sie unzählige Mal den Kindern und Enkeln berichtet; ihre Fassung, der Vortrag, mit dem sie wiederholt wurden, waren traditionell geworden und hatten sich ihre feststehenden Effecte ausgebildet, die die Zuhörer kannten, auf die sie warteten, ohne die die Geschichte nicht zu ihrem vollen Recht gekommen wäre.

Die Weltereignisse einer neuen Zeit löschten das Interesse an den Familiengeschichten aus, wenn auch die Erzähler noch länger fortlebten als die Zuhörer; aber auch jene waren fast ausgestorben. Unsere alte Großtante war noch eine der letzten der Rhapsodinnen der Familie, und wenn sie auch den Eltern oft Erzähltes berichtete, uns Kinder zog sie ganz in den Bann ihrer anschaulichen Mittheilungen, so daß mir der tiefe, erregende und erschütternde Eindruck noch unverwischt im Gedächtniß steht. Da saß die Alte in ihrem Lehnstuhl im wechselnden Schein der Kerze, die von Zeit zu Zeit mit der Lichtscheere geputzt werden mußte. In gespenstischem Halbdunkel, zuweilen grell beleuchtet vom aufflackernden Kaminfeuer, zuweilen wieder verschwindend im Schatten, hingen die Familienbilder an den Wänden und sahen herab auf die gespannt lauschenden, halb ängstlich aneinander gedrängten Kinder, denen auf der ganzen Fahrt eingeprägt war, durch keine respectwidrige Frage die alte Tante zu unterbrechen

Digitized by Google

oder ungeduldig zu machen. Sie erzählte Familiengeschichten, erzählte von den Personen, die die Bilder vorstellten und die seit Jahren die Gesellschaft ihrer einsamen Stunden gewesen waren. Ihre Augen leuchteten und die kleine, abgemagerte Hand hob sich, um bald hierhin, bald dorthin zu zeigen, als wolle sie die Geschiedenen zurückrufen und wieder einführen in den Kreis der Lebenden.

„Das ist der König Stanislaus Leszczinsky," sagte sie und zeigte auf das lebensgroße Porträt eines stattlichen Mannes in der Allongenperücke, mit rothem, Hermelin verbrämten Mantel, an dessen Knie ein Knabe von etwa 10—12 Jahren lehnte. „Als der König seinen Thron aufgeben und aus der Heimath flüchten mußte, hielt er sich vier Wochen lang bei meinem Großvater, dem Feldmarschall von Katt auf, der damals als Gouverneur von Preußen in Königsberg Haus hielt. Zum Dank schenkte der König ihm sein Bild, auf das er aus besonderer Aufmerksamkeit den ältesten Sohn seines Wirthes, meinen Onkel Hans Hermann, hatte malen lassen. Da ist der Onkel noch einmal, wie er die Flöte bläst, während seine Schwester, meine Mutter, ihm das Notenblatt hält, und da hängt er, als stattlicher Officier der Gens d'armes, das fürnehmste Regiment, in das er durch die Gunst seines mütterlichen Großvaters, des Kriegsministers Grafen Wartensleben versetzt war. Das schien sein Glück und wurde sein Unglück. Gemalt ist das Bild wenig Monate vor seiner Enthauptung, noch in der Fülle seines Glückes, im Besitze der Freundschaft des Kronprinzen Friedrich, im Rausche der reichsten Hoffnungen für das junge Leben."

Wie starrten wir Kinder hinauf zu dem Bilde, wie wurde es lebendig vor unsern Augen, wie schien es herauszusteigen aus seinem Rahmen und mit welchem Grauen erfüllte uns das Geschick, von dem wir durch die Eltern bereits gehört hatten. Dies Geschick des Verwandten wurde durch Generationen wieder und wieder besprochen, halb mit dem Stolz auf die Freundschaft des jugendlichen Kronprinzen für ein Mitglied der Familie, halb mit Entsetzen über den gewaltsamen Tod auf dem Schaffot, der einem so verheißungsvollen Leben ein Ziel setzte, und in den Familiengeschichten nahm das Schicksal des „unglücklichen" Katt die erste, ergreifendste Stelle ein. Schon fing die Tradition an, einen verklärenden romantischen Schein um die Gestalt des Jünglings zu breiten, der sich selbst geopfert hatte für das Vertrauen, für die Freundschaft des Fürsten, dem später die Geschichte den Namen des „Großen" beilegte.

War das Verfahren des Königs Friedrich Wilhelm I. nicht ungerecht, willkürlich, grausam, als er das Urtheil des Kriegsgerichts über Katt, das auf Festungsarbeit lautete, in Todesstrafe durch das Schwert des Scharfrichters verwandelte? Jetzt scheint es uns so und doch müssen wir den König nach den Anschauungen seiner Zeit beurtheilen und jedenfalls war bei ihm das Pflichtgefühl des Fürsten, da er in Katt's Vergehen ein Verbrechen gegen das Vaterland erblickte, größer als der Zorn des Vaters. Er war zu streng, wo er meinte nicht streng genug sein zu können. Und worin bestand denn Katt's Vergehen? Er wollte den Kronprinzen, der in Verzweiflung über, seiner Meinung nach, unwürdige Behandlung seitens seines Königs und Vaters sich dieser durch Flucht in das Ausland zu entziehen gedachte, und Katt's Unterstützung verlangte, helfen und ihn begleiten. Welcher Jüngling voll Muth, welches Herz voll Freund-

Digitized by Google

schaft, voll Begeisterung für den Erben des Throns seines Vaterlandes hätte sich mit vorsichtiger Ueberlegung diesem Vertrauen entzogen, dessen härteste Sühnung ihm noch immer als höchste Ehre erschien? Mit muthiger Begeisterung hatte Katt auf dem Schaffot ausgerufen: „Ich sterbe gern für einen so liebenswürdigen Fürsten!" und dieser Fürst war der spätere große König, der Stern und Stolz seines Vaterlandes. Wie anders stellte sich das Urtheil nach fast einem Jahrhundert über Katt's Vergehen, das damals dem strengen aber gewissenhaften König Friedrich Wilhelm I. so todeswürdig, so verrätherisch gegen das Vaterland erschien! Wie konnten die Verwandten Katt's es anders als ehrenvoll betrachten? Aber alle diese Reflexionen hatten die Familiengeschichten längst bei Seite gelegt. Sie beschäftigten sich nur damit, die Thatsachen immer aufs Neue zu berichten wie sie dieselben von Eltern und Großeltern gehört hatten. Freilich brauchten die Berichterstatter dazu der Zuhörer. Meine Großtante hatte solche nicht oft in der Zurückgezogenheit ihres Alters, und so benutzte sie die seltene Gelegenheit, die ihr aufmerksame Hörer zuführte, aus dem Schacht der Vergangenheit zwar nicht das Selbsterlebte, aber doch das Oftvernommene wieder heraufzubeschwören. Vielleicht fühlte sie auch, wie sie damit die Kindergemüther anzog und sah voll Erregung und Spannung die jungen Augen auf sich gerichtet aus der halb dunkeln Ecke, in der sich die Kinder lautlos lauschend aneinander geschmiegt hatten:

„Er hätte sich retten können," sprach sie mit erhobener Stimme, und zeigte wieder auf das Porträt Katt's; „es wären kaum Stunden, vielleicht nur die Eile weniger Minuten, nöthig gewesen, sein Schicksal zu wenden, ma chère maman hat es mir oft erzählt, aber er war zu muthig, zu edel, um Andere in sein Verderben hineinzuziehen."

Die Wangen der Greisin hatten sich geröthet, der Gedanke der Rettung belebte, spannte, erregte ihre Züge, als stünde sie noch mitten in den Ereignissen, über die ein Jahrhundert hingegangen war. Sie setzte voraus, daß ihre Zuhörer ebenso genau die Vorgeschichte des unglücklichen Todes ihres Oheims kennen müßten, die in ihrer Kindheit noch immer das Hauptgespräch im Elternhause ausgemacht hatte. Wir Kinder wußten kaum etwas darüber und erfuhren erst nachträglich von unsern Eltern, daß der Kronprinz mit dem König auf einer Reise in Süddeutschland begriffen in dem kleinen Städtchen Sinsheim unweit Darmstadt, wo sie übernachteten, seinen Fluchtversuch ausführen wollte. Er hatte deshalb an Katt geschrieben, er solle aufbrechen und jenseits der französischen Grenze zu ihm stoßen. Katt wartete nur auf diesen Brief, der aber durch Mißverständniß in falsche Hände fiel und den Plan zur Kenntniß des Königs brachte. Katt hatte alle seine Reisevorkehrungen getroffen, zeigte sich aber in Berlin so viel als möglich, um durch eine zur Schau getragene heitere und lebensfrische Harmlosigkeit den Verdacht zu täuschen. Ja er war wohl stolz auf die Gefahr, mit der er spielte. Er zeigte sich sogar auf einem Feste, das die Königin in Monbijou gab, um ein paar Worte mit der Prinzessin Wilhelmine, der später wegen ihrer Memoiren vielgenannten Markgräfin von Bayreuth, zu wechseln, die den Plan des Bruders ahnte und die Indiscretionen Katt's fürchtete. Während des Festes traf ein Courier des Königs ein, der den Fluchtversuch des

Digitized by Google

Kronprinzen meldete und die sofortige Gefangennehmung Katt's befahl. Die Nachricht, zunächst an die Königin gerichtet, verbreitete sich schnell in der Gesellschaft. Von verschiedenen Seiten wurden Katt Warnungen zugeraunt, aber er blieb. Da trat der dänische Gesandte, Herr von Loewenörn zu ihm und flüsterte ihm zu: „Herr von Katt, wenn Sie Ihr Leben für Nichts achten, bedenken Sie wenigstens, daß Sie noch Andere in Ihr Verderben reißen!" Katt erbleichte. Er hatte noch Briefschaften, die ihm der Kronprinz beim Abschied anvertraut hatte, unter den Correspondenzen der Königin, die er eher verbrennen, als in die Hände des Königs gelangen lassen sollte. Er eilte in seine Wohnung in der Brüderstraße.

Ich lasse die alte Tante wieder reden. In kurzen Sätzen, fast athemlos vor Erregung, schilderte sie den Vorgang:

„Der Diener öffnete ihm die Thür. — „„Sattle Er mein Pferd, ruft Katt, und lege Er den neuen französischen Reisesattel auf."" — „Der Diener sinkt fast ins Knie: der Sattel ist nicht fertig, gnädiger Herr! ruft er, aber der Meister arbeitet daran, die Nacht durch. — Ich muß ihn haben vor Tag! der Meister soll ihn schaffen, erwidert Katt und der erschreckte Kerl läuft fort."

„Katt reißt seinen Schreibtisch auf und fängt an die Papiere zu ordnen, was er in der Satteltasche mitnehmen will, was er sofort verbrennt, was noch an die Königin zu senden ist. Es gilt sein, noch mehr des Kronprinzen Leben und Zukunft. Im Fieber durchfliegt er die Briefe. Aber noch ist Zeit. Noch erwartet er den Diener mit dem Sattel; noch ist es Nacht und eine Verhaftung nicht zu fürchten. Doch wird ihm heiß im Zimmer. Es ist Mitte August, und die Papiere lodern auf in dem Kamin. Der Schweiß perlt ihm auf der Stirn. Er stößt den Fensterladen auf, um die kühlende Nachtluft einzulassen — und entsetzt sieht er, daß der Tag graut und daß kein Augenblick zu verlieren ist. Aber da, um die Ecke der Straße kommt der Meister mit dem Sattel und schon zäumt der Diener das Pferd auf dem Hofe des Hauses. In zwanzig Minuten kann er das Thor Berlins hinter sich haben, und dann verläßt er sich auf die Ausdauer seines erprobten Pferdes. Nun sitzt er auf, der Diener öffnet die Thore des Hofes, er hält sich für gerettet. Da tritt ihm der Chef des Regimentes Gensdarmen, Feldmarschall von Natzmer, entgegen, begleitet vom Obristen von Pannewitz.

Herr von Natzmer prallt entsetzt zurück. Er hatte gehofft, Katt nicht mehr zu finden. „Lieutenant von Katt," ruft er, „ich finde Sie in Berlin." Gab ich Ihnen nicht Urlaub nach Friedrichsfelde?" „Ich bin eben im Begriff dorthin zu reiten!" erwiderte Katt. „Unglücklicher junger Mann!" sagt Herr von Natzmer. „Sie sind verloren! Ihren Degen, Herr von Katt, im Namen des Königs. Obrist von Pannewitz, Lieutenant von Katt ist Ihr Gefangener!"

Die Erzählerin hielt ein. Es wurde lautlos still im Zimmer; aber das Bild des Opfers der Freundschaft, vielleicht seiner Eitelkeit, seines leichtsinnigen Muthes, seiner tollkühnen Zuversicht, sah fast gespenstisch von der Wand herab, im wechselnden Streiflicht des Kaminfeuers, als hätte die Erzählung der Greisin nicht allein das tragische Geschick, sondern auch die Erscheinung des unglücklichen jungen Mannes wieder heraufbeschworen. Wie das auf die Kinderphantasie wirkte, beweist, daß mir der volle Eindruck noch frisch vor der Seele steht.

Digitized by Google

Die Großtante berichtete hernach noch von dem Kriegsgericht über ihren Oheim, von dem Tode in Cüstrin, aber sie erzählte das ruhiger, unsicherer. Wahrscheinlich war man über die Details dieses Lebensabschlusses in der ersten Zeit, aus Schonung für die Verwandten, leichter fortgegangen. Katt hatte dem Tode muthig ins Auge gesehen, und ihn ergeben erduldet. „Mir geschieht mein Recht!“ hatte er noch am letzten Tage dem Vater und dem Großvater geschrieben. Die verschiedenen Augenzeugen des Todes hatten der Familie das Ende so milde als möglich berichtet und dadurch die Präcision der Details verwischt. Freilich hatte der Scharfrichter dem Großvater Katt's, dem Kriegsminister Grafen Wartensleben, seine Rechnung für die Execution persönlich präsentirt und von ihm eincassirt. Aber in den Familiengeschichten trat die Erinnerung an die Freundschaft des Kronprinzen in den Vordergrund und so war es ganz dem entsprechend, daß die Nichte den Bericht über ihren Oheim mit einem Hinweis auf ein sichtliches Zeichen dieser Freundschaft abschloß. Sie zeigte auf ein Bild an der andern Wand des Zimmers, auf das lebend große Porträt eines schlanken Jünglings in anmuthiger, vornehmer Haltung, in der linken Hand den Feldmarschallstab, die Rechte auf den Helm gelegt, der zur Seite auf einem Feldstück ruhte. Der Kopf frei, gepudert mit dem Zopf; das geistvolle blaue Auge freundlich dem Beschauer entgegenblickend, der Anzug die Militäruniform.

„Das ist der König, der große Fritz, im ersten Jahre seiner Regierung und seiner Heldenlaufbahn!“ erklärte die Großtante; die Erregung ihrer eben geschlossenen Erzählung war aus den greisen Zügen geschwunden und hatte einem freudigen Stolze Platz gemacht. „Das Bild hat der König meinem Großvater, dem Grafen von Katt, nach Königsberg geschickt, gleich nach seiner Thronbesteigung. So viel ich weiß, hat er aber nichts dazu geschrieben, wohl um die alte Wunde nicht wieder aufzureißen. Ueberhaupt hat Niemand gehört, daß der König später den Namen seines Freundes jemals wieder genannt hat. Er schloß sich ab mit der Erinnerung!“

Wir Kinder starrten hinauf zu dem Bilde des großen Königs, das mit allen andern, die ich eben nannte, jetzt in meinem Wohnzimmer auf dem Lande hängt. Wie sollte man auf den ersten Blick das Porträt Friedrichs des Großen in ihm erkennen, dessen Bild die Erinnerungen seiner Zeit und in der gebeugten Haltung, mit den scharfen, gefurchten Zügen, dem dreieckigen Hut, zuweilen mit dem historisch gewordenen Krückstock, aufbewahrt haben? Und doch findet man sich zurecht mit dem Contrast. Das später durchdringende Auge verräth schon in dem freundlichen Jünglingsblick das siegend Geistvolle, die Heldenkraft und die Gewalt des Denkers; der lächelnde Zug um die Mundwinkel, die hernach so ausgeprägten sarkastischen Falten. Natürlich war auch der „alte Fritz“ in mehrfachen Stichen, ja vergoldet als Medaillon über dem Spiegel in dem Zimmer der Großtante vertreten. Diese hatte sich sichtlich verjüngt in dem Behagen, wieder einmal haben erzählen zu können und es war ihr wohl nicht entgangen, wie sie damit auf die kindlichen Gemüther ihrer jüngsten Zuhörer wirkte. Sie dachte nicht daran, mit welchen Träumen diese die erste Nacht unter ihrem Dache zubringen würden. Am andern Morgen, im Tageslichte, selbst der trüb umwölkten Januarsonne sah freilich Alles anders und weniger märchenhaft aus; aber ein Theil der

Digitized by Google

Scheu war doch geblieben. Wir starrten die Meubles und Bilder an, die uns an dem vergangenen Abend so unheimlich erschienen waren und hätten gern dieses und jenes noch Weiteres erfahren, aber es wäre gegen den Respect gewesen, eine Frage an die Großtante zu richten und so mußten wir uns denn mit dem stummen Handkuß begnügen, der freundlich angenommen wurde, wenn es uns auch fremdartig erschien, daß die greise Verwandte uns mit „Cousin" und „Cousine" und „Sie" anredete. Das war uns wohl zum ersten Mal geschehen. Sonst war die alte Dame sehr freundlich, öffnete verschiedene Schränke, die alle vollgepfropft waren mit den wunderlichsten Dingen, von denen sie uns auch Manches als Spielzeug schenkte, was wir als solches freilich nicht gebrauchen konnten. Ich erinnere mich nur noch eines, in bunten Hölzern ausgelegten Kastens mit Boston-Marken und einiger zerbrochener Fächer.

Gegen Mittag reisten wir weiter und athmeten auf von dem unheimlichen Druck, den das kleine Haus auf uns ausgeübt hatte. Nun konnten wir fragen und was sie wußten, berichteten die Eltern. Ihnen hatten die Erzählungen der alten Tante keinen so großen Eindruck gemacht, als uns. Mein Vater hatte dasselbe, seit seiner Kindheit, fast ebenso von den verschiedenen Mitgliedern der Familie gehört, er kannte die Geschichten. Aber die Mutter war über die alte Tante selbst verwundert. Die Eltern pflegte sie alle paar Jahre zu besuchen, und meine Mutter fand sie in dem letzten Jahrzehnt, wenn auch körperlich gebrechlicher geworden, doch geistig jugendlicher, mittheilsamer, kurz sichtlich verändert. Sie hatte auch mit der Magd, die das Haus führte, eine Vertrauensstellung einnahm und im Dienste alt geworden war, darüber gesprochen. Ihr' Gnaden, hatte Stien gesagt, die sonst so still und kurzab gewesen sei, hätte „upstunds" (jetzt) ganz neue Moden „upsett". Sie schriebe alle Augenblicke Briefe, die schrecklich viel Postgeld kosteten. An wen, das wisse sie ja nicht, denn wenn sie auch die „Correspondenzien" auf die Post tragen müsse, lesen hätte sie ja nicht gelernt, und den Postsecretär fragen, was drauf stünde, das würde sie sich nie unterstehen; so viel aber wisse sie, daß die Briefe ins Ausland gingen und übers Wasser, und sonst hätte Ihr' Gnaden das selbst zu verantworten. Es kämen auch Briefe, und jedesmal schiene dann Ihr' Gnaden wie ausgewechselt, und läse sie wohl zehnmal durch, und sie glaube, wenn das gebrochene Bein sie nicht auf dem Großvaterstuhl festhielte, so würde sie im Zimmer umherspringen, wie sie es nur vor zwanzig Jahren gekonnt hätte. Dazumal würde sie es aber nicht gethan haben.

Der Vater wußte wohl, was diese Wandlung im ganzen Wesen der alten Tante bewirkt; aber sie hatte es ihm als heiliges Geheimniß anvertraut, und erst mit ihrem Tode sollte das Räthsel dieses Lebens seine Lösung finden. Es war nicht lange nach der Visite, die ich zu schildern versuchte, vielleicht kaum ein Jahr, daß die vom Geistlichen ihres Wohnortes mitgetheilte Todesnachricht der Großtante eintraf. Briefe gingen damals langsam und wurden nur zweimal wöchentlich von der Poststation abgeholt. Obgleich sich nun die Eltern sofort auf die Reise begaben, trafen sie doch erst nach der Beerdigung ein, um den Nachlaß in Empfang zu nehmen und zwischen meinem Vater, seinem Bruder und einem Vetter zu theilen. Er bestand eigentlich nur aus dem Hause und

Digitized by Google

aus dem, was darin aufgespeichert war; denn die Greisin hatte von den bescheidenen Renten, die ihre Brüder ihr zahlten, gelebt. Was aber fand sich nicht Alles vor in dem Häuschen! In früheren Zeiten wurde Alles aufgehoben, jedes Band, jedes Fädchen Seide, die verbrauchten wie die unvollendeten Handarbeiten, und die alte Tante hatte so Viele überlebt, so Viele beerbt! Die Erben verschenkten, verkauften an Ort und Stelle, was irgend möglich war, und namentlich von den Rococco-Meubles, die damals gering geschätzt wurden und veraltet schienen, die man nicht in die Wohnzimmer gestellt hätte. Zwanzig Jahre später hätte die Mode sie wieder an das Licht gezogen und sie geschützt. Nur was eine Erinnerung bewahrte, wurde aufgepackt, und so kamen nach einigen Wochen noch mehrere Wagen voll von Koffern, Kisten, Kommoden mit allerlei wunderlichem Inhalt, mit Bildern, Decken und Vorhängen an. Das war ein Fest für uns Kinder! Mit welcher Neugier sahen wir auspacken, mit welcher Spannung die Kisten sich öffnen, und mit welchem Vergnügen sammelten wir die Dinge ein, die als werthlos zum Spielzeug preisgegeben wurden. Wie Vieles ist da zu Grunde gegangen, was wenige Jahrzehnte später neuen Werth erhalten hätte! So entsinne ich mich vieler Schmuckſachen, die, weil Fassung, Steine und Perlen unecht waren, bei Seite geschoben wurden. Die Neugier der Kinder schlug die Perlen auf, um die Masse zu untersuchen, die sie füllte, und machte zum Putz der Puppen manche zierliche Agraffe, die dann mit den Puppen zu Grunde ging. Es war aber auch Manches darunter, was wir nicht anrühren durften, und was dadurch seinen eigenthümlichen, geheimnißvollen Reiz behielt.

Vor Allem interessirten uns die alten Familienbilder, in Erinnerung an jenen Abend und an die Erzählungen der alten Großtante. Der Zauber, der über ihnen gelegen hatte und dessen Macht wir noch im Gedächtniß bewahrten, war verschwunden, als die armen Bilder im hellen Tageslicht von dem Wagen gehoben und bei Seite gestellt wurden. Und es waren doch dieselben, die uns damals mit so ehrwürdigem Schauer erfüllt hatten, ja wir erkannten sie alle wieder. Unser Vater wollte keines der Bilder haben, theils um sie nicht zu trennen, theils weil Porträts, deren Originale er nicht gekannt, keinen Werth für ihn hätten. Außerdem, das sah man jetzt, waren die Bilder, vielleicht noch durch den letzten Transport, vielfach beschädigt, eingeschlagen und im Staub der Jahre gedunkelt, die Rahmen waren zerbrochen oder fehlten ganz. Mein Onkel nahm einen Theil der Bilder, fast aus mitleidiger Pietät, und durch die dritte Hand erst sind sie wieder in meinen Besitz gekommen, als werthvoller Schmuck meines Wohnzimmers.

Und doch — eins der Bilder hielt mein Vater zurück, nicht für sich, sondern um es weiter zu geben, das Bild des Königs Stanislaus von Polen, und das hatte seinen besonderen Grund und seine eigene Geschichte. Gleich nach dem Tode der alten Tante erhielt mein Vater einen Brief von einer Cousine, Frau von Leszczynski, die er freilich niemals gesehen hatte, obgleich deren Vater der Bruder meiner Großmutter war. Die Cousine schrieb, sie habe gehört, daß die alte Tante gestorben sei, und daß sich unter ihrem Nachlaß das Porträt des Königs Leszczynski befinde. Da ihr Mann nun derselben Familie entstamme, der auch

Digitized by Google

der König Stanislaus angehörte, frage sie an, ob sie nicht das Bild erwerben könnte, das für sie vielleicht mehr Interesse hätte, als für jeden Anderen aus der Verwandtschaft. Mein Vater schickte das Bild sofort an die Cousine ab, die er nichtsdestoweniger nie kennen gelernt hat, wenn auch ein paar verwandtschaftlich freundliche Briefe gewechselt wurden, die wenigstens aus der Ferne eine Verbindung herstellten, die ein halbes Jahrhundert später die Söhne der Beiden zusammenführte.

Ich traf den Sohn dieser Tante bald nach dem französischen Kriege, in dem er sich einen hervorragenden Namen gemacht hatte, und die Verwandtschaft, die ich durch die Geschichte jenes Bildes kannte, führte uns schnell freundschaftlich zusammen, besonders da wir mehrere Jahre lang denselben Ort bewohnten. In dem Wohnzimmer des Vetters hing ein großes Porträt im Costüme der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Es kam mir bekannt vor, und doch wußte ich nicht gleich, woher ich es kennen sollte. Plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Es stellte den König Stanislaus vor, neben ihm den Knaben Katt; es war dasselbe Bild, das damals die alte Großtante zeigte und das mein Vater seiner Verwandten schickte. Der Sohn wußte nicht, wie seine Mutter in den Besitz desselben gekommen sei; ich berichtete den Zusammenhang und manche Stunde anregenden Geistesaustausches und verwandtschaftlicher Freundschaft habe ich diesem Bilde gegenüber verlebt.

Aber ich kehre zurück zu dem Nachlaß der Großtante und zu ihrer eigenen Geschichte.

In einem alten Schranke, in dem sie ihre liebsten Andenken aufbewahrt hatte, fand sich, als man die unzähligen Schiebfächer herauszog, ein kleines verborgenes Fach, das sie ihrer alten Haushälterin bezeichnet hatte, mit dem Auftrag: die Erben sollten es gleich nach ihrem Tode öffnen. Es fand sich darin das Miniatur-Porträt eines jungen Officiers in schwedischer Uniform mit einem sorgfältig zusammengeschnürten Packet von Briefen, und dabei ein Zettel von der Hand der Verstorbenen, in dem sie die Erben bat, Briefe und Porträt ihr mit in den Sarg zu legen.

Das war nun zu spät: die Greisin war seit Wochen begraben und dies Vermächtniß fand sich sogar fernab von ihrer Ruhestätte. Aber mein Vater zeigte uns das Bild und das Packet, und verbrannte es dann, um wenigstens insoweit dem Wunsche der Verstorbenen zu genügen, daß dieser heiligste Besitz sie nicht überlebe oder in fremden Händen bliebe. Aber mit dem Tode der Tante durfte er den Schleier von dem Geheimniß ihres Lebens lüften und die Wandlung ihres Wesens im späten Alter erklären.

Ein junger schwedischer Officier, Herr von Boltenstern, lag im Jahre 1758, als die Schweden im siebenjährigen Kriege durch die Mark zogen, im elterlichen Hause der Großtante in Quartier. Es waren damals noch mehrere unverheirathete Töchter im Hause, und alle mochten sich um die Huldigung des stattlichen jungen Mannes bemühen. Aber die jüngste, kaum sechzehnjährige Luise scheint ihn am meisten angezogen zu haben. Nach einem alten Miniatur-Bilde, freilich aus späterer Zeit, muß sie, wenn auch nicht schön, doch anmuthig gewesen sein, von nicht hoher, aber sehr zierlicher Gestalt. Das Auge, das mir

Digitized by Google

als groß, klar und stechend im Gedächtniß steht, hatte damals noch den klugen, aber sanften Ausdruck der Jugend.

Die Schwestern überwachten mit eifersüchtigen Blicken das Paar. Beide haben wohl kaum einige unbemerkte Worte gewechselt, aber die aufkeimende Neigung merkte wohl Jeder, mehr vielleicht an der eigenen Empfindung, als an dem Andern. Nun mußte der junge Officier weiter ziehen und da verriethen ihm die Thränen in Luisens Augen noch deutlicher als vorher, wie es mit ihrem Herzen stand. Sie suchten und fanden Gelegenheit zu einer heimlichen Unterredung, die kurz genug gewesen sein mag. Der junge Officier versprach gleich nach seiner Rückkehr in die Heimath mit seiner Familie zu berathen und dann bei Luisens Vater um ihre Hand zu werben. Was konnte den Liebenden entgegenstehen? der junge Mann war von guter Familie, in günstigen Verhältnissen; die Eltern, das konnte man voraussehen, würden gern der Tochter ihre Einwilligung geben. Aber damals war die Form die Werbung bei dem Vater, nach Rücksprache mit der eigenen Familie.

Der Officier zog ab, und Luise wartete. Sie wartete geduldig, denn sie that es mit Zuversicht. Es verging ein Jahr und mehrere, sie wartete immer und mit unerschüttertem Vertrauen, daß der Brief kommen würde und müßte. Mehrere Bewerber wies sie zurück, selbst gegen den Wunsch der Eltern, mit einer Entschiedenheit, die man ihrem sanften Charakter nicht zugetraut hätte. Und es war damals nicht leicht für ein junges Mädchen, sich dem Befehl der Eltern zu widersetzen. Man gehorchte in jener Zeit und es wurden mehr Ehen aus Gehorsam als aus Liebe geschlossen.

Jahre vergingen, und Luise hoffte nicht mehr. Mit welchen Schmerzen mag sie diese Hoffnung aufgegeben haben! Welche Zeit der Erwartung, welcher Kampf mit dem Zweifel! War er todt, oder hatte er sie vergessen?

Luise bezog das Haus, in dem ich sie sah, und blieb einsam, immer die eine Liebeserinnerung im Herzen. Da speicherte sie alle die Raritäten auf, da floß eine Erbschaft nach der andern den Schätzen zu, die Zimmer, Kisten und Kasten, Schrank und Kommoden füllten und das Haus fast zu eng machten. Da erzählte sie die alten Familiengeschichten von Eltern, Großeltern und Urgroßeltern, wenn ihr einmal seltener Besuch ins Haus kam. Nur die eigene Herzensgeschichte erzählte sie nicht. Die blieb ihr still verschlossenes heiliges Geheimniß.

Nun starb auch noch ihre letzte Schwester und wurde beerbt. Luise war schon nahezu achtzig Jahr alt geworden. Was kam da noch Alles zu den schon kaum unterzubringenden Dingen; denn Luisens Schwester hatte auch gesammelt. und war im Sammeln alt geworden, und im unermüdlichen Schaffen wunderlicher Handarbeiten, von Bett- und Tischdecken, die sie aus Seiden- und Kattun-Flicken zusammensetzte; auf die sie dann Muster stickte mit bunter Seide. Es sind noch Proben von diesen Arbeiten vorhanden. Und als Luise das nun einordnete in die schon überfüllten Räume, da tauchte manche Kindheits- und Jugenderinnerung auf, wenn ihr Gegenstände in die Hand fielen, die sie seit sechzig Jahren nicht mehr gesehen hatte. So auch eine Menge bunter Seide, gewickelt auf zierlich genähte Knäuel, oder auf mehrmals gefaltete Papierblätter, oder auf zusammen gesteckte Gänsehälse, in denen Erbsen klapperten. Die Farben

Digitized by Google

waren zum Theil verblichen, und doch sprachen sie Luisen von verrauschter Zeit, von überwundenen Stimmungen. Mit der Seide stickte sie mit an einer künstlichen Tischdecke zur Ausstattung einer Schwester, die sich verheirathete: meiner Großmutter. Es waren rothe Arabesken auf grüne Seide gesteppt und zwischendurch bunte Blumen. Ich habe diese Decke noch gesehen und deutlich im Gedächtniß. Daran half sie sticken zu eben der Zeit, als sie wartete auf den Brief des Geliebten. Damals, wie oft hatte sie diese Seiden in Händen gehabt! Eine von himmelblauer, verschossener Farbe war fast verbraucht, nur ein einziger Faden war noch übrig und ließ das Papier durchschimmern, auf das er gewickelt war. Was mochte auf dem Papier stehen? Luise, die achtzigjährige Greisin, wickelte den blauen Seidenfaden ab; ein Brief kam zum Vorschein, oft zusammengelegt, gebrochen und zerrissen in den Falten, in denen er seit sechzig Jahren gelegen hatte. Und doch konnte sie ihn noch auseinanderlegen, konnte ihn lesen und sie las und las, denn es war der Brief, auf den sie ihr Leben lang gewartet hatte, war der Brief, in dem der Geliebte bei ihrem Vater um ihre Hand warb! Ein gebrochenes Lebensglück rollte an ihren Gedanken und Empfindungen vorbei. Der Stein, an dem er scheiterte, der Fittig, der es hätte haben können, lag vor ihr — ein alter zerknitterter Brief von vor sechzig Jahren.

Der Zusammenhang war leicht gefunden; die Intrigue war so einfach als die Liebesgeschichte. Die Eifersucht der Schwester hatte den Brief unterschlagen. Wie oft aber, umhüllt von den blauen Fäden, hatte sie ihn in der Hand gehabt, und nun führte ihn ihr ein Zufall, nach einem Menschenleben, wieder zu und löste das Geheimniß ihres Herzens. Jetzt zum ersten Mal erzählte sie ihren Neffen von ihrer Liebe. Es muß etwas Wunderbares für diese gehabt haben, auf einmal den Schlüssel zu dem verschlossenen Wesen zu empfangen, das sie so lange kannten und doch jetzt erst verstanden. Die Greisin, streng verschwiegen über jede eigene Empfindung, sie, der man die Liebesfähigkeit absprach, weil sie alle Liebe von sich gewiesen hatte, der man scheu entgegentrat, weil man ihr kein Herz zutraute, sie hatte geliebt, gehofft, verzagt und entsagt, hatte ein still verborgenes Herzensleben geführt, Empfindungen in sich verschlossen wie heimlich gepflegte Blüthen, und erst nach sechzig Jahren traten sie an das Licht.

Man zog Erkundigungen ein über jenen Officier. Er lebte noch, unverheirathet, ein rüstiger Greis. Und Luise schrieb ihm, schrieb ihm mit der ganzen Schüchternheit eines jungen Mädchens. Seine Antwort kam.

Er hatte seinen Brief abgeschickt, vergebens auf Antwort gewartet, und nahm das Schweigen für eine Zurückweisung; aber seiner Liebe, der ersten und einzigen, war er treu geblieben. Er hatte sich nicht verheirathet. Also auch er hatte gewartet, gehofft, gezweifelt und ausgeharrt; auch er war unbeglückt geblieben.

Ein Briefwechsel begann, aber wiedersehen wollten sie sich nicht. Wie wäre das auch damals, in ihren Jahren, bei der Entfernung möglich gewesen. Aber von ihrem Leben wollten sie sich erzählen, so inhaltslos es war, und von Empfindungen einer fernen, fernen Jugend.

Digitized by Google

Jetzt vielleicht zum ersten Mal sprachen sie sich's klar und bestimmt aus, was sie für einander empfunden hatten. Es wurden Briefe gewechselt von achtzigjährigen Händen voll wahrer einfacher Liebesergüsse, wie sie das Herz von zwanzig Jahren empfindet.

Wie mögen sich die bleichen Wangen der Greisin geröthet haben, als sie schrieb; wie hat wohl ihr Herz gepocht, wenn sie seine Briefe empfing. Auch sein Bild aus jüngeren Jahren schickte er. Das waren Bild und Briefe, die ich in meines Vaters Händen sah, und die er verbrannte. Er starb wenige Jahre vor ihr. Wie und ob sie ihn beweinte, weiß Niemand. Er hatte doch einen Schein von Glück aufgehen lassen über ihr Alter, über den schmalen Rest eines kargen, freudelosen Lebens. Die meisten der tausend Sachen, die damals aus der Nachlassenschaft der Großtante kamen und die Phantasie von uns Kindern beschäftigten, sind zerstreut, verbraucht, zu Grunde gegangen. Einzelnes ist bewahrt und in meinen Besitz gekommen. So die Familienbilder. Ein Bild mußte ich mir selbst wieder heraufbeschwören und fesseln in der Erinnerung — das der alten Großtante.

Digitized by Google

Der Machdi.

Von

H. Brugsch.

Die Ereigniſſe, welche ſich in den vergangenen Monaten auf dem Gebiete des ſogenannten ägyptiſchen Sudan bis nach den angrenzenden Küſtenländern des Rothen Meeres hin in ununterbrochener Folge abgeſpielt haben, ſind für Aegyptens Gegenwart und Zukunft geradezu verhängnißvoll geworden. Ein ſechzigjähriger, durch Waffengewalt eroberter Beſitz am weißen Nile und die wichtige Handelsküſte am Rothen Meere, welche der Ex-Chedive Ismael Paſcha von den Türken durch Kauf erhielt und ſeinem Reiche einverleibte, ſind für Aegypten verloren gegangen. Ein Machdi, Mohammed Achmed aus Kordofan, hat als Sultan die Herrſchaft über den ehemaligen ägyptiſchen Sudan ergriffen. Von dem engeren Heerde Kordofan, an der linken Seite des weißen Niles, hat ſich der Aufſtand, welchen die fanatiſche Begeiſterung für den Machdi ins Leben gerufen hatte, bis zu den Küſten des Rothen Meeres hin verpflanzt und die Nomadenſtämme und „Fiſcheſſer“ (die ſogenannten Ichthyophagen der Alten) der Hadendoa und Biſcharin ſind in der Richtung nach dem Hafenorte Sauâkin (nicht Suakim, wie die meiſten Zeitungsberichte den Ort zu benennen pflegen) vorgerückt, um die Küſtenplätze zu beſetzen und den Aegyptern auch dieſe Poſitionen ſtreitig zu machen. Die junge, von engliſchen Officieren gedrillte und geſchulte ägyptiſche Armee, aus Fellachen und Negern zuſammengeſetzt, hat den gemeinſamen Feinden gegenüber ihre vollſtändige Untauglichkeit bewieſen. Muthloſigkeit und Verzweiflung, feige Flucht und Deſertionen, nebenbei geheime Sympathien für den gottgeſandten Machdi, waren die nächſten Urſachen furchtbarer Niederlagen der ägyptiſchen Truppenmacht unter der Führung engliſcher Generale und Officiere, die nur überboten wurden von der Rathloſigkeit und Schwäche des in Kairo unter der Präſidentſchaft des chriſtlichen Armeniers Nubar Paſcha tagenden Miniſteriums. Britiſchen Kerntruppen iſt es erſt in den letzten Tagen und Wochen gelungen, die Scharte einigermaßen auszuwetzen und die Waffenehre der engliſchen Schutzherren Aegyptens vor der Welt wieder herzuſtellen.

Die Thatſachen ſprechen hinreichend für ſich allein. Man hatte von Anfang an die Bedeutung des bis dahin unbekannten Machdi durchaus unterſchätzt und

Digitized by Google

ihn für einen fanatischen Schwärmer gehalten, mit dem man bald fertig zu werden hoffte. Man übersah dabei die tieferen Beweggründe, welche den Aufstand gegen die ägyptische Herrschaft hervorgerufen hatten, und glaubte an eine vorübergehende religiöse Erregung, welche mit Leichtigkeit von den ägyptischen Garnisonen im Sudan an Ort und Stelle unterdrückt werden würde. Man hatte übersehen, oder es übersehen wollen, daß in der ganzen mohammedanischen Welt die Religion oder vielmehr der Glaube (ed-din) nur der gebräuchliche Kriegsruf ist, um die Kämpfer zu den Fahnen zu rufen und für einen bevorstehenden Krieg, der mit dem Glauben wenig oder gar nichts zu thun hat, in landesüblicher Weise zu begeistern.

Dem Orientalen von den Westküsten Afrika's an bis tief in das Herz von Asien hinein ist die Vaterlandsliebe, der Patriotismus, ein unbekannter Begriff, für den selbst die Sprache keinen Ausdruck gefunden hat. Der Glaube ersetzt seine Stelle um die Gemüther zu entflammen und für den Kampf mit dem Schwerte empfänglich zu machen. Wie in der Residenz des Beherrschers der Gläubigen und Nachfolgers des Propheten, des Sultans von Stambul, wie am Hofe des „Königs der Könige" und des „Mittelpunktes des Weltalls" zu Teheran und an allen sonstigen Hauptstätten des Mohammedanismus es die Priester und Religionslehrer sind, welche unter der Parole: „Der Glaube ist in Gefahr!" in den Höfen und von den Kanzeln der Moscheen den Krieg predigen und die Masse zur Theilnahme an demselben auffordern, ohne die besonderen Gründe dafür ihren nur durch Fanatismus erregbaren Zuhörern auseinander zu setzen, so hatte auch der kluge Machdi von Kordofan, ein Araber von reinstem Wasser, denselben Weg eingeschlagen um sein Ziel zu erreichen und seine Anhänger für den Glauben kriegslustig zu stimmen.

Seine Aufgabe war aber nach einer Seite hin eine verhältnißmäßig schwierigere als in sonstigen Fällen. Es handelte sich für ihn um einen Aufstand, um eine allgemeine Schilderhebung gegen die Aegypter, denen er die Brüderschaft als Muslimin nicht absprechen konnte. Ein Aufruf zum Kampfe von Gläubigen gegen Bekenner desselben Islam würde seine volle Wirkung verfehlt haben, wenn auch die Aegypter sammt ihren britischen Bundesgenossen als „Türken", d. h. zweifelhafte Gläubige, welche der Hilfe der Christen bedürfen, bereits arg verschrieen waren. Der schlaue und fromme Heilige wählte deshalb einen anderen Weg, um seine Anhänger für den bevorstehenden Kampf zu gewinnen und sich ihrer Treue und Ergebenheit zu versichern. Er stellte sich als „Machdi" hin, d. h. als den von der Schrift und Ueberlieferung verheißenen Vorläufer des einst wiedererscheinenden Propheten Mohammed, dem es vorbehalten sein sollte, alle Völker der Erde zum Islam zu bekehren und für den jüngsten Tag nach dem Untergange der Welt vorzubereiten. Der Erfolg hat die Richtigkeit seiner Berechnung vollkommen bestätigt; denn trotz aller Widerrufe und Ableugnungen von Constantinopel und Tripolis her hat der Machdi seine Stellung fest behauptet und seine Anhänger stetig vermehrt, die in seiner Erhebung zum Sultan von Kordofan nur eine Bestätigung seiner göttlichen Mission erkennen.

Seit einer langen Reihe von Jahren war der Zündstoff zu einem allgemeinen Aufstande der Sudanesen in reichstem Maße aufgehäuft worden. Die Pascha-

Digitized by Google

wirthschaft, d. h. die Aussaugung des Landes und die brutale Behandlung seiner Bewohner durch die hohen und niederen Beamten, welche an den Hauptorten des Sudans residirten und statt Recht zu sprechen, die Ordnung zu erhalten und nach dem Gesetz die Steuern einzuziehen, die unglaublichste Willkür ausübten, — hatte in der gesammten Bevölkerung einen natürlichen Haß gegen die ägyptischen Bedrücker hervorgerufen, der nur eines Sammelpunktes und einer geschickten Direction bedurfte, um zum Ausbruch zu gelangen.

Von diesem Standpunkte aus konnte man den immer mehr und mehr verarmenden Insassen des Landes eine gewisse Theilnahme nicht versagen. Die Schwierigkeiten, welche die Regierung dem Handelsverkehr mit dem Innern des dunklen Erdtheiles durch Auflagen hoher Steuern in den Weg legte, vor Allem aber die von England mit aller Energie geforderte und beaufsichtigte Abschaffung des Sklavenhandels hatte den Handelsgewinn beschränkt und die Bevölkerung eines großen Theiles ihrer Einnahmen beraubt.

Die Großhändler von Chartum, dem bekannten Hauptmarkte des Sklavenhandels, befanden sich in Folge des Verbotes nicht mehr in der Lage, die bewaffnete kräftige Mannschaft arabischer und berberinischer Herkunft, an ihrer Spitze die kriegstüchtigen berittenen Baqqara-Araber, welche in der Nähe von Chartum den Nil entlang wohnten, auszurüsten, zu besolden, durch Gewinnantheile anzureizen und auf die Sklavenjagden in das Innere zu senden, wo die durch Pallisaden geschützten Zeribas oder Handelsstationen eine lange Reihe befestigter Plätze bildeten. Wenn auch der Sklavenfang in erster Zeit unmittelbar nach dem Verbote der ägyptischen Regierung im Stillen weiter blühte, so wirkte dennoch die Strenge des Gesetzes auf die ertappten Uebertreter in abschreckender Weise. Der Sklavenjäger wie der Sklavenhändler wurde mit dem Tode durch den Strang bestraft. Selbst in Kairo, wo bis zum Jahre 1879 an nur den Eingeweihten bekannten Orten und in den entlegensten Quartieren der Stadt geheime Sklavenniederlagen vorhanden waren, wurde mit möglichster Sorgfalt der Menschenhandel überwacht und mancher Kaufmann bezahlte sein gefährliches Geschäft mit dem Leben. Auch der Sohn desselben Sklavenhändlers Zeber, welcher von den Engländern zum Pascha von Chartum ausersehen ist, wurde seinerzeit auf Befehl Gordon Pascha's wegen Sklavenverkaufes aufgeknüpft.

Ob trotz alledem es vor der Hand gelingen wird, die Sklaverei im Oriente abzuschaffen, möchte ich nach meinen langjährigen Erfahrungen bezweifeln, denn er hängt auf das Innigste mit der morgenländischen Institution des Haremswesens zusammen. Ein Harem ist ohne Eunuchen und schwarze Diener nicht denkbar und die Abschaffung der Sklaverei bedeutet geradezu die Auflösung aller Haremsgebräuche, d. h. übererbter altherkömmlicher Sitten des orientalischen Familienlebens. Nur eine Erziehung des weiblichen Geschlechtes nach europäischem Muster, wie sie kurz vor seinem Sturze Ismael Pascha anzubahnen im Begriff stand, vermöchte nach dieser Richtung Abhilfe zu schaffen, um der Frau die ihr gebührende Würde zurückzugeben und sie nebst ihren Kindern von dem Umgange und dem Verkehr mit rohen und ungebildeten Negern zu befreien. Allein es wird noch lange dauern, ehe diese Bedingung sich erfüllen wird; denn in dem gegebenen Falle ist der Harem von dem tausendjährigen Banne befreit

Digitized by Google

und dem morgenländischen Familienleben der eigentliche Todesstoß versetzt. Es muß zugegeben werden, daß der Neger trotz seiner Bezeichnung als Abd, d. h. „Knecht", selbst in der mohammedanischen Familie und Gesellschaft durchaus keine untergeordnete Rolle spielt, am allerwenigsten aber das harte Schicksal seiner schwarzen Brüder in den Händen der ehemaligen amerikanischen Pflanzer theilt. Der Agha oder Eunuch ist die einflußreichste Person im ganzen Harem, der beste und nächste Freund seines Herrn, der sich seinem Willen unterwirft, seine Rathschläge für das Haus und das Geschäft befolgt und selbst die Launen seines ersten Dieners geduldig erträgt. Die Frauen des Harem fürchten ihn geradezu und hüten sich, seine Freundschaft und Zuneigung zu verscherzen. Die schwarzen „Knechte" werden wie Kinder im Hause behandelt und stehen weit über dem Range ihrer arabischen Hausgenossen, der Chadams oder „Diener", die sie in jeder Art zu necken und zu ärgern wissen. Wenn es sich bestätigen sollte, daß Gordon-Pascha unmittelbar nach seiner Ankunft in Chartum sich beflissen fühlte, das Sklavenverbot für aufgehoben zu erklären, so trug er als Kenner der Verhältnisse diesen unausrottbaren Anschauungen Rechnung, allerdings mit einem weislich verschwiegenen Hintergedanken. Er wußte sehr wohl, daß außerhalb des Sudan, bis wohin der britische Arm augenblicklich nicht zu reichen vermag, der Sklavenexport durch englische Schiffe überwacht und verhindert wird, so daß für die Wiederbelebung und Ausbreitung des Menschenhandels außerhalb des Sudan über die Meeresküsten hinaus keine Gefahr drohte.

Den Plänen des Machdi, dem die Mißstimmung und der Groll der Bevölkerung gegen die Bedrückungen ihrer ägyptischen Machthaber aus den angedeuteten Ursachen kein Geheimniß war, kam in dritter Linie die bekannte Schilderhebung der Arabisten in Aegypten selber außerordentlich zu Gute. Die Einmischung der Engländer in die inneren ägyptischen Angelegenheiten, die Besetzung der Hauptpunkte im Deltagebiet durch britische Truppen und der Druck, welchen das englische Cabinet auf den Chedive und seine Minister ausübte, mit einem Worte, nach orientalischer Auffassung, der Sieg des verabscheuten Nazarenerthums über den gepriesenen Islam, leistete ihm die beste Hilfe zur Erregung der Sudanesen, deren Fanatismus auf gleicher Höhe mit ihrem Mangel an Bildung und guter Sitte steht.

Außerdem hatten die Eingeborenen am oberen Nil seit langem Gelegenheit gehabt, das Europäerthum in nächster Nähe genauer kennen zu lernen. Es waren im Durchschnitt gerade nicht die besten Brüder, welche in früheren Zeiten, besonders in den vierziger Jahren des laufenden Jahrhunderts, Europa verlassen hatten, um das Nilthal aufwärts zu ziehen und in Chartum, fern von der Ueberwachung durch europäische Polizei, ihre Hütten zu bauen. Dem Trunke und allen Lastern ergeben, durch welche sie die Einflüsse des mörderischen Klimas, der hochgradigen Sonnenhitze und sonstige Uebelstände des Himmels und des Bodens zu betäuben suchten, hatte das Gros dieser Mustereremplare den arabischen Kaufleuten sehr bald das Geschäft abgelernt und sich dem Handel mit den Erzeugnissen der Heidenländer des Sudan in kleinem und großem Maßstabe hingegeben. Es gab Einzelne, die nicht davor zurückscheuten, selbst durch Menschenjagden und Sklavenhandel einen erklecklichen Gewinn einzuheimsen. Mit

Digitized by Google

dem auf so schmähliche Weise erworbenen Vermögen zogen sie sich später nach Europa zurück, um unter ehrlichen Menschen als Mitbürger zu leben und sich eines gewissen Ansehens bei denen zu erfreuen, die mit der Vergangenheit dieser Dunkelmänner unbekannt waren.

Die Errichtung europäischer Consulate in Chartum, die Anwesenheit christlicher Missionäre und das häufige Eintreffen gebildeter Reisenden und Afrikaforscher, deren publicistische Thätigkeit der europäische Auswurf fürchtete, und nicht am letzten die strengen Maßregeln, welche nach dem Gesetz gegen die weißen und dunkelfarbigen Sklavenhändler ergriffen wurden, haben heutzutage eine neue Ordnung der Dinge herbeigeführt, und wirkliche Kaufleute von Fach ihre Comptoire am Zusammenflusse des weißen und blauen Niles aufgeschlagen: aber der Sudanese hatte sich nach den ersten europäischen Ansiedlern sein Urtheil über den Franken bereits gebildet und betrachtete den europäischen Kaufmann als einen lästigen Concurrenten, umsomehr als er ihm an Geschäftskenntniß, Bildung und Intelligenz überlegen war. Der liebste Freund des Sudanesen blieb vielleicht der griechische Butiker, der ihm den feurigen Raki (Schnaps) verkaufte und gegen hohe Zinsen und sichere Unterpfänder gelegentlich Vorschüsse leistete. —

Für den Machdi, den jetzigen Sultan von Kordofan, war der europäische Dorn im Auge des Sudanesen ein sehr willkommenes neues Element zur Verwirklichung seiner Pläne. Nicht nur als Muslim verachtete er den in das Land eingedrungenen Nuzrani oder Christen, sondern auch als Araber betrachtete er den Franken als einen unliebsamen Gegner, der außerdem unter dem Schutze der europäischen Consuln und unter der Aegide der ägyptischen Regierung sich einer bevorzugten Stellung erfreute. Von dieser Seite her benutzte er daher die öffentliche Stimmung gegen das zudringliche Europäerthum, dessen Entfernung vom Schauplatze der Begebenheiten dem handeltreibenden Araber die verlorene Position wieder erobern mußte.

Die echt arabische Bevölkerung des bisherigen ägyptischen Sudan, als deren Seele der Machdi angesehen werden muß, an ihrer Spitze die Stämme der sogenannten Schégie, ist in verhältnißmäßig späten Zeiten aus Arabien eingewandert. Sie bildet das intelligente Element der Bewohner, dem sich die Eingeborenen bis zu den benachbarten heidnischen Negervölkern hin freiwillig untergeordnet haben. Ein wichtiges Contingent, welches ihre Zahl und ihre Stärke im Laufe der Zeiten vermehrt hat, stellen außerdem die Nachkommen jener Mameluken, welche Mohammed-Ali, der Stifter der gegenwärtig in Aegypten herrschenden Dynastie, in dem zweiten Decennium unseres Jahrhunderts aus dem unteren Nilthale vertrieb. Sie suchten und fanden Zuflucht in den Ländern am oberen Laufe des Stromes und vor allem war Darfur das Ziel ihrer langen Wanderschaft. Daß die gegenwärtigen Nachkommen jener vertriebenen Mameluken sich nach einer Abrechnung mit den Kindern und Enkeln Mem-Ali's sehnen, [illegible] klar auf der Hand. Freudig lieferten sie ihren Beistand dem Machdi, der die ihr [illegible]acht nur treue, sondern auch muthige und kampferprobte Bundes-Umgange und [illegible]zte. In Darfur selber war der Abfall von den Aegyptern um Allein es wird [illegible]als bekanntlich das einst selbständige Land von dem Ex-Chedive in dem gegebene

Ismael-Pascha erobert und das Sultanat in eine abhängige, von Mudirs oder Gouverneuren verwaltete Provinz dem ägyptischen Reiche einverleibt ward.

Wie man sich nach diesen Bemerkungen überzeugen wird, standen dem Vorhaben des Machdi die günstigsten Umstände zur Seite und das Terrain für seine kühnen Unternehmungen war wohl vorbereitet. Der religiöse Funke fachte die seit langem glimmenden Kohlen zu hellen Flammen an und der Erfolg hat gelehrt, wie Alles sich vereinigte, um dem jüngsten Sultan zu seiner Würde zu verhelfen. Gordon-Pascha, der wie ein simpler Reisender den beinahe 1900 Kilometer langen Weg auf dem Nile und durch die Wüste von Assuan nach Chartum zurücklegte, um die ägyptischen Garnisonen und die zurückgebliebenen Europäer aus ihrer unfreiwilligen Gefangenschaft im Sudan zu erlösen, hat begreiflicher Weise einen schweren Stand. Gold und Versprechungen allein helfen nicht aus einer Lage, welche dem Sieger im Vollbewußtsein seines Triumphes über den Gegner die Macht über den Einzelnen verleiht, dessen Ansehen selbst der Titel eines ägyptischen General-Gouverneurs über den ehemaligen ägyptischen Sudan in keiner Weise zu heben vermag. Nur ein entscheidender Sieg mit Hilfe ergebener Stämme und der mehr als zweifelhaften ägyptischen Garnisonen würde dazu beitragen können, ihn aus der Falle zu befreien und seinen Scharen den Rückzug nach Aegypten durch wüste trostlose Einöden zu gestatten.

Der Brand, welchen der Machdi im Sudan anzufachen verstand, wälzte sich schließlich nach der Küste des Rothen Meeres. Auf der Linie zwischen der am Nile gelegenen Stadt Berber und dem Hafenorte Sauâkin zündete er. Araber und die bisdahin ruhigen Stämme der Hadendoa und Bischarin, echte Ablömmlinge der Aethiopen, halbnackte Nomaden, deren Reichthümer Schaf- und Kameelheerden bilden und deren einfache Bewaffnung nur aus Lanze, Schwert (lange Klinge mit Kreuzgriff) und Schild besteht, überließen sich der Führung eines Parteigängers des Machdi, des früheren Sklavenhändlers Osman Digma aus Sauâkin, um den genannten Hafenort zu erobern und das eigentliche Thor zum Sudan von der Wasserseite her zu besetzen. Die hintereinander folgenden Niederlagen sprechen für die Kampfeslust und Tapferkeit der modernen Aethiopen. Erst die Ankunft der ägyptischen Truppen und das Eingreifen der britischen Land- und Marinetruppen war im Stande, ihrem weiteren Vordringen schwere Hindernisse zu bereiten und die Stadt und die Bewohner vor ihrer Nähe zu schützen.

Daß England die günstige Gelegenheit, sich des wichtigsten Hafenortes am Rothen Meere und der umliegenden Gegend zu bemächtigen, trotz aller gegentheiligen Versicherungen von officieller Stelle aus, nicht unbenutzt vorübergehen lassen wird, darf kaum besonders hervorgehoben werden. Aden, an der Südostspitze Arabiens, und die nahe dabei gelegene Insel Prim sind bereits britisches Besitzthum; mit Sauâkin auf der gegenüberliegenden afrikanischen Seite sind die Schlüssel zum Rothen Meere vollständig den Engländern in die Hand gedrückt. Wenn auch mit großen Opfern an Geld und Menschenleben, hat die britische Handelspolitik einen neuen Triumph über französische Kurzsichtigkeit davon getragen.

Aegypten und seine Regierung hat ohne es zu wollen die traurigen Beweise geliefert, daß es der englischen Schutzherrschaft nicht mehr entbehren kann und

Digitized by Google

daß im eigenen Lande englische Besatzungen nothwendig sind, um die gährende Stimmung zu unterdrücken und den jungen Chedive und seine Minister vor möglichen Gewaltthaten zu schützen. Die in Arabi-Pascha verkörpert gewesene Idee, daß Aegypten nur den Aegyptern angehören müsse, ist mit der Verbannung des Urhebers des verunglückten Aufstandes noch lange nicht erloschen und es gährt im Volke in unheimlicher Stille. Der Chedive und sein hoher Rathgeber haben längst ihre Bedeutung verloren und selbst die Volksmeinung sieht in ihnen nur unterwürfige Diener der englischen Krone, unfähig ein Land zu regieren, dessen sprichwörtlicher Wohlstand sich unter ihrer Leitung in den bittersten Nothstand verwandelt hat.

Wie alle Staaten des Orientes leidet Aegypten unter dem angeborenen Dünkel und der grenzenlosesten Ueberhebung, mit kurzen Worten an der Erbkrankheit der gesammten Morgenländer. Sie wird kaum übertroffen von dem Mangel jeder tieferen Bildung und jedes klaren Urtheils in den gewöhnlichsten Geschäften des Lebens. Der Lehrsatz, daß der gerade Weg zwischen zwei Punkten der kürzeste ist, dünkt dem Orientalen eine Unmöglichkeit, wenigstens wählt er in der Praxis die darmförmig gewundene Straße, um von einem Punkte aus sein Ziel zu erreichen. Die Zeit hinziehen heißt Zeit gewinnen um seine Hintergedanken zu verbergen und selbst ein feierlich gegebenes Versprechen unerfüllt zu lassen. Seine Gegenansicht offen und ehrlich auszusprechen und mit guten Gründen zu vertheidigen, wird nach oben hin als Anmaßung, nach unten hin als freche Beleidigung aufgefaßt. Nur kriechende Schmeichelei und fein eingefädelte Intriguen erscheinen als die geeigneten Mittel, um einen bestimmten Zweck zu erreichen. Die Hoffahrt dient der Ignoranz als Mantel und unter der scheinbaren Bescheidenheit verbirgt sich Berechnung und Verschmitztheit. Der Orientale spricht anders, als er denkt, daher das gegenseitige Mißtrauen in dem Wechselverkehr der Personen zu einander. Seine Handlungen leitet in erster Linie der unersättlichste Egoismus, der weniger auf Ehren und Auszeichnungen, als auf Erwerb von Geld und Gut gerichtet ist und selbst die unlautersten Mittel zum Zweck für gerechtfertigt hält. Ein äußerer glanzvoller Schliff, nach französischem Muster, oder die Gravität à la turca bei den hochgestelltesten Personen verdeckt die mangelnden Kenntnisse und die fehlende Bildung, und verleitet häufig den Europäer zu falschen Schlüssen über den inneren Werth seines orientalischen Gegenüber. Zu den ärgsten Untugenden muß der Mangel jedes dankbaren Gefühles und jeder Anhänglichkeit an den einstigen Wohlthäter gerechnet werden, welche den treuen und ehrlichen Mann kennzeichnet und der Menschenwürde ihren höchsten Schmuck verleiht. Der Machtsphäre eines Mannes von Ansehen und Einfluß entrückt sein, heißt ihn vergessen. In Bezug auf den religiösen Stolz der Morgenländer bleibt kaum noch etwas zu bemerken übrig. Er ist die Grundwurzel alles Uebels im Charakter des Orientalen und das eigentliche Hinderniß jeder fortschreitenden Entwicklung in seinem politischen und socialen Leben.

Die gegenwärtigen ägyptischen Minister, an ihrer Spitze der oft berufene und selten bewährte Scherif Pascha, besitzen in geringerem oder höherem Grade die Erbeigenthümlichkeiten im Wesen der Morgenländer, obgleich in den Adern

Digitized by Google

der meisten türkisches, tscherkessisches und selbst griechisches Blut fließt. Die Fähigkeit und Kraft, Aegypten aus seiner versumpften Lage zu befreien und wieder auf die eigenen Beine zu stellen, besitzen sie in keinem Maße. Ihre einzige Thätigkeit beschränkt sich auf die demüthigende Rolle amtlicher Dragomane, d. h. auf die Ausführung der Befehle, die ihnen ein höherer Wille vorschreibt, in diesem Falle das britische Cabinet an den Ufern der Themse. Damit ist Alles gesagt, was ihren Wirkungskreis betrifft. Eine bemerkenswerthe Ausnahme unter diesen Nullitäten bildet der bekannte Minister Nubar Pascha, ein armenischer Christ, der von den Zeiten Mohammed-Ali's an bis auf den heutigen Tag den Vice-Königen der Reihe nach gedient hat und vom Dragoman über den Eisenbahn-director hinweg im Laufe der Zeit und der Begebenheiten bis zur Ministerstufe und zum Stande eines mehrfachen Millionärs emporgestiegen ist. In Nubar Pascha vereinigt sich eine tiefere europäische Bildung und eine unleugbare diplomatische Schärfe des Urtheils über Personen und Ereignisse mit echt orientalischer Schlauheit und Berechnung in der Wahl der Mittel zum Zweck. Sein sympathisches Benehmen und seine offenen Urtheile über die Vice-Könige und seine officiellen Collegen wirken bestrickend auf den Uneingeweihten, verschafften ihm aber den gründlichen Haß des Ex-Chediwes, der in Nubar mit richtigem Blick ein gefährliches Werkzeug erkannte, das er faute de mieux auf Zeit zu benutzen gezwungen war. Nubar's unbestreitbare Einsicht und sein klarer Verstand vermochte nicht den Kampf gegen die orientalische Indolenz siegreich zu bestehen und führte ihn zu der schließlichen Erkenntniß, daß nur der vollendete Ruin Aegyptens Volk und Regierung im letzten Augenblick zur Thatkraft aufraffen könne. Diese Stunde hat geschlagen und Nubar Pascha somit die Gelegenheit, sein diplomatisches Geschick zu bewähren. Ich fürchte indeß das Gegentheil von dem, was er vorausgesagt. Die Selbständigkeit seiner Thätigkeit ist durch die britische Oberaufsicht beschränkt und seine Rathschläge, wenn auch auf reiche Erfahrungen begründet, haben heute nur noch den Werth akademischer Vorträge. Aegypten ist eine Maschine geworden, welche englische Kohlen und englisches Oel in Bewegung erhalten. Der Ober-Ingenieur sitzt in London und Nubar sammt seinen Collegen sind einfache Wärter, welche den Gang derselben nur zu überwachen haben, aber der selbständigen Leitung ein für alle Mal enthoben sind.

Die Ablösung des Sudan, der Verlust von Darfur, das Aufgeben der unter Ismael Pascha erworbenen Positionen am weißen Nil und am Gazellenfluß bis zum Aequator hin, der streitige Besitz der nubischen Küstengebiete am Rothen Meere, um von den Somaliländern bis nach dem Herar hin ganz zu schweigen, haben den seit sechzig Jahren mühsam gewonnenen Umfang des ägyptischen Reiches auf das eigentliche Aegypten vom mittelländischen Meere an bis nach den zweiten Katarakten bei Wadi Halfa im Süden reduzirt. Das große Wort des Ex-Chediwes, daß Aegyptens Zukunft durch den Besitz der Hinterländer im Innern des dunklen Erdtheiles am ganzen Nil entlang bedingt sei, ist zu einem leeren Schall geworden und alle daran geknüpften Hoffnungen sind ins Wasser gefallen. Ein ungeheures Gebiet, das dem Lande Millionen gekostet und Tausende von Menschenleben als Opfer gefordert hat, ist wie mit einem Federstriche

Digitized by Google

ausgelöscht und von der Karte des ägyptischen Reiches verschwunden. Die von Aegypten seit Jahren geleisteten Anstrengungen zur Eroberung und zur Behauptung des ägyptischen Sudan kommen gegenwärtig nur Anderen zu Gute, die den rechten Moment zu benutzen verstanden, um aus Aegyptens Ohnmacht ihren Vortheil zu ziehen. Der Machdi ist zum Sultan von Kordofan, einschließlich Darfurs erhoben, der ehemalige Sklavenhändler Zeber Pascha zum Vice-König von Chartum ernannt, die Abessynier erhalten den vielbegehrten Hafen von Massaua, während England die östliche Küste des afrikanischen Continents am Rothen Meere unter seine Botmäßigkeit stellt.

Aegypten geht vollständig leer aus. Von seinen kostspieligen Unterthanen im Sudan erlöst und auf sich selbst beschränkt, hat es nunmehr vollauf Zeit und Ruhe, seine eigenen inneren Angelegenheiten zu ordnen. Es ist selbstverständlich, daß es nicht im Stande sein wird, diese Aufgabe ohne britische Hilfe und Unterstützung zu erfüllen, denn der Staatsbankerott steht vor der Thür und die Abrechnung mit seinen Gläubigern muß zunächst das Land von dem Alpdruck seiner Geldnoth befreien. Wenn Nubar's Weissagung sich bewährt, wird eine Einkehr zum Bessern die Folge des sich vollendenden Ruines sein und Aegypten sich wie der Phönix aus der Asche zu einem neuen frischen Leben erheben.

Mein Glaube daran ist vorläufig schwach, trotzdem ich die besten Wünsche für meine zweite, mir lieb gewordene Heimath hege. Die Orientalen sind eben nicht mehr lebensfähig und die Aegypter nebenbei leichte Personen, die weder den festen Willen noch die nothwendige Thatkraft besitzen, sich selber aus der versumpften Lage zu befreien.

Digitized by Google

Meines Sohnes erste Schul- und Liebesstudien.

Aus dem Italienischen des **Salvatore Farina.**

Deutsch von

Hans Hoffmann.

I.

Am Anfang eines neuen Schuljahres erklärte unser Sohn auf einmal feierlich und aus freien Stücken, er werde fortan ungeheuer fleißig sein und immer zu den Ersten der Classe gehören. Der Grund dieser jäh aufgeflackerten Lernbegierde enthüllte sich uns bald genug: August brauchte für dies Jahr neue Bücher; welche und wieviele, weiß ich nicht mehr, eine ganze Menge aber war's, eines immer dicker, als das andere.

„Herr Gott, was wird das kosten!" sagte Evangelina, der immer noch die kleinlichen Geldsorgen von damals auf der Seele lagen, als mein erster Client sich durchaus nicht entschließen wollte, die Gegenpartei vor Gericht zu ziehen.

„Die Wissenschaft kostet niemals zuviel!" sagte ich mit dem zuversichtlichen Lächeln eines Millionärs; durch diesen vornehmen Ausspruch beruhigte ich meine Frau, mein Sohn aber kümmerte sich überhaupt nicht um die Unterbrechung, sondern fuhr unbeirrt in der Aufzählung der nothwendig anzuschaffenden Bücher fort: „Erstens den Grundriß der Geschichte, zweitens die Arithmetik, drittens die Rechte und Pflichten des Staatsbürgers, viertens die Biblische Geschichte, fünftens die Grammatik ..."

„Hattest Du denn nicht schon eine Grammatik?" fragte seine Mutter.

„Das war ja nur die kleine Grammatik," sagte August mit unermeßlicher Verachtung. Und wahrhaftig, sie verdiente zur Zeit alle Verachtung: denn als ich aus irgend einem dunklen Triebe des Mitleids sie zu sehen verlangte, suchte August anfangs auszuweichen: sie wäre in seiner Mappe ... in der Mappe wäre sie nicht mehr ... er wüßte nicht, wo sie wäre ... zuletzt aber brachte er seiner Mutter ein Ding von kaum noch erkennbarer Form. Jede Seite der unglücklichen Grammatik war mit Augen, Ohren und andern edeln Theilen des menschlichen Angesichts so reichlich verziert, daß die Zahl derselben gar nicht zu berechnen war ohne die Hilfe der Gefährtin, der kleinen Arithmetik, die sich

Digitized by Google

übrigens in keinem besseren Zustande befand, wie wir gleich darauf feststellten. Es wäre eine Grausamkeit gewesen, die beiden Büchlein mit soviel Augen und Ohren in dieser Welt voll falscher Rechnungen und grammatischer Fehler zu belassen, und ich sah ohne Verwunderung, wie Evangelina die armen Invaliden abseits in ein Kästchen legte.

„Wirst Du die neuen Bücher ebenso behandeln?" fragte ich meinen Sohn in ruhigem Ton, doch nicht ohne heimlichen Vorwurf.

August antwortete mit einem entschlossenen „Nein"; die neuen Bücher wären ja so dick und so schön und ihrer wären so viele, und darum würde er sie mit der größten Sorgfalt in Acht nehmen. Und er schien sie liebevoll zu betrachten und ihren Deckel mit der Hand zu streicheln, als wenn er sie wirklich schon vor sich hätte.

„Wann kaufst Du sie mir, Papa?"

„Morgen."

„Nicht heute schon, Papa?" drängte er mit so einschmeichelndem Ton, daß ich nicht zu widerstehen vermochte. Wir gingen miteinander und kauften die Bücher. August ließ es sich nicht nehmen, sie alle selbst zu tragen, er umschlang sie mit dem Arm wie gute Freunde, und trug sie schweigsam nach Hause. Sein Lockenkopf war voll ernster Gedanken; in jenem Alter aber machen die ernsten Gedanken den Schritt leicht, und ich hatte Mühe, ihm zu folgen. So sehr drängte es ihn, den stolzen Schatz der Mutter zu zeigen. Doch Evangelina war hier wie auch sonst gar oft anderer Meinung als ihr Sohn; sie behauptete z. B. es würden den Kindern zu viele Bücher in die Hand gegeben, um den Schein des Fleißes zu erwecken, und erlaubte sich zu bezweifeln, ob August alle diese Blätter wirklich lesen würde.

Der kleine Gelehrte war dessen völlig sicher und verfocht seine Ansicht mit Feuereifer, ohne doch die Mama zu überzeugen, welche hartnäckig bei der Befürchtung blieb, er werde nicht einmal die Hälfte lesen. „Und dann," setzte sie hinzu, „weiß ich noch Eins ganz gewiß ..."

„Was weißt Du?"

„Ich weiß, daß nach Verlauf einer Woche alle diese Bücher ihre Deckel verloren haben werden ..."

„Wie können sie die Deckel verlieren?" fragte August, als wenn er das gar nicht begreifen könnte.

„Nun, wenn Du es nicht weißt ..."

Hierauf machte der kleine Schelm eine verachtungsvolle Geberde und drohte ernstlich sich in sein Zimmer einzuschließen und alle die neuen Bücher in Einem Zuge durchzulesen, um die Mama durch die That zu beschämen. Und die Deckel ... die Deckel ... er streichelte sie zärtlich, betrachtete sie liebevoll — ja, er hatte offenbar Recht mit seiner Meinung! Und ich sagte, ohne zu lachen: „Bewahre Dir immer diese Liebe zu Deinen Bücherdeckeln; laß Dich nie von der Versuchung übermannen, sie abzureißen, um Dir einen Federhut oder ein Boot daraus zu machen; hüte Dich, den Inhalt Deines Tintenfasses darüber auszugießen; begnüge Dich damit, Deinen Namen hineinzuschreiben, ohne ihn durch das Porträt Deiner Schulkameraden zu illustriren — oder gar des Herrn

Digitized by Google

Lehrers! Ja, bewahre Dir immer die Gesinnung, welche Dich jetzt erfüllt; denn die Liebe zu den Bücherdeckeln ist die Grundlage ..." Ich hatte eine unbestimmte Idee, daß die Liebe zu den Bücherdeckeln die Grundlage von irgend etwas sein müßte; wovon aber, das wußte ich nicht recht, und um keine Dummheit zu sagen, wollte ich schweigen in der einigermaßen verspäteten Hoffnung, mein Sohn möchte nicht Acht gegeben haben. Allein im Gegentheil! Er stand da, ganz Auge und ganz Ohr, und ich mußte den Satz um jeden Preis zu Ende bringen. Und so geschah es, daß ich an diesem Tage meinem Sohne, der keine Silbe davon begriff, feierlich ins Angesicht versicherte, die Liebe zu den Bücherdeckeln und den Titelblättern sei die Grundlage jeder wahren Wissenschaft.

Evangelina und ich wechselten einen raschen Blick; aber es gelang uns, ernst zu bleiben — wer will nun bestreiten, daß das Bewußtsein der Elternpflichten Wunder thun könne?

* * *

August war jedoch nicht der einzige Liebhaber seiner Bücher; es gab im Hause ein Wesen, das dieselben noch mehr als er und mit noch blinderer Leidenschaft liebte — das war Laurina, seine Schwester, ein Persönchen von zwei Spannen Höhe, das sich schon ganz gut auf den Beinen hielt und im Gehen nicht mehr schwankte, aber freilich noch nicht lesen konnte. Das war eine feurige Liebe! Wenn sie von Weitem ein Buch erblickte, das August auf dem Tisch hatte liegen lassen, lief sie jauchzend hinzu in der Meinung, es fassen zu können, aber wenn sie bei dem Tische angekommen war, sah sie es nicht einmal mehr; und nun warf sie verdutzte Blicke im Kreise umher, die ihren großen Bruder zum Lachen brachten. Aber er lachte nicht lange; in Laurina's Köpfchen keimte ein kühner Gedanke, wuchs eilig heran, mit Liebe gepflegt, und gelangte zur Reife: eines Tages erblickte das zwei Spannen hohe Persönchen den „Grundriß der Geschichte" auf dem Tische, trippelte hurtig heran, packte die Tischdecke und zerrte mit allen ihren Kräften, welche die Leidenschaft verzehnfachte.

Sie dachte nicht an die Gefahr, sich eine Lawine auf den Leib zu stürzen, oder richtiger, sie dachte daran, aber sie war auf Alles vorbereitet, denn sie zerrte immer weiter; nur in der letzten Secunde schloß sie die Augen, sonst nichts.

Der „Grundriß der Geschichte" stürzte nieder, in die Falten der weiten Decke verwickelt; Laurina, da sie sich unversehrt fand, hob das ersehnte Kleinod auf, drückte es an ihr noch von der eigenen Heldenthat pochendes Herz und legte es auf die Kniee des Papas, der Alles mit angesehen hatte und lachte. „Nicht lachen!" sagte Laurina. Ich verstummte sogleich. Sie schaute mich mit forschenden Blicken an, ob sie meinem Ernst auch trauen dürfte; dann öffnete sie den „Grundriß der Geschichte", natürlich verkehrt, und begann mit drolliger Ernsthaftigkeit zu lesen, indem sie jede Interpunction unterdrückte: „Zwei und zwei ist vier und zwei ist sechs und zwei ist acht und zwei ist zweiundzwanzig und zwei ist vierundzwanzig und zwei ist zwölf und zwei ist vierzig ..."

Sie schloß das Buch und sagte stolz: „Siehst Du, ich hab' es ganz gelesen!" Dann ging sie ab, zufrieden, daß der Papa ernst geblieben war.

Digitized by Google

II.

Noch hatte die Gelehrsamkeit meiner Kinder mir kein Leid verursacht und ich konnte sie für völlig unschädlich halten; die wohlweise Miene, welche mein Sohn bei seiner Rückkehr aus der Schule aufzusetzen pflegte, weckte in mir keinen Argwohn, vielmehr hatte ich mein Vergnügen daran und ermunterte ihn mit aller väterlichen Beredsamkeit. „Lerne, mein Söhnchen," sagte ich feierlich, „lerne mit Muth und Eifer, wenn Du ein Mann werden willst."

Evangelina hielt es für nöthig, die überflüssige Erklärung hinzuzufügen: „Nimm Dir ein Beispiel am Papa, lerne, und Du wirst ein Mann werden, wie er."

„Werde ich auch ein Rechtsanwalt?"

„Ohne Zweifel," antwortete ich, „und Du wirst eine glänzende Praxis und einen großen Ruf haben."

„Hast Du einen großen Ruf?"

„Und ob!"

Diese colossale Aufschneiderei war von meiner Gattin.

„Wie viele Bücher muß man lesen, um einen großen Ruf zu bekommen?"

„Sehr viele."

„Auch den „Grundriß der Geschichte?"

„Auch den."

„Und muß man Alles daraus wissen?"

„Gewiß." Ohne es zu ahnen, hatte ich den gröbsten Schnitzer meiner ganzen Vater-Carrière gemacht. August verließ mich gedankenvoll, und gleich darauf hörte ich ihn im Nebenzimmer seine Lection hersagen; er las mit einer ungewohnten Hartnäckigkeit immer denselben Satz, versuchte ihn auswendig nachzusprechen, machte einen Fehler, verbesserte sich und fing immer wieder von vorne an zu leiern: „Der König von Persien, Darius, der Sohn des Hystaspes, auch Ahasveros genannt, gedachte ein Weib zu erwählen aus den ehrbarsten ... Der König von Persien, Darius, der Sohn des Hystaspes, auch ... auch ... (Pause) Der König von Persien, Darius, der Sohn des Hystaspes, auch Ahasveros genannt, gedachte ein Weib zu erwählen aus den ehrbarsten und schönsten ..."

Und ich, ohne eine Ahnung meines traurigen Schicksals, rieb mir die Hände und dachte nicht einmal daran, mir die Frage vorzulegen, welche ehrbare und schöne Jungfrau jener Darius, der Sohn des Hystaspes, auch Ahasveros genannt, der durchaus nicht in den Kopf meines Sohnes gehen wollte, am Ende zum Weibe genommen hätte. „Er wird ihn schon hineinbekommen," dachte ich; „August ist hartnäckig wie sein Vater, wir werden sehen, Darius wird sich zuletzt mit seinem ganzen Gefolge gefangen geben müssen."

Im Gefolge des Darius befanden sich zu meinem Unglück allerhand Leute, von denen ich seit einer hübschen Spanne Zeit nicht mehr hatte reden hören; aber es kam mir gar nicht in den Sinn, daß es vielleicht klug gethan wäre, die Erinnerung daran ein wenig aufzufrischen.

Am Tage darauf kam mir August mit befriedigter Miene entgegen gesprungen. „Jetzt kann ich's ganz!" rief er mir schon von Weitem zu.

Digitized by Google

„Was?"

Und ohne Weiteres fing er an: „Der König von Persien, Darius, der Sohn des Hystaspes, auch Ahasveros genannt . . ."

Mir aber saß ein betrübter Client auf den Fersen, für den ich appelliren sollte; und beim besten Willen, August glücklich zu machen, konnte ich ihm jetzt kein Gehör geben.

Kaum aber war das finstere Antlitz meines Clienten hinter der Thüre verschwunden, als in der Oeffnung derselben, nur ein bischen tiefer, das triumphirende Antlitz meines Sohnes wieder auftauchte.

„Nun also," sagte ich und öffnete die Arme, damit er sich mit einem Sprunge hineinwerfen könnte, wie er zu thun pflegte, „also der König von Persien, Darius, der Sohn des Hystaspes, auch Ahasveros genannt . . .?"

August rührte sich nicht — er war zu voll von seiner Gelehrsamkeit.

„Also," beharrte ich, von meinem Verhängniß getrieben, „also er wollte ein Weib erwählen aus den ehrbarsten und schönsten Jungfrauen . . .? Und hat er dann eins gefunden?"

„Du weißt doch ganz gut, daß er eins gefunden hat!"

Jetzt erst sah ich den Abgrund, an dessen Rand mich meine Unbesonnenheit gedrängt hatte — denn ach, ich wußte es weder gut noch schlecht; ich hatte es total vergessen. Ich sah mich in der Gewalt meines Sohnes, der mir weis machen konnte, wenn er Lust hatte, der König von Persien habe sein Dienstmädchen geheirathet wie unser Nachbar gegenüber, und ich übte die wunderbarsten geistigen Turnkünste, um mich zu retten. Eine Zeitlang glückte es mir; schon hatte ich August das Bekenntniß entwunden, daß die Gattin des Darius Esther hieß und eine Waise war und einen Oheim Namens Mardachai hatte, als meinen Sohn auf einmal der Vorwitz plagte zu erfahren, warum der Oheim Mardachai sich dem Könige nicht als Verwandter zu erkennen gegeben habe. Einen Grund mußte das doch haben, um so mehr, wie August bemerkte, „als Darius, wenn Mardachai nicht so gehandelt hätte, doch nicht dem Anderen so sehr hätte vertrauen können, dem Andern, weißt Du, dem Andern . . . warte, ich hab's gleich . . ."

Ich lächelte und wartete mit Lammesgeduld, aber (wer ein Vaterherz besitzt, stelle sich meine Qualen vor) wer „der Andere" war, ich wußte es schlechterdings nicht. Ich wartete und lächelte; „der Andere" kam nicht.

„Es liegt mir auf der Zunge," sagte August und hob die Augen zur Decke empor, oder ließ sie flüchtig mein Gesicht streifen in der unerfüllbaren Hoffnung, daß ich ihm zu Hilfe käme, ohne ihn zu beleidigen. Mir blutete das Herz, doch ich blieb unerbittlich. „Du kannst es noch nicht ganz," sagte ich, „Du wirst es noch ein klein bischen überlesen müssen."

„Ich hab' das Buch hier . . . wart' einen Augenblick . . ." Und er lief eilig davon, um nachzusehen.

Als er triumphirend zurückkam, um mir zu verkünden, daß der Andere Haman hieß, hatte ich mich hinter einen dicken Band Pandekten verschanzt und konnte die tiefste Versunkenheit in meine Wissenschaft erheucheln, indessen ich

Digitized by Google

heimlich mehr als einmal zu mir selber sprach: „O Doctor, was für ein Dummkopf bist du!“

III.

An diesem Tage fühlte ich, daß etwas in den Beziehungen zwischen mir und meinem Sohne verändert war, und daß meine Vaterliebe, die einzige Liebe, in der, wie ich glaubte, die Koketterie keinen Platz fände, auch ihre Eitelkeit hatte. Ich war immer für meinen Sohn der beste aller Menschen gewesen, und nie hatte ich die Vollkommenheiten, welche er mir andichtete, bescheiden abgelehnt. Weil ich ihn auf steifem Arm im Kreise durchs Zimmer trug, rief er bewundernd: „Wie stark Du bist!“ — und er hatte sogar in der Küche dem Holzhacker erzählt: „Der Papa ist noch stärker als Du.“

Er brauchte mich nur über die dicken Folianten gebeugt, oder vor den Fächern meines Bücherschrankes zu sehen und zweifelte nicht, daß ich ein Wunder von Gelehrsamkeit sei. „Du weißt Alles!“ sagte er zu mir in den Zeiten, da er selbst noch nichts wußte, und in diesem Gedanken fand er einen Trost für seine eigene Unwissenheit. „Du weißt mehr als der Lehrer!“ versicherte er manchmal, und ich begriff sofort, daß an dem Tage der Herr Lehrer sein Wissen gemißbraucht hatte, um meinen Sohn zu quälen.

Ich will nicht behaupten, daß ich wirklich in gutem Glauben all diese Bewunderung einsteckte; allein ich fand Geschmack daran und wußte, daß sie meinen Sohn glücklich machte. Aber ach! Die hohe Meinung, welche August sich von seinem Vater gebildet hatte, konnte nicht länger dauern. Schon hatte Darius, der Sohn des Hystaspes, meiner schwindelhaften Größe den ersten Stoß gegeben; wer konnte wissen, ob nicht noch vor Abend ein anderer berühmter Mann den Blättern des „Grundrisses der Geschichte“ entsteigen und mich vor den Augen meines Sohnes beschämen würde!, Peinvolle Zweifel an meiner Existenzberechtigung übermannten mich; mir schien, ich dürfe nicht eine Stunde mehr auf dieser Erde athmen, wenn ich mir nicht die ganze Geschichte vom Oheim der Gemahlin des Perserkönigs gründlichst wieder einprägte.

Niemand sah mich; ich stöberte in dem Bücherschrank, zog ein altes Handbuch der Geschichte heraus und suchte in seinen Blättern eifrig die Ruhe meines aufgestörten Gewissens wieder zu gewinnen. Hätte ich es doch nie gethan!

Nach Verlauf einer halben Stunde war ich der Hoffnungsloseste aller Sterblichen; nachdem ich den ganzen Band sprungweise lesend durchblättert und auf jeder Seite ein Kapitel der Anklage wider mich gefunden hatte, blieb mein bestürztes Auge zuletzt auf dem Inhaltsverzeichniß haften, welches recht eigens als eine Klageschrift ans Ende des Buches gesetzt schien, um mir im Auszuge all meine Sünden der Unwissenheit vorzurechnen. Der Schleier war von meinen Augen gefallen; bis dahin hatte ich mich in den täuschenden Wahn wiegen können, all die herrlichen Kenntnisse, die ich mir einst in Jugendzeiten in den Kopf getrichtert, müßten noch darin sitzen; jetzt aber merkte ich, daß all die guten Leute, Hebräer, Assyrer, Perser sich heimlich fortgeschlichen und nur eine schauerliche Wirrniß von Jahreszahlen und Königreichen zurückgelassen hatten.

Da gab es keinen Ausweg mehr als die bange Wahl zwischen zwei schweren Uebeln: ich mußte mich entweder darein ergeben, in den Augen meines Sohnes

Digitized by Google

für einen Dummkopf zu gelten, oder aber kühnen Muthes mein ganzes historisches Gepäck von Neuem aufladen. „Die Geschichte ist die Lehrerin des Lebens", sprach eine Stimme in meiner Brust; „Du hast kein Recht die Gegenwart zu genießen, wenn Du nicht die vergangenen Epochen der Menschheit an den Fingern herzählen kannst". — „Unsinn!" antwortete schnell eine andere Stimme, „Du hast bisher Dein Leben genossen ohne die Hilfe irgend eines untergegangenen Volkes; so magst Du auch ruhig in Zukunft fortfahren und all der alten Scharteken lachen. Daß die Geschichte die Lehrerin des Lebens sei, wird freilich behauptet, aber bewiesen ist es noch nicht. Die Geschichte hat noch niemals andern Leuten als den Historikern genützt und in der Welt nichts hervorgebracht als historische Handbücher und Abhandlungen. Die Dynastien der Pharaonen folgen eine der andern, verschwinden, und was lassen sie der Menschheit zurück? Ein Paar Pyramiden; und das ist die Geschichte."

Diese Worte des Ungenannten in meinem Busen warfen einen Lichtstrahl in meinen verdüsterten Geist; ich hatte einen Ausweg aus dem schrecklichen Dilemma gefunden, und diesen Ausweg gab die Philosophie. Man weiß, die Philosophie hilft Gelehrten und Ungelehrten ohne Ansehn der Person; ich gehe noch weiter und behaupte, für ein unwissendes Menschenkind gibt es keinen andern Rettungsweg, als Philosoph zu werden und sich sein „System" zu machen. Mein philosophisches System schärfte meinem Sohne die Nothwendigkeit ein, Alles das zu lernen, was der Vater gelernt hatte, damit er später das Recht erwürbe, Alles zu vergessen, wie es der Vater vergessen hatte.

Es war eine große und kühne Idee; anfangs gefiel sie mir, ich bewunderte sie, bald aber erschien mir ihre Kühnheit maßlos, ihre Größe ungeheuerlich; ein Neuling in den Denkkünsten der Philosophen, empfand ich eine stille Scham, ich bekenne es, und kehrte zu bescheideneren Gefühlen zurück.

An diesem Tage begab ich mich aufs Gericht nicht mit dem stolzen Selbstvertrauen eines Mannes, der auf jede Ueberraschung des Civilprocesses vorbereitet ist, sondern mit der Aengstlichkeit eines Schülers, der seine Aufgaben schlecht gelernt hat. Und während der Anwalt der Gegenpartei seine Gründe entwickelte und ich weiß nicht was für Entscheidungen des Obertribunals heranzog, um die Beschlagnahme des Vermögens meines Clienten durchzusetzen, heftete ich den Blick auf die Vorsitzenden, auf die Richter, auf den feindlichen Anwalt und forschte unter ihren Talaren und Baretten nach meinem Perservolke. „Wenn ich jetzt unvermuthet aufstände," dachte ich, „und um Aufschluß über Mardachai bäte, welcher unter diesen könnte ihn mir geben? Jener Richter, der mit dem Schlummer kämpft, gewiß nicht; und selbst der Vorsitzende mit all seiner würdevollen Haltung vermöchte es kaum!"

Als dann die Reihe an mich kam, den maßlosen Ansprüchen der Gegenpartei entgegenzutreten, erhob ich kühnlich Einspruch gegen die Beschlagnahme unter Anrufung des Gesetzbuches und der Billigkeit. „Noch haben wir gewichtige Gründe zu erörtern," rief ich aus, „und wir verlangen Gehör!" Und mit kecker Wendung fügte ich hinzu: „Wir leben nicht mehr in den Zeiten der Pharaonen und der Großkönige; heute würde Ahasveros den Haman nicht hängen lassen ohne ihm Zeit zum Appelliren zu lassen. . . ."

Digitized by Google

Ich frage jeden Menschen: Was hatte Haman hier zu thun? Und dennoch machte die Phrase Eindruck, und das Vermögen meines Clienten wurde nicht beschlagnahmt — ein Beweis, daß die Geschichte doch zu manchen Dingen gut sein kann.

IV.

Ich nahm all meinen guten Willen zusammen, und indem ich jeden Abend eine halbe Stunde meinen Processen und den „Grundriß der Geschichte" meinem Sohne entzog, begab auch ich mich unter die Assyrer und Perser. Ich eilte mit Weile; ich dürstete gar nicht nach historischer Weisheit, wie man etwa glauben könnte, sondern ich begnügte mich damit, meinem Sohne in seinem „Grundriß" immer um einen Schritt voranzueilen, nur soviel, um nicht bei Tisch gewissen Ueberraschungen ausgesetzt zu sein, die mir die Verdauung, meinem Sohne aber die bewundernde Ehrfurcht gestört hätten, welche er seinem Vater schuldig war.

Das ging so eine Zeit lang ganz gut; allein es kam ein unseliger Morgen, wo die Classe, die mit mir in Persien und zwar gerade bei der Regierung Darius des Dritten, Kodomannus geblieben war, plötzlich, ohne mich zu benachrichtigen, eine Schwenkung nach Assyrien machte, und am selbigen Abend nannte mein Sohn in meiner Gegenwart die Namen Salmanassar und Sanherib, nicht ahnend, welches Herzeleid er mir anthat. Ich machte einen vergeblichen Versuch, ihn wieder nach Persien herüberzulocken, wo ich mich wie zu Hause fühlte; er blieb hartherzig, und ich mußte ihn reden lassen.

Dann kamen andere Ueberraschungen; die Geographie, die biblische Geschichte und sogar die Arithmetik, ermuntert durch das Beispiel des Katechismus, der für mich voller Geheimnisse steckte, folterten mich Morgens und Abends, verdarben mir wochenlang den Appetit und störten meinen Schlummer. Bald verließ ich die Sacramentslehre, um dem Laufe eines amerikanischen Flusses zu folgen, der aus persönlicher Bosheit nicht hätte in launenhafteren Windungen fließen können; bald mußte ich einen Berg erklimmen und ein Land aus der Vogelperspective betrachten, um mich plötzlich wieder mitten in der „ebenen Geometrie" zu finden, einer Geometrie, die in mir den stillen Wunsch erweckte, sie möchte für immer auf Bergeshöhen bleiben und nie mehr in die Ebene hinabsteigen.

Barmherziger Himmel, wie ungeheuer war meine Unwissenheit! Ich wußte rein gar nichts, oder noch schlimmer: ich wußte Alles falsch, weil das Wenige, was in meinem Kopfe sitzen geblieben war, in grauenhafter Unordnung durcheinanderlief. Es hätte ein heroisches Mittel zu meiner Rettung gegeben: ich mußte meine Studien vom ersten Anfang wieder aufnehmen, als wenn ich noch einmal mein Examen zu machen hätte; ich mußte das Gewand meines Wissens völlig neu weben — aber ich war feige, ich ließ es dabei bewenden, meine Kenntnisse auszuflicken, da wo die Ellbogen und die Kniee zu sehen waren.

Und es dauerte nicht lange, so ertappte mich August auf Lücken und Schnitzern, einmal, zweimal, zehnmal, erst mit Bestürzung, dann mit Kummer, zuletzt mit Schadenfreude. Er sagte nicht mehr zu mir wie in den schönen Zeiten seiner Unschuld „Du weißt Alles"; — im Gegentheil, es kam vor, daß er vor meinem Angesicht in den elementarsten Dingen, ja sogar in den „bürger-

Digitized by Google

lichen Rechten und Pflichten", die mein tägliches Brot waren, gelassen das tollste Zeug schwatzte und meine Verbesserung höflich, aber bestimmt mit der bündigen Formel zurückwies, die schon unzählige Väter hat erbleichen lassen: „Der Lehrer hat's gesagt!"

Evangelina versuchte mich zu vertheidigen und setzte alle Kraft der Gattenliebe und des guten Glaubens daran, mich über den Herrn Lehrer zu erheben — doch es war vergebliche Mühe. August leugnete es nicht mit offenen Worten, doch bei der nächsten Gelegenheit ließ er mich fühlen, wie geringe Illusionen er sich noch über meine Allwissenheit machte, indem er halblaut wiederholte: „Der Lehrer hat's gesagt!"

Ich aber lernte im Geheimen weiter, mit einer Unordnung, die den Zustand meines Geistes bezeichnete, Gebirgsnamen, Bevölkerungszahlen, das Quadrat der Hypothenuse, die Abendmahlslehre . . . . Vergebens! Gesagt von meinem Verhängniß unterlag ich endlich der letzten Prüfung.

V.

Mein Sohn hatte ein schwieriges Rechenexempel aufbekommen, und der Aermste, dessen schwache Seite natürlich die Mathematik war, konnte es nicht herausbringen.

„August wird mit seinem Exempel nicht fertig," mit diesen Worten trat Evangelina zu mir. „Ich begreife diese Lehrer nicht; ist das eine Art, einen armen Jungen so zu quälen? Den ganzen Morgen sitzt er über den Tisch gebückt; ich kann es nicht mehr mit ansehen; Du solltest ihm helfen."

„Ich ihm helfen!" rief ich aus. „Wozu geht er dann in die Schule? Wenn er die Exempel aufbekommen hat, so ist das ein Zeichen, daß er sie muß lösen können, und wenn er es nicht kann, ist es besser, der Lehrer erfährt es und wiederholt die Erklärung; überdies bin ich so sehr beschäftigt!"

Evangelina, weniger bedenklich, hatte wahrscheinlich selbst versucht, was ich nicht thun wollte; denn bald darauf kam sie wieder zu mir und sagte: „Das Exempel ist sehr schwer, die ebene Geometrie kommt darin vor. August kann es nicht lösen, er weint. . . ."

„Er weint? . . ." Ich eilte zu ihm.

Als ich die Schwelle des Stübchens überschritt, in welchem August sich seit einer Stunde abquälte, fühlte ich etwas wie die Ahnung einer Katastrophe. Doch es war keine Zeit mehr zum Rückzuge; ich näherte mich August, streichelte ihm das bethränte Gesichtchen und sagte mit einiger Würde: „Gib her! — Ein Ziegeleibesitzer hat so viele Steine zu liefern als nöthig sind für die Pflasterung eines Zimmers von trapezoidaler Gestalt, dessen Wände messen . . ."

„Es ist nicht schwer," sagte ich. „Und Du kannst es nicht herausbekommen?" Mein Sohn antwortete nicht; er blickte auf mich mit jener treuherzigen Bewunderung von ehedem, der sich eine gewisse Ueberraschung beimischte; und ich fügte hinzu: „Ich habe keine Zeit, und es ist ja auch Deine Sache, die Aufgaben zu machen; wenn ich sie machen wollte, brauchtest Du nicht zur Schule zu gehen. Doch jetzt hast Du schon zu viel gearbeitet, geh' auf den Hof und erhole Dich, lauf und springe; dann komm wieder herauf, und es wird Dir leichter werden."

„Es ist zu schwer," sagte er.

Digitized by Google

„Es ist ganz leicht," sagte ich.

Er ging auf den Hof zum Spielen, und ich nahm seinen Platz am Tische ein. Des Himmels Gnade erspare jedem Vater die Qualen, welche ich an diesem Morgen ausstand! Was mir aus der Ferne leicht vorgekommen, erschien mir wie mit tausend Knoten verwirrt, sobald ich es näher in Augenschein nahm. Evangelina sah mir zu, sie ahnte meine Verlegenheit. Ich hörte August auf dem Hofe toben, ich sah im Geiste die dringende Vorladung, die ich auf meinem Pult gelassen hatte; allein ich blieb hier wie angenagelt, durchblätterte grimmig die ganze „ebene Geometrie", rechnete, strich aus, fing die verunglückte Rechnung von vorne an. Allmälig pfropfte sich mein armer Kopf so voller Zahlen, daß ich mich gar nicht mehr darin zurechtfinden konnte, ich machte sogar Additionsfehler, und um eine abhanden gekommene Eins (eine Eins von Ziegelsteinen!) wiederzufinden, verlor ich eine kostbare Zeit. Mir wurde gemeldet, ein Client wünsche mich zu sprechen; ich ließ antworten, ich sei aufs Aeußerste beschäftigt und könne ihn jetzt nicht anhören. Da endlich blitzte ein Licht in meinem Geiste auf, die Lösung des Exempels stand klar vor meinen Augen, und ich brauchte kaum fünf Minuten, die Rechnung auszuführen. „Ich bin fertig," sagte ich zu Evangelina; „es war wirklich nicht leicht, und dann bin ich auch ganz außer Uebung . . ."

Es war recht überflüssig nach Entschuldigungen zu suchen; Evangelina bewunderte mich so wie so — und ich sah, wie diese Bewunderung unvermindert in August's sonst schon so pietätlos gewordene Seele überging, als er heraufkam und das Exempel gelöst fand. Da glaubte ich wahrlich nicht meine Zeit verloren zu haben; vielmehr betrat ich mein Bureau mit stolz erhobenem Haupte, als ob ich die Leuchte der Wissenschaft mit mir brächte.

Allein mein Schicksal war schon besiegelt. Nicht fröhlichen Trittes kam August aus der Schule zurück, nicht stürzte er jubelnd in mein Zimmer mit der Nachricht, er habe ein Lob für das Exempel bekommen — August kehrte heim wie ein geprügeltes Hündlein und drückte sich scheu in der Küche herum. Und als ich wissen wollte, was ihm wäre, antwortete er zögernd, die Rechnung sei falsch gewesen.

„Das ist nicht möglich!" rief ich aus.

„Ja," sagte betrübt mein Sohn, „es mußte 4526 Steine geben, und es gibt nur 3916."

Ich sah nach, ich fand nichts heraus. Wenn all' diese Steine auf mich herabgestürzt wären, sie hätten mich nicht gründlicher zerschmettern können.

Doch neben jedes Unglück hat der Himmel einen Trost gesetzt; ich fand meinen Trost an meinem Schreibpult. Es war Lavrina, das kleine Wunderkind; sie war auf meinen Lehnstuhl geklettert und studirte aufmerksam den Civilproceß. „Hör' mal zu, Papa," rief sie, sobald sie mich kommen sah, „hör' mal, ich kann es Alles: Zwei und zwei ist vier und zwei ist acht und zwei ist zehn und zwei ist zweiundzwanzig und zwei ist vierundzwanzig und zwei ist dreißig."

VI.

„Wenn ich groß bin, heirathe ich Dich, Papa!" sagte mir eines Tages meine Tochter.

Digitized by Google

Mit denselben Worten und dem gleichen Ton hatte August ehedem zu mir geredet; jetzt nicht mehr. Ohne auch nur die Augen von seinem Teller zu erheben, schüttelte er hochmüthig den Kopf und fuhr fort, seine Portion Rindfleisch zu bearbeiten.

„Ja, ich will Dich heirathen," blieb Laura bei ihrer Absicht; „nicht wahr, ich soll Dich heirathen?"

„Ja, Du sollst mich heirathen."

„Siehst Du wohl!"

Mein Sohn konnte nun nicht mehr an sich halten und sagte zu seiner Schwester: „Papa spaßt ja nur; merkst Du das nicht? Wenn Du groß bist, ist er ein ganz alter Mann, hat weiße Haare (hier blickte er mich an, um sich die künftige Verwüstung meiner armen Person recht lebhaft ausmalen zu können), so ein Gesicht hat er dann (und er durchfurchte es in Gedanken mit den tiefsten Falten), er hat dann keine Zähne mehr . . ."

Ich unterbrach diese grausame Schilderung durch den Einwurf, daß ich Zähne immer haben würde, denn ich könnte mir ja neue einsetzen lassen.

„Na ja," sagte August ohne die Fassung zu verlieren, „und dann wirst Du Dir auch eine Perrücke machen lassen."

„Nein, denn ich werde weiße Haare haben, hast Du selbst gesagt."

„Ja . . . aber ganz, ganz wenige, nur so ein paar hier und hier (und er faßte sich hinter die Ohren) wie unser Director . . ."

Laurina hatte sehr gut begriffen, daß eine solche Entstellung ihres Vaters ein schweres Hinderniß der projectirten Ehe sein würde, und entsagte ohne Weiteres ihrem Bräutigam, um einen anderen zu wählen.

„Schön," sagte sie, „dann heirathe ich Dich, Mama."

Jetzt aber lachte August so laut, daß seine Schwester fürchtete, eine Dummheit gesagt zu haben und bald die Mama, bald mich mit stummer Frage anblickte. Wir blieben Beide ernst, um unserm Sohn anzudeuten, daß seine Heiterkeit zu weit ginge; aber wir mochten es ihm nicht offen sagen, damit er unsern geheimen Schreck nicht merkte.

„Die Mama heirathen!" rief August endlich aus, „weißt Du nicht, daß nur ein Mann und eine Frau sich heirathen können . . .?"

„Und außerdem," mischte sich Evangelina in die Debatte, „außerdem werde ich ebenso wie der Papa alt sein, wenn Du heirathen kannst; ich werde auch weiße Haare haben und „so ein Gesicht", . . . ich werde häßlich sein und keinem Menschen mehr gefallen."

„Mir wirst Du immer gefallen," rief Laurina.

„Mir auch," sagte August, und nebenher entschlüpfte ihm mit der Hast einer plötzlich auffsteigenden großen Idee ein Ausspruch, den ich mit einem Kusse belohnen mußte. „Eine Mama wird niemals häßlich," sagte er und fuhr fort, nachdem er meinen Kuß mit Gelassenheit empfangen: „Aber darauf kommt es hier nicht an; wenn Zwei sich heirathen wollen, müssen sie ein Mann und eine Frau sein."

Laurina fand ein Mittel, dies unerbittliche Gesetz zu umgehen. „Der Mann will Ich sein," sagte sie, „ich ziehe Papas Hosen an."

Digitized by Google

Man stelle sich die impertinente Heiterkeit des Herrn Gymnasiasten vor! Wir hatten selbst die größte Lust zu lachen, blieben aber immer noch ernst, vielleicht allzuernst.

„Das müßte aber nett aussehen," rief August, „wenn Du Papas Hosen trügst und Dich in ein Mädchen verliebtest!"

Verliebtest! Meine Stirn umwölkte sich. „Verliebtest!" sagte ich streng, „was soll das heißen? Was sind das für Redensarten? Hast Du das in der Schule gelernt?"

„Nein," antwortete er treuherzig, „Du selbst hast einmal gesagt, daß man vor dem Heirathen sich verliebt."

Richtig! Das hatte ich ganz vergessen! Vor dem Heirathen verliebt man sich! Und ich gab meinem Sohn einen zweiten Kuß, den er mir mit einem gewissen Mißtrauen zurückgab.

Diese Unterredung, welche gefährlich zu werden drohte, wurde zum Glück durch den Fisch unterbrochen, der eben auf den Tisch gesetzt wurde. „Kinder," rief ich mit Nachdruck, „jetzt laßt aber das Geschwätz und achtet auf die Gräten; Dich, August, brauche ich nicht mehr zu ermahnen, Du aber, mein Püppchen, paß gut auf, denn wenn Dir eine Gräte in den Körper dringt, mußt Du sterben."

Laurina antwortete mir nicht, sondern hielt die Blicke ängstlich auf ihren Teller geheftet und sah zu, wie Evangelina, die meine Ermahnung doch nicht für genügend hielt, selbst die Gräten aus ihrer kleinen Portion Fisch entfernte.

Auf einmal fragte sie: „Mama, wie kommt es, daß die Fische die Gräten im Körper haben und doch nicht davon sterben?"

VII.

Es war kaum zu hoffen, daß mein Sohn, mit all' jener Wissenschaft im Kopfe, sich lange an der bloßen Theorie genügen lassen werde; ich erwartete vielmehr von Tag zu Tage, ihn die praktische Anwendung machen zu sehen — indem er sich verliebte. Aber während ich auf das Auflodern der Liebesgluth lauerte, war die erste Flamme meines Sohnes bereits erloschen; ganz im Geheimen hatte er sie genährt und erstickt, ohne das verlorene Vertrauen von Papa und Mama wieder zu suchen, welche Beide nicht einmal die Spur davon gefunden haben würden, hätte nicht der Zufall ihnen ein kleines Document in die Hände gespielt, das folgendermaßen lautet:

„Theure Johanna!

„Gestern Abend hast Du mir zuviel gelacht. Du lachst überhaupt immer zuviel, außerdem bist Du mir zu mager. Ich mag Dich nicht mehr. Hiermit zeige ich Dir an, daß ich Dich verlasse. August."

Arme Johanna! Ich wußte nicht, wer es war, aber in dem Gedanken an das arme so frühzeitig gebrochene Herzchen wiederholte ich halb ernst, halb scherzend: „Arme Johanna! Armes verlassenes Kind!"

Evangelina hatte mir das Blatt aus der Hand genommen und las es noch einmal durch, ohne ihre Heiterkeit zügeln zu können.

„Grausam ist er, aber aufrichtig," bemerkte ich, „der kleine Verräther..."

Digitized by Google

„Sei still, ich kann nicht mehr . . .“ unterbrach mich meine Frau, nach Fassung ringend.

„Der kleine Verräther,“ fuhr ich fort, „hat sich noch großmüthige Gewohnheiten bewahrt, die er später ablegen wird; er verläßt die magern Geliebten, aber er zeigt selbst seinen Treubruch an. Ach, arme Johanna, armes verrathenes Kind!“

Und mir kam ein neuer Gedanke. „Der Treubruch in der Liebe ist ein Factum, das ein anderes in sich begreift,“ sagte ich zu Evangelina, die vergebens fortfuhr, mich durch Winke um Schonung zu bitten; „er setzt eine andere neugeborene Liebe voraus. August, wette ich, läßt seine Johanna sitzen . . . „Theure“ nennt er sie, nicht wahr? Die letzte unwillkürliche Heuchelei . . .“

„Theure, ja, theure, und das ist unterstrichen,“ antwortete meine Frau.

„Unterstrichen? Folglich ist's eine Ironie. Und unser Sohn ist noch in der Vorschule! Welchen unseligen Gebrauch wird er erst von der Rhetorik machen, wenn er in den Gymnasialclassen sitzt! Doch wir sagten . . . was sagten wir doch gleich?“

„Du sagtest, daß August seine theure Johanna sitzen läßt — um ein anderes Weib . . .“

„Ja, ein anderes Weib! Und man müßte doch wissen, wer die glückliche Nebenbuhlerin ist . . . Doch vor allem Andern, wer ist Johanna? Weißt Du es?“

„Ja, ich weiß es,“ antwortete Evangelina, immer weiter lachend; „es ist das Kindermädchen unsers Hauswirthes.“

„Ein Kind von wenigstens zwanzig Jahren!“

„Zwei und zwanzig gesteht sie selber zu.“

„Ja, ich kannte sie auch, diese Jungfrau lang und mager wie ein Fasttag, mit rothen Haaren und einem schnippischen Mäulchen voll Selbstzufriedenheit. Sie hatten sich gesehen und sich lieben gelernt auf dem Hofe, im Dämmerlicht, wenn nach Tisch alle Hausbewohner ihre Kinder hinabschickten, um sie sich austoben zu lassen; doch, ohne Johanna Unrecht thun zu wollen, mir schien, daß mein Sohn es gemacht hatte wie manchmal bei Tische, wenn er mehr dem Rathe der Gefräßigkeit als des Wohlgeschmacks folgend, sich das dickste Stück oder den größten Kuchen erwählte. Unter den kleinen Mädchen seines Alters, die sich dort im Garten begegneten, waren mehrere recht niedliche, und unter andern eines mit Namen Angela, das die merkwürdige Kunst verstand, die Muse (ich sage: die Muse) des Rechtsanwalts Placidi wieder zum Leben zu erwecken. Wahrhaftig, ich, der ich seit undenklichen Zeiten Augen, Mund und Haare nicht mehr anders als mit ihrem physiologischen Namen genannt hatte, sagte ganz aus freien Stücken, Angela's Augen wären zwei Sonnenstrahlen, ihre Haare ein reizendes Gewebe aus Seide und Gold, und ihr Mündchen, wenn es sich zum Lächeln öffnete, schiene eine reife Kirsche, von einem klugen Sperling angepickt — Gott schütze und bewahre davor jedes hübsche Frauenzimmerchen! —

Und sintemal es nun im classischen Lande Dante's das Geschick jeder menschlichen Creatur vom starken Geschlechte ist, mit neun Jahren sein Herz an eine Beatrice zu verlieren, so hätte ich es nicht ungern gesehen, wenn meines Sohnes

Digitized by Google

Beatrice Angela geheißen hätte. Und da ich aus Erfahrung wußte, daß Schülerlieben hauptsächlich auf die Kalligraphie und die Stilistik in Vers und brieflicher Prosa einen günstigen Einfluß üben, so würde ich mich allenfalls über die nothwendig damit verbundene Vernachlässigung der Arithmetik und der alten Geschichte getröstet haben, wenn August dafür den beiden Sonnenstrahlen Angela's seine Huldigung erwiesen hätte.

Allein Angela hatte einen entscheidenden Mangel in den Augen meines Sohnes; sie war ein Kind; sie reichte noch nicht einmal an die neun Jahre heran! August spielte Versteckens mit ihr wie mit den Andern auch und suchte sie weder mit Vorliebe noch fand er sie mit besonderer Freude, noch auch drückte er sie, wenn er sie fand, an die Brust unter dem Vorwande, sie nicht entschlüpfen zu lassen. Ich sah das wohl von meinem Fenster aus — er wollte von keiner Leidenschaft für sie wissen. Und die verlassene Johanna?

Die verlassene Johanna trug ihr Kreuz mit erfreulicher Fassung, stieß nur manchmal herzzerreißende Seufzer aus oder zeigte die erschreckendsten Geberden wahnsinniger Eifersucht; meistens aber lachte sie. Oftmals, im Taumel überschwenglicher Leidenschaft, nahm sie den widerspenstigen Liebhaber auf den Arm und küßte ihn mit Gewalt vor den Augen des gesammten kleinen Völkchens auf dem Hofe, um ihn für seine Treulosigkeit zu strafen; gleich darauf aber beruhigte sie sich wunderbar, und eines Tages gewann sie es sogar über sich, bei einer neuen Liebe August's die Vermittlerin zu spielen, indem sie ein von seiner Hand kalligraphisch geschriebenes Billetchen — wem überbrachte? Der schönen Julia, Angela's älterer Schwester.

Diese junge Dame stieg nicht mehr zum Hofe hinab, zählte ihre vollen achtzehn Jahre und war im Begriff, sich mit einem Cavallerie-Officier zu verheirathen. Diese gehäuften Hindernisse hatten jedoch die erotische Kühnheit meines Sohnes nicht zurückgeschreckt; kaum hatte er Julia am Fenster erblickt, als er ihr ohne Zögern schrieb, daß er sie heirathen wollte und daß er sich vor dem Säbel des Cavallerie-Officiers nicht fürchtete.

Johanna hatte die Antwort auf den Brief in Gestalt einer Bonbondüte mitgebracht, und der kleine Don Juan, dadurch ermuthigt, hatte Julia eines Sonntags zu der Stunde, wo sie zur Messe zu gehen pflegte, auf der Treppe erwartet, um ihr einen Kuß zu geben — sobald er sie jedoch erblickte, entsank ihm der Muth, und er warf sich in schimpfliche Flucht. Trotzdem war das Verhältniß eingeleitet; Evangelina, als sie von der Bonbondüte erfuhr, schalt ihren Sohn, so schwer sie auch die eigene Lachlust unterdrücken konnte; dann aber hielt sie es für ihre Pflicht, der Familie der schönen Julia ihren Besuch zu machen, und eine Woche später hatte August mit seinen abenteuerlichen Manieren alle Herzen von Herren und Dienern gewonnen, seinen Nebenbuhler, den Cavalleristen, nicht ausgenommen, welchem er die Braut geraubt hatte, wie er ihm offen ins Angesicht prahlte.

Was war zu thun? Es lachten Alle, und so lachten wir auch. Eine Zeitlang knüpfte August ohne sein Wissen ein freundliches Band zwischen den beiden Liebenden; vielleicht aber merkte er doch auch allmälig, daß jedesmal, wenn er einen Kuß von Julia's Lippen geraubt hatte, der kleine Lieutenant ihn rasch zu

Digitized by Google

sich rief und ihm den Kuß noch warm von den Lippen nahm. Und einmal äußerte August offen vor Aller Ohren solchen Verdacht. „Warum küssest Du sie nicht auch?“ schloß er dann. „Ich erlaube es Dir.“

Die Cavallerie gerieth in schwere Verwirrung; an diesem Tage habe ich zum ersten Mal in meinem Leben einen Officier der königlichen Armee erröthen sehen.

Darauf schwang sich August kühn auf den Schoß der schönen Jungfrau und küßte sie auf die Wangen, die Augen, die Haare und sogar die Ohren — um von ihr Besitz zu ergreifen, wie er sagte. „Jetzt bist Du mein,“ versicherte er, „ich habe Dich ganz und gar geküßt.“

Der kleine Lieutenant bemühte sich, den Unbefangenen zu spielen, lächelte und lachte, konnte aber doch nicht ganz verbergen, daß er am Liebsten das Gleiche gethan hätte, und im Grunde machte er eine ziemlich traurige Figur. „Du bist neidisch?“ fragte ihn mein Sohn, und als ob er in seinem Herzen läse, fügte er zu seinem Troste hinzu: „Ich habe sie Dir nicht verdorben . . . und übrigens ist sie ja mein.“

„Ich bin nicht eifersüchtig,“ sagte der kleine Lieutenant, und überflüssigerweise wiederholte er noch einmal: „Ich bin nicht eifersüchtig.“

Doch August ließ sich den Faden seiner Idee nicht entreißen, sondern that mit spöttischer Feierlichkeit den Ausspruch: „Der Neid ist eine Todsünde; Du wirst dafür in der Hölle brennen müssen.“

Der kleine Lieutenant lachte zuerst mit den Andern; dann seufzte er, blickte in Julia's Augen und sagte, er brauche den langen Weg zur Hölle nicht erst zu machen, er brenne so schon zur Genüge.

Auch Julia that einen ganz leise andeutenden Seufzer, worauf sie Beide schweigend weiter glühten.

VIII.

Die „Hölle“ des kleinen Lieutenants dauerte noch einige Wochen; eines schönen Morgens aber nahm ihn endlich die schöne Julia bei der Hand und führte ihn feierlich in das Paradies des Standesamts und gleich darauf in die Kirche wie in ein neues Purgatorium. Dann gingen die jungen Gatten, etwas blasser als sonst, nach Hause, um vor der Abreise noch eine kleine Erfrischung zu sich zu nehmen.

Hier erwartete sie mit festem Anstand mein Sohn; sein Gesicht war etwas aufgeregt, seine Augen leuchteten, und als er zu reden begann, zitterte seine Stimme. Keinen Ausbruch der Leidenschaft ließ er vernehmen, keinen Vorwurf, kein Zornesschnauben der Eifersucht; wohl aber etwas noch viel Schlimmeres — Verse!

„Zu dieser schönen, heißersehnten Feier . . .“

Er hatte einen Vorschuß erhoben bei der Muse, die ihn von Rechtswegen doch erst in der Secunda des Gymnasiums begeistern durfte — und die Muse hatte ihm nicht weniger als vierzehn Verszeilen (und noch dazu jene langen von elf Silben oder auch manchmal etwas mehr) zugebilligt: das Ende jeder einzelnen war ganz deutlich an einem klaren, klappenden Reim zu erkennen.

Die Musen hätten aber leicht ihre vorzeitige Gefälligkeit bereuen dürfen;

Digitized by Google

denn August, den jüngsten Zeiten der Literatur vorgreifend, wollte sich gedruckt sehen, und seines Vaters schweres Amt war es, ihm an diesem unseligen Tage (er sagte: „Schöne, heißersehnte Feier"; doch man weiß ja ... die Poeten!), an welchem ein Officier von der Cavallerie ihm auf gesetzlichem Wege die Geliebte entführte, ihm an solchem Tage auch noch einen unschuldigen Trost versagen zu müssen — unter dem nichtigen Vorwande, daß „Feuer" in der achten Zeile kein völlig reiner Reim wäre auf „Feier", „Schleier" und „Freier".

Die Neuvermählten reisten ab, und mein Sohn, nachdem er ruhig von der schönen Ungetreuen Abschied genommen, machte sich daran, zu Hause sein Weh in Verse strömen zu lassen. Er bejammerte den Verrath und verfluchte sein Dasein — aber mit dem noch frischen Verzweiflungsschrei auf den Lippen bekannte er mir, daß es „nur Spaß wäre", und daß er seines Lebens nie so froh gewesen als jetzt, da er ein so schönes neues Spielzeug entdeckt hatte.

„Man muß keine Lügen schreiben," ermahnte seine Mutter.

„Das sind keine Lügen," belehrte uns August; „das ist Poesie ... die Poesie ist so, nicht wahr, Papa?" —

Einige Wochen lang feierten nun die schlecht gezählten Fünffüßler wahre Orgien in dem kleinen Poetenhirn. August hatte in einem alten Bücherschrank ein bestaubtes Hirtengedicht gefunden und dies zu seinem Gefährten, zu seinem Lehrer gemacht. Wie er es in diesem Liebescodex fand, taufte er seine neue anonyme Flamme bald Phyllis bald Chloris; ein freiwilliges Opfer seines Dichterschwunges, legte er sich die langsame Folter auf, die Reime seines Vorbildes in die eignen Verse einzuflicken; so passirte ihm kein Reim mehr wie „Feuer" auf „Feier", ohne daß er sich auf die „poetische Licenz" berufen durfte. Jeden Tag erschienen Sonette mit einem langen Schwanz hinter dem gesetzmäßigen Ende oder auch ganz ohne Anfangs- und Schlußreim — wie man sich das vorstellen kann, da sich die schäferlichen Wendungen sinnig mit etwas vorausgeahntem modernstem „Realismus" paarten, an den Stellen, wo ihm der poetische Athem ausgegangen war. Und dennoch, wer damals auf den Grund meines Vaterherzens hätte blicken können, der würde darin eine merkwürdige Nachsicht empfunden haben; ja sogar eine Art von närrischem Stolz, meinen Sohn mit zehn Jahren als rückfälligen Autor ähnlicher Frevel zu wissen.

Die verliebten und poetischen Seitensprünge August's hatten mir noch keine Spur von Kummer bereitet; wenn der kleine Poet von seiner Muse Urlaub genommen hatte, ging er so ruhig wie sonst, wenn er von den Knieen seiner Julia herabgesprungen war, an seine Arbeit, lernte seine Lection und rechnete seine Exempel; in der Schule war er aufmerksam und machte bei der Schlußprüfung dieses Jahres dem Papa und der Mama, Phyllis, Chloris und den Musen alle Ehre.

Doch ach! — an einem unglückseligen Tage ging August ins Gymnasium mit dem Feuereifer eines Eroberers und kam nach Hause wie ein Besiegter. Dort auf den Schulbänken hatte er die Muse wiedergetroffen; aber nicht die Göttin, welche ihn begeisterte, nicht seine holde italienische Muse, sondern eine fremde, reimlose, die ihn durch Diphthonge und seltsame Endungen erschreckte — Musa, Musae, die Muse der lateinischen ersten Declination!

Digitized by Google

Er bekannte mir, daß er sie anfangs mit Freuden begrüßt hatte als eine alte Freundin, die ihm entgegenkäme, um ihn in den Tempel der lateinischen Grammatik einzuführen; aber nach wenigen Proben schon merkten er und seine Kameraden, daß von den Declinationen auf us und es, vom Verbum und vom Pronomen nicht viele Freuden zu erwarten wären. Schon im Plural der ersten Declination, als die Muse sich in musarum verwandelte, begann sie ihm unkenntlich zu werden. „Und wozu auch durchaus Lateinisch lernen," meinte er, „da es doch eine todte Sprache ist?"

Ich setzte ihm auseinander, daß die lateinische Sprache die Mutter der italienischen sei, die Sprache des Cicero, welcher der Vater der großen Advokaten ist, die Sprache des Horaz, welcher der Vater der guten Satire ist, die Sprache des Justinian, u. s. w. u. s. w. Und feierlich fügte ich hinzu: „Wenn Du einmal Advokat bist, mußt Du Lateinisch können, um die alten Codices zu verstehen; auch wenn Du Arzt werden willst, wird Dir diese todte und doch unsterbliche Sprache nicht ohne Nutzen sein; denke nur, daß bis vor Kurzem die Recepte noch lateinisch verfaßt wurden! Die Wissenschaft der Alten ist lateinisch geschrieben; fast alle Citate, mit denen man kleinen Argumenten eine gewisse Größe gibt, fast alle Citate, mit denen man hinkende Beweise stützt, sind lateinisch."

Mein Sohn hörte mir mit offenem Munde zu, ohne etwas Rechtes davon zu verstehen, aber mit wachsendem Schrecken. „Dann muß es sehr schwer sein!" seufzte er.

„Nein," sagte ich, „es ist ganz leicht; nur im Anfang scheint es schwierig, nachher ist's eine Kleinigkeit."

„Hast Du es gelernt!"

„Und ob!"

„Ganz und gar?"

„Ganz und gar."

„Auch die Verba? Auch hic, haec, hoc? Auch dies, diei?"

Die dringlichen Fragen meines Sohnes hatten ihren geheimen Nebensinn; mehr als einmal hatte er mich mit seiner frisch eingesogenen Wissenschaft in der Geometrie oder in der alten Geschichte auf den Sand gesetzt — jetzt aber nahm ich meine Rache. „Acht Jahre lang habe ich es studirt," entgegnete ich mit stolzer Sicherheit, „und ich berene es nicht; wenn Du es ebenfalls acht Jahre lang studirt haben wirst . . ."

August unterbrach mich: „Also wenn man Dir ein lateinisches Buch in die Hand gibt, verstehst Du es völlig?" Der Hieb war boshaft.

„Wenn Du es ebenfalls acht Jahre lang studirt haben wirst," fuhr ich fort, ohne mit der Wimper zu zucken, „wirst Du ebenfalls soviel davon verstehen wie ich; Du mußt Dich nur im Anfang nicht entmuthigen lassen und darfst nachher nicht ermüden. Die Declinationen wollen gründlich gelernt sein und die Conjugationen und später die Abhängigkeit der Sätze . . ."

Ein dunkles Grauen malte sich auf seinem Antlitz; er senkte den Kopf und hörte auf zu fragen.

Digitized by Google

IX.

Gegen alle meine Erwartung ging die Sache mit der Zeit immer schlechter; mein Sohn, der mit allen neun Musen auf Du und Du gestanden, konnte sich nicht entschließen, das Lateinische mit etwas Methode zu lernen. „Die Regeln!" sagte der rebellische kleine Schlingel. „Was soll ich mit den Regeln anfangen? Wozu nützen die Regeln? Wer hat die Regeln der lateinischen Grammatik gemacht?"

„Die Grammatiker haben sie gemacht," antwortete ich mit großer Klarheit; „wenn man die classischen Autoren studirt, den Geist der Sprache . . ."

„Und warum haben sie keine Regeln für das Mailändische gemacht?"

„Weil das Mailändische keine Sprache, sondern bloß ein Dialekt ist . . ."

Er dachte ein wenig nach, dann schien er auf einen entscheidenden Beweis zu fallen. „Ja, das Mailändische ist leichter; Laurina konnte ohne Declinationen und Conjugationen mit drittehalb Jahren mailändisch sehr gut sprechen . . . für das Lateinische dagegen braucht man acht Jahre."

Mir fuhr es heraus: „Und das ist noch nicht einmal genug," — doch ich bereute es sogleich und fügte sehr ernsthaft hinzu: „Man muß sich dann sein ganzes Leben lang üben."

„Hast Du Dich immer geübt?" fragte August, mir scharf auf den Leib rückend, „machst Du gar keinen Fehler mehr?"

Da gab es keine andere Rettung, um das väterliche Ansehen zu wahren und doch nicht zu lügen, mußte ich auf Lateinisch antworten: „Errare humanum est; homo sum et nihil humani a me alienum puto."

August hörte mir erst neugierig zu, dann zuckte er die Achseln, dann ging er ab, zwischen den Zähnen murmelnd: „Nominativ: domus das Haus; Genitiv: domi des Hauses, Dativ: domo dem Hause, Accusativ . . ."

Laurina, die seit einer Stunde ihren Bruder in der fremden Sprache mit sich selber hatte reden hören, glaubte plötzlich etwas davon begriffen zu haben und sagte mir mit triumphirender Miene: „Papa, ich weiß, was August sagt."

„Wirklich? Was sagt er denn?"

„Er sagt, der Dom ist größer als ein Haus."

„Und da hat er vielleicht nicht Unrecht . . ."

„Nein, gewiß nicht!" Laurina gab ihm Recht, sie meinte aber nicht, daß es so oft wiederholt zu werden brauchte. Sie war auch schon im Dom gewesen und hatte wohl gesehen, daß er groß war; mehr als Alles aber hatte sie ein Gemälde bewundert, auf dem man eine Madonna mit gefalteten Händen sah und um sie her lauter „zerbrochene Engel".

Ich war etwas verwundert, bis ich dahinter kam, daß die „zerbrochenen Engel" meiner Tochter — geflügelte Köpfchen waren.

August, da er mich lachen hörte, fuhr grimmig in seiner Declination fort: „Nominativus, Singularis: domus das Haus . . ." Seine Stimme bewegte sich durch wunderbare Abstufungen, tönte jetzt sanft, dann spaßhaft, dann beim ersten Anstoßen verachtungsvoll und kam zuletzt immer wieder beim Ingrimm an.

Auch die zweite Declination hatte die hartnäckige Bosheit, schlechterdings nicht in seinen Kopf zu wollen. „Hör' auf für jetzt," rief ich ihm zu, „spiele

Digitized by Google

ein bischen und zerstreue Dich, jetzt würde es Dir doch nichts nützen, weil Du an andere Dinge denkst." Er verstummte, ein Zeichen, daß ich recht geahnt hatte. „Woran dachtest Du beim Lernen?"

„Ich dachte, daß Laurina nicht bloß Mailändisch kann, sondern auch Italienisch, und sie ist doch nie in die Schule gegangen; ich dachte, daß in der Schule . . ."

„Nun also, in der Schule? . . ." forschte ich und legte in die Frage die ganze väterliche Strenge. Er wollte seine Aeußerung nicht zu Ende führen; ich aber verstand leicht, daß ihm dieselben Gedanken kamen, die ich zu meiner Zeit auch gehabt hatte, ohne sie zu Hause zu bekennen.

X.

Es war eine That der Verzweiflung. — Da mein armer Sohn keinen andern Trost für die traurige Rolle wußte, die er in der Schule im Lateinischen spielte, so beschloß er in seinem Herzen, sich von Neuem zu verlieben.

Wenn ein Schüler einen für seinen inneren Frieden so bedenklichen Vorsatz gefaßt hat, so pflegt er um sich zu schauen, und falls das Glück ihn nur ein wenig begünstigt, so wird er bald genug einen geliebten Gegenstand entdecken. So that mein Sohn, und ich ward Zeuge dieser Scene.

Eines Abends, gegen Sonnenuntergang, standen die Mütter und Väter an den Fenstern nach dem Hofe zu, um sich der Kühlung und des Lachens ihrer Kinder zu erfreuen. Diese spielten Blindekuh, ein lustiges und ungefährliches Spiel, bei dem die „Großen" auch den Kleineren Zutritt gewährt hatten, um ihnen eine Freude zu bereiten. Ich machte eben Evangelina auf die verschmitzten Bewegungen eines spannenhohen kleinen Schelms aufmerksam, der sich auf den Fußspitzen heranschlich, um den Blinden am Rockschoß zu zupfen, dann weithin entfloh, sich verfolgt glaubend, und erst in sicherer Entfernung stillhielt, indem er sein triumphirendes Gesichtchen zu einem Balkon des dritten Stockes emporhob, um den Beifall eines wohlwollenden Zuschauers zu empfangen.

August, mein August blickte nicht nach uns aus; August hatte uns vollkommen vergessen. Er hatte einen Bund geschlossen mit Angela, der blonden Angela, jener Kleinen mit den Kirschenlippen, und er paßte eifrig auf, sie nicht in die Hände des Suchenden fallen zu lassen.

Angela war sichtlich in die Höhe gewachsen, aber sie blieb immer das lieblichste Geschöpfchen, das ich je gesehen; beim Spielen war sie roth wie eine Rose im Gesicht geworden, und einige Haarlöckchen waren dem Kamm entschlüpft; man kann sich vorstellen, daß ihr dies nicht zum Nachtheil gereichte. Wenn sie um den Blinden herumlief und sich hastig zurückwandte, nachdem sie „Blindekuh!" gerufen, flog sie fast jedesmal in die Arme meines Sohnes — dann faßten sie sich bei der Hand, und während sie so neben einander hinliefen, bemerkte Evangelina, daß Angela gute zwei Finger größer war als August.

„Das kann nicht sein," sagte ich, „die Frisur läßt es nur so aussehen."

Es war aber wirklich so — und das war's gerade, warum August ein Auge auf sie geworfen hatte. Er redete zu ihr ohne Verlegenheit, mißhandelte sie auch ein wenig unter dem Vorwande, ihr einen klugen Rath oder einen

Digitized by Google

heilsamen Ruck zu geben; von Zeit zu Zeit jedoch blickte er sie heimlich von der Seite an und schien dann jedesmal von Neuem überrascht durch gewisse hübsche Sachen, auf die er sonst nie geachtet hatte, nämlich ein reizend schelmisches Näschen, zwei große, klare Augen und das Uebrige. Manchmal verlor er sich so ganz in diese Betrachtung, daß Angela selbst ihn beim Arme fassen und ein Stück hinter sich her reißen mußte, um ihn vor dem Greifenden zu retten. Ein solcher Augenblick der Zerstreuung ward verhängnißvoll für das künftige Liebespaar: Blindekuh kam herangetappt, streckte die Hände aus, faßte etwas, packte es fest, und der ganze Kinderchor schrie in die Hände klatschend: „Gefangen! Gefangen!"

Ja, Angela war gefangen; jener Unglückliche, der seit einer halben Stunde im Finstern getastet, hatte schon die Binde abgerissen, rieb sich die geblendeten Augen und lachte über den eigenen Triumph. Angela lachte auch. Drei der Ungeduldigsten und Dreistesten drängten sich heran, um ihr die Augen zu verbinden; es waren aber so kleine Knirpse, daß sie ihre Noth gehabt hätten, sich mit Ehren aus dem Handel zu ziehen, wenn Angela sich nicht gebückt hätte.

Jetzt legte sich mein Sohn ins Mittel: „Was versteht Ihr davon?" Er nahm das Tuch, legte den Mund an Angela's Ohr, um ihr etwas zuzuflüstern, was sonst Niemand hören durfte, und knüpfte dann selbst die Binde, aber in so zarter Manier, daß sie weder zu sehr preßte, noch die Ohren bedeckte, noch auch nur die rebellischen Löckchen festhielt. Soviel Zartheit und die geflüsterten Worte erregten Verdacht. Einige blickten von unten her unter Angela's Binde und behaupteten: „Sie kann sehen!"

„Nichts kann ich sehen!" protestirte die Kleine. Auf jeden Fall aber mußte das Tuch etwas fester geschnürt werden, um den Schein der Gerechtigkeit zu retten; nur ließ mein Sohn keinen Anderen dazukommen.

Ein Gelächter, ein Durcheinanderschreien: „Blindekuh! Blindekuh!" Drei oder vier neckende Stöße von dieser und jener Seite, und all die kleinen Schlingel zerstreuten sich und ließen das arme Mädchen allein in der Mitte des Hofes. Das Blondköpfchen war völlig hilflos, bewegte sich kaum gebückt mit ausgestreckten Händen vorwärts, ohne einen größeren Schritt zu wagen. Schon wurde sie ob ihrer Zaghaftigkeit ausgelacht — und sie selber lachte mit.

„Paßt auf!" rief August wichtig, „paßt auf, ich will ihr einen Kuß geben, und sie soll mich doch nicht kriegen!"

„Ich auch!" schrie ein Anderer.

„Du nicht!" entgegnete August, „ich allein." Und mit diesen vier kurzen Wörtchen und einem noch kürzeren Rippenstoß erreichte der kleine Tyrann mehr, als wenn er die glänzendsten Vernunftgründe ins Feld geführt hätte: der Andere verzichtete auf die Unternehmung, und August machte sich allein ans Werk. Er ging auf den Fußspitzen bis in ihre Nähe, dann hustete er und rief: „Hier bin ich!" sprang einen Schritt zurück, dann wieder vor, streifte ihr Kleid und entfloh — der Heuchler! — als ob er wirklich Furcht hätte, von ihr gegriffen zu werden; zuletzt packte er ihre beiden Hände und küßte sie mehrmals auf den lachenden Mund. Doch entweder hatte Angela wirklich soviel Kraft, oder mein Sohn stellte sich schwächer als er war: Thatsache ist, daß sie ihn festhielt und

Digitized by Google

lange in ihre Arme preßte unter dem Gelächter des Chors, der abermals in gutem Glauben schrie: „Blindekuh! Blindekuh!“

XI.

Später am Abend, als die Stimmen der vorsichtigen Mütter in den Hof hinabtönten, ihre Kinder zurückzurufen, und man zu gleicher Zeit dort „Angela!“ hier „August! Laura!“ rufen hörte, da lösten sich zwei kleine Schatten von der Wand, nickten sich unbefangen zu, ohne sich die Hand zu drücken, selbst ohne sich ins Gesicht zu sehen, und trennten sich, ohne sich noch einmal umzuwenden. Schwieriger war es, Laura aus den Händen eines frühreifen kleinen Taugenichts von kaum drei Jahren zu befreien, den sie mit Engelsgeduld bemuttert hatte und der jetzt wie ein Besessener schrie und sie mit nach Hause nehmen wollte.

In dieser Nacht blieb August eine Stunde länger als gewöhnlich auf, um seine Arbeiten noch einmal durchzusehen, wie er sagte. Diese Arbeit, die er wohl zehnmal wieder durchsah, begann unabänderlich, unwandelbar mit den Worten: „Angebetetes Mädchen!“

Er versuchte auch wieder Verse zu machen — ich fand davon nachher die Spuren — aber er merkte wohl die Unbequemlichkeit, die Fülle seines Herzens in abgezählte Silben und Reime zu pressen, und entsagte der Muse in dieser Nacht; ich glaube auch nicht, daß er später noch einmal seiner Jugendsünde verfallen ist. Weil er jetzt ernsthaft lieben wollte, liebte er in Prosa — doch, o ihr Musen, welche Ströme von Prosa! Zu jeder Tageszeit fand ich meinen Sohn bemüht, einem Stückchen Papier ein Stückchen seiner großen Leidenschaft zu vertrauen. Mir vertraute er nichts, wie man sich denken kann; er hatte im Gegentheil eine große Furcht vor meinem stillen Lächeln und vor meinen Versuchen, durch ein hingeworfenes Wort ihm meine Mitschuld aufzudrängen; eifersüchtig bewachte er seine verunglückten Stilproben, aber doch nicht sorgsam genug, als daß ich nicht Mittel gefunden hätte, in der Stille die Bildung und Entwicklung seines Briefstils verfolgen zu können.

In den ersten Tagen war es ein kurzathmiger, hüpfender Stil, wie ihn gewisse moderne Prosaiker haben; doch allmälig dehnten sich seine Perioden und gönnten einer wachsenden Fluth von Adjectiven und Adverbien, Gleichnissen und Bildern und selbst hie und da einem eignen Gedanken und einem echten Gefühl den Zutritt. Jetzt erschien sein Stil schwülstig, wie ihn gewisse andere moderne Prosaiker zeigen.

Nach zwei Monaten solcher redlichen Uebung war August im Italienischen der Erste seiner Classe, und der Lehrer, ein Mann von altmodischer Bescheidenheit, fragte sich mit ehrlicher Verwunderung, wie nur der kleine Nichtsnutz soviel Saft aus seinen Lectionen hätte saugen können.

XII.

Und wie nahm Angela meines Sohnes Prosa auf?

Mit großer Ruhe und einer Würde, die mir eine immer neue Offenbarung der weiblichen Natur war. Ich theilte Evangelina meine Betrachtungen mit, und sie gab mir Recht: „Die Mädchen sind immer reif zur Liebe.“

Digitized by Google

Vielleicht nur weil ihr die Flügel der Beredsamkeit noch nicht gewachsen waren und sie dem glatten Boden der Grammatik und Rhetorik noch nicht recht traute, vielleicht nur deshalb wich sie hartnäckig dem Schreiben aus oder that es mit einem Lakonismus, welcher der besten Zeiten Sparta's würdig gewesen wäre; jedenfalls aber erzielte diese kluge Zurückhaltung eine zwiefache großartige Wirkung: der neugierige Schwiegerpapa bewunderte die frühzeitige Frauenwürde seines künftigen Töchterchens, ohne auf ein gelegentliches orthographisches Schnitzerchen viel Gewicht zu legen, und der „angebettete Auguft" fühlte sich selbst mit dem doppelten „t" noch nicht genügend angebetet.

Wenn diese Flamme noch ein Weilchen in gleicher Gemächlichkeit und ohne einen störenden Gegenwind fortgebrannt hätte, wäre sie ohne Zweifel erloschen wie die früheren: eines schönen Tages hätte Auguft an Angela geschrieben und ihr die Anzeige gemacht, daß er sie zu verlassen gedenke, und er hätte wieder seinen Krieg mit dem Lateinischen begonnen. Doch das Feuer der Leidenschaft wurde bisweilen zu kräftigerem Brande wieder angefacht durch irgend einen kleinen Conflict, und wurde überdies wie von einer strengen Vestalin gehütet von — der Eifersucht.

Ja, Auguft war eifersüchtig und hatte leider nur allzu viele Gelegenheit, die Geißel dieses Dämons zu fühlen. Die unschuldigen Spiele in der Abenddämmerung mischten ihm Honig und Galle zu gleichen Theilen; der süße Göttertrank der heimlichen Küsse, die er erhielt, ward vergiftet durch den Anblick anderer Küsse, die irgend ein dreister Bengel ihr offen raubte. Unter Andern war da ein Schulkamerad von ihm, noch schwächer im Lateinischen als er (was nicht wenig besagen will), aber stärker mit den Fäusten; dieser Bösewicht gab ungestraft allen Mädchen Küsse und allen Knaben Katzenköpfe. Die Katzenköpfe zahlte mein Sohn gewissenhaft zurück; die Küsse jedoch zu ahnden war er unvermögend. „Du hast Dich küssen lassen!" warf er Angela vor.

Sie war ohne Schuld; Jener hatte sie unversehens gepackt, und sie schwur überdies, daß sie den Schlingel nicht im Mindesten leiden möchte. „Was soll ich thun?" sagte sie.

Ja, was sollte die Aermste thun? Auguft dachte nach: er wußte es auch nicht. „Beiß ihn!" rieth er in hastigem Ingrimm.

Das Schicksal hatte nicht beschlossen, daß diese Auftritte immer so im Guten enden sollten: manchmal hatten sie ein erbittertes Schmollen zur traurigen Folge. Dann rüstete sich mein Sohn, statt gemäß den Regeln der Gesundheitslehre nach dem Essen in den Hof hinabzugehen, vielmehr ohne Verzug seine Arbeiten zu machen, wahre und wirkliche Arbeiten, oder er lernte seine Aufgaben mit so lauter Stimme, daß sie im Hofe gehört werden mußte. Ich ließ mir keine Verwunderung über den seltsamen Amtseifer anmerken, sondern trat schweigend ans Fenster.

Angela schlich mit einem melancholischen Mäulchen umher, blickte herauf und lächelte mir zu; ich that desgleichen und dachte mit einer Befriedigung, die mir jetzt recht wunderlich scheinen will: „Sie liebt ihn wirklich!"

Ich hätte ihr am Liebsten zugerufen: „Sei ganz ruhig, er wird schon kommen!" Gern auch hätte ich meinen Sohn beim Ohr genommen und ihn zu

Digitized by Google

den Füßen seiner Geliebten geschleppt; allein meine Vaterpflicht forderte, nichts zu merken. August widerstand ein Weilchen und spielte den Unbekümmerten; als ich aber nach einem kurzen Schweigen laut hinabrief: „Angela!“ und das liebe Mädchen fragte, warum es nicht mit den Andern spielte, da begann mein Sohn zuerst mit verstärkter Stimme sein Latein herzuleiern, wie wenn ein sommerlicher Gewitterschauer unvermuthet mächtiger herniederrauscht, dann ebenso plötzlich, abermals nach Art eines Gewitterschauers, senkte er den Ton bis zu einem leisen Murmeln — und endlich lag das Buch auf dem Pult, und er stand neben mir, damit Angela ihn sehen könnte.

Und wie er sie so hübsch und so traurig sah und wie sie ohne ein Wort zu sagen ihr vor Freude heimlich erröthendes Gesichtchen zu Boden senkte, da trat ein plötzlicher Umschwung im Gemüthe des kleinen Verliebten ein. „Jetzt komm' ich,“ verkündigte er, — „jetzt weiß ich Alles!“ wendete er sich zu mir, in der vergeblichen Hoffnung, mir etwas weis zu machen.

„Recht so!“ sagte ich mit ernstester Miene.

Der Schlingel ist schon fort, ist schon im Hofe, ist schon am Arme Angela's und blickt mißtrauisch zu Papas Fenster hinauf, welcher eine Wolke der Mißbilligung auf seiner Stirn markirt, wie es die Vaterpflicht erheischt.

XIII.

Wenn Zwei sich in der Frühe schon vom Fenster aus sehen und dem gefälligen Aether das Zeichen eines Kusses vertrauen, der später unzweifelhaft zur Wirklichkeit werden muß, sich dann auf der Treppe, auf dem Hofe, auf dem Wege zur Schule begegnen, sich endlich gegen Abend, unter dem Vorwand des Blindekuh- oder Versteckspiels, dem zarten Liebesgeplauder hingeben können — ist das nicht, o sprecht ihr, die ihr von der Straße her, in der Menge verloren, eure Seufzer zu einem Fenster des vierten Stockwerks hinaufsendet, wo ein strenger Vater euer Glück vor euch verschlossen hält — sprecht, ist das nicht ein Uebermaß von Seligkeit?

Und dennoch hatte mein Sohn nicht genug daran; noch blieb ein unbefriedigter Wunsch, eine übermächtige Sehnsucht übrig: Angela sein zu nennen, sie nie mehr zu verlassen . . . sie zu heirathen, ja, meine Herren, zu heirathen!

Ich ahnte die traurige Lage seines liebenden Herzens; die strenge, die unerbittliche Zeit behandelte das zukünftige Paar nicht nach gleichem Recht: für ihn war sie langsam, träge, rücksichtslos; für sie munter, thätig, liebenswürdig. Ja, obwohl zwei Jahre jünger, war Angela doch um vier Finger größer als August, und dazu wuchs sie zusehends alle Tage und wurde immer hübscher.

An einem Tage kam sie zum Hofe hinab mit schlichter geknotetem Haar, an einem andern verlängerte die Mama ihr Kleid, wieder ein andermal trug sie nicht mehr selbst ihre Bücher zur Schule, sondern übergab sie der Magd. Noch war sie einfach und noch verliebt; allein sie war nicht mehr das Kind von ehedem.

August sah dieser Umwandlung mit bestürzter Seele zu — ihn mißhandelte sein Lebensalter, er hatte Blüten auf der Nase und Pickel auf der Stirn, er wurde mager ohne im richtigen Verhältniß zu wachsen, und sein ausdrucksvolles

Digitized by Google

Gesichtchen ward von bittern Gedanken überschattet. Es war eine Zeit der Qualen.

Nach all den Schäden, welche die Liebe, das Wachsthum und das Latein dem jungen Körper meines Sohnes zugefügt, bewahrte ihm das Schicksal einen noch viel herberen Kummer auf: den „Umzug" Angela's.

Ja, Angela zog um; zu Ostern verließ sie den Hof und das Haus. Lebt nun wohl, ihr ungestörten Zwiegespräche, ihr sicheren Küsse, ihr unschuldigen Spiele, lebt wohl für immer, lebt wohl, lebt wohl, lebt wohl!

So schrieben sich die Liebenden, den Ton kräftig in die Höhe schraubend, um den großen Schmerz recht auszugenießen. „Schwöre mir, daß Du mir oder Keinem gehören wirst", schrieb mein Sohn, und Angela schwur, um sicher zu gehen, bei Allem, was ihr auf Erden heilig war.

Der grausame Tag der Trennung kam; Angela trug ihre Liebe in eine entfernte Straße, in eine Wohnung nach dem Hofe hinaus. Das Unglück war voll.

Nein, noch war das Unglück nicht voll; aber es sollte voll werden, so wollte es das Verhängniß. Jeden Tag brachte die ungerechte Zeit für Angela eine Liebkosung, für August eine Mißhandlung mit, fügte ihrer Schönheit neue Reize hinzu, machte ihn immer eckiger und unansehnlicher, und förderte so mit Eifer das tückische Werk, das Untrennbare zu trennen, zwei Herzen auseinander zu reißen, die sich geschworen hatten „bei Allem, was auf Erden heilig ist u. s. w." ewig für einander zu schlagen.

Als wir, kaum vier Wochen nach Angela's Auszug, ihren Eltern einen Besuch machten, erschien uns unsere kleine Schwiegertochter schon verwandelt; schon fühlte sich August unwillkürlich gedrückt, indem er ihr den Hof machte.

Noch liebten sie sich auf schriftlichem Wege; unter vier Augen aber hatte das Kind von ehegestern gewisse Bewegungen, gewisse Blicke voll weiblicher Anmuth und Würde angenommen, welche das ganze Liebessystem meines Sohnes über den Haufen warfen. Noch schlimmer ward es, als Angela nach einem Landaufenthalt von vier Monaten wieder in Mailand ankam. Ich selbst redete sie in Gegenwart meines Sohnes mit „Fräulein" an. Und ich merkte aus der Antwort, dem Ton, einer gewissen allerliebsten Würde, daß ihr nicht zum ersten Male dieser Titel gegeben ward, der dreizehnjährige Herzen höher schlagen macht. Sie trug ihr Alter mit dem Anstand einer Dame; August, mit seinen fünfzehn, fühlte sich klein, unsicher und drückte sich in der Ecke herum, allein mit seiner zerstörten Liebe. Da waren keine Illusionen mehr möglich; im Vergleich zu Angela war mein Sohn ein Knabe; das Kinderspiel „Sich lieben" konnte allenfalls noch einige Monate dauern, wenn er sich nur in die Rolle eines prädestinirten Opfers fügte; aber dann mußte es unausbleiblich sein Ende finden durch einen Säbel, der zu Ehren des Fräuleins über das Straßenpflaster klirrte, oder durch eine Huldigungscigarre, im Dunkel der Nacht an einem Civilfenster nach dem Hofe zu entzündet.

Mein Sohn fühlte das Schicksal, welches sich über sein Haupt herabsenkte, und kam ihm zuvor. Sein System des Treubruchs, durch eine lange briefliche Praxis vervollkommt, rieth ihm zu schreiben; doch da er es zu lange verschoben

Digitized by Google

hatte, wollte der Zufall, daß er mit einem ihm sonst nicht eigenen Heldenmuthe glänzte: er sprach.

Was er zu seiner Schönen sagte, welche Wendungen er gebrauchte, um ihr zu verstehen zu geben, er schenke ihr die Freiheit, fortan die Huldigungen der königlichen Officiercorps in Empfang zu nehmen, das habe ich nie erfahren. Es waren wahrscheinlich wenige Worte, die sie in der Fensternische bei einem Besuche Angela's miteinander sprachen, während deren Mutter, Evangelina und ich mit wunderbarer Einstimmigkeit versicherten, das Wetter würde kalt und das Thermometer zeigte schon . . .

Ja, was zeigte das Thermometer? Ich folgte mit einem halben Blicke den Bewegungen der Beiden, die sich etwas zögernd einander genähert hatten. Mein Sohn sprach, während er mit dem Finger ein großes A auf die beschlagene Fensterscheibe schrieb und gleich wieder auslöschte; Angela hörte mit festem Blicke zu. „Auch gut," murmelte sie zuletzt.

Und mein Sohn, abschnappend wie eine Feder, verkündete mit großer Unbefangenheit: „Es schneit."

„Wirklich?"

„Wirklich!"

Wir hätten es uns schon denken können; seit einigen Tagen war das Wetter kalt geworden, und das Thermometer zeigte . . . Was zeigte das Thermometer?

XIV.

Eine Stunde später entflog Angela aus meinem Hause wie ein Vöglein, dem man den Käfig geöffnet; sie mußte recht ungeduldig sein, ihre dreizehnjährige sorglose Freiheit in die Welt hinaus zu tragen. Eine Kinderliebe wird unbequem, sobald die Jahre einem Mädchen anzeigen, daß die wahre Liebe nicht mehr fern ist.

Wie wenn sie nie etwas Anderes erwartet hätte, machte Angela so guten Gebrauch von ihrer Freiheit, daß nach wenigen Monaten Niemand mehr ahnen konnte, sie habe je etwas mit ihrem ersten Anbeter gemein gehabt.

Und sie wurde immer schöner, die Treulose! immer reizender, immer begehrenswerther, die Eidbrüchige! Alle bemerkten es, Alle sagten es, mein Sohn allein ausgenommen. Aus der Höhe seines Liebeshimmels war er in die finstern Klüfte des Lateinischen zurückgesunken.

Mehrere Jahre waren es nun schon, daß er mit den Regeln kämpfte; schon rang er Brust an Brust mit der Grammatik und der Prosodie, schon recitirte er mit gehobener Stimme: „Quousque tandem abutere," als eines Tages eine Neuigkeit ins Haus drang — Angela hatte sich verlobt!

Laurina blickte unwillkürlich in den Spiegel — mein Sohn erblaßte nicht und sprach kein Wort; doch am folgenden Morgen fand ich auf seinem Schreibpult die Reste eines verunglückten lateinischen Distichons. Noch war zu lesen, obgleich es durchstrichen war:

Non tu, formosa . . .
Te, pulcherrima . . . nuptiae . . .

Weiter hatte er nichts herausgebracht.

Digitized by Google

Zu der letzten Berliner Rectorrede.

Die am 15. October v. J. in der Aula der Universität zu Berlin gehaltene Rede ist wohl geeignet, eine allgemeine Beachtung in Anspruch zu nehmen. Denn einer unserer ersten Hellenisten, Adolf Kirchhoff, gibt aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen einen Ueberblick über den jetzigen Zustand der philologischen Studien auf unseren Universitäten, und es ist gewiß ein Gegenstand von nationalem Interesse, sich darüber klar zu werden, wie die Männer, welchen die Jugend der leitenden Stände des deutschen Volks zur wissenschaftlichen Ausbildung anvertraut wird, sich zu ihrem Beruf vorbereiten. Früher war es eine kleine Anzahl junger Leute, welche, von einem inneren Zuge des Geistes getrieben, sich ganz der Erforschung des classischen Alterthums hingaben. Aus dem Studium der „humaniora“ ist inzwischen ein eignes Fach geworden, ein echtes Brotstudium. Die Auditorien sind überfüllt mit classischen und „modernen“ Philologen, und es wird schmerzlich beklagt, daß es nur eine Minderzahl sei, welche von wissenschaftlichen Motiven geleitet wird, während die Meisten nur das Oberlehrerexamen im Auge haben, um möglichst bald ins Amt zu kommen, und es wird mit Recht als ein bedenkliches Zeichen der Zeit betrachtet, daß die Philologen sich schon bei dem Beginne ihrer Studien das Prüfungsreglement verschaffen, um dieselben bei Zeiten nach den darin formulirten Ansprüchen einzurichten.

Um gerecht zu sein, muß man die außerordentliche Schwierigkeit des philologischen Studiums ins Auge fassen. Für die Theologen, Juristen und Mediciner besteht ein Cursus von Vorlesungen, deren herkömmliche Reihenfolge dem ganzen Studium die Bahn anweist. Auch in der Mathematik und den Naturwissenschaften wird nach einer gegebenen Stufenfolge von den Elementen zu den höheren Forschungsgebieten aufgestiegen. Für den Philologen gibt es keine Stufen dieser Art, und je lebendiger, strebsamer und wissensdurstiger der junge Mann ist, um so mehr hat er mit der unbedingt freien Auswahl der Vorlesungen und Studienfächer auch in jedem Semester die volle Qual des Wählens. Aus der grammatisch-kritischen Philologie ist eine historische Wissenschaft geworden. Von Grammatik und Metrik wird dem jungen Philologen nichts erlassen, aber man verlangt zugleich eine Fülle sachlicher Kenntnisse, von denen ein Meister wie Gottfried Herman keine Ahnung hatte. Jede geschichtliche Forschung drängt ihrer Natur nach zu einem Abschluß. Man muß bis auf einen gewissen Grad das Quellenmaterial zu beherrschen suchen — und wie massenhaft ist dasselbe angewachsen! Neben Latein und Griechisch ist eine vergleichende Grammatik erwachsen, deren Ergebnisse nicht unberücksichtigt bleiben dürfen. Man kann dreist behaupten, daß auf keinem Studiengebiete neben geschichtlicher Bildung so viel Sprachkunde und exegetisch-kritische Technik, neben dem Wissen so viel Können verlangt wird, als in der classischen Philologie. Dazu kommt, daß außer der Fachwissenschaft allgemeine philosophische und kunstwissenschaftliche Studien unentbehrlich sind, um dem Alterthum nach allen Seiten gerecht werden und der Jugend mit einer allseitigen Geistesbildung gegenüber treten zu können.

Inmitten einer solchen Fülle von Anforderungen, deren Berechtigung Niemand bestreiten kann, muß es dem aufrichtig strebenden Jüngling wohl bange werden, wenn er in ein so weites Meer ohne sicheres Fahrziel hinaussteuern soll. So völlig wir uns also dem Redner anschließen, wenn er die idealen Ziele der classischen Philologie von keinerlei äußerlichen Rücksichten beeinträchtigt sehen will, so mag er doch in der strengen Hoheit seiner Forderungen fast zu weit gegangen sein, wenn er dem Studenten zumuthet, er solle bei der Einrichtung seines Studienganges die von Staatswegen an den künftigen Gymnasiallehrer gestellten Forderungen ganz bei Seite lassen. Denn, wie die Dinge einmal stehen, kommt es in der Praxis oft genug vor, daß dem jungen Manne, der mit Liebe und Lust, seinem Genius folgend, Jahre lang die Werke des Alterthums studirt hat, bei einem ungünstigen Ausfall der mündlichen Prüfung von den Mitgliedern der Commission gesagt wird, er habe sich doch auch

Digitized by Google

gar zu wenig um das gekümmert, was einmal nach den amtlichen Bestimmungen an baaren Kenntnissen gefordert werden müsse.

Viel schlimmer erscheint uns ein Anderes. In der Regel nämlich ist es nicht die Prüfungsordnung, welche der Student zuerst kennen zu lernen sucht, sondern die Namensliste derer, welche zur Zeit Mitglieder der wissenschaftlichen Prüfungscommission sind. Gewiß gibt es nicht gar wenig Studenten, welche sich ihre akademische Unabhängigkeit wahren; aber bei Weitem die Meisten sehen es als selbstverständlich an, daß man vor Allen bei denjenigen Professoren Vorlesungen und Uebungen belegen müsse, von deren Urtheil der Ausfall des für das Leben entscheidenden Staatsexamens abhängig ist. Mit ihrer Art, die weitschichtige und vieldeutige Wissenschaft der Philologie aufzufassen, mit ihrer Methode, mit ihren Lieblingsideen wollen sie sich vertraut machen, um in der kritischen Stunde möglichst sicher zu gehen. Viele Universitätslehrer haben es mit einem peinlichen Gefühle erlebt, wie nach ihrem Eintritte in die Prüfungscommission unmittelbar die Zahl der Zuhörer sich verdoppelt oder verdreifacht, ja es kommt oft genug vor, daß neu ernannte Professoren den Eintritt in die Prüfungscommission beanspruchen, damit ihre akademische Lehrthätigkeit recht gedeihen könne. Männer ersten Rangs sind natürlich von solchen Voraussetzungen unabhängig, aber es ist doch unverkennbar, daß durch die bei uns herrschenden Einrichtungen einzelnen Mitgliedern der Facultät eine Bedeutung gegeben wird, welche nicht auf ihrer geistigen und wissenschaftlichen Persönlichkeit, nicht auf ihrer Lehrgabe und nicht auf dem freien, vertrauensvollen Zuge der Jugend beruht. Es wird ein moralischer Zwang ausgeübt, welchem sich nur junge Männer von hervorragender Selbständigkeit entziehen werden. Es sind also fremdartige und ungehörige Einflüsse, die sich im Universitätsleben geltend machen und dazu beitragen, den freien und idealen Geist des philologischen Studiums, für den unser Redner so energisch eintritt, zu verkümmern. Denn die Studirenden gewöhnen sich nicht nur, sich wesentlich auf die Gegenstände zu beschränken, welche in den Regulativen namentlich angeführt sind, sondern sie suchen sich mit Rücksicht auf das Examen Lehrer und Vorlesungen aus und werden also von Motiven geleitet, welche nicht so lauter sind, wie sie auf deutschen Universitäten sein sollten. Es sind Motive, zu denen sich die Studirenden den Lehrern gegenüber nicht offen bekennen; es liegt vielmehr eine gewisse Unaufrichtigkeit darin, daß sie sich an Lehrer anschließen, in welchen sie eigentlich nur die künftigen Examinatoren sehen.

Gewiß wird es am zweckmäßigsten sein, die Prüfungscommissionen aus Gelehrten zusammenzusetzen, welche dem akademischen Lehrkörper nicht angehören: dann fallen die gerügten Uebelstände von selbst weg. Es wird kein einzelner Professor in einer Weise bevorzugt, die seinen Collegen empfindlich sein kann; es wird zwischen ältern und jüngern Universitätslehrern die freie Concurrenz eintreten, wie sie dem Geist unserer Universitäten entspricht; die Studirenden folgen in voller Freiheit und Unbefangenheit dem innern Zuge, welcher Lehrer und Schüler verbinden soll und das normale Verhältniß zwischen ihnen, auf dem die Blüthe unserer Universitäten beruht, wird durch keinerlei äußerliche Interessen entweiht oder verschoben. Allerdings mag es schwierig sein, außerhalb der Universitätskreise die passenden Männer für das verantwortungsvolle Amt zu finden. Aber wenn es in Berlin gelungen ist, für die mathematische Prüfung lange Jahre hindurch einen Gymnasialprofessor als Commissionsmitglied zu besitzen, welcher mit der praktischen Erfahrung des Schulmannes die volle Beherrschung des wissenschaftlichen Gebiets verbindet, und wenn für die Philologie ein Mann wie August Meineke langjähriges Mitglied der Prüfungscommission war, so wird es doch nicht unmöglich sein, auch in anderen Städten Gelehrte zu finden, welche auf der Höhe der Wissenschaft stehen ohne Universitätsprofessoren zu sein. Praktische Schulmänner haben immer den Vorzug, daß sie nicht nur die während der Studienjahre angesammelten Kenntnisse der Candidaten, sondern auch seine Lehrgabe und seine ganze Persönlichkeit in Bezug auf seinen künftigen Beruf richtiger zu würdigen wissen.

Digitized by Google

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte März.

Sonst pflegte der Monat der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche eine Zeit der internationalen Beunruhigungen, der Kriegsgerüchte und Kriegsrüstungen zu sein. Dieses Mal ist die Wiederkehr der wärmeren Jahreszeit von Kundgebungen des Friedens und der Friedenssicherheit begleitet gewesen, wie sie gleich zuversichtlich und vorbehaltslos seit vielen Jahren nicht vernommen worden sind. Mit der Ernennung des Fürsten A. A. Orlow zum Nachfolger der Herren Saburow und von Oubril soll die Periode deutsch-russischer Irrungen und Mißverständnisse definitiv geschlossen und der Zustand wiederhergestellt worden sein, dessen Europa sich vom Abschluß des Frankfurter Friedens bis zu der bosnischen Verwicklung vom Sommer des Jahres 1875 erfreut hatte. Nicht nur, daß das deutsch-österreichische Bündniß seinem vollen Umfange nach fortbesteht und daß die Regierungen Italiens, Spaniens, Serbiens und Rumäniens demselben direct oder indirect ihre Theilnahme zugewendet haben — Rußland ist in der Lage gewesen, sein volles Einverständniß mit dieser Combination aussprechen und mit den bezüglichen Versicherungen vollen Glauben finden zu können. Der von Herrn von Giers verfolgten Politik ist es noch einmal gelungen, die slawistische Gegenströmung zu brechen und dem tiefgefühlten Friedensbedürfnisse des ausgedehntesten Reiches der Erde zu seinem vollen Recht zu verhelfen. Auf die bloße Kunde hin, daß der seit zwanzig Jahren von dem besten Theile seiner Landsleute hochgeachtete, allenthalben in Europa geschätzte Fürst Orlow (ein Sohn des Theilnehmers an dem Pariser Congresse von 1856 und Großneffe der beiden berühmten Günstlinge Katharina's II.) nach Berlin geht, ist auch in Rußland das Vertrauen wiedergekehrt und eine Besserung des Coursstandes eingetreten, wie sie weder in den Tagen der Moskauer Kaiserkrönung noch in denjenigen von Ignatiew's Rücktritte gleich nachhaltig erlebt worden. Gewisse, angeblich im Vertrauen des letztgenannten Staatsmannes stehende Organe der russischen Presse haben allerdings kein Hehl daraus gemacht, daß die nationale Partei Herrn v. Giers nur bedingungsweise Folge leisten will; die Zeitung „Nowoje Wremä" und deren Hintermänner haben von einem „Verbrennen" der nach Frankreich führenden Schiffe nichts wissen wollen und die Meinung ausgesprochen, an dem neuerzielten Einverständnisse der Cabinete von Berlin und Petersburg sei der persönliche Wille Kaiser Wilhelm's directer betheiligt, als die auf eine „rohe" Interessenausbeutung gegründete Politik des deutschen Kanzlers. Ebenso hat man auf polenfreundlicher Seite aus seinem Mißvergnügen über die neueste Wendung kein Hehl gemacht. Was aber will das bedeuten? Seit die Moskausche Zeitung Katkow's ihr volles Einverständniß mit der von dem St. Petersburger auswärtigen Amte verfolgten Friedenspolitik zum Ausdruck brachte, haben die Monologe des thatenlustigen Jungrußland den Rest ihrer Bedeutung verloren und weiß alle Welt, daß die herrschende Strömung mit dem Staatsmanne geht, der den Cours des Credit-Rubels binnen vierzehn Tagen von 197 auf 203 gebracht hat.

Bis zu einem gewissen Grade hängt das Vorwalten friedlicher Stimmungen in Rußland mit den Ereignissen zusammen, die sich während der letzten Wochen des Januar in Mittel-Asien und im Nilthal vollzogen haben. Die Unterwerfung der

Digitized by Google

Teke-Turkmenen von Merw unter das russische Scepter bedeutet den siegreichen Abschluß der vor dreißig Jahren von dem General Perowski begonnenen Unterwerfung der turkestanischen Khanate, welche die russische von der britisch-afghanischen Machtsphäre trennten. Entlang dem Laufe des Syr-Darja sind die Russen zuerst in südöstlicher Richtung bis an das turkestanische Hochland vorgedrungen, dann haben sie sich Chiwa's und der Amu-Darjalinie bemächtigt — in Merw aber treffen beide Eroberungslinien zusammen. Von Merw bis an das kaspische Meer und an den Aralsee herrscht der russische Adler und das transkaspische Gebiet bildet fortan die Operationsbasis von Rußlands central-asiatischer Politik. Die am 31. Jan./12. Febr. vollständig in Besitz genommene, übrigens unbefestigte Stadt Merw beherrscht die nach Meschhed und über Meschhed nach Herat führende Straße und galt noch vor wenigen Jahren für so wichtig, daß Lord Beaconsfield den Ausspruch that: eine etwaige russische Besitznahme dieses „Schlüssels von Afghanistan" werde britischerseits mit der sofortigen Besetzung Kabuls beantwortet werden müssen; Merw sei den Kaiber-Päßen so nahe benachbart, daß der Herr dieses Platzes jeden Augenblick die Sicherheit Indiens bedrohen könne. — Mit dieser Anschauung hat das England Mr. Gladstone's ebenso vollständig gebrochen, wie mit dem Glauben an die Nothwendigkeit der Neutralisirung Wachans und Badachschans, der beiden im Westen des turkestanischen Hochlandes liegenden Khanate. Die Kunde von Rußlands neuesten Eroberungen ist an der britischen öffentlichen Meinung so spurlos vorübergegangen, daß die Moskausche Zeitung die Behauptung aufstellen konnte, seit England zum Herrn Aegyptens und damit zum Inhaber einer sicheren Verbindungslinie nach Indien geworden, würden seine Staatsmänner die Fernhaltung Rußlands vom Goldenen Horn unter ebenso veränderten Gesichtspunkten beurtheilen, wie das russische Vordringen an die Grenzen Persiens und Afghanistans. Wie man sich in Moskau das Verhältniß Oesterreichs zu der Frage nach dem künftigen Besitzer des Bosporusschlüssels denkt, wird freilich nicht gesagt, — vorläufig scheint Herr Katkow der Meinung zu sein, daß man sich an der angeblichen Wandlung der Londoner Anschauungen über diesen Punkt genügen lassen dürfe, und daß Rußlands Fortschritte im Osten ein freundliches Einverständniß mit dem westlichen Nachbarn doppelt willkommen erscheinen lasse.

Für Englands Gleichgültigkeit gegen die neuesten Besitzveränderungen in Mittelasien bietet die im britischen Nationalcharakter gegründete Gewohnheit der Concentration auf einen Punkt eine gewisse Erklärung. Man hat zunächst nur das eine Ziel der Beendigung der ägyptisch-sudanesischen Wirren im Auge und will bis zur Erreichung desselben von nichts Anderem hören und sehen. Daß Mr. Gladstone dem Tadelsvotum des Unterhauses entgangen ist, das seine schwankende ägyptische Politik so reichlich verdient hatte, ist vornehmlich auf diese Anschauung und auf die Absicht zurückzuführen, die im Sudan begonnene Action so rasch wie möglich zum Abschluß zu bringen und jede Verzögerung desselben zu vermeiden. Ein Cabinetswechsel hätte Veränderungen im Obercommando und in der Methode der sudanesischen Kriegführung zur Folge haben können, und diese wollte man um jeden Preis vermieden sehen. Dazu kam, daß die einmal geschehenen Dinge sich nicht mehr ungeschehen machen ließen und daß die Tories nicht im Stande waren, ein besseres als das neuerdings von der Regierung adoptirte ägyptische Programm aufzustellen. Ob es bei diesem Programm bleibt, ist neuerdings durch die zwischen Gladstone und Sir Charles Dilke ausgebrochene Spannung zweifelhaft geworden, vorläufig wird an der Politik der Repression des Aufstandes festgehalten. Eine entscheidende Wendung zum Besseren hat sich bereits angekündigt und Hoffnung darauf gegeben, daß der schmähliche Zusammenbruch der ägyptischen Armeen durch englische Waffenerfolge vollständig werde wettgemacht werden. Außerdem hat es den Anschein, als ob es der britischen Diplomatie gelingen werde, an dem benachbarten Abyssinien einen Rückhalt gegen die islamitische Bewegung zu gewinnen, die den Sudan und die Nachbarländer ergriffen hat. Um den Preis der Wiedergewinnung des ihm von den Aegyptern während der siebziger Jahre entrissenen Grenzstriches und des ihm

Digitized by Google

von den Engländern in Aussicht gestellten Erwerbes von Zula (dem früher unter dem Namen Adulis bekannt gewesenen Hafenort am Rothen Meere, welchen Lord Napier 1869 zum Ausgangspunkt seines Zuges nach Magdala machte) ist Kaiser Johannes, der Oberherr Abyssiniens, nicht abgeneigt, die Operationen der Graham und Gordon zu unterstützen und den christlichen Eifer seiner Unterthanen gegen die islamitische Springfluth wachzurufen. In Betracht wird das freilich erst kommen, wenn auch den Truppen des Mahdi eine entscheidende Niederlage beigebracht und das Selbstvertrauen der Aufständischen gebrochen worden ist. Bis zur Erreichung dieses Zieles wird voraussichtlich noch einige Zeit vergehen, immerhin aber haben die letzten britischen Erfolge die Wirkung gehabt, Frankreichs Hoffnungen auf eine Gelegenheit zur Wiederherstellung des ehemaligen Condominiums erheblich herabzustimmen und den britischen Credit in Alexandrien und Kairo wieder zu befestigen. Seit einigen Wochen hat der vielgenannte, von General Gordon als Sultan von Kordofan anerkannte Mahdi nichts mehr von sich hören lassen, und sein Verbündeter, Osman Digma, die Führung der in den Sudan eingedrungenen Streitkräfte übernommen. Möglich, daß das einen ersten Erfolg der von Gordon eingeleiteten Politik des divide et impera bedeutet, und daß der Führer der Bewegung eine versöhnliche Richtung einschlägt, nachdem die auf den ersten seiner Feldherrn gesetzten Hoffnungen fehlgeschlagen sind. Soweit aus den unzuverlässigen und widerspruchsvollen nubischen Berichten der Londoner und Pariser Blätter überhaupt Schlüsse gezogen werden können, hat es den Anschein, als habe die aus der libyschen Wüste in das Nilthal eingedrungene islamitische Hochfluth ihren Höhepunkt hinter sich. Mr. Gladstone scheint das ähnlich anzusehen und hat das Eintreffen der neuesten, relativ günstigen Posten aus Suakim und Tokar dazu benutzt, mit seiner Wahlreformbill hervorzutreten und die Aufmerksamkeit seiner Landsleute wiederum für die inneren Angelegenheiten in Anspruch zu nehmen, in deren Behandlung er von jeher die starke Seite seiner Politik gesucht hat.

Allzu günstig ist die Aufnahme nicht gewesen, welche diesem Versuch zu weiterer Demokratisirung des Wahlrechts auf den britischen Inseln bereitet worden ist. Der Hauptsache nach beabsichtigt das neue, für den gesammten Umfang der Monarchie bestimmte Gesetz möglichste Gleichstellung der ländlichen mit den städtischen Wählern. Während bisher das parlamentarische Wahlrecht auf dem flachen Lande nur den Haus- und Grundeigenthümern, sowie den Pächtern größerer Wirthschaften und den Miethern ganzer Häuser und nur in den Städten auch denjenigen Miethern einzelner Wohnungen zustand, welche wenigstens 10 Pfd. Sterl. jährliche Miethe zahlen, soll in Zukunft in Stadt und Land gleichmäßig außer den Haus- und Grundeigenthümern jeder Haushaltungsvorstand wahlberechtigt sein, der mindestens 10 Pfd. Sterl. an Pacht oder Miethe entrichtet oder eine zu diesem Miethswerth geschätzte öffentliche oder private Dienstwohnung inne hat. Es wird berechnet, daß durch die geplante Wahlreform die Zahl der Wähler von drei Millionen auf fünf Millionen steigen würde. — „Aber," so fragen des leitenden Ministers eigene Freunde, „wer werden diese drei Millionen neuer Wähler sein?"

Die Antwort darauf ist von überraschender Einfachheit. Die neuen Wähler werden Landbewohner sein, die ihrer großen Mehrheit nach konservative Tendenzen verfolgen und die ihnen durch die Liberalen zu Theil gewordene politische Mündigsprechung dazu benutzen werden, bei nächster Gelegenheit mit den Gegnern ihrer „Wohlthäter" gemeinsame Sache zu machen und die gegenwärtig herrschende Partei an die Wand zu drücken. Eine Ausgleichung zwischen städtischem und ländlichem Wahlrecht ist von dem Gladstone'schen Gesetze überdies nicht zu erwarten, da die Mehrheit der Bewohner Englands bereits in den Städten lebt, die dennoch die kleinere Zahl von Parlamentsvertretern wählen. — Zu diesen unter den Freunden Mr. Gladstone's laut gewordene Bedenken kommen aber noch andere, allgemeiner Natur. Whigs wie Tories und sehr zahlreiche Radicale glauben mit Sicherheit voraussehen zu können, daß die Ausdehnung der Wahlreform auf die grüne Insel von den verderblichsten Folgen begleitet sein und der ohnehin in der Zunahme begriffenen unversöhnlichen

Digitized by Google

Partei Parnell's zahlreiche neue Rekruten, und zwar Rekruten von unverhohlen revolutionärer Gesinnung zuführen werde. Daran ist indessen nichts zu ändern, denn für den leitenden Minister ist die Einschließung Irlands in die Reform eine conditio sine qua non des Erfolges. Nur mit irländischer Hilfe darf er die Reform-Bill durchzuführen hoffen, die von ihm zugleich als Aussöhnungsmaßregel gedacht ist. Unbelehrt durch das moralische Fiasko seiner irländischen Agrarreform hält der Führer der britischen Liberalen an der Hoffnung fest, mindestens einen Theil der irischen Unzufriedenen zu sich herüberziehen und der Fahne Parnell's abwendig machen zu können, — ein Optimismus, der nur aus der wunderlichen Mischung von Bornirtheit und Genialität erklärt werden kann, welche die Eigenthümlichkeit von Mr. Gladstone's Wesen ausmacht. — Das Oberhaus scheint fest entschlossen, die ihm gestellte Zumuthung abzulehnen und im Unterhause steht die Sache mindestens zweifelhaft, zumal die Gerüchte, nach denen der Premier auf den Gedanken einer Räumung Aegyptens zurückzukommen beabsichtigt, an Festigkeit gewonnen und allenthalben einen übeln Eindruck gemacht haben. Besinnt Mr. Gladstone sich nicht noch in elfter Stunde eines Besseren, so wird es für den Repräsentanten der zweiten Seele seines Cabinets, den seit Jahr und Tag in die Stellung eines Präsidenten des Local-Government-Board zurückgedrängten Ex-Republikaner Sir Charles Dilke, leicht halten, den Meister aus dem Sattel zu heben und sich gegen einen Verzicht auf die Wahlreformbill die Unterstützung der toristischen Opposition bis auf Weiteres zu sichern. Eigentliche Sympathien genießt Gladstone's ägyptische Politik auch bei den Radicalen nicht mehr, deren Organe über die Nothwendigkeit einer Weiterführung des im Sommer 1882 begonnenen Werkes kaum anders denken, als der „Standard", die „Pall Mall Gazette" und die „Times" thun. Seit den Ereignissen von Tokar und Trinkitat ist die vollständige Preisgebung des Sudan ebenso unmöglich geworden, wie die beabsichtigte theilweise Räumung Aegyptens. Der Tag, an welchem diese Forderung öffentlich ausgesprochen wird, würde der letzte im öffentlichen Leben des Greises sein, der die Welt vor nächstens vier Jahren mit seinem über die Politik Beaconsfield's erfochtenen großen Siege überraschte und der von diesem Siege den denkbar unzweckmäßigsten und von den eigenen Anhängern vielfach mißbilligten Gebrauch gemacht hat.

Gladstone's *französische* Freunde, die vor Jahresfrist an das Staatsruder berufenen Männer der Regierung Ferry's gehen Tagen entgegen, die noch stürmischer werden können, als diejenigen des gegenwärtigen Londoner Cabinets. Wohl ist der lange vorbereitete Angriff auf Bac-Ninh von einem Erfolge begleitet worden, der die äußere Position Ferry's und seiner Collegen wieder befestigt hat — das Maß der inneren Schwierigkeiten, mit denen die Minister vom 21. Februar 1883 zu kämpfen haben, ist dafür in beständigem Anwachsen begriffen und hat einen bedenklich hohen Grad erreicht. — An parlamentarischen Erfolgen hat es der Regierung allerdings nicht gefehlt, aber die Frage ist, wie lange der Schwerpunkt innerhalb der im Herbste 1881 erwählten Volksvertretung bleiben wird. Aeußerlich sind die Dinge ziemlich günstig verlaufen. Wider Erwarten ist das Syndicats- (Genossenschafts-) Gesetz zu Stande gekommen, nachdem der Senat *einen* Theil seiner Abänderungsbeschlüsse zurückgezogen und die Deputirtenkammer den *andern* Theil angenommen hatte, — der Form, wenn auch nicht dem Wesen nach ist Herr Waldeck-Rousseau in dem Kampfe um den Gesetzentwurf betr. Ruhestörungen auf öffentlichen Straßen und Plätzen Sieger geblieben und über das Gemeinde-Ordnungs-Gesetz hat gleichfalls ein leidlich günstiger Stern gewaltet. Dem ersteren dieser Gesetze kann sogar nachgerühmt werden, daß es zu den wichtigsten gehört, die in dem modernen Frankreich überhaupt zu Stande gekommen sind und daß es einen nicht unerheblichen Fortschritt auf der Bahn der Socialreform bezeichnet. — Während seit neunzig Jahren mehr als zwanzig Personen umfassende Associationen als solche verboten waren und die Arbeitersyndicate eine bloß geduldete Existenz führten (selbst wenn eine Genossenschaft von ihren eigenen Beamten bestohlen wurde, stand ihr wegen Mangels der Rechte einer juristischen Person kein Klagerecht gegen denj ben zu), soll hinfort die

Digitized by Google

Bildung von Gewerkgenossenschaften, welche wirthschaftliche, gewerbliche und Handelszwecke verfolgen, gesetzlich gestattet sein, dergleichen Vereinigungen auch das Recht zustehen, die Genossen ähnlicher oder mit einander in Beziehung stehender Gewerbe zu umfassen und Zwecke der Erforschung und der Vertheidigung ihrer gemeinsamen Interessen verfolgen zu dürfen. Uebergriffe auf andere Gebiete haben die Anwendung der durch das Strafgesetzbuch angedrohten Strafen, sowie die Auflösung zur unmittelbaren Folge. Unter der Bedingung, daß sie sich auf die Erforschung und Vertheidigung ihrer Interessen (l'étude et la défense de leurs intérêts) beschränken, soll den Genossenschaften ferner gestattet sein, unter einander Abmachungen zu treffen, sich zu verbünden und zu dauernden „Bündnissen" zusammenzutreten. Sofort nach der Begründung hat jede Gewerkgenossenschaft ihre Statuten und ein namentliches Verzeichniß ihrer Verwalter bei der Municipalbehörde des Orts einzureichen; dasselbe gilt für Abänderungen und Nachträge der Statuten, sowie für Neuwahlen. Auf ihren Antrag werden den aus Genossen „ähnlicher und verwandter Gewerbe gebildeten Syndicaten" (Gewerkgenossenschaften) die Rechte juristischer Personen ertheilt, — den aus verschiedenen Syndicaten gebildeten Bündnissen sollen diese Rechte indessen nicht gewährt werden können. So weit es sich um die Erreichung bestimmter nach Maßgabe des Gesetzes als zulässig anzusehender Zwecke handelt, werden demgemäß die aus verschiedenen Syndicaten bestehenden „Föderationen" berechtigt sein, z. B. gemeinsame Kassen zu begründen: ein Klagerecht und die Befugniß zum Erwerb von Grundeigenthum wird ihnen dagegen nicht zustehen.

Auf den Inhalt des französischen Associationsgesetzes ist an dieser Stelle näher eingegangen worden, weil dasselbe, mit den entsprechenden Gesetzen anderer Länder verglichen, Vorzüge aufzuweisen hat, welche es als in seiner Weise mustergültig erscheinen lassen. Die den Associationen gegönnte Sphäre ist richtig abgegrenzt und mit Cautelen umgeben worden, die dem Wesen der Institution und der Neuheit der Sache durchaus entsprechend erscheinen. Wenn es nur nicht auch hier „Quid leges sine moribus?" heißen müßte! Hoffnungen auf mit dem neuen Gesetze zu erzielende Erfolge wird man sich bei der heutigen Beschaffenheit der französischen Arbeiterwelt nicht wohl machen dürfen. Die Mehrzahl der gewerblichen Arbeiter Frankreichs ist in die Gewohnheit radicalen und revolutionären Politisirens so tief verstrickt, daß auf die Bildung gewerblicher Genossenschaften, „die sich auf das Studium und die Vertheidigung ihrer nächsten Interessen beschränken", wohl nur für seltene Ausnahmefälle zu rechnen ist. — Damit hängt zusammen, daß von dem Zustandekommen dieses in socialpolitischer Rücksicht so außerordentlich bedeutsamen Gesetzes ungleich weniger die Rede gewesen ist, als von dem Gesetze über die künftige Stellung der Volksschullehrer. Bei dem letztern kamen Fragen der „Politik", d. h. des greifbaren Interesses des Ministeriums und der gegenwärtigen parlamentarischen Mehrheit in Betracht, und für diese Art der „Politik" scheint das moderne Frankreich allein noch eine dauernde Theilnahme aufbringen zu können. Regierung und Deputirtenkammer haben bei Ordnung dieser Materie in der That ihre Rechnung gefunden: die erstere, weil es ihr gelungen ist, den Bert'schen Antrag auf sofortige Bewilligung von Staatszuschüssen, die zur Erhöhung der Schullehrergehalte verwendet werden sollten, zu Fall zu bringen, die letztere, weil entschieden worden ist, daß die Schullehrer nicht von der Schulverwaltung, sondern wie bisher von den Präfecten ernannt werden sollen. Die Ablehnung des Bert'schen Antrages ist wesentlich aus Rücksicht auf die schwierige Lage der Finanzen erfolgt, welche die geforderten Millionen zur Zeit nicht aufzubringen vermögen; für die Zukunft hat die Regierung nach Möglichkeit Rath zu schaffen versprochen, die Vertagung des Antrages bis zur nächsten Budgetberathung dagegen kategorisch verlangt und für den Fall der Nichtberücksichtigung ihres Verlangens mit einem Collectivrücktritt gedroht. Dieses drastische Mittel ist nicht ohne Wirkung geblieben und die Gefahr eines Cabinetswechsels zur hohen Befriedigung der herrschenden Partei noch ein Mal abgewendet. — In Sachen der Schullehrerernennung waren Regierung und parlamentarische Mehrheit von Hause aus derselben Meinung gewesen, denn Beide

Digitized by Google

hatten das gleiche Interesse daran, diese als Wahlagenten höchst wichtigen Beamten von der jeweiligen Verwaltung und der hinter dieser stehenden Partei abhängig zu erhalten. Der Chef der localen Unterrichtsverwaltung (Frankreich ist rücksichtlich seines Unterrichtswesens in 17 Gruppen oder Akademiebezirke getheilt, deren jede von einem recteur de l'académie geleitet wird) kann möglicher Weise ein Nichtpolitiker, vielleicht gar ein Oppositionsmann sein, — der Präfect ist unzweifelhaft ein dienstwilliger Anhänger der bestehenden Regierung und der Regierungspartei: darum ist entschieden worden, daß der letztere und nicht der erstere die Schulmeister anzustellen hat, deren politische „Gesinnungstüchtigkeit" ungleich wichtiger genommen wird, als ihre pädagogische Befähigung. Das Volksschulwesen in erster Reihe dem einflußreichsten politischen Verwaltungsbeamten des Staats, dem Minister des Innern, und erst in zweiter Reihe dem Unterrichtsminister zu unterstellen, ist seit alt-königlichen und kaiserlichen Zeiten französische Verwaltungstradition, und an allen mit der Allgewalt der Verwaltung zusammenhängenden Traditionen hält die Republik ebenso unbeirrbar fest, wie ihre Vorgängerinnen gethan haben.

Aber trotz all' dieser Erfolge und trotz der günstigen Nachrichten über die Art der Wegnahme von Bac-Ninh, vermag das Cabinet Ferry-Waldeck-Rousseau seines Lebens nicht froh zu werden. In Paris ist es vorläufig ruhig geblieben, in Anzin (Arrondissement Valenciennes), dem wichtigsten Industriebezirk des Landes, werden dagegen Streitigkeiten ausgefochten, welche die weitesten Kreise in Mitleidenschaft ziehen können und bei denen es sich um das Wohl und Wehe von nicht weniger als 32 000 Menschen handelt. Seit länger als hundert und sechzig Jahren (seit dem Jahre 1717) waltet über dem 281 Quadratkilometer großen, fast ausschließlich von Bergleuten bewohnten Kohlenbezirk von Anzin, *eine* reiche, von sechs allgewaltigen Directoren geleitete Gesellschaft, die anfangs Nutznießerin des unterirdischen Anzin war und seit dem Jahre 1810 dessen Eigenthümerin geworden ist. Die sechs Directoren haben entschieden, daß die Instandhaltung und Reinigung der Schachte, Stollen, unterirdischer Wege u. s. w. künftig von den Bergleuten besorgt werden soll, ohne daß diese für die ihnen zugemuthete neue Mühewaltung eine Verbesserung der Löhne beanspruchen dürften. Die Antwort darauf ist eine Arbeitseinstellung gewesen, für welche auch das „bürgerliche" Publicum und ein großer Theil der Volksvertretung Partei ergriffen haben, der die sechs Directoren von Anzin indessen mit souveräner Ruhe zusehen. Wie es heißt, ist denselben die augenblickliche Arbeitsstockung aus den verschiedensten geschäftlichen Gründen so willkommen, daß sie nichts dawider einzuwenden hätten, wenn dieselbe chronisch würde und sich noch eine Weile hinzöge. Der schlechten Preise und großen unverkauften Kohlenvorräthe wegen wird mit Schaden gearbeitet, und außerdem bietet der Strike willkommene Gelegenheit, die längst gewünschte Auflösung der unter den Arbeitern bestehenden Organisation zur Bedingung für die Wiederherstellung des Friedens zu machen und eine Anzahl älterer Arbeiter los zu werden, die binnen Kurzem pensionsberechtigt geworden wären und der Gesellschaft „auf der Tasche" gelegen hätten. — An eine gouvernementale Einmischung in den entbrannten Streit ist wegen der abwartenden Haltung der Gesellschaft so wenig zu denken, daß die in der Kammer gestellten bezüglichen Anträge des Abgeordneten Giard mit erheblicher Mehrheit abgelehnt wurden. Selbst die von der „Rep. franç." aufgestellte Behauptung, daß es sich um eine Intrigue der monarchisch gesinnten Arbeitgeber gegen ihre gut republikanischen Arbeiter handle und daß aus dem Wortlaut der Concessionsurkunde von 1810 ein staatliches Revindicationsrecht abgeleitet werden könnte, hat nicht zu verfangen vermocht, weil für eine Parteinahme zu Gunsten der letzteren die rechtlichen Handhaben in Wirklichkeit nicht vorhanden sind. An Neigung dazu mag es auch außerhalb der arbeiterfreundlichen Kreise der republikanischen Partei nicht fehlen, denn wie das neuerlich bekannt gewordene Circular des „Directors der öffentlichen Sicherheit" bezeugt, ist die Besorgniß vor royalistischen Umtrieben auf einen ungewöhnlich hohen Grad gestiegen und die Ergreifung neuer Maßregeln gegen die Prinzen nur noch Frage der Zeit. Die Regierung weiß aus den vorigjährigen

Digitized by Google

Erfahrungen indessen mit der nöthigen Genauigkeit, daß es um Ausnahmegesetze gegen einzelne Personen in dem heutigen Frankreich ein gefährliches Ding ist, und daß dieselben regelmäßig zur Schädigung des Ansehens und politischen Credits derjenigen führen, welche sie ergreifen. Aus Rücksicht auf diesen Credit werden die Herren Ferry und Waldeck-Rousseau wohl noch eine Weile mit der Ausführung der Vorschläge zögern, die ihnen von übereifrigen Freunden aufgedrängt werden. Immerhin hat das Schnerbsche Circular ein neues Schlaglicht auf die französisch-republikanischen Verhältnisse geworfen. Schönfärbereien derselben begegnet man auch in Blättern von unzweifelhaft regierungsfreundlicher Gesinnung seit den letzten Wochen nicht mehr. Die Wiederherstellung freundlicher Beziehungen zwischen Rußland und den beiden mitteleuropäischen Reichen und der unglückliche Ausgang des Versuchs, einmal wieder an die Wiener Thüren zu pochen, haben in Paris außerordentlich deprimirend gewirkt und die Isolirung Frankreichs zu einer nirgend mehr bestrittenen Thatsache gemacht.

Die Chronik der östlichen und südöstlichen Staaten des Welttheils hat sich während der letzten Wochen nicht wesentlich bereichert. Auf die von beiden Häusern des Wiener Reichstages sanctionirte Verhängung von Ausnahmemaßregeln über die Reichshauptstadt und deren nächste Umgebungen ist eine Reihe von Entdeckungen socialdemokratischer Umtriebe gefolgt, welche für eine beschleunigte Wiederherstellung normaler Zustände nur geringe Aussicht übrig läßt. Italien ist hart an einer abermaligen Ministerveränderung vorübergegangen, zu welcher — charakteristischer Weise — die Abneigung der Linken gegen die Gewährung autonomistischer Befugnisse an die italienischen Hochschulen die Veranlassung geboten hatte, — Serbien ist in den Besitz eines homogenen, dem Ausfall der letzten Wahlen entsprechenden Ministeriums getreten, dessen Leitung ein Freund der österreichischen Allianz, der bisherige Gesandte in Wien und ehemalige Minister des Innern Garaschinin, übernommen hat und dem Piroschanez und die übrigen Mitglieder der bis zum September v. J. im Amte gewesenen Regierung ihre Unterstützung zugesagt haben, — Meldungen aus Constantinopel wollen endlich wissen, daß der zwischen der Pforte und dem ökumenischen Patriarchate entbrannte Streit einer friedlichen Ausgleichung entgegengeht. — Dem deutschen Frühjahr 1884 ist die entscheidende Signatur noch nicht aufgedrückt worden, weil im preußischen Landtage die Entscheidung über die beiden Steuergesetzentwürfe schwebt, im Reichstag die Debatten über das Unfallversicherungsgesetz und die Verlängerung der Geltungsdauer des Socialistengesetzes noch nicht in das entscheidende Stadium getreten sind. Daß zwischen beiden Vorlagen ein enger innerer Zusammenhang besteht, wird von Freunden und Gegnern derselben übereinstimmend anerkannt. Vorläufig steht die am Tage der Reichstagseröffnung angekündigte Verschmelzung der beiden Parteien der liberalen Opposition im Vordergrunde des öffentlichen Interesses. Das letzte Wort über diese wesentlich taktische, im Hinblick auf die bevorstehenden Reichstagswahlen ins Werk gerichtete Maßregel wird voraussichtlich erst vor den Wahlen selbst gesprochen werden. Seit Wiederherstellung des Reiches ist nur eine Veränderung unseres Parteiwesens, die Secession vom Jahre 1878, erlebt worden; mit der gegenwärtigen Verschiebung vergleichen stellt dieselbe sich als bloßes Vorspiel zu einer größeren Action dar. Was es mit dieser letztern auf sich hat, wird vor den Neuwahlen nicht festzustellen sein; der Ausfall der Neuwahlen aber bedingt sein durch die beiden socialpolitischen Entscheidungen, welche der Reichstag zu fällen hat.

Digitized by Google

Literarische Rundschau.

Das Buch der Königin von England.

More leaves from the Journal of a Life in the Highlands. From 1862 to 1882. Copyright edition. Leipzig, Tauchnitz. 1884.

Der eigenthümliche, große Reiz dieses Buches, sowie desjenigen, welches ihm vor fünfzehn Jahren vorausgegangen, besteht darin, daß es ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen, und ganz gewiß nicht für dieselbe geschrieben worden ist. Den ersten Band hatte Prinz Albert noch gelesen; dann lasen ihn die Kinder, dann einige von den intimen Freunden; und Alle waren der Meinung, daß die Königin ihrer ganzen Nation kein schöneres Geschenk machen könne, als dieses Buch. Lange konnte die Königin sich nicht dazu entschließen und nur mit dem äußersten Widerstreben gab sie ihre Einwilligung, es für einen kleineren Kreis drucken zu lassen. Als aber einige Exemplare ihren Weg ins Publicum gefunden, da erschien es geboten, die Scheu vor der Oeffentlichkeit zu überwinden und das Buch, unter der literarischen Assistenz von Arthur Helps, kam heraus. Die Aufnahme desselben war eine so herzliche, daß in dankbarer Erinnerung daran die Königin jetzt den zweiten Band folgen läßt. Es sind Tagebuchblätter, nicht mehr, nicht weniger, aber erfüllt von dem Geiste einer edlen Persönlichkeit; Aufzeichnungen von Tag zu Tag, in denen die Beherrscherin eines der größten Reiche, welche die Welt jemals gesehen, die Königin von Großbritannien und Irland, die Kaiserin von Indien fast ganz hinter einer reinen, viel geprüften und echt befundenen Weiblichkeit entschwindet, die uns menschlich nahe tritt, deren Schmerz wir mit empfinden, deren Frömmigkeit uns erhebt und deren Tugenden ihre schönste Krone sind. Jedes Jahr, in den Herbstmonaten, begibt sich die Königin nach ihrem schönen Schloß Balmoral, mitten in den schottischen Hochlanden, und es ist ein einfaches ländliches Leben, das sie dort mit ihrer Familie führt. Sie macht Spaziergänge mit ihren Kindern, freut sich jeden Beweises der Liebe, der ihr entgegengebracht wird, und ist dankbar für jeden Dienst, den man ihr leistet. Sie verkehrt mit den benachbarten Bergbewohnern wie eine gütige Herrin; sie nimmt Theil an den kleinen Freuden und Leiden derselben, helfend und tröstend erscheint sie in ihren Hütten. Oder sie macht Ausflüge nach den entfernteren Gegenden, zu den Seen und auf die Haiden, überall ein lebhaftes Gefühl für die Natur, ein tiefes Verständniß für die historischen und poetischen Erinnerungen, ein warmes Herz für die Bevölkerung dieses schönen Landes bekundend. Der erste Band, welcher im Jahre 1868 erschien, umfaßte die Jahre von 1842 bis 1861, und erzählte die Geschichte jener unvergeßlichen Tage, welche sie mit dem verlebte, „who made the writer's life bright and happy“[1]). Durch den zweiten

[1]) Der Band ist gleichfalls soeben in der Tauchnitz-Edition erschienen: „Leaves from the Journal of our Life in the Highlands“; so daß jetzt das Tagebuch der Königin auch in dieser Ausgabe vollständig vorliegt.

Digitized by Google

Band, auf jedem Blatte fühlbar, zittert das Weh nach dem Verlorenen wie ein unstillbares Heimweh; aber wir lesen auch darin, wie der Gram sich mildert und stiller wird in der reinen Luft und Ruhe der schottischen Berge und wie die Königin manch' eine Lehre der Resignation und des Glaubens lernt von den schlichten Hochländern.

Wer fühlte nicht mit ihr, und wer, der die weiteste Strecke des Lebens schon zurückgelegt, hätte nicht an sich selber erfahren, was die Königin aus den Erinnerungen an ihren geistlichen Freund, den trefflichen Dr. Macleod mittheilt? Er erzählte ihr von einer alten Frau aus dem Volke, die ihren Gatten und mehrere ihrer Kinder verloren und vielen Kummer außerdem hatte, und auf die Frage, wie sie das Alles trage, in ihrem schottischen Dialekt zur Antwort gab: „When he was taen, it made sic' a hole in my heart that a' other sorrows gang lichtly through".

Als die Königin im Herbst 1862, zuerst nach des Prinzen Albert Tode, hierher kam, da erinnerte sie noch Alles an den frischen Verlust; „die Aussicht war so schön, der Tag so hell, und die Haide blühte so wundervoll — aber kein Vergnügen, keine Freude! Alles todt!" Auf dem höchsten der umgebenden Hügelspitzen sollte nach altgälischer Art, ein „cairn" errichtet werden, ein Denkmal von kunstlos übereinandergehäuften Steinen, wie man deren noch vielfach aus der Vorzeit in den Hochlanden und auf den Inseln findet. Die erste Fahrt der Königin ist nach dem „cairn", dessen Umfang vierzig Fuß beträgt. „Ich und meine armen sechs Waisen legten Steine darauf; und unsere Initialen sowohl als die der abwesenden Drei sollten auf Steine rings umher eingegraben werden." Die von der Königin entworfene Inschrift lautet: „Dem geliebten Andenken an Albert, dem großen und guten Prinz-Gemahl, errichtet von seiner herzensgebrochenen Wittwe, Victoria R., 21. August 1862." Am 26. August war der Geburtstag des Prinzen und einer von ihren treuen Dienern, die in diesem Buche so oft genannt werden, Grant, führt sie nach einer Stelle, die sie besonders deutlich an den Heimgegangenen erinnern mußte. „Ich dachte," sagt der Diener, „Sie würden gern hier sein an Seinem Geburtstag;" so sehr war er der Meinung, daß dieser theure Tag, und selbst der 14. December (der Todestag des Prinzen) nicht als ein Tag der Trauer angesehen werden dürfte: „in diesem Lichte darf er nicht erscheinen." Und die Königin fügt hinzu: „Es ist so viel wahrer und starker Glaube in diesen guten, einfachen Leuten." — Ein Jahr später wohnt die Königin der Enthüllung des Albertdenkmals in Aberdeen bei. Sie geht in Begleitung ihrer Kinder, unter welchen auch „Vicky und Fritz" (der Kronprinz und die Kronprinzessin von Preußen) sich befinden. Die festlich geschmückte Stadt, das Gedränge des Volks in den Straßen, „das freundlich, aber still und traurig war", ergreift die Königin, die bisher kaum aus ihrer Wittweneinsamkeit herausgekommen, aufs Tiefste. Jeder noch so geringe Umstand erinnert sie an den, der nicht mehr mit ihr ist. „Ich stieg zitternd aus dem Wagen; und als ich (vor der noch verhüllten Statue) angekommen, da war Niemand da, der mir einen Wink gegeben und, wie früher, gesagt hätte, was ich zu thun habe." Sie schlägt den Provost der Stadt, der ihr eine Adresse überreicht, zum Ritter; und auch hier fällt es ihr schmerzlich ein, daß dies ihr erster Ritterschlag ist, „seitdem Alles geendet". Als die Hülle fällt, fühlt sich die Königin heftig bewegt; aber sie bedauert (um des Volkes willen, welches herzugeströmt), daß man, aus Rücksicht für sie, der Musikbande verboten hatte, zu spielen. Trommeln und Dudelsäcke, Waffengeklirr und „God save the Queen", Feuerwerk und Volksbelustigungen waren in Balmoral, als dort im Jahre 1867 die Statue des Prinzen enthüllt ward. Es war der 15. October, und die Königin schreibt in ihr Tagebuch: „Unser gesegneter Verlobungstag! Ein theurer und heiliger Tag — heute schon achtundzwanzig Jahre. Wie ich ihn immer segne!" Doch obwohl dieser eine Gedanke sie niemals zu verlassen scheint, verschließt die Königin doch ihr Herz nicht den Sorgen und Freuden der Anderen, und mit verdoppelter Zärtlichkeit umfängt sie den Kreis ihrer Kinder. Wenn man es nicht längst schon gewußt hätte, welch' eine vorzügliche Mutter sie war und ist, so würde man es aus dem jüngst veröffentlichten Briefwechsel der verstorbenen Großherzogin von Hessen erfahren haben. Der dunkle

Digitized by Google

Tag, an welchem diese herrliche, tiefbetrauerte Frau starb, in der Blüthe ihrer Jugend und in der hingebenden Ausübung ihres mütterlichen Berufs, wirft einen tiefen Schatten auch auf das Tagebuch der Königin.

Aber auch an lichteren, sonnigen Partien fehlt es demselben nicht; und zu den schönsten möchten wir diejenigen zählen, wo die Königin denkwürdige Stätten der Vergangenheit betritt und die sympathischen Worte, die sie denselben widmet, ein ganz besonderes Gewicht und einen eigenen Zauber durch den Umstand erhalten, daß sie, die Königin von England, es ist, welche sie ausspricht. Hier kommt in das Idyll des Lebens im Hochland ein wahrhaft großer historischer Zug; und Niemand wird ohne Bewegung ihr folgen, wenn sie durch die Hallen und Säle von Holyrood schreitet, von deren teppichbehangenen Wänden das Bild der Maria Stuart herabschaut und an deren Fußboden das Blut von Rizzio klebt. Oder, wenn sie den Paß von Glencoe betritt, den Schauplatz jenes grauenhaften Massacres von 1689, dessen Andenken, trotz Macaulay's glänzender Beredsamkeit, für immer als ein Fleck haften wird an dem sonst so reinen Namen William's III. Hier, in dem Herzen des Hochlands lebte die Treue für die entthronten Stuarts und der Widerstand gegen die neue Dynastie lange fort wie ein Feuer unter der Asche, das vor dem gänzlichen Erlöschen noch einige Male hell auflodert. Der erste Aufstand, der von 1689, unmittelbar nach der Thronbesteigung William's III., endete mit dem Tode des grausamen, aber kühnen und unbesiegten Earls von Dundee. Des Führers beraubt, zerstreuten sich die Clans in ihre Berge und wurden zur Unterwerfung innerhalb einer bestimmten Frist aufgefordert. Alle gehorchten; nur Macdonald von Glencoe, mit seinem Stolz und seiner Anhänglichkeit an die Stuarts kämpfend, zögerte, bis der Termin abgelaufen, und erst sechs Tage später kam er, um dem neuen Herrscher zu huldigen. Der Master of Stairs, in dessen Händen damals die Regierung von Schottland lag, nahm ihm den Eid ab; beschloß aber im Herzen, ein Exempel an ihm zu statuiren. Truppen wurden bei den Macdonalds einquartiert und gastlich von ihnen empfangen; aber als sie zwölf Tage dort zugebracht und jeden Argwohn zerstreut hatten, fielen sie plötzlich, in einer Winternacht, über ihre wehrlosen Wirthe her, ermordeten sie, die zum Theil noch in ihren Betten, verschonten nicht Weib noch Kind und verbrannten ihre Hütten. Seitdem ist die Schlucht von Glencoe, einst der Wohnsitz friedlicher Menschen, eine Wüste, durch deren Einsamkeit heute noch der Wanderer nicht ohne ein Gefühl des Schauders zieht. Die Königin schreibt darüber: „Rauhe, schroffe, jäh abstürzende Berge mit schönen Spitzen und Felsen, einer über dem andern hoch aufgeschichtet, thürmen und erheben sich auf beiden Seiten bis zum Himmel, ohne irgend welche Zeichen, daß sie je bewohnt gewesen, ausgenommen wo, halbwegs den Paß hinauf, einige Bäume sind und neben denselben, auf jeder Seite des Weges, Haufen von Steinen, Ueberreste dessen, was einst menschliche Wohnungen waren, welche die blutige, furchtbare Geschichte des Wehs erzählen. Die Gegend selbst erhöht die Schauerlichkeit des Gedankens, daß solch eine Unthat ersonnen und begangen werden konnte gegen unschuldige schlafende Menschen. Wie und wohin konnten sie fliehen? Laßt mich hoffen, daß William III. nichts davon wußte." Leider ist diese Hoffnung ausgeschlossen, seitdem man weiß, daß die Ordre des Masters of Stair, „die Räuberbande zu vertilgen", dem Könige vorgelegt und von ihm unterzeichnet worden ist.

Mit größerer, unverhohlener Sympathie geht die Königin den Spuren des letzten Stuarts nach, des unvergeßlich im Gesange des Hochlandes fortlebenden, unglücklichen, heldenmüthigen Prinzen Charlie. Sie läßt sich die Nachkommen derjenigen vorstellen, die einst, im denkwürdigen Jahre 1745, mit ihm auszogen; betrachtet die mannigfachen Andenken an den Prinzen, die dort in den Edelsitzen noch als Reliquien aufbewahrt werden, und besucht alle Schauplätze, welche durch seine Wanderungen berühmt geworden, nachdem auf den Kopf des Flüchtlings ein Preis von 10,000 Pf. Sterl. gesetzt worden ist, den Niemand, auch der ärmste Bettler nicht, verdienen will. „Ja," sagt die Königin, „und ich fühle eine Art von Ehrfurcht, indem ich über diese Stellen in diesem unbeschreiblich schönen Lande gehe, welches ich stolz bin, mein eigenes zu

Digitized by Google

nennen, wo solch eine hingebende Treue für die Familie meiner Vorfahren war — denn Stuartblut ist in meinen Adern, und ich bin nun ihre Repräsentantin, und das Volk ist so hingebend und treu gegen mich, als es einst gegen jenes unglückliche Geschlecht war."

Mit diesen ergreifenden Worten, in welchen wir die Souveränin sprechen zu hören meinen, beschließen wir unsern allzu kurzen Bericht. Wir können nicht umhin, zu glauben, daß eine solche Stimme des Friedens, der Versöhnung und hochherzigen Zuversicht vom Throne herab großen Eindruck machen müsse in einer Zeit, die nicht frei ist von inneren Gefahren. Und nicht nur das englische Volk, auch wir haben Grund, dankbar zu sein für ein Buch, aus welchem wir, besser als aus irgend einer anderen Darstellung, die Mutter derjenigen kennen lernen, zu welcher die ganze deutsche Nation mit Liebe und Vertrauen emporblickt. J. R.

Erinnerungen eines deutschen Officiers.

Erinnerungen eines deutschen Officiers. 1848—1871. I. Aus zwei annectirten Ländern. II. Per aspera ad astra. Wiesbaden. J. F. Bergmann. 1884.

In zwei geschmackvoll ausgestatteten Bänden liegen jetzt die Erinnerungen eines deutschen Officiers vor uns, von denen die Leser der „Rundschau" den ersten Band „Aus zwei annectirten Ländern" bereits kennen und schätzen gelernt haben, so daß sie, wir sind dessen sicher, auch dem neuen zweiten Bande „Per aspera ad astra" von vornherein mit lebhafter Theilnahme entgegenkommen werden. Man erinnert sich, daß der Held dieser Erzählung, der mit dem ungenannten Verfasser nicht, oder doch nicht immer identisch ist, zu Stade als der Sohn eines bürgerlichen Vaters und einer adligen Mutter geboren, in sehr jungen Jahren in die hannoversche Armee eintritt, der er bis zu ihrer Auflösung im Jahre 1866 angehört hat. Aus dem einförmig kleinstädtischen Leben in Stade, das nur zuweilen durch Besuche bei der hochadligen Sippe der Mutter im Lande Kehdingen unterbrochen wird, begleiten wir den jungen Ernst — das ist der Name des Helden — in das Hannover Georg's V., dessen gesellschaftliche, militärische und politische Zustände uns in höchst anschaulicher Schilderung vor die Augen treten. Im Mittelpunkte steht, wie natürlich, die eigenartige Erscheinung des blinden Königs, dem der Verf. edle Eigenschaften, gute Kenntnisse, einen hellen Verstand nachrühmt, dessen Starrsinn aber und übertriebenes Machtgefühl bei großen und kleinen Anläßen verhängnißvoll und verderblich hervortreten. So hat den König noch kürzlich O. Meding gezeichnet, der seinem Vertrauen so nahe stand; so zeichnet ihn auch der deutsche Officier, der in ihm den Urheber von Hannovers Untergang erblickt. Von den Ministern lernen wir neben Borries auch Windthorst kennen, dem der Held der „Erinnerungen" in dem „Wachsfiguren-Cabinet" seines Clubs begegnet. Die kurze Schilderung verdient hier angeführt zu werden; sie ist charakteristisch für die plastische Kunst des Verfassers: „Der kleine Staatsminister warf sich in die Brust, steckte den rechten Daumen zwischen Chemisette und Weste, so daß die zierliche Hand recht sichtbar war, und blickte nachdenklich durch seine Brille;" und bei seinem Fortgang heißt es: „Mit diesen Worten schritt er, die Lippen über den großen Mund wie klagend zusammen schließend, in den Lesesaal." Aber charakteristisch für die Regierung Georg's sind weniger diese Minister, die sich in schnellem Wechsel einander folgen: das ist vielmehr die Nebenregierung subalterner Persönlichkeiten, denen der König, der Rathgeber bedürftig und die selbständigen verschmähend, sein Vertrauen mit Vorliebe zuwendet. Daneben drängen sich an den Hof Quacksalber und Intriganten männlichen und weiblichen Geschlechts, die, für Oesterreich und den Katholicis-

Digitized by Google

mus arbeitend, die Königin zu umgarnen und zu gewinnen suchen. Einen wohlthuenden Gegensatz zu dieser Gesellschaft, die von unlauteren Elementen nicht völlig frei ist, bilden einerseits die Bürger und Bauern Hannovers, das kräftige und selbstbewußte Geschlecht der Niedersachsen und Friesen, deren Charakter sich namentlich bei dem Katechismusstreit in seiner zähen und kernigen Standhaftigkeit offenbart; dann aber vorzüglich die hannoversche Armee und ihre Officiere, in deren Kreisen sich unsere Erzählung hauptsächlich bewegt. Der Verfasser, ein scharfer Kritiker der Mißregierung des letzten Königs von Hannover und bei aller Liebe zur Heimath überhaupt nicht blind für die Fehler und Schwächen seiner Landsleute, weiß von der Armee, der er selbst mit Auszeichnung angehört hat, nur Treffliches zu berichten. Die Mannschaften, deren er gedenkt, die Officiere, die er schildert, sind ausnahmslos, wir würden sagen: Ideale von Soldaten, wenn sie uns nicht in der Darstellung des Verfassers so wirklich, so lebendig entgegenträten.

Bei dieser Ansicht von der inneren Gesundheit des hannoverschen Staatswesens und bei dieser hohen Verehrung für seine Armee begreift es sich, wenn der Verfasser nicht ohne tiefe Wehmuth die Katastrophe erzählt, welche die Selbständigkeit Hannovers vernichtete und der Existenz der Armee ein Ende machte: es ist zugleich ohne Frage der gelungenste Abschnitt dieser „Erinnerungen". In der überaus anschaulichen Schilderung des Verfassers, wie sie eben nur die Feder eines Augenzeugen geben konnte, durchleben wir gleichsam mit den Einwohnern Hannovers jene heißen Junitage von 1866, in denen das Schicksal Deutschlands auf Jahrhunderte hinaus entschieden wurde; mit der hannoverschen Armee marschiren wir von Göttingen durch das anmuthige Bremker Thal nach Langensalza, wo sie die von den Vätern bei Minden und Waterloo gezeigte Tapferkeit noch einmal bewährt, um dann für immer aus der Zahl der europäischen Heere zu verschwinden.

Nach der Auflösung der hannoverschen Armee, in deren Reihen er bei Langensalza mitgefochten hat, tritt Ernst in die preußische Armee ein und kommt nach Cassel, wo wir ihn im Anfange des zweiten Bandes finden und durch ihn die Zustände und Stimmungen der eben preußisch gewordenen Hessen kennen lernen. Hier findet er nicht den schroffen Gegensatz zwischen der alteingeborenen Bevölkerung und den mit der Annexion ins Land gekommenen Preußen, welchen er in Hannover hinter sich gelassen hat: leicht und ohne große Reibung vollzieht sich die Verschmelzung zwischen den „schneidigen", bisweilen etwas schroffen Preußen und den gutmüthigen, vergnügungssüchtigen Casselern, denen noch das „Morgen wieder lustig" der Väter etwas im Blute steckt. Er selbst empfindet bei allem guten Willen, den er mitbringt, doch den eingetretenen Wandel oft recht schmerzlich und hat manches Unangenehme zu überwinden: das preußische Officiercorps, dessen Mitglied er nun geworden ist, erscheint ihm wissenschaftlich und gesellschaftlich nicht von der gleichmäßigen Durchbildung, wie er es von den Hannoveranern her gewohnt war. Noch weniger gefällt er sich, als er dann aus dem heiteren Cassel mit seinen anmuthigen Umgebungen und seiner schönen Geselligkeit „mitten in Preußen hinein" versetzt wird, nach Magdeburg, der Stadt der Fabrikschornsteine, deren Rauch sich als ein dicker, warmer Dunst über den schmalen Gassen lagert. Auch die Einwohner wollen ihm nicht zusagen: dem feinen Hannoveraner erscheinen sie formlos und unhöflich; es fällt ihm auf, wie rücksichtslos sie sich in den Straßen Einer an dem Andern vorbeidrängen. In dieser trüben Stimmung, deren Druck noch durch die schweren Anforderungen des militärischen Dienstes erhöht wird, erhält Ernst zu seiner freudigen Ueberraschung die Berufung an eine der oberen Militärbehörden in Berlin, dessen militärisches und gesellschaftliches Leben der Verfasser uns in großen und kleinen Zügen nicht weniger klar und treffend zu schildern weiß, als das von Hannover, Cassel und Magdeburg. Die Erzählung klingt angenehm aus mit den Siegesfesten von 1871 und einer Doppelhochzeit.

Um diese Erzählungen und Schilderungen geschichtlichen Charakters schlingt sich nun in höchst anmuthigen Formen eine Art Familienroman, dessen Helden neben Ernst vorzüglich seine Schwester Clotilde und seine Freunde Wichard und dessen Ge-

Digitized by Google

schwister und Alfred sind. Es entsteht dadurch ein eigenthümliches Gemisch von Dichtung und Wahrheit, von Roman und Geschichte, mit dem sich der Aesthetiker vielleicht nur schwer befreunden wird, während für den unbefangenen Leser gerade in dieser Verflechtung des Persönlichen mit dem Allgemeinen ein Hauptreiz dieser „Erinnerungen" liegen dürfte. Wie herrlich ist der Freundschaftsbund der drei jungen Officiere in Hannover, die einander so ähnlich sind in einer gewissen idealen Vortrefflichkeit, und doch wieder so verschieden individualisirt: der ritterliche Wichard, der weltkluge Alfred, und der Erzähler selbst, der von sich sagt, daß er ernst sei, wie sein Name; wie schön ist die treue Gemeinsamkeit der Gedanken, in der sie aufwachsen und in die erst die sich kreuzenden Liebesneigungen eine Trennung hineintragen. Ihnen gegenüber die beiden Freundinnen, Wichard's Schwester, die stolze und geistvolle Adele, und Ernst's Schwester, die weiche und zärtliche Clotilde, deren seliges Liebesglück in der Schlacht von Langensalza ein so ergreifendes Ende findet. Gemeinsam ist allen diesen und den anderen Gestalten des Verfassers eine große sittliche Reinheit, eine maßvolle Selbstbeherrschung, ein hoher Grad, ich möchte sagen von respectability. Sie vergessen sich nie, auch nicht in den Regungen der Leidenschaft: sie lieben, ohne recht zu begehren, sie entsagen, ohne recht zu kämpfen.

„Schön ist das Leben unter guten Menschen," sagt einmal die Mutter des Helden, und das Leben auf dem Gute in Holstein, dessen Seen und Waldungen dem Leser heimisch vertraut werden, wie in Cassel und auf Wilhelmshöhe liefert den Beweis dafür. Freilich verzichtet der Verfasser, indem er nur Menschen von einer ruhigen Tugendhaftigkeit mehr oder weniger idealisirt zeichnet, auf alle die Roman-Effecte, die sich in tragischen Conflicten und dramatisch bewegten Scenen darbieten; ja ich möchte selbst nicht bezweifeln, daß die Gesellschaft, in der sich dieser Familien-Roman abspielt, — eine Gesellschaft, in der man Sonntags ziemlich regelmäßig die Kirche besucht und sich mit Zschokke's Stunden der Andacht beschenkt, — dem durch die realistischen Romane der Gegenwart verwöhnten Geschmacke oft recht einfach, nicht selten zu einfach erscheinen wird. Aber ist nicht diese gute Gesellschaft, sind nicht diese idealen Gestalten, welche der Verfasser schildert, glücklicher Weise auch ein Stück Realität?

Gehaltvoll und lehrreich wie ein Geschichtswerk, anziehend und fesselnd wie ein Roman, geschrieben in einem Deutsch so klar und rein wie die darin geschilderten Charaktere, werden die „Erinnerungen eines deutschen Officiers" in der Memoiren-Literatur unserer Tage allezeit einen hervorragenden Platz einnehmen.

Paul Bailleu.

Digitized by Google

οβ. **Lessing.** Geschichte seines Lebens und seiner Schriften von Dr. Erich Schmidt, Professor an d. Universität Wien. Erster Band. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1884.

Lessing ist der erste unserer Classiker gewesen, dem die neue literarhistorische Forschung sich eindringend zugewendet hat: Karl Lachmann selbst hat, es sind jetzt mehr als vierzig Jahre her, uns eine kritische Ausgabe der Werke geschenkt, Danzel in seiner Monographie hat ein Muster wissenschaftlicher Darstellung geliefert, das nach allen Seiten hin die fruchtbarsten Anregungen gab. Seitdem ist manche Lebensgeschichte des ersten deutschen Kritikers zu Tage gekommen und hat in weite Kreise unseres Publicums Eingang gefunden — aber keine hat die gelehrte Erkenntniß entscheidend gefördert; manche tüchtige Einzeldarstellung ist geleistet — aber ihre Resultate sind nur den näheren Kennern der Literatur zugeführt worden. Erich Schmidt hat nun den Versuch gemacht, nach beiden Seiten hin abschließend vorzugehen, und ein Werk zu liefern, das sowohl auf der Höhe der Forschung steht, als auch, von gelehrtem Ballast befreit, dem allgemeinen Interesse des Gegenstandes durch eine schriftstellerisch runde Darstellung genug thut. Diese Aufgabe, zu der er vor Vielen berufen war, hat er in ihrem ersten Theile ganz ausgezeichnet gelöst; aber auch nach der Seite der Form ist ihm Vieles gelungen und, Alles in Allem, die Nachfolger Danzel's hat er weit überholt. Wir begnügen uns für heute mit diesem kurzen Hinweis und kommen nach dem Erscheinen des zweiten und letzten Bandes des Näheren auf das gehaltvolle Buch zurück.

ογ. **Geoffrey Chaucer's Werke.** Uebersetzt von Adolf von Düring. Erster Band. Straßburg, Carl J. Trübner. 1883.

Die deutsche Uebersetzungskunst sucht nach immer frischen Feldern ruhmvoller Bethätigung. Unsere Zeit, welche neben dem Roman plötzlich und unerwartet das gereimte Epos zu neuer Kraft kommen sieht, wird sich gern mit einem Epiker des Mittelalters bekannt machen, der zu den glattesten, gewandtesten und anschaulichsten Erzählern gehört, in die Schule des Dante und des Boccaccio gegangen ist und als der größte englische Dichter vor Shakespeare bezeichnet werden darf. Eine vollständige Uebersetzung Chaucer's ist ein großes Unternehmen, und wir wünschen Herrn A. von Düring Kraft und Ausdauer, um es glücklich zu Ende zu führen. Sein Werk ist im Einzelnen nicht durchweg tadelfrei: hie und da ein Flickwort, das sich aufdrängt; die eingeflochtenen Betheuerungen und Anreden des Lesers zuweilen von etwas schwerfälligem Klang; die Umschreibungen der Genitive durch „von" allzu häufig und oft störend angewandt. Aber der Ton ist im Allgemeinen gut getroffen; man wird rasch und angenehm vorwärts geleitet, und liest das Meiste ohne Anstoß. Die beigegebenen Erläuterungen könnten kürzer sein; Namenregister und Verzeichnisse der benutzten Schriften ständen wohl besser am Schlusse des fertigen Werkes, wenn sie überhaupt nöthig sind. Auch für die lateinischen Ueberschriften können wir uns nicht begeistern: über einem mittelenglischen Text mögen sie stehen bleiben, über einem neuhochdeutschen wirken sie bloß seltsam und ungehörig. Solche Ausstellungen berühren indessen, wie sich jedermann leicht sagt, den eigentlichen Werth des Geleisteten nur wenig. Der vorliegende erste Band enthält drei Stücke: Das Haus der Fama; Die Legende von den guten Weibern; Das Parlament der Vögel. Der zweite und dritte Band werden die berühmten Canterbury-Erzählungen bringen. Der vierte soll „Troilus und Chryseide" enthalten, und ein fünfter die übrigen Gedichte Chaucer's umfassen.

ρ. **Le cycle mythologique Irlandais et la mythologie celtique** par H. d'Arbois de Jubainville, professeur au collège de France. Paris, E. Thorin. 1884.

Mit beneidenswerther Raschheit hat Herr d'Arbois de Jubainville binnen weniger als Jahresfrist drei dicke Bände über celtische Dinge geschrieben, einen „Essai d'un catalogue de la littérature épique de l'Irlande", eine „Introduction à l'étude de la littérature celtique" und das vorliegende Buch. Ueberall bekundet er eine große Leichtigkeit und Uebersichtlichkeit des Vortrages, wie sie demjenigen wohl ansteht, welcher seinen Stoff vollkommen beherrscht. Ob dies bei unserem Verfasser so ganz der Fall sei, müssen wir dahin gestellt sein lassen; es wird ihm an Kritikern nicht fehlen, die ihn im Einzelnen zu controlliren im Stande sind; von seiner philologischen Methode sind uns gelegentlich schon recht bedenkliche Proben vor Augen gekommen, und die Zuverlässigkeit seiner Uebersetzungen aus irischen Texten möchten daher nicht über jedem Zweifel erhaben sein. In dem vorliegenden Bande geht er mit Recht von den Nachrichten über die altgallische Religion aus und sucht die gallischen Gottheiten in den irischen Ueberlieferungen wiederzufinden. Er verfährt hierbei wieder etwas rasch, griechische Analogien sind ihm immer gleich zur Hand, und man würde dafür oft lieber einen reinlichen Nachweis geführt sehen, daß man es wirklich mit einem irischen Mythus zu thun habe. In dieser Beziehung wird der Leser vorsichtiger als der Autor sein müssen. Die Bücher des Herrn d'Arbois könnten als Popularisirungen nützlich werden. Aber es fragt sich, ob die Wissenschaft, der er dient, schon in sich fest und entwickelt genug ist, um eine Popularisirung zu verlangen oder zu ertragen. Wirklich gute populärwissenschaftliche Werke zu schreiben, ist vielleicht das schwerste, was es giebt.

σδ. **Die englischen Comödianten zur Zeit Shakespeare's in Oesterreich.** Von Johannes Meißner. Wien, Carl Konegen. 1884.

Die Kenntniß des merkwürdigen Processes, wie durch englische Wandertruppen sowohl volksthümliche Werke britischer (aber auch deutscher) Herkunft als die größten Kunstdramen der elisabethanischen Epoche an Höfen und in Städten Deutschlands dargestellt und in unserer Literatur zu weiterer Verarbeitung oder meist Verballhornung eingebürgert wurden, ist durch Meißner's sehr aufschlußreiche Materialiensammlung und Forschung ganz erheblich gefördert worden. Hatten wir kürzlich von einer den Nördlingern schon 1604 gebotenen Aufführung „Romeo und Julia" gehört und in Mentzel's trefflicher

Digitized by Google

„Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M." auch für dieses Thema Belehrung gefunden, so bringt Meißner jetzt eine überraschende Ausbeute aus österreichischen Archiven, welche die bisherigen Ansichten über den englischen Import, die Wanderungen und Aufführungen theils umstößt, theils erweitert und uns zu früheren Datirungen nöthigt, reiche Detailnachweise über Principale und Repertoires gewährt, die „Engellender" seit 1595 durch das nördliche Oesterreich verfolgt und willkürliche Fabeln der Theatergeschichte widerlegt, um aus naiven Briefen der Erzherzogin Magdalena das Grazer Repertoire vom „heiligen Fasching" 1608 festzustellen. Am 10. Februar führte John Green Marlowe's „Doctor Fanstus" auf; ein denkwürdiges Datum! Wir treffen 1607 und 1608 u. A. „Romeo und Julia", „Hamlet", den „Kaufmann von Venedig", Marlowe's „Juden von Malta". Die zwei letzten Stücke wurden später zu einem krausen Gemengsel verbunden in der Bandencomödie „Daß Wohl Gesprochene Urtheil Eynes weiblichen Studenten oder der Jud von Venedig". Meißner druckt die Handschrift der Wiener Hofbibliothek ab und stellt Untersuchungen an, die sich erweitern und verschärfen ließen. Aber hier sei nur eine Vermuthung zu einer anderen Seite gestattet: S. 33 Nördlingen 1604 „vonn Boyarhio einem Alten Römer" — sollte nicht „Horatzhio" oder „Horhatzio" zu lesen und der Kampf der Horatier und Curiatier (H. Sachs, Ayrer; Corneille's „Horace", u. s. w.) gemeint sein?

Meißner's höchst dankenswerthe mühsame Arbeit bildet das 4. Heft der von Minor, Sauer und Werner besorgten „Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur und des geistigen Lebens in Oesterreich". Als drittes ging Spengler's sorgfältige Monographie über den alten Dramatiker Wolfg. Schmeltzl voraus; das erste über die „Ahnfrau" und Schreyvogel's Antheil, ist noch zu erwarten, und eine Fülle „in Vorbereitung". Ebenso nehmen Sauer's „Wiener Neudrucke" ein rasches Tempo; hoffentlich zur Befriedigung des rührigen und opferwilligen Verlegers. Das Programm will uns doch zu weitherzig scheinen, wenn z. B. sogar ungedruckte Gedichte des miserablen Blumauer versprochen werden. Vorsicht! — „sonst kommt noch gar" mit den Xenien zu reden „ein Band Oden von Haschka hervor", und den beiden Unternehmungen versiegt die Theilnahme, die sie jetzt in hohem Maße verdienen.

e. **Friedrich II. in englischen Urtheilen. — Darwin und Copernicus. — Die Humboldt-Denkmäler vor der Berliner Universität.** Drei Reden von Emil du Bois-Reymond. Leipzig, Veit & Co. 1884.

Die erste und dritte der Reden sind in dieser Zeitschrift erschienen und werden den Lesern derselben noch in guter Erinnerung sein. Ueber die zweite, eine Parallele zwischen Copernicus und Darwin, sagt die „Saturday Review" (Febr. 16, p. 229), sie halte mit großem Scharfsinn den fundamentalen Punkt der Aehnlichkeiten zwischen den beiden Entdeckern fest, daß sie nämlich in ihren respectiven Wissenschaften ein einfaches Princip der Zahl geistreicher Auskunftsmittel substituirt hätten, welche ins Leben gerufen seien, um die scheinbare Abwesenheit eines solchen Princips zu erklären. Die Bemerkung des seitenden englischen Wochenblatts über die erste Rede zeigt aufs Neue, daß Vorurtheile ein zähes Leben haben und daß es selbst der lichtvollen Darstellung unseres berühmten Mitarbeiters nicht ganz gelungen ist, diejenigen ein für allemal zu beseitigen, welche er aus so guten Gründen der Geschichte und des gesunden Menschenverstandes bekämpft. — Die Rede über die Humboldt-Denkmäler nennt die Saturday Review „ein Meisterstück eleganter Exposition", indem sie hinzufügt, es sei nur natürlich, daß ein Naturforscher mehr über Alexander, als über Wilhelm zu sagen habe, welcher, wenngleich eine weniger in die Augen fallende und imposante Figur, doch wahrscheinlich Geisteskräfte von einer höheren und feineren Art besessen habe.

λ. **Der sogenannte animalische Magnetismus oder Hypnotismus.** Unter Zugrundelegung eines für die Akademische Gesellschaft zu Freiburg i. B. gehaltenen populären Vortrages. Von Professor Dr. Chr. Bäumler. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1881.

Wenn auch die lebhafte Bewegung der Gemüther längst erloschen ist, welche sich des Publicums und vor Allem des gebildeten Theiles desselben bemächtigte, als der „Magnetiseur" Hansen seine vielbesuchten Vorstellungen gab, bis ein obrigkeitliches Veto denselben, als einem gefährlichen Mißbrauche, ein Ende machte, so steht doch Nichts dafür, daß das Geheimnißvolle, dem naiven Zuschauer Unerklärliche über kurz oder lang wieder seinen Zauber ausübe und wenn auch nicht in derselben Form und auch wohl nicht sobald wieder in Deutschland, dieselbe Unruhe wieder auftrete, hervorgerufen durch den Reiz des despotischen Willens und irgend einen geschickten Entrepreneur. So alt die Benutzung einer gewissen nervösen Disposition zu, theils bona fide, theils betrügerischer Weise, ausgeführten Täuschungen ist: charakteristisch ist immer an derartigen Erscheinungen gewesen, daß sie wie eine Epidemie auftraten und, tausendfältig klargelegt bezüglich ihres schwindelhaften Grundes, doch immer wieder Zeit und Ort fanden, um ihre Orgien zu feiern. — Was stets eine der größten Schwierigkeiten bei der Ausrottung des heutzutage als solchen erkannten Unfugs bot, und was auch immer wieder das Aufkommen desselben ermöglicht, ist der Umstand, daß aufrichtigste Ueberzeugung und bewußter Betrug hier in die engste Wechselbeziehung treten. Niemand ist mehr geneigt, auch sich selbst zu betrügen, als ein chronisch Kranker, der von dem Wunsche beseelt, seine Gesundheit wieder zu erlangen und in der Unkenntniß der wahren Natur seines Leidens auf jedes sich zeigende vermeintliche Hilfsmittel so lange seine Hoffnung setzt, bis er enttäuscht zu einem anderen greift. Was ist nun natürlicher als daß das ganze Heer der sympathetischen Curen und mit ihnen auch der thierische Magnetismus als Heilmittel versucht wurden und daß sie ihre Erfolge aufwiesen? So lange auch der gebildete Laie in der Krankheit ein besonderes Wesen, ein dem Körper oder dem Geiste hinzugefügtes schädliches Plus sieht, so lange sich nicht im Publicum die Erkenntniß verbreitet, daß

Digitized by Google

das Kranksein nur ein veränderter, von dem normalen abweichender Lebensproceß ist, häufig allerdings hervorgerufen durch das Eindringen einer äußeren Schädlichkeit — die aber im Heilungsfalle nicht durch die Heilmittel, sondern durch die dem Körper constituirenden Elemente wieder entfernt wird, durch die Thätigkeit der Zellen, denen man durch Arzeneien und passende Diät günstigere Bedingungen für ihre Action schaffen kann — so lange wird auch jeder bisher aufgetretene Schwindel wiederkehren, mit ihm der animalische Magnetismus und die periodische in der Natur der fraglichen Erscheinungen und der vorhandenen Disposition begründete Erregung der Gemüther. — In der vorliegenden Brochüre findet nun der wißbegierige Leser neben einer übersichtlichen Geschichte der seit Mesmer aufgetretenen Magnetismusepidemien, sowie des Kampfes, den die Wissenschaft gegen diese geführt, vor Allem eine verständliche Erklärung der einzelnen betheiligten Factoren, wie sie im Wesentlichen durch die älteren Untersuchungen des englischen Arztes Braid sowie durch die neueren Arbeiten von Heidenhain, Grützner, Berger und W. Preyer gegeben worden, von welch Letzterem die „Deutsche Rundschau" ihren Lesern den interessanten Aufsatz „Ueber das Magnetisiren bei Thieren" (Bd. XIII, S. 111, 1877) dot. Was Bäumler's Arbeit besonders werthvoll macht und gewiß viel zu ihrer Verbreitung beitragen wird, ist der mit Glück durchgeführte Versuch, die so complicirten Vorgänge der Gehirnfunctionen auch den Laien verständlich zu machen, was durchaus erforderlich ist, wenn man die Veränderungen derselben begreifen will, welche zu den überraschenden Aeußerungen des Hypnotismus führen, unter welchen wissenschaftlichen Begriff alles fällt, was im thierischen Magnetismus realer Kern und nicht schwindelhafte Zuthat seiner Propheten ist. Auch über den Hypnotismus und seinen Entdecker, Mr. Braid, brachte die „Rundschau" kürzlich eine sehr dankenswerthe Studie von Preyer, welcher auch eine Auswahl Braid'scher Schriften (Berlin, Paetel) dem deutschen Publicum zugänglich gemacht hat.

β. **Gemüth und Charakter**. Sechs Vorträge von Dr. Herm. Wolff, Docenten der Philosophie an der Universität Leipzig, W. Gerhard. 1882.

Von diesen populären, ursprünglich vor Damen gehaltenen, Vorträgen beschäftigen sich die vier ersten hauptsächlich mit dem Gemüth, die beiden andern mit dem Charakter. Verf. hatte also recht, nicht tief zu gehen. Diese populären Betrachtungen über die psychologischen Vorgänge des gewöhnlichen Lebens werden selten durch Gedanken unterbrochen, welche den Leser flutzig machen könnten (S. 62). Des Verf. metaphysische Ansicht scheint eine Vereinigung von Schopenhauer und Fechner anzustreben. Nähere Aufklärung über seine Gedanken findet man in dem zwanzigmal citirten Werke „Logik und Sprachphilosophie", Berlin 1880. Seine Vorliebe für Zahlen z. B. „50 — 60 Denkvorgänge, 22 Gemüthszustände" klingt altfränkisch, aber ist unschädlich. Die ethische Haltung ist ansprechend.

βο. 1. **Grundzüge der Moral.** Gekrönte Preisschrift von Dr. Georg von Gizycki, Privatdocent der Philosophie an der Universität zu Berlin. Leipzig, W. Friedrich. 1883.

2. **Die Unlösbarkeit der ethischen Probleme.** Von Anton Ölzeet-Newin. Wien, Wilh. Braumüller. 1883.

Während die letztere Schrift eine recht anschauliche Schilderung von den noch ungelösten Schwierigkeiten liefert, welche einer bündigen Moralphilosophie hinderlich waren und sind, gibt die erstere eine leicht faßliche und für alle Kreise zugängliche Darstellung der Ethik nach den Principien der englischen Moralisten. Die Arbeit des Verfassers, dessen wir schon in dieser Zeitschrift gedacht haben, wurde vom Freidenker-Verein Lessing in Berlin mit dem Preise gekrönt. Dem vielfach regen Interesse unserer Tage an ethischen Fragen werden beide Gaben willkommen sein.

δ. **Aus den Memoiren einer Fürstentochter.** Von Robert Waldmüller (Ed. Duboc). Mit einem Holzschnitt-Porträt. Dresden, C. C. Meinhold u. Söhne. 1883.

Die Fürstentochter ist Prinzessin Amalie von Sachsen, deren Lustspiele einst auf fast allen deutschen Bühnen gespielt worden sind. Die Fürstin hat von Jugend auf Tagebücher geführt zumeist im Lapidarstil, seltener in ausführlicher Schilderung. Waldmüller hat es verstanden, die „eigenen Worte" mit Erläuterungen und Erklärungen zu einem anziehenden Gesammtbild zu vereinen. Manche kleine Bemerkung dürfte auch den Geschichtsschreiber interessiren. Den Anhang bildet die wiederabgedruckte Biographie der hochbegabten Prinzessin.

λ. **Neue Novellen** von Hans Arnold. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1884.

Die liebenswürdige Gabe eines liebenswürdigen Schriftstellers. Der vornehm ausgestattete Band enthält fünf Erzählungen, von denen vier humoristischer Färdung sind und in diesen spricht sich besonders die Befähigung des Verfassers aus. Hans Arnold's Talent liegt in der heiteren Wiedergabe komischer Vorfälle des täglichen Lebens, in der flotten Schilderung der kleinen Aergernisse und Sorgen, der Neckereien des Kobolds „Zufall", in der ansprechenden Zeichnung freundlicher Charaktere und in der Schilzung wie Lösung allerliebster Herzensgeschichten. Dieses glückliche Talent bekundet sich besonders in der ersten Erzählung: „Die kranke Familie", welche fast lustspielartig aufgebaut ist und uns mit ihren drastischen, sich stets in den Grenzen eines gesunden Humors haltenden Scenen wie ein übermüthiger Schwank erheitert. In der hübsch angelegten ernsten Novelle „Schach der Königin" ist viel wahre Poesie enthalten, — Alles in Allem ein Buch, welches verdient, gelesen zu werden und welches sich obendrein, wie wenige andere, zur Lectüre in Familien eignet.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. März zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Anzeiger des germanischen Nationalmuseums. Januar und Februar 1884. 1. Band. Nr. 1 u. 2. Leipzig, In Commission bei F. A. Brockhaus.

Arzt und Patient. Winke für Beide. Stuttgart, Ferdinand Enke.

Benedix. — Wilhelm Watke in seinem Leben und seinen Schriften dargestellt von Heinrich Benedix. Mit Wilhelm Watke's Bildniß. Bonn, Emil Strauß. 1883.

Beseler. — Erlebtes und Erstrebtes. 1809—1850. Von Dr. Georg Beseler. Mit Anlagen. Berlin, Wilhelm Hertz. 1884.

Bilharz. — Erläuterungen zu Kant's Kritik der reinen Vernunft. Von Dr. Alfons Bilharz. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1884.

Braunfels. — Hofgeschichten aus drei Jahrhunderten. Historische Novellen von Eduard Braunfels. Dresden, F. W. Steffens.

Brenning. — Geschichte der deutschen Litteratur. 1/3. Lfg. Lahr, Moritz Schauenburg. 1883.

D'Artiella. — L'Evolution religieuse contemporaine chez les Anglais, les Américains et les Hindous par le comte Goblet D'Alviella. Bruxelles, C. Muquardt. Lausanne, A. Benda. 1884.

Casazza. — La legge di posizione o la legge delle leggi fisiche per Giuseppe Casazza. Mortara, Paolo Botto. 1883.

Collection of british Authors. Tauchnitz Edition. Vol. 2227: Leaves from the Journal of our Life in the Highlands. Vol. 2228: More leaves from the Journal of a Life in the Highlands. From 1862 to 1882. Copyright Edition. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1884.

Cyre. — Der Herr Assessor. Eine Skizze aus dem Alltagsleben. Von A. Cyre. Berlin, Kamlah'sche Buchhandlung. 1884.

Dahn. — Germanische Studien von Felix Dahn. Berlin, Otto Janke. 1884.

Donati. — La signora Manfredi. Romanzo de Cesare Donati. Verona, H. F. Münster. 1884.

Dorfay. — Das Herrenhaus zu Woodbrae. Roman von A. H. Dorfay. Aus dem Englischen von F. Siemers von Ostermann. 3 Bde. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Buchhandlung. 1884.

Enciclopedia musical. Periódico mensual illustrado. Núm. 1. Barcelona, Administracion di „Enciclopedia musical".

Engel. — Aesthetik der Tonkunst. Von Gustav Engel. Berlin, Wilhelm Hertz. 1884.

Ertl. — Abdwna. Ein Märchen von Emil Ertl. Leipzig, Rudolf Linde's Verlag. 1884.

Fritze. — König Rhein. Ein Festspiel für unsere deutsche Jugend. Von August Fritze. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1884.

Frohschammer. — Die Philosophie als Idealwissenschaft und System von J. Frohschammer, Professor der Philosophie in München. München, Adolf Ackermann. 1884.

Gagern. — Stille und Lebende. Erinnerungen von Carlos von Gagern. Erste Reihe. Berlin, Adolph Heim'sche Verlagsbuchhandlung. 1884.

Geigel. — Ueber Wissen und Glauben von Dr. Alois Geigel. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1884.

Gilles. — Der Staat als Arbeitgeber. Ein Beitrag zum Studium der Lohnfrage von Ferdinand Gilles. Luxemburg, L. Schamburger. 1884.

Glogau. — Die Phantasie. Vortrag von Dr. Gustav Glogau, a. o. Professor der Philosophie. Halle, Max Niemeyer. 1884.

Glümer. — Lutin und Lutine. Eine Erzählung aus dem Bearn von Claire von Glümer. Leipzig, Bernhard Schlicke. 1884.

Goldbaum. — Litterarische Physiognomieen. Von Wilhelm Goldbaum. Wien und Teschen, Karl Prochaska.

Hart. — Deutsches Herz und deutscher Geist. Eine Blüthenlese aus 4 Jahrhunderten deutscher Dichtung von Luther bis auf die jüngste Gegenwart. Herausgegeben von Heinrich Hart. Leipzig, Hoffmann und Ohnstein. 1884.

Heiberg. — Die goldene Schlange von Hermann Heiberg. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1884.

Henzen. — Ulrich von Hutten. Reformationsdrama von Wilhelm Henzen. Leipzig, Carl Reißner. 1884.

Hoffmann. — Brigitta von Windy. Eine Erzählung aus dem vierzehnten Jahrhundert von Hans Hoffmann. Leipzig, Bernhard Schlicke (Balthasar Elischer). 1884.

Italienischer Sprachführer. Konversations-Wörterbuch für Reisende von Dr. Rudolf Kleinpaul. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Junker. — Höhere Harmonie. Erzählung von C. Junker. Berlin, Otto Janke. 1884.

Kaden. — Die Riviera von Prof. W. Kaden und Maler Hermann Restel. 1/2. Lfg. Stuttgart, W. Spemann. 1884.

Karte des Kriegsschauplatzes im Aegyptischen Sudan. Gotha, Justus Perthes.

Kaufmann. — Vom jüdischen Katechismus. Von Dr. David Kaufmann. Budapest, Samuel Zilahy. 1884.

Keyserling. — Maddalena von Cecile Gräfin Keyserling. Baden-Baden, Emil Sommermeyer.

Klassische deutsche Dichtungen. II. Schiller's Wilhelm Tell. Von Prof. O. Kullen. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1884.

Kohn-Abrest. — Les confisses d'un livre. A propos des mémoires de Henri Heine par F. Kohn-Abrest. Paris, Hinrichsen & Cie. 1884.

Landauer. — Mes premiers vers par Aimé Landauer. Avec une lettre autographe de Victor Hugo. Vienne, Charles Gerold fils. 1884.

Last. — Die realistische und idealistische Weltanschauung entwickelt von Kant's Idealität von Zeit und Raum von C. Last. Mit dem Portrait der Verfasserin. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau). 1884.

Leixner. — Andachtsbuch eines Weltmannes. Zwei Bücher Betrachtungen von Otto von Leixner. Berlin, Hermann Zollfs. 1884.

Linke. — Lenkothea. Ein Roman aus Alt-Hellas von Oscar Linke. Drei Bände. Berlin, Otto Janke. 1884.

Lobe. — Lehrbuch der musikalischen Komposition von J. C. Lobe, Professor. Erster Band. Fünfte Auflage. Neu bearbeitet von Hermann Kretzschmar. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1884.

Meißner. — Dichtungen von Alfred Meißner. Erster Band: Fünfte Auflage. Wohlfeile Ausgabe. Zweiter Band: Gedichte. I. Bd. Zwölfte Auflage. Wohlfeile Ausgabe. Dritter Band: Gedichte. II. Bd. Zwölfte Auflage. Wohlfeile Ausgabe. Vierter Band: Werinher. König Sabal. Herbstblumen. Berlin, Gebrüder Paetel. 1884.

Meyers Reisebücher. — Ober-Italien von Dr. Th. Gsell-Fels. Vierte Auflage. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1884.

Meyers Reisebücher. — Rom und die Campagna von Dr. Th. Gsell-Fels. Dritte Auflage. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1884.

Oborn. — Wie sich Herzen finden. Novellen von Anton Oborn. Leipzig, Rudolf Linde's Verlag. 1884.

Oncken. — Martin Luther in Worms und sein Fortleben in der deutschen Nation von Wilhelm Oncken. Gießen, Emil Roth. 1884.

Redolfi. — Alphonse II. d'Este et le Tasse. Etude par A. Redolfi. Locarno, D. Mariotta. 1882.

Reyer. — Aus Toskana. Geologisch-technische und kulturhistorische Studien von E. Reyer, a. o. Professor der Geologie an der Universität in Wien. Mit 8 Figuren im Text und 4 Tafeln. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1884.

Rindfleisch, Georg Heinrich. Eine biographische Skizze. Halle, Max Niemeyer. 1884.

Robertson. — The confederate debt and private southern debts. By Barr Robertson. London, Waterlow and Sons. 1884.

Röte. — Revanche! Bilder aus Paris von Otto Röte. Berlin, Robert Oppenheim. 1884.

Telmann. — Götter und Göhen. Roman von Konrad Telmann. Drei Bände. Leipzig, Carl Reißner. 1884.

Teweles. — Der Kampf um die Sprache. Linguistische Plaudereien von Heinrich Teweles. Leipzig, Carl Reißner. 1884.

The Imperial Review. 10. Jahrg. 1883. Melbourne, Alex. M'Kinley & Co.

Timoleon. — Die neueste politische Mode. Von Timoleon. Nach der dritten Auflage des ungarischen Originals übersetzt. Budapest, Samuel Zilahy. 1884.

Turgeniew. — Vier Erzählungen von Iwan Turgeniew. Zweite Folge. Aus dem Russischen übertragen von E. St. — Das Lied der triumphirenden Liebe. — Fragmente aus eigenen und fremden Erinnerungen: I. Alte Porträts. II. Der Verzweifelte. — Der Gasthof.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

„Unter uns“.

Roman

von

Ossip Schubin.

XII.

„Und was thun wir morgen?“ fragte Sempaly Zinka fast jeden Abend, wenn er mit ihr in der Welt zusammentraf, lächelnd und liebenswürdig. Er hatte sich's zur Aufgabe gemacht, ihr das „verlorene Rom“ wieder finden zu helfen, und dieser Aufgabe widmete er sich mit bewunderungswürdigem Fleiß.

Die Enttäuschung, welche Zinka befallen hatte, als sie zum ersten Mal mit ihrem gesprächigen Droschkenkutscher zwischen den Ruinen der Cäsarenstadt herumsteuerte, ist eine sehr gewöhnliche Erscheinung. Fast Jeder empfindet sie, wenn er, den Kopf mit allem in der modernen Literatur angestauten Rom-Mysticismus ausgerüstet, zum ersten Mal diese zwischen kahlen schmutzigen Häusern eng zusammen gepferchte Herrlichkeit sieht. Und um so stärker zeigt sich die Enttäuschung bei Denjenigen, die von Norditalien, nach längerem Aufenthalt in Venedig oder Verona nach Rom kommen. Von der verführerischen Anmuth norditalienischer Städte hat Rom nichts. Die Architektur ist finster und schwer und das Colorit im Winter meist ein effectloses Gemisch von nüchternem Grau und stumpfem Blaugrün, eher an ein fein abgetöntes Aquarell, als an ein farbenprächtiges Oelbild erinnernd. Umsonst sehnt man sich hier nach dem goldlasirten Lagunenschimmer, den phantastischen Steinspitzenklöppeleien Venedigs, nach den halbverwischten Fresken und der sonnigen Bernsteinglorie von Verona.

„Rom nach den norditalienischen Städten wirkt auf uns wie ein grandioser Händel'scher Choral nach zwei reizenden Chopin'schen Nocturnes. Der erste Eindruck ist ein vernichtender,“ sagte einmal Sempaly zu Zinka; „mit der Zeit jedoch wird man der Nocturnes überdrüssig — des Chorals nicht!“

Hierauf gab ihm Zinka zur Antwort: „Der Choral wird von so viel trivialer Leierkastenmusik übertönt, daß ich sehr große Mühe habe, ihn überhaupt herauszuhören.“

Er aber lachte nur und rief: „Sprechen wir in vierzehn Tagen wieder darüber.“

Digitized by Google

In vierzehn Tagen warf Zinka zwei Soldi in die Fontana di Trevi, um dessen ganz sicher zu sein, daß sie nicht zum letzten Mal sich in Rom befinde und überbot an Romfanatismus selbst den romantischen General von Klinger.

Sempaly hatte endlich zu ihrer Bekehrung beigetragen. Es konnte wenig Amüsanteres und Anregenderes geben, als mit ihm durch das Winkelwerk der schönen Ruinenstadt zu streifen. Beständig fielen ihm andere und wunderliche Merkwürdigkeiten ein, die er Zinka durchaus zeigen mußte, bald ein kunstvolles altes Basrelief, das man an ein orangefarbenes Haus gerade über eine Tabaktrafik gepappt, bald ein heidnischer Marmorgott, dem man in einem katholischen Klosterhof christliche Engelsflügel anzuheften versucht. Er ritt weit hinaus mit ihr in die Campagna und zeigte ihr malerische Winkel im Trastevere. Den ehrwürdigsten Dingen wußte er mit verwegener Ironie irgend ein amüsantes Spottwort anzuhängen. Die von Statuen bevölkerten Säle des Vatican, in welchen die liberale Statthalterei Christi dem pensionirten Heidenthum eine Zufluchtsstätte eröffnet, nannte er das Graz der Götter, und den Petersdom, bekanntlich la parochia dei forestieri, nannte er das katholische Grand hôtel.

Bei jedem zu einem Brünnlein umgestalteten Sarkophag, bei jedem Basrelief-Bruchstück oder malerischen Schutthaufen, erinnerte er sich irgend eines charakteristischen, bald komischen, bald rührenden historischen Ereignisses, oder er erfand eines und machte dabei doch nie den Eindruck „Vortrag" zu halten.

Er hatte eine ungemein anspruchslose Art, Anekdoten treffend, aber ganz flüchtig anzudeuten. Nie reichte er sie mit prätentiöser Ausführlichkeit auf dem Präsentirteller herum, sondern ließ sie stets nachlässig, gleichsam aus den Taschen fallen.

Seine Kunstkenntniß war nicht sehr tief, sein Kunstsinn, wie alle seine Instincte, merkwürdig subtil.

Sein Wissen war übrigens in jeder Richtung von der unordentlichsten Beschaffenheit und, wie Charles Lamb sich ausgedrückt hätte, kein Stück seiner geistigen Garderobe ganz. Aber er drapirte sich in die Fetzen seiner Weisheit, ohne je deren Löcher zu verstecken, mit der verwegensten Grazie.

Oft schlossen Truyn und sein Töchterchen sich den Wanderungen an, manchmal Cécil, aber nur an den Tagen, wo seine Mutter zu Hause blieb. Sein Benehmen bei dieser peripathetischen Aesthetik, wie er die Spaziergänge nannte, war außerordentlich bezeichnend für sein ganzes Wesen.

Ziemlich schweigsam und wie immer scharf beobachtend, wandelte er neben, oder ein wenig hinter Sempaly und Zinka.

Von Zeit zu Zeit verbesserte er Ersteren trocken in seinen Daten, was Sempaly sich mit der erhabensten Gleichgültigkeit gefallen ließ und wofür er jedesmal mit königlicher Courtoisie — nie ohne den Hut abzunehmen — dankte. Sterzl hatte nur Sinn für die kräftigen Renaissance-Classiker. Die Primitiven, welche Zinka liebte, belächelte Sterzl als verzückte Caricaturen; Guido Reni, der Greuze unter den Italienern, der Chopin unter den Malern — für den Sempaly eine kleine Schwäche hatte — war ihm geradezu widerwärtig. Er behauptete, der Kopfputz der Beatrice Cenci sei ein kalter Umschlag und das ganze Bild ein Studienkopf, den Guido wahrscheinlich in einem Irrenhause nach

Digitized by Google

einer Närrin gemalt. Die etwas mystische und sentimentale Phraseologie, deren sich Zinka manchmal bediente, wenn sie von ihren Lieblingsalterthümern und Kunstwerken sprach, belächelte er stumm, aber immer gutmüthig. Eigentlich verachtete er jegliche Ueberschwenglichkeit als Gefühlsduselei und Affectation.

Nur seiner Schwester gegenüber zeigte er sich sehr nachsichtig, und wenn ihr beim Anblick eines Francia die Thränen in die Augen traten und sie blaß wurde und Shelley citirte, wenn sie von Leonardo's Medusa — in Florenz — sprach, da zuckte er höchstens die Achseln und sagte: „Zinka, Du bist verrückt!" und zog sie beim Ohr.

An seiner Schwester gefiel ihm Alles, selbst daß sie keinen gesunden Menschenverstand besaß.

XIII.

Die Baronin hatte endlich eine Wohnung gefunden, die „annähernd" ihren Wünschen entsprach, einen kleinen Palazzo in einer Nebenstraße des Corso „geschmacklos möblirt freilich, aber sonst recht nett"!

Der Palazetto war ein Kleinod in seiner Art mit einer einfachen, edlen Renaissancefaçade und einem von Arkaden umsäumten Hof, in dessen Mitte zwischen rothen Kamelien eine Fontaine plätscherte. Mehrere stark ruinirte alte Statuen standen herum, unter andern eine berühmt schöne, verwundete Amazone, zu deren Füßen ein Rosenstrauch blühte.

Zinka fand diese Amazone außerordentlich malerisch und zeichnete sie von den verschiedensten Gesichtspunkten aus in ihr Album, ohne je die warnende Traurigkeit ihres Blicks zu verstehen. — Arme Zinka! sie hatte in die Sonne geschaut. Sie war blind! —

Wie konnte Cécil diesen sich täglich inniger gestaltenden Verkehr zwischen Sempaly und seiner Schwester gestatten?

Sempaly's ältester Bruder, der Fürst Sempaly, war seit zehn Jahren verheirathet, aber kinderlos geblieben. Somit war der Attaché als muthmaßlicher Majoratserbe verpflichtet, eine standesgemäße Ehe zu schließen.

Wußte denn Sterzl das nicht?

Er wußte es, kümmerte sich jedoch nicht darum. Darüber, daß die Verbindung eines bürgerlichen Mädchens mit einem Grafen Sempaly kein alltägliches Vorkommniß sei, machte er sich nicht die geringsten Illusionen; er hätte nicht einmal gewünscht, daß es alltäglich geworden wäre. Er war kein Demokrat, sondern eine ursprünglich seltsam conservative, altmodische Natur, gleich entfernt von Kriecherei wie von Kastenneid.

Daß Sempaly ein anderes bürgerliches Mädchen hätte heirathen sollen, wäre ihm gewiß als etwas durchaus Ungereimtes erschienen.

Aber Zinka ... Zinka, die war etwas ganz Besonderes. Er vergötterte sie, wie nur starke ältere Brüder schwache, viel jüngere Schwestern vergöttern. Es gab keine sociale Position, deren er sie nicht für würdig erachtet.

Und wenn er Sempaly so innig und zugleich ehrerbietig zu seinem lieben „Schmetterling" — so pflegte Sterzl Zinka zu nennen — niederlächeln sah, so freute er sich an Zinka's Glück und zweifelte nicht daran.

Digitized by Google

XIV.

Zinka war nicht sentimental. Längere Zeit hindurch verrieth sich in ihrem Verkehr mit Sempaly nicht die Spur eines tieferen Gefühls. Ein lustiges Wort jagte das andere, und aus ihren Augen sprühte der neckendste Muthwillen. Nach und nach aber änderte sich dies. Ihre ganze Art wurde zärtlicher und weicher, die lieblichste Wehmuth schlich sich selbst in ihren Muthwillen, und wenn sie lachte, schimmerten ihr dabei oft die Thränen in den Augen. Sempaly's Besuche in dem Palazetto wurden unregelmäßig, bisweilen blieb er zwei, drei Tage aus, dann wieder erschien er dort schon um zwölf Uhr, lud sich ungenirt zum Gabelfrühstück ein, fuhr mit den Damen aus, nahm deren Einladung zu einem unceremoniellen Familiendiner an, und wenn Zinka irgendwie blaß oder verstimmt aussah, so konnte er sich in zarten Rücksichten und allerhand Aufmerksamkeiten überbieten, um nur ein heiteres Lächeln auf ihre Lippen zu zaubern. Bisweilen nahm er eine schwermüthige Miene an, erzählte von seiner liebearmen Jugend und ließ sich von ihr bedauern. Er erzählte ihr von seinem älteren Bruder, sprach von dessen vielen ausgezeichneten Eigenschaften und schloß dann mit einem Achselzucken: „Ja, er ist ein prächtiger Mensch, aber ... er hat seine Eigenheiten!"

Wenn ihn Zinka dann über die besondere Art dieser Eigenheiten ausfragte, so seufzte er nur. Manchmal setzte er hinzu: „Nun, ich hoffe, Sie werden ihn kennen lernen, urtheilen Sie dann selbst. So etwas sagte er aber kleinlaut und schien nachträglich zu bereuen, es gesagt zu haben.

Oefters auch sprach er von irgend einem Bild in der Sempaly'schen Galerie zu Wien, oder von irgend einer anderen, im Familienbesitze befindlichen Rarität und meinte: „daß er sich darauf freue, Zinka dies seiner Zeit zu zeigen."

Am liebsten aber erzählte er von Erzburg. Dieses alte Schloß, das den Sempalys seit Generationen zum Sommeraufenthalt diente, war ihm besonders an das Herz gewachsen. Sonst war er von aller Familienblindheit völlig frei; er nannte das Sempaly'sche Palais kaltblütig eine ungesunde Baracke, schimpfte über die Sempaly'sche Pferdezucht, moquirte sich über die Sempaly'sche Familiennase und lobte nur spöttisch den legendären Sempaly'schen Tokayer; kam er aber auf Erzburg zu reden, dann konnte er schwärmen.

Von dem asiatischen Luxus, mit dem ein Theil des Schlosses — nicht durchweg geschmackvoll — möblirt ist, sprach er nie; er sprach überhaupt mehr von den Mängeln Erzburgs, als von dessen Vorzügen, — aber in welch zärtlichem, entschuldigendem Ton! Er erzählte von den großen kahlen Zimmern, in denen er jahrelang halb sehnsüchtig, halb schaudernd, immer aber vergeblich, der weißen Frau aufgelauert; er erzählte von dem melancholischen Stimmchen des Wetterhahns, von den Rococo-Statuen im Park und von den schwermüthig murmelnden, mit blassen Wasserrosen übersäeten Teichen.

Er gestand zu, daß diese gezierten Statuen ganz werthlos, diese seichten Teiche ganz ungesund seien. Dabei aber schimmerte es in seinen sonst so spöttischen Augen beinahe wie eine Art Andacht. Einmal, da Zinka über seine verschiedentlichen Erzählungen recht schwermüthig geworden war, nahm er ihre Hand

Digitized by Google

und drückte sie zärtlich an seine Lippen: „Sie müssen Erzburg lieben lernen," murmelte er. —

Er benahm sich gegen Zinka wie ein Mensch, der mit sich über den Schritt, den er zu thun gedenkt, im Reinen ist; der aber vorläufig noch nicht die Möglichkeit hat, offen um die Hand des Mädchens, das er im innersten Herzen schon als seine Braut betrachtet, zu werben.

Was wollte er mit all' dem bezwecken? Was dachte er dabei? . . . Mich dünkt, er dachte gar nichts. Er ließ sich gehen. Es gibt manchmal so sybaritische, selbstsüchtige Menschen, die sich vom Strome des Lebens treiben lassen und die Anstrengung verschmähen, ihrem Lebensschifflein eine Richtung zu geben; meist sehr glücklich organisirt, erreichen sie irgend einen Hafen, ohne unterwegs ernstlichen Schaden gelitten zu haben und wenn sie auf ihren passiv egoistischen Bahnen, immer lächelnd, immer gutmüthig, das Lebensfahrzeug eines Andern in den Grund gebohrt haben, so rufen sie in ihrer gemeinschädlichen Liebenswürdigkeit „Verzeihung!" — bleiben aber davon überzeugt, daß der Zufall und nicht sie, das Unglück verschuldet.

XV.

Es war gegen Ende Februar, kurz vor dem Carnevalschluß. Da sah Truyn, als er mit seinem Töchterchen zu Sterzl's kam, um Zinka zu einer Spazierfahrt abzuholen, vor dem Thor des Palazetto einen Fiaker mit einem kleinen Herrenkoffer beladen. Sterzl's Kammerdiener, ein vornehmer junger Mann, mit gescheiteltem Haar, glatt rasirter Oberlippe, kurzem Backenbart und imposanter Uhrkette, wechselte herablassend ein paar Bemerkungen mit dem Kutscher und zwinkerte schläfrig in den Sonnenschein hinein.

Der Salon, in welchen Truyn unangemeldet mit seinem Töchterchen trat, war voll von weißbläulichem Licht. Die Sonnenstäubchen führten ihre stummen, regenbogenfarbig schillernden Tänze auf; in der Mitte des Zimmers stand Zinka, beide Hände auf eine Tischplatte gestützt, und beugte sich über einen wunderbaren Blumenkorb. Die etwas barocke Grazie ihrer Pose, die elegante Linie ihres feinen Oberkörpers, die Liebesanmuth ihres gerührt lächelnden Gesichtchens, dazu die weiche Draperie ihres leichthin schleppenden Gewandes — das Alles prägte sich Truyn für immer ins Gedächtniß ein. Ein Sonnenstrahl trieb in ihrem Haar den goldigsten Unfug und um ihre ganze Gestalt flimmerte es von süßer, inniger Frühlingsseligkeit. Der Blumenkorb war übrigens auch ein Meisterstück, ein blühendes Capriccioso von Maiglöckchen, Gardenien, Schneeglöckchen und blaß errötheten Rosen wie von neckenden Lenzwinden zusammengeweht.

Sterzl stand gutmüthig lächelnd daneben, die Baronin, das Bild gezierten Staunens, etwas abseits, eine Visitenkarte in der Hand. Weder Bruder noch Schwester, — er in den Anblick der Kleinen, sie in den der Blumen vertieft, — hatten Truyn kommen gehört. Nur die Baronin hatte auf sein Klopfen: „Herein" gerufen und reichte ihm nun die Fingerspitzen, worauf sie mit einer Handbewegung gegen den duftigen Korb lispelte: „Sehen Sie nur diese Verschwendung . . ."

Jetzt blickte Zinka auf und bewillkommte ihn freundlichst, ebenso Sterzl.

Digitized by Google

„Es ist eine Thorheit . . . eine Extravaganz" seufzte die Baronin von Neuem, „so ein Blumenkorb kostet ein Vermögen! — eine einzige Gardenie allein . . ."

Zinka schob ärgerlich die Unterlippe vor und Sterzl fuhr mit seinem trockenen Humor dazwischen: „Störe doch Zinka's Illusionen nicht, Mama; für sie ist der Korb aus dem Himmel herunter gefallen, sie will nichts davon hören, daß er am Ende doch nur wie andere Blumenkörbe in der Via Condotti oder im Babuino gekauft worden ist. Was sagen Sie dazu, Graf? Sempaly schickt ihr ihn, um sie wegen der Abreise ihres Bruders ein wenig zu zerstreuen. Der Grund ist possierlich, immer schöne Phrasen, nicht wahr? Ich glaube nicht, daß Du mich ein paar Tage besonders entbehren wirst, Kind?" Er faßte sie gutmüthig unter das Kinn.

„Wohin reisen Sie denn so plötzlich?" frug Truyn sehr ernst.

„Nach Neapel. Franz Arnsperg hat mir telegraphirt, ob ich nicht in Neapel mit ihm zusammentreffen möchte. Er ist soeben von Constantinopel nach Paris versetzt worden, ein sehr guter Freund, und macht den Umweg über Neapel meinetwegen," erklärte Sterzl.

„Die Arnsperg-Meiringen, Sie wissen ja, sind in unserer Nähe begütert," erklärte die Baronin.

Sterzl, der sehr gut wußte, daß Truyn über die Arnsperg-Meiringen besser orientirt sein mußte, als seine Mutter, wurde ärgerlich und verlegen wie bei jedem Wort, das sie sprach. Er küßte ihr jedoch die Hand zum Abschied und wendete sich dann zu seiner Schwester:

„Behüt' Dich Gott, Schmetterling — schreib' mir ein paar Zeilen, oder ist das zu viel verlangt?" Dann küßte er sie und setzte leise hinzu: „schau, daß Du noch dieselben strahlenden Augen hast, bis ich wiederkomm'."

— — — —

Truyn, der Sterzl noch zum Wagen hinabgeleitete, machte ein sehr langes Gesicht; er und der General Klinger beobachteten Sempaly's Treiben mit großer Unruhe. Beide kannten sein sensitives, für momentane Eindrücke empfängliches Temperament genau. Aber wenn Truyn es bis dahin unterlassen hatte, Sempaly eine Bemerkung zu machen, so war es, weil er voraussah, daß er dadurch Sempaly, ohne irgend ein ernstliches Resultat zu erreichen, nur herausfordern und reizen würde; und wenn der General sich nicht entschließen konnte, dem blinden Sterzl die Binde von den Augen zu nehmen, so war es, weil er an einer echt stockmarischen Abneigung litt, sich in Sachen zu mischen, die ihn nichts angingen. Ganz wie der berühmte Baron Stockmar würde er sich nie erlaubt haben, einem Freund, für den er allenfalls sein Herzblut vergossen hätte, das Leben zu retten durch eine Indiscretion. Die Angst, Indiscretionen zu begehen, ist bekanntlich die einzige Form von Feigheit, welche in der großen Welt für verdienstlich gilt.

XVI.

Es ist Faschingsdienstag.

Der Gaul der elendsten Botta trägt heute eine Papierrose hinter dem Ohr, obzwar während der Carnevalsstunden die Einspänner als Parias behandelt werden, und ihnen die Fahrt über den Corso untersagt ist. Die Zweispänner

Digitized by Google

sind mit Blumenguirlanden geschmückt und die Pferde tragen Federbüsche auf dem Kopf. Auf der Piazza di Spagna wimmelt es von Blumen- und Mocoloverkäufern, und von Fremden aus aller Herren Ländern, die energisch mit ihnen feilschen.

Man sieht Körbe voll Veilchen, Rosen, Anemonen, Levkoyen und dann wiederum Körbe voll von unbeschreiblichen, grüngrauen Krautbündeln, Carnevalsmunition, die seit drei Tagen gedient hat, und an nichts auf Erden erinnert, als an jene Büschel, mit denen man bei uns zu Hause die Dielen reibt.

Die Korallen- und Schildpattverkäufer rufen den Passanten zu: „kaufen Sie, kaufen Sie, — è carnevale," und in den Nebengäßchen, — denn von Hauptstraßen und Plätzen ist heute das Elend verbannt, — drängen sich die Bettler zahlreicher als sonst an die Vorübergehenden heran, mit ihrem klagenden „muojo di fame." —

Der ganze Corso trägt heute zum letzten Mal sein prächtiges Carnevalsgewand. Um jeden Balkon flattert ein buntes Röckchen, zahlreiche Tribünen sind errichtet worden und alle Fensterbrüstungen drapirt, manche mit buntem Kattun, manche mit golddurchwirktem Brokat.

Donnerstag, Samstag und Montag sind Zinka und Gabrielle mit dem Grafen Truyn unermüdlich und stundenlang den Corso auf- und niedergefahren und haben allen ihren Bekannten und vielen Fremden Blumen zugeworfen. Heute haben sie sich entschlossen, dem Treiben aus einem Fenster des Palazzo Vulpini zuzusehen, da der Carneval gegen sein Ende zu stürmischer Natur wird.

Jeder, der am Corso wohnt, benützt die Gelegenheit, hinausgeschobene Einladungsschulden zu bezahlen, und bietet so vielen von seinen Bekannten, als er unterbringen kann, ein Fenster.

Bei der Fürstin Vulpini versammelt sich eine zahlreiche Gesellschaft, meistens aus italienischen Verwandten des Fürsten bestehend, Mesdames de Ferguson und de Gandry haben sich selbst eingeladen, und auch Zinka nebst Gabrielle Truyn sollen von dem Palast Vulpini aus das Treiben auf dem Corso beobachten. Die Baronin hat „Tic douloureux" —, was sie am Ausgehen hindert, und was Niemand bedauert. Um sechs Uhr, noch vor Beginn der Mocolischlacht, wollen sich die versammelten Herren und Damen zu dem sogenannten „Falcone", einem speciell römischen Restaurant verfügen, wiewohl sie wahrlich viel besser und bequemer zu Hause diniren würden. Von da aus wird man noch auf die Redoute ins Teatro Costanzi gehen. Dies echt römische Carnevalsprogramm hat der Principe Vulpini und zwar hauptsächlich der Gräfin Schalingen zu Ehren entworfen, welche sich sehr für die römische Localfarbe interessirt, und von dem Plane entzückt ist. Die Fürstin ist resignirt, — sie hat kein Interesse an der römischen Localfarbe, und ein großes Mißtrauen gegen italienische Nationalspeisen und Maskenscherze.

Drei Uhr! — Blumenkörbe sowie ganze Cartons voll hübscher kleiner Bonbonnièren stehen einladend in den Fenstern bereit.

Die kleinen Vulpinis, denen das große Doppelfenster inmitten des Hauptsalons bestimmt ist, sind soeben von ihrer schüchternen, schwarz gekleideten Eng-

Digitized by Google

länderin in den Salon geführt worden. Sie hüpfen auf einem Bein herum, zupfen einander bei den Haaren vor lauter Ungeduld und freudiger Erwartung. Da die Engländerin ihnen diese Unarten leise verweist, antwortet der Aelteste: „ma, è carnevale," worauf alle Gäste lachen und die Engländerin schweigt.

Alles ist versammelt.

Mesdames Gandry und Ferguson sehen Beide sehr hübsch und pittoresk aus; die erstere trägt einen Fez, die zweite ein orientalisch drapirtes, golddurchwirktes Tuch auf dem Kopf, dem Carneval zu Ehren, welcher kleidsame Excentricitäten erlaubt und conventionellen Kopfbedeckungen den Krieg macht.

Von den Fenstern in die Wagen, von den Wagen in die Fenster fliegen die duftigen Projektile, kleine Bonbonnièren von Spillmann und Nazzari schwirren dazwischen und winzige farbige Papierschnitzel, leise gefächelt, zittern wie bunter Schnee durch die Luft.

Von der Piazza di Venezia dröhnt das Getöse einer grellen Militärmusik. Die Maskenzüge mischen sich zwischen die Equipagen.

In den animirtesten Fenstern am ganzen Corso gehört unbedingt das Kinderfenster im Palazzo Bulpini. Zinka steht inmitten der kleinen Schar, deren Ueberwachung sie auf besonderes Bitten des ihr sehr zugethanen winzigen Volkes übernommen hat.

Sie lacht und jubelt mit Gabrielle um die Wette, und hat inmitten ihrer Freude noch Zeit der verschüchterten englischen Erzieherin allerhand Aufmerksamkeiten zu erweisen und ihr das hübscheste Maiglöckchen-Bouquet an die Brust ihres nach Kampher riechenden schwarzen Seidenkleides zu nesteln.

Was die Kinder natürlich besonders interessirt, ist der Drag Norina's, weil sie nicht nur den Principe, welcher kutschirt, sondern alle Herren auf dem Wagen kennen: Truyn, Siegburg, Sempaly. Wenn der mit vier Falben bespannte Wagen vorüber kömmt, so springen die kleinen Bulpinis vor Entzücken und zwitschern alle durch einander, so daß es wie das Geschwirr in einem großen Vogelbauer klingt; und die Herren grüßen lachend hinauf und zielen und werfen mit galanter Geschicklichkeit zahllose Sträuße in die Fenster des Palazzo Bulpini. Die schönsten Blumenspenden aber werden an diesem Tage unbedingt Zinka zu Theil. Der Boden rings um sie ist mit Levkoyen und Veilchen und Rosen bestreut. In der Hand hält sie einen großen Rosenstrauß. Es ist Sempaly, der ihn geworfen hat. „Oh, oh!" sagt Madame de Gandry von ihrem Fenster zurücktretend, um sich etwas von dem ermüdenden Treiben zu erholen, und ein Gläschen Wein zu genießen. „Ah, Mademoiselle", ruft sie, indem sie mit neidischem Blick den um Zinka aufgehäuften Blumenüberfluß mustert, „man hat Sie ja gefeiert, wie eine Primadonna!"

Zinka nickt. Dann sich mit humoristischem Mitleid über ihren Hut neigend, den ihr das Carnevals-Ungestüm vom Kopfe herunter gerissen hat, sagt sie, die Federn darauf ordnend, „mein armer Hut freut sich schon auf den Aschermittwoch!"

„Reizend, Marie, reizend ist so ein römischer Carneval — ein unvergeßlicher Anblick!" ruft ebenfalls, in den Saal zurücktretend, die Gräfin Schalingen. — Ein echt österreichisches Gemüth, ist sie immer zum Enthusiasmus bereit.

Digitized by Google

„Bah!" erwidert der Principe ärgerlich, „seit der neuen Regierung gibt's doch nur noch einen Fremden- und Gassenbuben-Carneval."

— — — — —

Die Berberi sind vorüber gerast, der Umzug hat von Neuem begonnen, doch ohne weiteres Interesse zu erregen. Das Getümmel auf der Straße lichtet sich, und Sempaly, Truyn, Norina, Siegburg und der General sind verabredeter Maßen in das Palais Vulpini gekommen, um mit den Damen zum „Falcone" zu gehen.

Man hat die Kinder geküßt und hierauf zu ihrem Diner weggeschickt. Gabrielle war ein wenig weinerlich darüber, nicht mit den Großen gehen zu dürfen, und Truyn ein wenig unglücklich über den Mißmuth seines kleinen Kameraden. Zinka hat bei den Kindern bleiben wollen, um ihre Freundin Gabrielle zu trösten. Dies aber wird nicht gestattet.

„Es hätten zu viele Leute Lust, Deinem Beispiele zu folgen," sagt kleinlaut die Fürstin Vulpini, der diese Wanderung zu einem römischen Restaurant immer unheimlicher wird.

Man will zu Fuß gehen und fängt an, sich zum Aufbruch zu rüsten. Dank dem langen Hin- und Herreden hat man die eigentliche Raststunde des Carnevals, vor der Mocolischlacht, verpaßt. Als die kleine Gesellschaft auf die Straße tritt, hat sich die früher etwas versprengte Menschenmenge wieder verdichtet. Wie graue Schleier gleitet es vom Himmel herab, die Dämmerung bricht herein. Von Balkonen und Fenstern werden die bunten, feuergefährlichen Draperien herunter genommen, der Carneval zieht sein Ballkleid aus. Die ersten röthlichen Flämmchen glänzen wie Leuchtkäfer durch das Halbdunkel und werden augenblicklich mit einem Hagel steinharter, meist von der Straße aufgelesener Mazetti und Salatbündel bombardirt. „Fuori, fuori" tönt es monoton, dann wieder „senza mocolo vergogna!"

Die Agonie des Carnevals hat begonnen.

Den Oesterreichern will die Situation neben Damen, die sie weder vor Stößen bewahren, noch gegen sehr schlechte Pöbelspäße taub machen können, nicht gefallen.

Endlich haben sie sich aus dem Corso herausgewunden, haben einander in den dunklen Nebengäßchen verloren, die einen sind über die Via Maddalena, die andern über die Piazza Capranica nach der Piazza de la Rotunda gekommen und schließlich nach verschiedenen kleinen Aufregungen beim „Falcone" angelangt. Die Toilette der Damen sieht etwas angegriffen, die Fürstin Vulpini sieht unglücklich aus.

Der „Falcone" ist ein gänzlich anspruchsloser Restaurant, in dem die Kellner weiße Jacken anstatt der Fracks tragen. Die Preise sind billig, der Risotto berühmt. Vulpini bestellt ein italienisches Diner in einem der oberen Zimmer. Plötzlich ruft Truyn unruhig aus: „Wo sind Zinka und Sempaly?"

„Sie werden sich unterwegs etwas verplaudert haben," sagt die Gandry mit leicht aufgekräuselten Lippen, indem sie sich in ihren Sessel zurücklehnt und ihre Handschuhe abstreift; man geht immer langsam, wenn man sich etwas zu sagen hat."

Digitized by Google

Truyn runzelt die Stirn. „Ich fürchte sehr, die Beiden sind in das Carnevalsgewühl hinein gerathen und werden nicht haben durchdringen können. Mir war diese ganze Expedition unheimlich. Ich begreife gar nicht, Marie, daß Dir so etwas einfallen konnte . . ."

„Mir!" erwiderte die Schwester kleinlaut und mit einem eigenthümlichen Blick; dann schweigt sie. Er weiß es ja selber ganz gut, daß sie an dieser partie de plaisir so unschuldig ist, wie die Engel im Himmel.

„Mais qu'avez vous donc," brummt der Fürst Vulpini, indem er riesige Quantitäten von Parmasan in seine Suppe schüttet, während Mrs. Ferguson beständig klagt, daß sie vor Hunger sterbe, was in Anbetracht der massenhaften Bonbons, welche sie diesen Nachmittag verzehrt hat, mindestens merkwürdig ist. Mme de Gandry verlangt alle möglichen Pariser Delicatessen, von denen der „Falcone" nie etwas gehört hat.

Die Gräfin Schalingen lobt die italienischen Speisen und bedauert, gar keinen Appetit zu haben. Gespannt richten Truyn und der General den Blick immer wieder nach der Eingangsthür. Zinka und Sempaly erscheinen nicht — Truyn verbirgt seine Unruhe immer schlechter.

„Ich begreife gar nicht, wie Sie sich dermaßen aufregen können, mein lieber Graf," sagt die Gandry mit einem perfiden Lächeln; „wenn Frl. Sterzl auch etwas aufgehalten worden sein mag, so ist sie ja doch mit Sempaly gut aufgehoben. Ja, wenn sie Jemandem anvertraut worden wäre, der weniger verläßlich, Jemandem, mit dem sie weniger intim ist . . . dann allenfalls würde ich begreifen . . ."

Truyn fährt sich unruhig über seinen grauen Scheitel und murmelt in seiner Muttersprache: „dieses Frauenzimmer bringt mich noch um!" worauf er fortfährt, seiner Schwester Vorwürfe zu machen.

Und noch eine Viertelstunde vergeht. Trotz der ziemlich langsamen Bedienung ist man beim Dessert, — von Zinka und Sempaly keine Spur.

„Ich fange an, ernstlich besorgt zu sein," sagt die Fürstin; „wenn die Kleine in dem Gedränge nur nicht ohnmächtig geworden ist."

Die Gandry zieht spöttisch die Mundwinkel herab und murmelt „es wäre vielleicht das Klügste, was sie hätte thun können."

Truyn hört die abscheuliche Insinuation, und beißt sich in die Lippen.

Da — die Thüre öffnet sich, Zinka und Sempaly treten ein, — sie mit freundlich blickenden ruhigen Augen, Sempaly mit sehr finsterem Gesicht.

„Gott sei Dank!" ruft Truyn. „Was ist denn geschehen?" fragt die Fürstin, während Truyn Zinka einen Sessel neben sich an den Tisch heran schiebt.

„Was uns geschehen ist?" braust Sempaly auf; „das Natürlichste von der Welt, wir kamen in das Gedränge hinein und konnten nicht durch."

„Das begreife ich nicht," bemerkt die Gandry mit einem eigenthümlichen Lächeln; „wir sind doch Alle durchgekommen."

„Vielleicht erinnern Sie sich dessen, daß wir die Letzten des Zuges waren, Gräfin; kaum waren wir zwanzig Schritte gegangen, so fing die Menge vor uns an sich zu stauen, wir eilten weiter, wollten durch um jeden Preis, — allein hätte ich mich wohl durchgewunden, aber mit einer Dame — plötzlich entspann sich ein widerwärtiger Wortstreit — Flüche, Püffe, Messerstiche folgten . . . Ah, ich

Digitized by Google

kann es gar nicht beschreiben, welche abscheuliche Empfindung es mir war, mich da auf der Straße zu befinden mit einer Dame, einem jungen Mädchen! . . ."

„Frl. Sterzl scheint die Sache viel ruhiger genommen zu haben als Sie, Graf Sempaly," wirft die Gandry boshaft ein; „es macht nicht den Eindruck als habe sie das Abenteuer in Angst versetzt."

„Fräulein Zinka war sehr tapfer" replicirt Sempaly.

„Mein Gott, vor was hätte ich mich denn fürchten sollen?" fragt Zinka mit sehr großen Augen und mit der Naivetät einer vollständigen Unschuld. „Graf Sempaly hatte ja die Verantwortung, und nicht ich."

Die Gandry lächelt spöttisch. „Nun aber müssen wir aufbrechen, wenn wir heute überhaupt noch zu Constanzi kommen wollen."

Es folgt ein Rücken von Stühlen, eine confuse, allgemeine Hilfsbeflissenheit, bei der Niemand den rechten Umwurf für die betreffende Dame finden kann.

Die Fürstin Vulpini macht keine Miene, den Platz zu verlassen. „Ich rühre mich heute nicht mehr," ruft sie ziemlich energisch; „ich führe Zinka nicht zu Constanzi, ich warte bis sie ihr Beefsteak gegessen und dann fahre ich sie nach Hause. Den übrigen Herrschaften wünsche ich eine gute Unterhaltung."

Zinka verzehrt mit der größten Ruhe und dem anerkennenswerthesten Appetit ihr Beefsteak, ist gut und lieb und herzlich, und hat keine Ahnung davon, daß ihr Name morgen im Munde der Leute sein wird.

Truyn aber ist sehr blaß. Ganz deutlich hat er Mme de Gandry ihrer Freundin zuflüstern hören: „nun müssen doch die Aufgebote folgen." — —

II. Buch. Fasten.

I.

„Ah! gut, daß ich Dich treffe," rief Truyn den nächsten Morgen Sempaly entgegen, der, ein Buch neben seiner Tasse, im Begriffe war, seinen Kaffee nach dem Gabelfrühstück zu beenden. Es war im Palazzo Venezia, wo er eine ärarische Wohnung inne hatte.

„Schön, daß Du Dich einmal heraufbemühst, ich muß Dir meinen neuen Francia zeigen, — der Trödler, der mir das Bild verkauft hat, behauptete, es sei ein Francia . . . aber . . Du siehst zerstreut aus? Was führt Dich denn eigentlich hierher?"

„Ich wollte Dich nur fragen, ob Du heute mit uns nach . . . hm . . . nach Frascati fahren willst?"

„Nach Frascati . . . Nachmittags . . . welche Idee!" staunte Sempaly; „übrigens könnte ich mich Euch auf keinen Fall anschließen. Um drei Uhr gehe ich mit Sterzls auf den Palatin."

„Ah!" machte Truyn und sein Gesicht nahm einen sehr ernsten Ausdruck an.

„Kann ich Dir eine Tasse Kaffee anbieten?" frug Sempaly unbefangen.

„Nein, danke," erwiderte Truyn trocken. Er war offenbar unruhig, und beschäftigte sich mit den herumliegenden Nippes, um sich einige Fassung zu geben.

Digitized by Google

Zufällig nahm er auch das Buch auf, in dem Sempaly bei seinem Eintritt gelesen hatte. Es waren die Essays von Charles Lamb und auf der ersten Seite stand in großer fester Schrift:

„Zur freundlichen Erinnerung an einen sehr bösen Zank

Zinka Sterzl."

„Die Kleine hat unlängst eine Wette an mich verloren," erklärte Sempaly; „eine zweite Wette zwischen uns schwebt noch, die soll heute am Palatin entschieden werden."

Truyn klappte das Buch energisch zu und legte es weg. Dann, den Ellenbogen auf den Tisch stützend, neben den er sich gesetzt und Sempaly ernst und durchdringend ansehend, sprach er: „Hast Du die Absicht die Sterzl zu heirathen?"

Sempaly fuhr zusammen — „was fällt Dir ein!" rief er aus. Da aber Truyn hierauf schwieg und nur stumm fortfuhr, ihn forschend zu betrachten, nahm er plötzlich eine trotzige Miene an. Die dunkelglühenden Augen böse und herausfordernd Truyn zuwendend, rief er barsch aus: „und wenn ich die Absicht hätte?"

„Dann hoffe ich, es möge Dir nicht die nöthige Energie fehlen, sie auszuführen," sagte Truyn; „denn in solchen Fällen auf halbem Wege stehen zu bleiben, ist ein Verbrechen!" Er athmete schwer und hielt den Blick zu Boden gesenkt.

Anstatt sich aufzuheitern, verfinsterte sich Sempaly's Gesicht vollständig. Er hatte auf eine heftige Opposition gerechnet; der ruhig zustimmenden, ja sogar aufmunternden Haltung seines Vetters gegenüber befand er sich in der Lage eines Menschen, der alle Muskeln anspannt, um ein schweres Stück Eisen zu heben und plötzlich merkt, daß er ein federleichtes Stück Pappe vor sich hat. Er kam ganz aus der Fassung.

„Hm!" stieß er ärgerlich hervor „Du sprichst wahrhaftig davon, als handle es sich darum, einen Cotillon zu tanzen. Die Sache ist platterdings unmöglich. Von was sollen wir denn leben? Ich bin mit meinem Vermögen längst fertig, mein Bruder schneidet mir in Anbetracht eines in seinen Augen so unerhörten Schritts alle weiteren Subsidien ab, und Zinka ist nicht majorenn. Ich könnte allenfalls, um meine Frau zu ernähren, grasso lucido verkaufen, was freilich den immensen Vortheil hätte, daß mich meine Schwiegermutter verleugnen würde. Oder muthest Du mir vielleicht zu, mich während Zinka's Minderjährigkeit von Frau Clothilde Sterzl ernähren zu lassen?" —

„Nun," sagte Truyn sehr ruhig, „wenn Du die Unmöglichkeit einer Verbindung mit Zinka so vernünftig einsiehst, so ist Dein Benehmen ihr gegenüber geradezu unverantwortlich."

Truyn saß noch immer neben dem kleinen Guéridon, auf dem das feine Kaffeezeug stand, während Sempaly, beide Hände in den Taschen, zornig wie diejenigen, die sich im Unrecht fühlen, und hie und da mißmuthig in ein Möbel hineinstoßend, auf und ab schritt.

„Ich begreife wahrhaftig nicht, was Du hast!" rief er plötzlich vor dem Vetter stehen bleibend ärgerlich aus; „Sterzl hat gegen mein Benehmen nie etwas einzuwenden gefunden, und er steht Zinka doch etwas näher als Du!"

Truyn wechselte bei diesem Angriff ein klein wenig die Farbe; doch gewann er sogleich wieder seine Selbstbeherrschung zurück. „Sterzl ist trotz all' seiner äußer-

Digitized by Google

lichen Nüchternheit ein Idealist, der für seine Schwester die Sterne vom Himmel herunter holen möchte,“ sagte er, „er zweifelt nicht einen Augenblick daran, daß Du ihr gegenüber die ernstesten Absichten hegst.“

„Das kann nicht sein!“ rief Sempaly grollend.

„Ist aber doch so,“ versicherte Truyn. „Der Verblendete findet eben, daß seine Schwester für Niemanden zu schlecht ist!“

„Und da hat er Recht,“ rief Sempaly — „vollständig Recht — aber der Zwang meiner Verhältnisse, meine angeborenen Pflichten . . .“

Er hatte sich auf die Stufe eines der tiefnischigen Fenster gesetzt und blickte nun, die Ellenbogen auf den Knien, die Wangen zwischen den Händen, brütend vor sich hin. „Erlaube mir übrigens die Frage, was veranlaßt Dich eigentlich, Dich in diese Angelegenheit hinein zu mischen?“

„Ich hatte die Sache schon lange auf dem Herzen,“ gab Truyn zur Antwort; — „was mich aber heute geradezu zwingt, zu reden, ist der Umstand, daß sich Mesdames Ferguson und Gandry gestern, ehe ihr im „Falcone“ eintraft, Reden erlaubten, die mir bewiesen, daß Dein andauernder Verkehr mit Zinka ihrem Ruf zu schaden beginnt!“

„Ja, wenn man sich um das Gerede jeder Wäscherin kümmern sollte!“ warf Sempaly ärgerlich hin. Dann sprach er noch Einiges, in dem die Worte: Verantwortung . . . Verwaltung eines von Gott anvertrauten Gutes . . . ꝛc. vorkamen. Eisiger Hohn trat auf Truyn's schönes Gesicht, und nachdem er ein Weilchen zugehört, frug er mitten in Sempaly's Reden hinein:

„Keine Spiegelfechtereien, bitte ich Dich. Die Sache ist einfach: Liebst Du Zinka?“

Der Attaché zog die Brauen zusammen; „ja!“ murmelte er. Es klang fast ärgerlich.

„Nun, und um die Unannehmlichkeiten auf Dich zu laden, welche eine Verbindung mit ihr nach sich ziehen würde, dazu fehlt Dir der Muth?“

Sempaly bleibt stumm.

„Dann, mein Lieber,“ sagt Truyn, „hast Du nur Eines zu thun; das ist, den Verkehr mit Zinka so zart, aber auch so rasch als möglich abzubrechen!“

„Das kann und will ich nicht!“ ruft Sempaly, mit dem Fuße stampfend.

„Wenn Du binnen drei Tagen noch die nöthigen Schritte zu Deiner Versetzung nicht gemacht hast, so werde ich mich gezwungen sehen, Sterzl einen Wink zu geben, — oder Deinem Bruder. Was Dir lieber ist!“ spricht Truyn fest. „Und nun Adieu!“

„Adieu,“ sagt Sempaly, ohne sich zu rühren. Truyn schreitet der Thüre zu. An der Schwelle wendet er sich noch einmal um und sagt etwas zögernd: „Nimm mir's nicht übel, Nicki — ich konnte nicht anders. Bedenke Eines, die Pflicht ist ein bitterer Bissen mit einem guten Nachgeschmack!“

II.

„Armes Mädchen! armes, reizendes Kind!“ murmelte Truyn, indem er die grauen Steintreppen des Palazzo di Venezia hinabschritt. „Jetzt ist es an der

Digitized by Google

Zeit, von angeborener Verantwortlichkeit, von Zwang der Verhältnisse und von Nationalökonomie zu reden, jetzt! . . . Mein Gott!" Er zündete sich eine Cigarre an und warf sie dann plötzlich ungeduldig von sich. „Bah . . . einem Mädchen, wie Zinka, zu begegnen, geliebt zu werden und . . . frei zu sein! . . ."

Hastig schritt er auf den Platz hinaus. Der Portier, welcher an der Thür stand, verwunderte sich, daß der sonst so höfliche Graf diesmal seinem ehrerbietigen Gruß keine Aufmerksamkeit schenkte. Dies war ihm, so lange er den Grafen kannte, noch nicht passirt.

Ein eigenthümlicher Mensch war er, dieser grauhaarige, junge Graf Truyn! In sehr glücklichen Familienverhältnissen aufgewachsen, konnte er, als er in jugendlicher Uebereilung gegen seine Neigung eine Ehe mit der schönen Prinzessin Gabrielle Zinsenburg schloß, sich nie an die nüchterne Weltlichkeit seiner Existenz neben dieser oberflächlichen, herzlosen Frau gewöhnen, die, um Jahre älter als er, kaltblütig ihr Alles auf die letzte Karte gesetzt hatte, um ihn zur Heirath zu zwingen. Wenige Jahre nach der Hochzeit trennten sie sich à l'amiable. Er hatte ihr seinen Namen gegeben, sie überließ ihm sein Kind. Sein Leben war öde. Er hatte ein großes, edles Herz und durfte es Niemandem schenken, sondern mußte es einsam in der Brust herumtragen, wo es immer schwerer wurde. Die Liebe für sein Kind, so sehr ihn dieselbe auch in Anspruch nahm, genügte nicht, seinem Gemüthsleben die Nahrung zuzuführen, die es brauchte. Durch sein ganzes Sein ging ein Zug herber Unbefriedigung. Seit Jahren mehr oder weniger im Auslande lebend, hatten sich seine Ideen erweitert und er hatte viele, echt österreichische Vorurtheile gänzlich abgestreift. Dennoch galt er in Oesterreich immer für reactionär, weil er passiv mit seiner Partei stimmte. Er war nicht reactionär, aber er war allen politischen Anstrengungen gegenüber von einer bodenlosen Gleichgültigkeit. Er lächelte bald über die Rücksichtslosigkeit der Linken, bald über die Aufregungen der Rechten und die Perfectionirung der Verfassung hielt er im Innersten seines Herzens für eine brotlose Kunst.

Er war nicht einverstanden mit der Weltordnung; aber er glaubte, daß, um ihre tiefen Schäden zu heilen, es geradezu einer gründlichen Regeneration des Menschengeschlechts bedurft hätte, und die Menschen haben gar keine Lust, sich zu regeneriren; sie haben nur Lust, einander anzuschreien und ihre Fehler sich gegenseitig in die Schuhe zu schieben.

Ihm machte es kein Vergnügen, zu schreien. Er machte seinem gepreßten Herzen nur durch die maßloseste Wohlthätigkeit Luft.

Das unbestimmt herumtastende Wesen Sempaly's hatte ihn heute geradezu abgestoßen. „Wie kann man," frug er sich, „zugleich so zart empfinden, und so wenig Gemüth haben? Er ist doch im Grunde der vollendetste Egoist, den ich kenne, durch und durch Gefühlsepikuräer und hat nur gerade Herz genug zu seiner eigenen Unterhaltung!"

III.

Die zwischen Zinka und Sempaly schwebende Wette wurde an diesem Nachmittag nicht entschieden. Sempaly ging nicht auf den Palatin, sondern sandte

Digitized by Google

im letzten Moment ein kleines Absagebillet an Zinka. Die Worte Truyn's hatten, ohne daß er sich es selbst zugestehen mochte, einen sehr starken Eindruck auf ihn gemacht. Wie er sich auch dagegen sträubte, blieb ihm doch nichts Anderes übrig, als dem Ernst der Situation in die Augen zu sehen.

Sich versetzen zu lassen, mit all seinen angenehmen, tändelnden Lebensgewohnheiten zu brechen — der Gedanke war ihm unerträglich. Ihm war's, als habe ihn, während er in wohligem Halbschlaf, den Kopf voll süßer Träume dagelegen, Jemand recht unwirsch zu wecken versucht. Er hatte keine Lust, aufzuwachen, sich die Träume aus den Augen zu reiben. Blieb ihm denn wirklich nichts Anderes übrig? — Freilich, eine Alternative hatte ihm Truyn gestellt, — er hätte allenfalls, wenn er die nöthige Energie dazu besessen, den süßen, vagen Traum zu einer wunderbaren, lebenswarmen Wirklichkeit gestalten können. Sein ganzes Sein vibrirte, wie in einem irrsinnigen Freudentaumel, als dieser Gedanke lockend sein Herz umstrich.

Er war nicht mehr in dem Alter, in dem man dumme Streiche macht, in dem man berüchtigte Localsängerinnen zu einem moralischen Lebenswandel zu bekehren hofft, oder die Gouvernante seiner Schwester heirathen will, die um zwölf Jahre mehr zählt, als man selbst. Wenn er die Eventualität einer Verbindung mit Zinka überhaupt in Betracht zog, so war es, weil er wußte, daß sein Gefühl für sie kein flüchtiger und vorübergehender Wahn sei, sondern, daß es im Innersten seines Wesens Wurzel geschlagen hatte. Alle Genüsse der Welt hatten ihm offen gestanden, und er war ihrer überdrüssig geworden. Das, was genügte, den andern jungen Männern in seiner Umgebung das nöthige Quantum Aufregung zu verschaffen, welches jeder Mensch braucht, um am Leben Interesse zu behalten, flößte seiner ungemein subtil angelegten Natur nur Ekel ein. Seit mehreren Jahren war ihm seine Existenz herzlich schal vorgekommen, als er plötzlich Zinka kennen gelernt . . .

Nun war ihm, als seien die lieblichsten Frühlingsgeister plötzlich durch seine öde, kalte Seele geschwirrt und hätten dort allerhand Blüthen hervorgezaubert und tollen, lieblichen Unfug getrieben. Er fühlte wieder den „süßen Schmerz der Existenz" . . . Und nun sollte er eigenmächtig all' die holden Blüthen zum Tode verurtheilen! —

. . . „Den Verkehr mit ihr abbrechen, mich versetzen lassen, nein — tausend Mal nein, das kann ich nicht und will ich nicht!" murmelte er zornig, immer wieder darauf zurückkommend — „was geht's Truyn an — wer ist er, daß er das Recht hat, mich so herum zu commandiren?" fuhr er auf . . .

Als er sich aber entschließen wollte, den Verkehr mit Zinka ganz einfach weiter zu spinnen, sich an ihrem Lächeln, an ihrer Freundlichkeit und Schönheit wunschlos zu ergötzen, wie bis jetzt — da wurde ihm unheimlich zu Muthe. Er fühlte, daß er es nicht mehr konnte. Sein bisher stumm genießendes Herz hatte reden und fordern gelernt. Durch solch hohles Blendwerk beruhigen wollen, hieß so viel, als versuchen, einen ungeheuern Durst durch den Thautropfen in einem Rosenkelch zu löschen.

Er liebte sie plötzlich rasend, unsinnig!

Besonders der sogenannten interessanten Frauen war er so sehr schnell über-

Digitized by Google

drüssig geworden. Die meisten waren wie regengetrübte Bächlein, deren Seichtigkeit man nur deshalb nicht sogleich auf den Grund zu sehen vermag, weil sie in den Gewittern des Lebens ihre Klarheit und Reinheit verloren haben. Zinka aber erinnerte an einen schönen Gebirgssee, dessen Gewässer so klar sind, daß man an seinen Ufern jedes Steinchen auf ihrem Grunde zu zählen vermöchte. Je weiter man aber vordringt, desto undurchsichtiger, geheimnißvoller werden die Massen, jedoch ohne sich zu trüben, nur ihrer zunehmenden Tiefe halber. Und schließlich werden sie so tief, daß man ihnen trotz ihrer krystallenen Reinheit eben so wenig auf den Grund sehen kann, als dem blauen Himmel über uns. Ihm war's, als berge der See, dort wo er am tiefsten war, einen wunderbaren Schatz, den nur ein Einziger, Gottbegnadeter zu heben bestimmt sei.

Wie es ihn lockte, den See zu ergründen! — — —

Sie war wie für ihn geschaffen. Er hatte sich mit ihr noch nie einen Augenblick gelangweilt, — dem Kopf und dem Herzen gab sie gleich viel. All' die ungereimten Gegensätze ihrer Persönlichkeit fesselten ihn. Einmal hatte er von ihr gesagt, sie sei „wie ein kleiner Klavierauszug der Weiblichkeit" — so viel verschiedene Eigenschaften waren in ihr zusammengefaßt. Ihre inmitten der fröhlichsten Kinderei manchmal plötzlich hervorblitzende Gedankenschärfe, der tolle, geistreiche Muthwillen, auf den es dann eben so plötzlich wie sehnsüchtige Träumerei folgte, ihr kleiner, capriciöser Egoismus, und die große, hingebende Opferwilligkeit, die spontane Grazie ihrer Bewegungen, der Schmelz ihrer Stimme . . .

Sollte er wirklich! . . . Nein, es konnte nicht sein — Truyn hatte Recht, er mußte fort von Rom — je früher, desto besser. Er nahm seinen Hut und ging hinaus, um den Botschafter im Palazzo Chigi aufzusuchen und das Nöthige mit ihm zu besprechen.

Se. Excellenz war nicht zu Hause. Mißmuthig verfügte er sich in den Jagdclub, verlor mehrere Partien Ecarté — — — er war verdrießlich. Er ging nach Hause. Er sah beständig nach der Uhr, als warte er auf irgend Etwas; seine Unruhe steigerte sich von Minute zu Minute . . .

IV.

„O Mai, du des Frühlings liebliche Zeit!
Schon webt der Baum sein Gewand von Blüthen —
Mein junges Leben, dir hab' ich's geweiht,
Und — theure Seele! — du sollst es mir hüten.
Ja, stoße dein Messer — ich will nicht erschrecken —
Mir in die Brust, die sich willig dir gibt;
Und was du suchest, dort wirst du's entdecken —
Ein Herz, das dich unsäglich geliebt!"

Diese einfachen Worte, im römischen Dialekt, auf eine sehr düstere Melodie gesungen, zitterten aus den offenen Fenstern des Salons im Palazetto M . . ., als Sempaly denselben Abend vorüber ging. Um sich zu zerstreuen, hatte er sich vorgenommen, ein paar Visiten zu machen. Sein Weg führte nicht durch die stille Nebengasse, in der der Palazetto stand; doch hatte er es sich nicht

Digitized by Google

versagen können, einen Umweg zu machen. Es war eine warme Nacht. Weich und einschmeichelnd schwebten die Töne zu ihm nieder. Er erkannte Zinka's Stimme und erkannte in dem Liede, das sie sang, eines von den melancholischen Stornelli, mit denen die Campagnabauern ihr Leid ausklagen. Das Lied verstummte. Er wollte seiner Wege gehen, da durchklang ein anderes, noch süßeres, durchdringenderes die laue Stille:

„Tod willst du seh'n mich? — Sterben ohne Schmerzen
Werd' ich vom Gift, das deine Hand gegeben,
Und meine Gruft soll sein in deinem Herzen —“

Die zärtlichen Worte wurden von einer düsteren, ernsten Weise getragen, wie ein Zweig traurig hinwelkender Frühlingsblüthen von einem dumpf klagenden Strom.

Er kehrte um. Mit gespannter Aufmerksamkeit horchte er. In vollen, gehaltenen Tönen schloß das Lied. Ihm war's, als hätte er Gott weiß was darum gegeben, um — sei's auch nur die letzte Phrase — noch einmal zu vernehmen.

La sepoltura mia sara il tuo seno! . . .

Nun hörte er Zinka sprechen. Es war ihm ärgerlich, daß er ihre Worte nicht zu verstehen vermochte. Er ward ungeduldig. Du lieber Himmel, zu was quält er sich denn da unten? . . .

— — — — —

Zu seinem großen Erstaunen kam ihm, als er in den Salon trat, Sterzl entgegen.

„Schon zurück?“ rief er ihm, nachdem er Zinka begrüßt, herzlich die Hand entgegenstreckend, zu.

„Ja, Arnstein konnte sich nur zwei Tage in Neapel aufhalten,“ erwiderte Sterzl, „ich freute mich sehr ihn wiederzusehen, aber . . . nun, ich muß schon ein recht alter Herr geworden sein, sonst wär mir's nicht gar so angenehm, mich wieder zu Hause zu fühlen,“ dabei zog er sein Schwesterchen an sich und strich ihr leicht über den hübschen blonden Kopf.

Diese brüderliche Zärtlichkeit trug Alles bei, Sempaly aufzuregen. „Mich nimmt's nicht Wunder, daß Dir Dein Heim gefällt,“ murmelte er, als die Baronin erschien, eine Sortie de bal um die Schultern, ein Riechfläschchen und Taschentuch in der Hand, und, wie gewöhnlich, in Vornehmheit ersterbend. „Noch nicht fertig, Zenaïde . . .? Ah, Sie hier, lieber Sempaly . . . . Voilà, qui est gentil!“ — ihm die Fingerspitzen reichend — „wir waren schon sehr besorgt um Sie, weil Sie so plötzlich den Spaziergang absagen ließen. Zinka fürchtete, das römische Fieber habe Sie befallen,“ sagte sie geziert.

„Zinka hat eine lebhafte, zum Schauerlichen hinneigende Einbildungskraft,“ sagte Sterzl lächelnd.

„Ich dachte doch, Ihre Absage müsse einen triftigen Grund haben,“ rief Zinka schnell und etwas verlegen.

Sempaly sah ihr voll in die Augen, „ich hatte mir eine Aschermittwoch-Buße auferlegt, das war Alles,“ flüsterte er weich.

Digitized by Google

„Um die Buße zu vervollständigen, sollten Sie jetzt mit uns zu Lady Dalrymple," proponirte die Baronin.

„O ich bitte! Dispensiren Sie mich, ich freute mich heute unendlich auf einen stillen Abend," rief Sempaly aus.

„Und ich," sagte Zinka. „Ich habe alle Soiréen und Routs ganz gründlich satt. Ein Rout kommt mir immer vor wie eine gesellschaftliche Wachtparade, bei der so und so viele Regimenter Fashion ausrücken!"

„Gönn' uns einen Ferientag, Mama, bedenke, es ist Aschermittwoch und wir sind katholisch!" ruft Sterzl.

„Ich hatte meine Scrupel, aber die Herzogin von Otranto geht auch," lispelte die Baronin.

Da ihr jedoch Sempaly mit musterhaftem Ernst versicherte, daß die Herzogin von Otranto in der römischen Gesellschaft durchaus nicht maßgebend sei, entschloß sie sich, dem allgemeinen Wunsche entsprechend, zu Hause zu bleiben und zog sich mit dem Bemerken zurück, sie werde vor dem Thee noch einige Briefe schreiben.

V.

Die meisten Männer haben nur Seele im Kopf, während die Frauen bekanntlich Seele im ganzen Körper haben. Sempaly war in dieser Hinsicht weiblich organisirt. Er hatte Seele bis in die Fingerspitzen hinein ... und wie ein geistreicher Franzose sich unübersetzbar ausgedrückt hat: „il avait les sens poète!" Die kleinsten äußerlichsten Dinge vermochten ihn in Folge dessen ungemein an- oder unangenehm aufzuregen. Ein minimales aber häßliches Detail wäre im Stande gewesen, ihm den Genuß an dem Edelsten und Großartigsten zu verderben. Er würde die Schönheiten des „Faust" nicht begriffen haben, wenn er dies Meisterwerk aus einem abgegriffenen Leihbibliothekband kennen gelernt hätte.

Da sich die Baronin zurückgezogen hatte, störte nichts mehr den Genuß, den ihm das Beisammensein mit Zinka verschaffte.

Sterzl hatte wieder nach seiner Zeitung gegriffen, Zinka sich auf Sempaly's Wunsch zum Clavier gesetzt. Wie immer, begleitete sie sich auch diesmal auswendig, das Köpfchen leicht über die Tasten geneigt, mit halbgeschlossenen, vor sich hinträumenden Augen. Das etwas düster möblirte Gemach mit seinen gobelinbehängten Wänden, seinem reizenden Durcheinander von allerhand Bibelots, breitblättrigen Topfpflanzen, japanesischen Lackgegenständen und bequem unregelmäßigen Möbeln bildete einen harmonischen Hintergrund zu ihrer weißen Rococogestalt.

Durch den rosagefütterten Schirm der einzigen Lampe zitterte das Licht geheimnißvoll gedämpft, eine Art melodisches Farben-Mezza-voce herrschte ringsum. Der Geruch von Veilchen, Rosen und Levkojen durchzog die Atmosphäre, und die süße Schwermuth des Blumenduftes mischte sich in die Schwermuth der sehnsüchtig klagenden Liebeslieder. Sempaly's ganzes Wesen vibrirte in einer angenehmen Exaltation, die ihm wenige Männer nachfühlen könnten.

Eines nach dem andern der hübschen Stornelli sang Zinka auf seinen Wunsch — ihre Stimme wurde immer wärmer und wärmer. — — —

Digitized by Google

„Singe nicht zu viel, Zini, es strengt Dich an,“ mahnte Sterzl.

„Nur noch ein Lied, — das was ich von unten hörte,“ bat Sempaly.

Sie sang . . .

„La sepoltura mia sara il tuo seno“ — —

Bebend klangen die Worte von ihren Lippen. Ihre Hände glitten von den Tasten. Da nahm Sempaly diese weichen, warmen Kinderhände in die seinen — ein angenehmer Schwindel, eine maßlose Freude überkam ihn bei ihrer Berührung. „Zinka, fühlen Sie etwas von dem, was heute aus Ihrer Stimme spricht?“

Ihr Blick begegnete dem seinen — sie blinzelte leicht, wie wenn man vor zu hellem Licht blinzelt, und sie schrak zusammen, wie wenn man vor einem zu großen Glück erschrickt. Noch schwebte die Antwort auf ihren Lippen, da öffnet sich die Thür — der italienische Diener meldet etwas Kauderwelsches, gänzlich Unverständliches, und herein tritt von ihrer Tochter und deren polnischem Verehrer gefolgt, die Baronin Wolnitzky . . .

„Ah, ah! wie ich mich freue, Euch zu Hause zu finden!“ ruft sie aus. „Wir rechneten darauf, daß Ihr am Aschermittwoch nicht ausgehen würdet. Grüß Dich Gott, Zinka!“

Zinka ist wie versteinert. Mama Sterzl ist beim Klang dieser breiten rauhen Stimme aus dem Nebenzimmer getreten, „Charlotte!“ stößt sie stotternd hervor, „Char . . . lotte . . . Du . . . hier!“

„Nicht wahr, das ist eine Ueberraschung, Clothilde — ja, unverhofft kommt oft, — heute um drei Uhr sind wir angekommen und haben Euch schon Nachmittag besucht, ohne Euch zu treffen, und da entschlossen wir uns Abends zu kommen. Es ist spät, nicht wahr? — Nun, ich für meinen Theil wäre schon längst hier, aber Sláwa bestand darauf, es müsse Toilette gemacht werden, — ich bitte Dich, für so nahe Verwandte, — aber ich widerspreche ihr nicht gern, sie verliert so schnell die Laune — und so habe ich denn Toilette gemacht.“

Hiermit setzt sich die Baronin, nachdem sie ihre Schwester und Nichte geräuschvoll geküßt, unaufgefordert, plump und schwer auf einen sehr kleinen Sessel.

Sie hat in der That Toilette gemacht. Auf ihrem kurz geschorenen grauen Haupt balancirt eine schwarze Coiffure, deren Ohrlappen ihr kokett um die Wangen hängen. Ihr vierschrötiger Körper ist in ein violettes Atlaskleid gezwängt, das offenbar mit der Zeit zu eng geworden und dessen Schäden sie durch eine pittoresk um ihre Schultern geschlungene Spitzenschärpe zu verbergen trachtet.

Ihre taubengrauen Handschuhe sind sehr kurz und sehr eng und um alle Knopflöcher geplatzt.

Sláwa trägt irgend etwas Tricolores, und sehr viel alten Schmuck, den sie unterwegs bei einem Antiquar in Verona gekauft hat. Sie ist antik frisirt, und dreht beständig den Kopf der linken Schulter zu, um dem Apoll so ähnlich zu sehen als möglich. Dabei macht sie ein Gesicht, wie Jemand, der sich eben mit einem vortheilhaften Ausdruck photographiren lassen will.

Wladimir Matuschowsky's schlanke Verschwörergestalt steckt in einem Schnürenrock, hält einen niedrigen Hut mit Quasten in der Hand und faßt den ihn einschüchternden Frack der Herren als eine persönliche Beleidigung auf.

Digitized by Google

„Monsieur Wladimir de Matuschowsky," stellt ihn die Wolnitzka vor, „ein ... ein ... un ami de la famille." Wenn die Baronin Wolnitzka verlegen wird, so fängt sie gewöhnlich an, französisch zu sprechen.

Bei der Mama Sterzl, welche sich langsam von ihrem Schrecken erholt hat, regt sich nun wieder der Wunsch vor ihrer Schwester zu glänzen.

„Graf Sempaly," stellt sie den Attaché vor, „ein Freund unserer Familie ... meine Schwester, die Baronin Wolnitzka. Sie haben gewiß von dem großen Slawenführer Wolnitzky gehört, lieber Sempaly, der Anno acht und vierzig so viel Aufsehen erregt hat."

Sempaly verneigt sich stumm, die Wolnitzka erhebt sich von ihrem Sessel und reicht ihm verbindlich die Rechte, „freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Graf. Habe schon viel von Ihnen gehört, meine Schwester Clothilde hat mir fast in jedem Brief von Ihnen geschrieben, ich bin vollständig au courant!"

Noch einmal verbeugt sich Sempaly stumm, dann, etwas in den Hintergrund tretend, während nun auch Slawa sich an der Conversation mit der Hausfrau betheiligt, murmelt er Sterzl zu: „ich will mich unbemerkt hinausschleichen, — bei solchen verwandtschaftlichen Zusammenkünften wirkt ein Fremder immer störend." Seine Haltung ist plötzlich sehr steif, sein Ton unerträglich hochmüthig geworden. Sterzl nickt; „geh nur," flüstert er.

Die Hausfrau aber ruft, sein Vorhaben merkend, aus: „Nein, nein, mein lieber Sempaly, Sie dürfen nicht flüchten — Sie stören uns gar nicht, — und fremd dürfen Sie sich wahrlich nicht nennen."

„Es hätte sonst beinahe den Anschein als ob wir Sie verscheuchten, und das will ich doch nicht annehmen," sagt die Wolnitzka schelmisch.

Und Sempaly bleibt, — vielleicht einzig und allein aus jenem Drang, der uns manchmal reizt, eine recht ärgerliche Situation bis auf die Neige auszugenießen.

„Nimm Dich ein wenig zusammen, Zini," ermahnt Sterzl sein Schwesterchen leise, „die Störung ist unangenehm. In solchem Grade jedoch solltest Du Dir Deine üble Laune nicht anmerken lassen!"

VI.

Der Thee ist gebracht worden. Sterzl widmet sich seiner Cousine Slawa mit anerkennenswerthem Heldenmuth, um seinem verwöhnten Schwesterchen so viel Freiheit als möglich zu gewähren. Slawa behandelt ihn herablassend und schielt über ihren großen japanischen Fächer zu Sempaly hinüber, der wortkarg und verdrossen auf einem kleinen Sopha neben Zinka sitzt, und ihr den Thee bereiten hilft. Die Baronin Wolnitzka trinkt schlürfend eine Tasse nach der andern, ißt beinahe das ganze Theegebäck auf, und schwätzt unaufhörlich die buntesten Dinge. Wladimir von Matuschowsky blickt finster vor sich hin, lehnt consequent alle Lebensmittel ab, und spricht kein Wort. Die Arme über die Brust gekreuzt, den Kopf zurück geworfen, sitzt er da wie das Bild der Menschenwürde auf der Defensive.

„Ich bin sehr hungrig," gesteht Madame Wolnitzka, „wir sind zwar in

Digitized by Google

einem guten Hôtel abgestiegen, Hôtel della Stella in der Via della Pace; ein Geistlicher, den wir unterwegs kennen lernten, hat es uns empfohlen. Es ist nicht gerade ein Hôtel ersten Rangs, aber es steigen doch nur die höheren Stände dort ab — zwei polnische Grafen dinirten mit uns an der Table d'hôte und auch eine französische Marquise; — die ist mir, aufrichtig gesagt, etwas anrüchig vorgekommen, ich glaube sie befindet sich mit ihrem Liebhaber auf der Flucht vor ihrem Gatten oder ihren Gläubigern."

Um dem höheren Anstand zu genügen, hält die Baronin sich bei dieser anstößigen Mittheilung die Hand mit ausgespreizten Fingern vor den Mund nach der Seite hin, wo Zinka und Sempaly sitzen. — „Das Diner war sehr gut, ganz gut," fährt sie fort, „wir zahlen sechs Francs täglich für die Pension."

„Sieben," fällt Sláwa gereizt ein.

„Sechs, Sláwa!"

„Sieben, Mama!" —

Nun folgt ein für den Rest der Gesellschaft außerordentlich interessanter und heftiger Streit zwischen Mutter und Tochter über den wichtigen Punkt, ob die Pension im Hôtel della Stella sechs oder sieben Francs kostet.

Sláwa behauptet das Feld, — „und mit Bougies und Service kostet es acht," stößt sie schließlich triumphirend hervor.

„Ich laß sie reden," sagt die Wolnitzka, wiederum ihre Hand vor ihrem Mund ausbreitend, „sie ist in dieser Beziehung eigenthümlich; Alles, was billig ist, scheint ihr ordinär. Doch was wollte ich denn eigentlich sagen, nun ja — richtig, daß ich mich bei der Table d'hôte — es waren Blumen auf dem Tisch — nicht satt gegessen habe," und sie langt nach einem Stück Plumcake.

Indem wird die Thür geöffnet und Graf Siegburg gemeldet.

„Guten Abend, gnädige Frau," ruft er heiter — „als ich von unten die Fenster so gemüthlich erleuchtet sah, konnte ich nicht umhin, heraufzukommen, um zu sehen, wie Ihnen der Aschermittwoch anschlägt."

Sein Auge schweift über die drei Unbekannten, im Moment hat er die Situation erfaßt, jedoch weit davon entfernt, dieselbe tragisch aufzufassen, nimmt er sich im Gegentheil vor, ihr die heitersten Seiten abzugewinnen.

Er läßt sich den Damen vorstellen und etablirt sich augenblicklich auf einem Posten, von dem aus er die ganze Gesellschaft, Sempaly mit eingerechnet, übersehen und sowohl die Conversation von Madame als auch von Mademoiselle Wolnitzky genießen kann. Zuerst wendet er sich an Letztere. „Der Name Wolnitzky ist ein rühmlichst bekannter."

„Ja, mein Vater hat im Jahre Achtundvierzig eine große Rolle gespielt," sagt Sláwa.

„Siegburg . . . Siegburg?" murmelt indeß Madame Wolnitzky ihrer Schwester zu, „welche Siegburg denn? Die Budower oder die Waldauer Siegburg oder die Merschenitzer?"

„Die Waldauer Siegburg — Mutter eine Fürstin Hag," lispelt die Baronin Sterzl, sich in die Sophakissen zurücklehnend.

„Ah, die Waldauer Siegburg, das sind ja die besten Siegburgs," fragt die Wolnitzka staunend.

Digitized by Google

„Natürlich!“ erwidert die Baronin mit bewunderungswürdiger Nonchalance, als ob sie in ihrem Leben nie gewöhnt gewesen wäre, mit jemand Anderem als „den besten Siegburgs“ zu verkehren.

Die Wolnitzka legt ihr breites Gesicht in die allerverbindlichsten Falten und lächelt zu dem jungen Grafen hinüber wie Jemand, der darauf paßt, sein Wörtchen placiren zu können. Vorläufig aber wird sie daran verhindert und zwar durch ihre Schwester Clothilde, welche süßsauer fragt, „was hat Dich denn eigentlich bestimmt, nach Rom zu reisen?“

„Du fragst noch?“ ruft die Wolnitzka. — „Schon lange wünschte ich, Rom zu sehen und als Du mir so freundliche Briefe schriebst, Clothilde, . . . das heißt . . .“ und nun beginnt sie die Geschichte von ihrem Bernini. „Du erinnerst Dich an unsern Bernini, Clothilde?“

Die Sterzl nickt.

„Ich besaß nämlich eine Copie des Apoll vom Belvedere — d. h. nur des Kopfes, ausgeführt von Bernini. Seit Generationen befand sich das Kunstwerk in unserer Familie,“ wendet sich die Wolnitzka an Siegburg, indem sie sieht, daß er ihr seine Aufmerksamkeit zuzuwenden beginnt. —

„Seit Jahrhunderten,“ bekräftigt die Sterzl.

„Ich muß gestehen, daß es mir sehr schwer fiel, mich davon zu trennen,“ erzählt die Wolnitzka. Dennoch entschloß ich mich dazu, als eines schönen Tages Tulpe, der berühmte Antiquar aus Wien, sich präsentirte und ihn kaufte.“

Sterzl, dem die Wanderungen des Gottes nicht unbekannt, macht in seiner trockenen Weise eine Anspielung. Worauf die Wolnitzka: „Sehen Sie, Herr Graf,“ immer näher an Siegburg heranrückend, „es war so, wie's manchmal mit den Mädchen geht. Jahre lang schleppt man sie auf Bällen herum, reist mit ihnen von einem Badeort zum andern und kann sie nicht anbringen, — man bleibt ganz einfach mit ihnen zu Hause und plötzlich zeigt sich ein Freier, da man es am allerwenigsten gehofft hätte. Schwer habe ich mich getrennt von der Büste, das muß ich sagen!“

„Die Trennung muß ergreifend gewesen sein,“ sagt Siegburg mit Gefühl.

„Ergreifend!“ wiederholt die Wolnitzka, „doppelt ergreifend, weil . . .“ sie flüstert Siegburg leise und vertraulich beinahe ins Ohr, „weil . . . Mein Mann behauptet nämlich, es sei in Folge meiner Schwärmerei für unsern Bernini, daß Sláwa dem Apoll vom Belvedere gleicht. Ist Ihnen denn die Aehnlichkeit nicht aufgefallen?“

„Sofort! Als ich eintrat, war ich davon frappirt,“ versichert Siegburg ohne Zögern.

„Jeder sagt das, ach . . . ach — Sie begreifen nun, welch ein Opfer es mich gekostet . . . Es zerschneidet mir das Herz, wenn ich daran denke — oh, diese Emotionen! Sie verzeihen, daß ich meine Coiffure abnehme,“ und hiermit reißt sie energisch das schwarze Spitzengebäude von ihrem Kopf, und sich mit einer genialen Geste durch ihr spärliches weißes Haar fahrend, ruft sie aus: „ach Gott, wir armen Frauen haben es schlecht, überall eingeengt, eingezwängt . . .“

„Ja, der Frauen Schicksal ist beklagenswerth,“ citirt Siegburg theilnehmend.

Digitized by Google

„Du bist ein wahres Original,“ ruft Mama Sterzl, etwas verlegen kichernd. Bekanntlich hat die gute Gesellschaft die Gewohnheit, manierenlose Verwandte, welche sie am liebsten in ein Narrenhaus einsperren möchte, um sie unschädlich zu machen, mit diesem Titel zu decoriren — „ein wahres Original. Beschäftigst Du Dich noch so sehr damit, Lanzen zu brechen für die Frauenemancipation?“

„Nicht mehr, liebe Clothilde, nicht mehr,“ erwidert die Wolnitzka; „seitdem mich die Erfahrung gelehrt hat, daß jede Frau die Emancipation an den Nagel hängt, sobald ihr Gelegenheit zum Heirathen geboten wird, habe ich meine Theilnahme an der Emancipation verloren!“

„Die Frauenfrage beschäftigt sich ja bekanntlich mit den Frauen, die nicht heirathen können,“ sagt die Sterzl, welche unlängst einen Artikel über dies viel besprochene Thema gelesen hat.

„Und da es positiv mehr Frauen als Männer gibt,“ sagt die Wolnitzka, „so schlage ich eine legale Polygamie als Lösung der Frauenfrage vor.“

„Maman, vous êtes d'une inconvenance!“ ruft Slávа außer sich mit funkelnden Augen.

„Du hast kleinlich enge Ansichten,“ gibt die Wolnitzka zurück — „wenn ich in einem frivolen Ton über die Sache spräche, so würde ich Deine Aufregung begreifen; doch betrachte ich die Angelegenheit philosophisch — Sie verstehen mich gewiß, Herr Graf.“

„Vollständig, gnädige Frau,“ sagt Siegburg mit Ernst und Würde. „Sie betrachten die Sache vom nationalökonomischen Standpunkt, und der nationalökonomische Standpunkt kennt keine Inconvenance!“

Sempaly dreht seinen Schnurrbart, Zinka wechselt beständig die Farbe, die Hausfrau klopft ihrer Schwester, schrill und gezwungen lachend, auf die Schulter und ruft: „ein Original . . . ein Original!“ —

Sterzl, welcher bemerkt, daß Siegburg großen Geschmack an dem unsinnigen Geschwätz der alten Frau findet und im Begriffe steht, ihrem excentrischen Geist eine neue Schlinge zu legen, erinnert sich endlich glücklicher Weise, daß Slávа's Gesang das einzige Mittel ist, sie zum Schweigen zu bestimmen.

So fordert er denn seine Cousine auf, irgend ein Nationallied vorzutragen. Nachdem sich Siegburg seinen Bitten angeschlossen, Slávа erst gegen die zu tiefe Stimmung des Claviers, die schlechte Akustik des Salons ꝛc. ꝛc. protestirt, läßt sie sich dazu bewegen, einige patriotische Gesänge zum Besten zu geben, wobei sie Matuschowsky begleitet. Ihre hoch aufgerichtete Walkürengestalt zittert vor romantischer Bewegung, auch zerreißt sie, streng nach den Traditionen des „art fremmissant“, ein Notenheft, welches sie während ihrer Vorträge nur des pittoresken Effects halber, ohne daß es anderweitig auch nur den geringsten Bezug auf ihren Gesang hätte, zwischen den Händen hält.

Die Baronin Wolnitzka lauscht ihr mäuschenstill und vergießt Thränen vor Entzücken. Wie so manche andere Mutter merkt sie an Slávа nur die schlechten Eigenschaften, mit denen sie selbst in Conflict geräth, und bewundert sie im Uebrigen.

Nachdem Slávа den letzten Vers des letzten revolutionären Slawenliedes

Digitized by Google

vorgetragen hat, das Anno Achtundvierzig verboten war, und Sterzl sich selber gefragt hat, was denn im Grunde genommen ärger sei, das Geschwätz seiner Tante oder der Gesang ihrer Tochter, macht Wladimir von Matuschowsky, dessen Verstimmung, Dank dem geringen Beifall, welcher seinem und Slawa's vereintem musikalischen Wirken gezollt worden, nun den Culminationspunkt erreicht hat, die Bemerkung, daß es spät ist und die Damen doch nach der Anstrengung der Reise ruhebedürftig sein müssen.

Hierauf verzehrt Madame Wolnitzka noch in aller Eile das letzte Stückchen Theegebäck, streicht dann gemächlich die Kuchenkrumen von ihrem violetten Atlasschoß auf den Teppich hinunter, erhebt sich, fängt langsam an, mit vielen Bücklingen und Verbindlichkeiten sich der Thüre zu nähern, und braucht noch eine halbe Stunde, bis sie endlich geht.

Nachdem seine Verwandten verschwunden waren, bemerkte Sterzl, da sich die zwei Herren nun auch schon von den Damen verabschiedet hatten, noch im Vestibül gutmüthig zu Siegburg: „Ich glaube, Sie sind der Einzige von uns, welcher sich heute wirklich amüsirt hat."

Siegburg erröthete, dann treuherzig zu Sterzl aufsehend, frug er: „Nehmen Sie mir es übel?"

„Vielleicht . . . ein wenig," erwiderte Sterzl lächelnd, „doch gebe ich zu, daß die Versuchung groß war."

„Eigentlich bedauere ich Sie, Sterzl," sagte Siegburg gemüthlich und mit jener tactvollen Indiscretion, die ihm immer Freunde erwarb, „'s ist auf der Welt nichts unangenehmer, als unangenehme Verwandte, die sich Einem plötzlich an den Rockschoß hängen. Ich kenne das aus Erfahrung. Voriges Frühjahr in Wien kam der Mama plötzlich ein halbes Dutzend alter Tanten aus der Bukowina heruntergeschneit . . ."

Sempaly aber schlüpfte indessen verdrießlich in seinen ottergefütterten Pelz hinein und blieb stumm.

VII.

Es ist drei Tage her, seitdem Truyn seinen Vetter so kategorisch aufgefordert hat, einen Entschluß zu fassen, — seitdem die plötzliche Erscheinung der grotesken Baronin Wolnitzka den holden Gespensterspuk aus seiner Seele verscheucht, die schon auf seinen Lippen schwebende Liebeserklärung zurückgedrängt hat und noch immer hat Sempaly nicht um seine Versetzung nachgesucht. Ueberall haben ihn während dieser drei Tage Truyn's Augen verfolgt, immer wieder haben sie sich mit ernster Frage auf ihn gerichtet, als wollten sie sagen: „Hast Du Dich entschlossen?"

Nein, er hat sich nicht entschlossen. Einem Menschen wie Sempaly fällt nichts schwerer als ein Entschluß. In seinem Falle entscheidet immer das Schicksal — nie er!

Der Zusammenprall mit der lächerlichen Baronin Wolnitzky konnte zwar eine bereits auf seinen Lippen schwebende Liebeserklärung zurückdrängen, aber Zinka's Bild ein für allemal aus seinem Herzen zu lösen, das vermochte er nicht. Die verdrehten Redensarten der alten Närrin hat er vergessen; das Stornello, welches Zinka an jenem Abend sang, klingt ihm noch immer in den Ohren. Zwei Tage hat

Digitized by Google

er sich Gewalt angethan, hat den Palazetto gemieden; doch hat er Zinka zufällig, nur einen Moment, gestern bei der Corsofahrt gesehen. Sie saß neben Marie Vulpini — sie trug ein steingraues Sammetkleid und einen großen Mousquetaire-hut, der einen Schleier über ihre Stirn und den Goldglanz ihres Haares warf. Sie hielt einen großen Blumenstrauß auf den Knien und plauderte freundlich mit Gabrielle Truyn und den kleinen Vulpinis. Welch neckisch zärtliche Art sie doch hatte, mit Kindern umzugehen! Das Blut pochte ihm in den Adern, als ihr Blick dem seinen begegnete und sie leicht erröthend seinen Gruß erwiderte!

Es war das erste Mal, daß sie vor ihm erröthet war.

Die Nacht darauf träumte er die unsinnigsten Dinge. — — Und nun ging er in der sonnedurchflutheten Vormittagseinsamkeit des Pincio spazieren, und brach ärgerlich kleine Zweige von den Büschen und grübelte. Immer mehr schien es ihm, als sei der Besitz Zinka's ein „sine qua non“ seiner Existenz. Er hatte sich noch nie eine Freude versagt und nun . . .

— — — — —

Heller Märzsonnenschein glänzt auf der Piazza di Spagna, die Wasser der Barcaccia sprühen und flimmern in bläulich blendendem Lichtglanz. Die Thürme der Kirche Trinita dei monti zeichnen sich scharf ab gegen die blaue Luft. Auf den flachen Stufen der spanischen Treppe hocken Modelle in conventioneller italienischer Tracht neben blinden Bettlern, die unaufhörlich halblaute Gebete vor sich hinmurmeln.

Vor dem Hôtel de l'Europe schlafen die Droschkenkutscher behäbig unter den großen, vielfach geflickten Paraplnies, die sie wie Marktweiber abwechselnd als Regen- und als Sonnenschutz auf dem Kutschbock befestigt haben. Auf allen Thürschwellen hocken Blumenverkäufer und hie und da sitzt neben ihnen ein schwarzäugiger, weißer Spitz, das Näschen hoch in der Luft. Der Platz wimmelt von Touristen, und die Augen der Beatrice Cenci, die traurigsten Augen der Welt, blicken aus dem Schaufenster eines Photographienladens, auf das banale Alltagstreiben herab.

Unbefangen und nichts Böses ahnend tritt Siegburg aus dem Wechslergeschäft von Law, und mit Genugthuung die köstliche, nach Tacetten und Hyacinthen duftende Luft einathmend, blickt er beifällig dem schönen Wuchs einer jungen Engländerin nach, die in einem enganliegenden Guernsey vorüber geht. Noch ganz in diesen Anblick vertieft, schrickt er staunend zusammen, als ihm eine rauhe Stimme zuruft: „Guten Morgen, Herr Graf, quelle chance!“ Er sieht sich um und erkennt in dem breiten dunkelrothen Gesicht unter einem mächtigen Glocken-hut die Baronin Wolnitzka.

Trotzdem die Sonne scheint, trägt sie jenes unkleidsamste aller Kleidungsstücke, welches ursprünglich Regenmantel, später aber als Deckung für allerhand Toilettenmängel mißbraucht, vom Pariser Gavroche längst treffend „Cache-misère“ getauft worden ist, und trotz der Trockenheit des Pflasters hält sie ihren Cache-misère, und das Kleid, welches er verbirgt, mit beiden Händen empor, wobei ihre ungeheuern, in verschlafften Elastikstiefeln steckenden Füße deutlich sichtbar werden.

„Ah Baronin!“ den Hut lüftend, „ich hatte wirklich nicht . . .“

Digitized by Google

„Ja, Sie hatten mich nicht erkannt," erwiderte die Baronin ruhig, „drum hab' ich Sie zuerst gegrüßt. Quelle chance .... Sie gehören doch auch zur Botschaft? . ."

„In der That . . ."

„Das trifft sich gut — ich habe eine Bitte an Sie, Herr Graf. Meine Tochter wünscht eine Audienz bei Seiner Heiligkeit zu erreichen. Slawa ist nämlich streng katholisch, unter uns gesagt, finde ich, das ist Modesache. Ich denke in Bezug auf religiöse Dinge philosophisch. Doch würde es auch mich interessiren, den Papst zu sehen —"

„Der Papst ist leider jetzt viel weniger zugänglich als ehemals," sagt Siegburg, „auch gehöre ich nicht zu der päpstlichen Botschaft, und kann Ihnen in Folge dessen leider nicht behilflich sein."

„Das sagt mein Neffe auch, es ist fatal, äußerst fatal . . !"

In diesem Augenblick tritt aus Piale's Buchhandlung Slawa, in einem abgetragenen Directoire-Kostüm, mit weit vorspringendem Federhut und einem Paar nicht mehr ganz sauberer, bis über die Ellenbogen reichender Handschuhe. „Ah bon jour!" ruft sie, verbindlich dem jungen Grafen die Finger reichend. Matuschowsky, der sie begleitet, rückt nur verdrießlich an seinem Hut.

Von allen Seiten umstellt, wie er es jetzt ist, fängt Siegburg an, die Situation etwas unheimlich zu finden.

„Es ist immer so angenehm, Landsleuten zu begegnen im Auslande . . ." sagt Slawa.

„Außerordentlich," antwortet Siegburg und denkt bei sich: „Ach, aus dieses Thales Gründen . . ." Doch plötzlich blitzt der Humor wieder spitzbübisch aus seinen lustigen Augen, er hört nämlich die Wolnitzka wiederum: „Guten Morgen, Herr Graf, quelle chance!" ausrufen, und dabei auf keinen Andern, als Sempaly lossteuern, der jetzt, verdrießlich und weltvergessen, über die sonnengedörrten Stufen der spanischen Treppe auf den Platz herunter getreten ist.

„Verzeihen Sie," murmelte auch er zusammenfahrend, „ich hatte Sie wirklich nicht erkannt."

Sempaly's Blick streift ins Weite, wie der Blick all' derer, die sich in einer bedrängten Lage befinden.

Indessen fährt die Wolnitzka unbeirrt fort: „ich freue mich unendlich, Ihnen begegnet zu sein, Herr Graf, — ich habe nämlich ein Anliegen an Sie: Könnten Sie mir nicht den Eintritt in die Farnesina verschaffen? — der Duca di Ripalda gilt für sehr schwierig . . ."

„Es ist mir leider ganz un . . ." Indem fesselt eine Gruppe von Fremden Sempaly's Aufmerksamkeit — zwei junge Damen mit einer Kammerjungfer. Die beiden Damen, groß, schlank, wie junge Tannen und in knappen englischen Tuchcostümen, beide von auffallender Schönheit, debattiren lebhaft mit einem Italiener, der gestickte Tuchstreifen zum Verkauf anbietet, und scheinen großes Vergnügen daran zu finden, Etwas „auf der Straße" zu kaufen.

„Zwei reizende Erscheinungen — kommen mir bekannt vor," sagt Madame Wolnitzka. „Sind das nicht die Jatinsky's?"

Jetzt blicken die schönen Mädchen auf . . . „Nicki . . . Nicki!" rufen sie heiter

Digitized by Google

über den halben Platz hinüber mit der Unbefangenheit jener, die in dem Glauben erzogen worden sind, die Welt sei nur für sie geschaffen.

„Sie entschuldigen, gnädige Frau," murmelt Sempaly, . . . „meine Cousinen . . ." Hiermit verläßt er sie, um zu den beiden Damen hinüberzueilen.

„Seit wann seid Ihr hier — wo seid Ihr abgestiegen?"

„Seit heute morgen — Hôtel de Londres — Mama hat Dir soeben auf die Botschaft geschrieben — ah, noch ein Oesterreicher!" da nun auch Siegburg auf sie zugetreten ist. „Rom ist ja eine Succursale von Wien. Sagt doch, wer war denn die alte Kartenschlägerin mit der unternehmenden Tochter, die Euch Beide so lebhaft in Anspruch nahm?"

Indessen geht die Gruppe Wolnitzky. — Mama sehr verbindlich, Sláwa sehr hochmüthig wie der leibhaftige Apoll vom Belvedere, an den schönen Mädchen vorbei in die Via Condotti. —

Plötzlich bleibt die Wolnitzka stehen. „Ich habe ganz vergessen den Grafen Sempaly zu bitten, mir Eintrittskarten zu dem internationalen Künstlerfest zu verschaffen!" ruft sie, sich an die Stirn schlagend. Damit wendet sie sich um, in der offenbaren Absicht, das Versäumte nachzuholen, und nur die entschlossene Energie Wladimir von Matuschowsky's bewahrt Sempaly vor einer erneuerten Attaque.

VIII.

Es ist am Pincio — zwischen fünf und sechs, die Stunde, da sich auf der großen Terrasse, wo die Musik spielt, und von wo aus man die Sonne hinter St. Peter untergehen sieht, die Gesellschaft alltäglich versammelt.

Der Abglanz des Abendroths fließt mit verwischtem Goldschimmer über den Sand, blitzt grell und gelb auf dem Messing der Uniformknöpfe und Instrumente der Musikanten, malt metallische Lasuren in das Gewell des großen Bassins hinter dem Musikplatz. Lange, schwarze Schatten dehnen sich über den Rasen, in wunderbar satten Farben heben sich Palmen, Yukkabäume und immergrüne Steineichen gegen den theils erröthenden, theils verblassenden Himmel ab.

Die schattigen grünen Theile des Pincio werden von der Welt gemieden; nur vier speciellen Menschenkategorien begegnet man hier: Gouvernanten, Ammen, Kindern und Geistlichen. Alle Sorten von Geistlichen sind vertreten, die vornehmen Monsignori mit ihren fein geschnittenen Gesichtern, ihrer militärisch strammen Haltung und ihren eleganten Händen; Mönche, deren bärtige Glatzköpfe behäbig aus ihren braunen Kutten hervorsehen; — ganze Bataillone von Seminaristen, in alle erdenklichen Farben gekleidet, hoch aufgeschossen, mager, mit grünen unreifen Gesichtern. . . .

Nur durch einen Blätterschleier von ihnen getrennt, drängt sich die Fashion von Rom — die römische Gesellschaft in glänzenden Equipagen, die Ausländer in mehr oder minder anständigen Remisen, zwischen welche sich freilich mancher numerirte Ein- und Zweispänner eingeschlichen hat. Immer dichter wird das Wagengewimmel, immer breiter rollt der Strom römischer Vornehmheit aus dem Borghesegarten über die Piazza del popolo den Hügel heran.

Auf dem Pincioplateau machen die Wagen Halt, — bekannte Herren drängen

Digitized by Google

sich huldigend heran, die Damen rufen einander von einer Equipage zur anderen, lustige, für die uneingeweihte Menge völlig räthselhafte kleine Bemerkungen zu. Aus den Gärten, die sich vom Pincio gegen die Via Margutta zu abstufen, schwebt ein süßer Duft von aufkeimendem Frühlingsleben. Tief unten liegt Rom, und, sein verworrenes Häuser- und Ruinenmeer beherrschend, starr und ernst, colossal, selbst in der Entfernung vom Licht des Sonnenuntergangs umspielt, ragt St. Peter am Horizont empor.

Der Huit-ressorts der Gräfin Ilsenbergh steht neben dem der Fürstin Vulpini, die Familie Jatinsky hat sich getheilt. Neben der Gräfin Ilsenbergh lehnt indolent und freundlich lächelnd die Gräfin Jatinska. —

Die Fürstin Vulpini chaperonirt die jungen Damen; auf dem Vordersitz neben seiner Cousine Eugénie — sie wird von der Familie Nini genannt —, sitzt Sempaly. Siegburg lehnt am Wagenschlag, und plaudert krauses lustiges Zeug. Alle Anekdoten über die römische Gesellschaft, welche man anständiger Weise jungen Mädchen erzählen kann, erzählt er ihnen. Sie lachen herzlich und melodisch und stecken mit ihrer kindlichen Heiterkeit schließlich auch Sempaly an, der anfänglich ziemlich wortkarg und zerstreut seinen Platz neben Nini eingenommen hat, den Platz, um den ihn heute die ganze römische Männerwelt beneidet.

Da bemerkt man eine gewisse Erregung im Publicum; Alles blickt nach derselben Richtung.

„Was gibt's denn?" fragt Gräfin Polyxena, sich etwas vorbeugend.

„Es muß der neue Drag Doria's sein, oder der König," sagt die Fürstin Vulpini und blinzelt kurzsichtig vor sich hin.

„Nein," sagt Siegburg, nachdem er sich umgesehen hat, „nichts von alledem. Es ist die Baronin Wolnitzka!"

In dem sehr hübschen Landau, welchen ihnen Frau Sterzl für den Nachmittag zur Disposition gestellt hat, befinden sich die beiden Wolnitzkas — Mutter und Tochter. Sie haben Beide ihre schönsten Kleider an. Die Tochter lehnt vornehm zurück, die Mama steht beinahe die ganze Zeit aufrecht und betrachtet die römische Gesellschaft durch ein Opernglas. Nur von Zeit zu Zeit, um auszuruhen, oder weil sie ihr Gleichgewicht nicht mehr zu behaupten vermag, setzt sie sich. Dann unterläßt sie es niemals, irgend ein Detail ihrer ausgeborgten Equipage wohlgefällig zu betasten und zu betrachten. Ihrem mit einer sehr auffallenden Erscheinung gepaarten ungewöhnlichen Wesen ist hauptsächlich die große Sensation beizumessen, welche der Sterzl'sche Landau heute erregt und welche Mama und Tochter natürlich einfach auf Slawa's frappante Aehnlichkeit mit dem Apoll vom Belvedere beziehen.

„Die Wolnitzka, die alte Närrin, welche wir gestern mit Euch auf der Piazza di Spagna sahen!" ruft Polyxena.

„Ja."

„Denke nur, Nicki" — zu Sempaly — „die Mama kennt sie."

„Von wem sprecht Ihr, Kinder?" ruft die Gräfin Jatinsky zu ihren Töchtern hinüber.

„Von der Wolnitzka, Mama, siehst Du sie dort?"

Digitized by Google

„Dieu m'en garde!" ruft die Gräfin Jatinsky energisch, „man ist ja seines Lebens nicht sicher mit ihr. Heute packte sie mich in der Villa Wolkonsky an."

„Woher kennst denn Du die Alte, Tante?" frägt etwas ungeduldig Sempaly.

„Mein Mann stand ehemals in irgend welchen politischen Verbindungen mit dem Wolnitzky," erklärte die Gräfin. „Sie ist unerträglich, eine halbe Stunde ist sie mir nicht von der Seite gegangen."

„Ihre Mittheilungen müssen sehr interessant gewesen sein, Gräfin," wirft Siegburg hin.

„Mich haben sie nicht interessirt," erwidert die Gräfin etwas ärgerlich. „Sie hat mir erzählt, wie viel sie ihre Reise kostet, wie viel sie täglich für Wagen ausgibt, und daß sie in ihrer Jugend von Cicimara Singstunden genommen hat. Mit besonderer Vorliebe aber hat sie von ihrer Schwester Sterzl gesprochen, die hier ein großes Haus führen und absolut nur mit der „höheren Crême" verkehren soll . . . Ihr lacht . . ."

„Du mußt gestehn, Mama, daß der Name Sterzl in Verbindung mit der höheren Crême unwiderstehlich komisch ist!" ruft Polyxena.

„Mir war gar nichts komisch" — klagt die Gräfin Jatinsky — „à propos, etwas Interessantes erzählte sie mir dennoch, nämlich, daß ihre Nichte Zenaïde Sterzl . . . was lacht Ihr denn schon wieder?"

„Zenaïde Sterzl . . . der Name ist ein Poëm!" ruft Gräfin Polyxena.

„Nun, es scheint, nach dem, was mir die Alte berichtet, daß diese holde Zenaïde im Begriffe steht, den unliebsamen Namen Sterzl gegen einen der schönsten Namen von Oesterreich zu vertauschen — so erzählte mir die Närrin. Es sei noch nicht publik, drum müsse sie auch den Namen des Bräutigams verschweigen, doch sei Zenaïde so gut wie verlobt mit einem jungen Grafen — Attaché bei der österreichischen Botschaft. Wer kann denn das sein, Ihr solltet es doch wissen?" —

„Ah, ah! Sind Sie's?" wendet sich Polyxena an Siegburg.

Siegburg schüttelt den Kopf und beobachtet, sich mit boshaftem Lächeln den blonden Schnurrbart streichend, Sempaly's augenscheinlichen Verdruß.

„Oder bist Du's, Nicki?" neckt Polyxena weiter — „ich gratulire zu der angenehmen Verwandtschaft." Eine so markirte Verlegenheit verbreitet sich jedoch plötzlich rings um sie herum, daß sie verstummt.

„Ich weiß von nichts," ruft Sempaly sehr finster aus. „Die Einbildungskraft dieser alten Plaudertasche ist wirklich colossal!"

Das Lichtgeflacker auf den Uniformknöpfen und Trompeten der Musikanten wird röther und schwächer, der weiße Glanz auf den immer grünen Blättern erlischt. —

„Gran dio morir si giovane!" spielt die Musik! . . .

Die Sonne ist untergegangen, Licht und Schatten sind ausgelöscht, der Tag ist todt, die Nacht noch nicht hereingebrochen. Hinter St. Peter glüht es dumpfroth wie eine verglimmende Feuersbrunst. —

„Auf heute Abend bei Ellis!" rufen die Damen Siegburg zu, der sich grüßend vom Wagenschlag entfernt.

Digitized by Google

Die Wagen rollen den Pincio hinab, an der Villa Medici vorbei, hinunter — hinunter in das Herz von Rom. Durch die Abendluft tönt ein großes unregelmäßiges Rauschen, wie das eines Stromes, der dem Meere zustrebt.

IX.

Mr. und Lady Julia Ellis — sie führte als Tochter eines Earls ihren Titel — Engländer mit enormem Vermögen und glänzenden Verbindungen, brachten schon seit Jahren die kalte Jahreszeit in Italien zu, weil Lady Julia das nordische Winterklima nicht vertrug. In früheren Jahren hatte man viel von ihrer Excentricität gesprochen; jetzt war sie eine sehr alte Frau mit weißem Haar, tadellos regelmäßigen Zügen und zu dicken Armen. Wie alle Engländerinnen decolletirte sie sich bei jeder feierlichen Gelegenheit und trug dazu gern rosa Federn auf dem Kopf.

Ihr Gatte, Mr. Ellis, war jünger als sie und hatte ein schönes, echt englisches Gesicht mit kurzem Backenbart und malerisch wehendem weißen Haar. Sein Profil erinnerte ein wenig an das Felix Mendelssohn's, worauf er sehr stolz war. Außerdem war er noch stolz auf zwei Dinge: auf seine Frau, weil sie ihrer Zeit von Georg IV. bewundert worden war, und auf ein altes Parapluie, weil es sich — Felix Mendelssohn einmal bei ihm ausgeborgt.

Er spielte mit Vorliebe die Concertina und gab jede Woche eine musikalische Soirée. Der Abend, an welchem die Jatinskys zum ersten Male bei Ellis erscheinen sollten, trug Tulpin, jenes russische Privatgenie, welches den musikalischen Hintergrund zu den Ilsenbergh-Tableaux entworfen, eine neue Oper vor, welche er zu einem französischen Libretto auf ein russisches Nationalmotiv componirt hatte. Natürlich gehörte er zu jenen Russen, welche die maßloseste Vorliebe für alles Slawische mit dem frommen Wunsche verbinden, überall, wo sie erscheinen, für geborne Pariser gehalten zu werden.

Der Flügel dröhnte unter seinen Händen. Verschiedene liebe alte Bekannte aus „Orpheus in der Unterwelt“ und der „Hochzeit bei Laternenschein“ wiegten sich auf einem Meer von sonoren Tremolos. Von Zeit zu Zeit rief Tulpin erklärend in das Publicum hinein: „Der Czar spricht“ ... „der Bojar spricht“ — „der Bauer spricht“ — oder auch: „das Sausen des Windes im Kaukasus“ — „das Schäumen des Terek“.

Mr. Ellis, welcher an die Oper glaubte, sagte von Zeit zu Zeit: „Herrlich ... herrlich! Die Oper müssen Sie ausarbeiten — die darf nicht unausgeführt bleiben!“

„Arbeiten,“ seufzte Tulpin mit feiner Ironie, „arbeiten! Das ist nicht meine Sache. Wir haben Ideen! Das Arbeiten aber, das überlassen wir den ... hm ... hm ... den Andern. Bedenken Sie nur, daß ich keine Noten lesen kann, wirklich keine Noten lesen,“ wiederholte er zweimal mit unbeschreiblicher Genugthuung.

Hierauf riß er ein paar holprige Arpeggien herunter und Mr. Ellis rief noch einmal: „Astonishing!“ und verglich ihn mit Felix Mendelssohn, was Tulpin, welcher der Zukunftsrichtung angehörte, übel nahm.

Ein preisgekrönter Musiker aus der Villa Medici, welcher seit einer Stunde

Digitized by Google

darauf wartete, seine „Symphonie Arabe“ vorzutragen, murmelte vor sich hin: „Pour l'amour du ciel, laissez nous la musique pour nous consoler de n'être pas grand seigneur!“

Endlich erhob sich Lady Julia und forderte die Anwesenden mitleidig auf, eine Tasse Thee zu nehmen. Man folgte willig ihrer Einladung. Bald stand der Musiksalon beinahe leer. Nur Frau Tulpin aus Liebe, der preisgekrönte Musiker aus Aerger, und Mr. Ellis aus Pflichtgefühl, waren noch neben dem Flügel verblieben. In den anstoßenden Gemächern erholte man sich mit Thee und Conversation; doch herrschte noch eine Zeitlang eine melancholische Stimmung. Der Trübsinn war unter den Gästen ausgebrochen wie eine Epidemie, und es wurde sehr viel debattirt über die angenehmste Manier des Selbstmordes.

Tulpin trommelte unbeirrt weiter; plötzlich aber verhallte sein Vortrag. — Die Jatinskys waren erschienen. Alles blickte nach ihnen hin. Sie waren so interessant, daß selbst Tulpin um ihretwillen den Flügel verließ.

Alle Drei lächelten sehr freundlich, beinahe möchte man sagen beruhigend. Die Gräfin Ilsenbergh, welche mit ihnen eingetreten war, hatte sie auf das „Durcheinander“ der römischen Cirkel aufmerksam gemacht. Sie fühlten ihre Superiorität, bargen ihr Selbstbewußtsein jedoch hinter der entgegenkommendsten Liebenswürdigkeit.

Die beiden Comtessen wurden umschwärmt, belagert, und es ward ihnen merkwürdiger Weise diesmal von Damen beinahe noch allgemeiner gehuldigt, als von Herren. Man bewunderte Alles an ihnen, ihre winzigen Füße, ihre charakteristischen und doch so fein und scharf gezeichneten Profile, ihre unwahrscheinlich dünnen Taillen, die Farbe ihrer Haare, die künstlerische Einfachheit ihrer Toiletten; man wettete, ob ihre Kleider von der Fanet stammten oder von Worth.

Da machte sich in dem anstoßenden Salon die Bewegung bemerkbar, welche der Eintritt einer beliebten Persönlichkeit zur Folge hat. Zinka, ohne ihre Mutter, nur von Cécil begleitet, trat ein und streckte mit freundlichem Gruß der Dame des Hauses die schmale Hand entgegen.

„Sie sind eine unverbesserliche Trödlerin, Sie kommen immer zu spät,“ sagte Lady Julia mit liebenswürdigem Vorwurf.

„Wie die Reue und die Polizei,“ meinte Zinka übermüthig; worauf Lady Julia sie der Gräfin Jatinska vorstellte. „Nun aber helfen Sie mir ein wenig, den Thee serviren; Sie wissen, ich rechne immer auf Sie,“ fuhr Lady Julia fort, „reichen Sie vor Allem Ihren reizenden Compatriotinnen dort eine Tasse.“

Polyxena und Nini saßen etwa fünf Schritte entfernt von der ganzen römischen Herrenwelt umringt. Zinka näherte sich ihnen mit ihrer gewinnenden Anmuth, als Sempaly herbeitrat und sich so plötzlich Zinka gegenüber befand, daß ihm nichts Anderes übrig blieb, als ihr die Hand zu reichen und er sich es nun nicht versagen konnte, das Wort an sie zu richten. Natürlich, und wie jeder Andere es an seiner Stelle ebenfalls gethan hätte, sagte er gerade das Allerungeschickteste, was er hätte sagen können, nämlich: „Wir haben einander jetzt lange nicht gesehen.“

Das Köpfchen leicht zurückwerfend, blitzte sie ihn aus halb geschlossenen

Digitized by Google

Augen mit kleidsamem Trotz an: „Sie haben die Aschermittwochsbuße fortgesetzt," antwortete sie.

„Vielleicht!" unwillkürlich mußte er lächeln.

Sie zuckte die Achseln. „Eigentlich hatte ich Lust, Ihnen die Freundschaft zu kündigen," sprach sie: „seitdem ich aber . . ." mit einem Blick auf die schönen Gräfinnen — „die Veranlassung Ihres Treubruchs kenne, finde ich denselben mindestens erklärlich. Haben Sie jetzt wenigstens die Güte, mich den Damen vorzustellen."

„Fräulein Sterzl!" Kaum hatte er den Namen gesprochen, so kräuselte ein unterdrücktes Lächeln Polyxena's Lippen. Zinka bemerkte dieses Lächeln und bemerkte auch, wie sich Sempaly's Haltung plötzlich änderte, sein Gesichtsausdruck affectirt, unerträglich hochmüthig wurde. Todtenblaß, mit flammendem Auge beantwortete sie nur flüchtig das Kopfnicken der beiden Oesterreicherinnen und trat zurück. Sterzl, welcher mit Truyn in einer Thürnische plaudernd den kleinen Vorfall aus der Ferne beobachtete, runzelte die Stirn.

Indessen hatte sich Sempaly auf ein Tabouret zu seinen Bäschen gesetzt, den Rücken vorsichtig gegen die Theetagère gekehrt, um die sich Zinka beschäftigte.

„Das also ist die berühmte Zenaïde Sterzl?" neckte Polyxena. „Du hast gar keinen so schlechten Geschmack, Nicki! Aber welchen Ton sie sich Dir gegenüber erlaubt; 's ist doch ein wenig stark!"

Er antwortet nicht.

„Sie verfügt schon vollkommen über Dich, als ob Du ihr Eigenthum wärst."

„Aber Xena!" dämpft Nini vorwurfsvoll die Spottlust der Schwester. „Sprich nicht so laut!"

Bald darauf trat Mr. Ellis zu den Damen und theilte ihnen mit, Monsieur B., der prix de musique, werde nun seine „Symphonie Arabe" vortragen.

Man verfügte sich in den Musiksaal. Der Abend bot noch manches Interessante. Nachdem B. geendet, setzte sich ein junger belgischer Graf, welcher seine ganze freie Zeit darauf verwendete, Trauermärsche zu componiren, und nebstbei Canzonetten und Chansonetten vorzutragen wußte, wie man sie sonst höchstens noch in Florenz auf den Straßen und in Paris in den Cafés chantants hört — ans Clavier und gab ein Liebesduett zwischen einem Hahn und einem Hühnchen mit solchem Gefühl zum Besten, daß alle Anwesenden in jubelnden Beifall ausbrachen, insbesondere die Jatinskys, welchen das Genre neu war.

Mrs. Ferguson sang Pariser Couplets und Mr. Ellis spielte ein Adagio von Beethoven auf der Concertina; dann wurde Zinka aufgefordert zu singen.

„Was soll ich singen? Sie kennen ja mein großes Repertoire," wendete sie sich mit etwas gezwungener Heiterkeit an Mr. Ellis.

„Wir bitten um ein Stornello," sprach Siegburg, an den Flügel herantretend — „vieni maggio vieni primavera." Lady Julia schloß sich seiner Bitte an.

Zinka legte die Finger auf die Tasten, hub an — etwas verschleiert, aber weich, wie die eines Waldvogels, bebte ihre Stimme durch den Saal. Das Lied hatte sie noch nie angestimmt, ohne daß er nach den ersten Tacten aus dem entferntesten Winkel eines Salons an ihre Seite getreten wäre. Unwillkür-

Digitized by Google

lich sah sie auf und suchte ihn mit ihrem Blick. Dort saß er in sehr familiärer Haltung neben Polyxena in einem kleinen Sopha zurücklehnend, den Fuß auf dem Knie, die Hand am Knöchel, und lächelte über Etwas, das sie ihm zuflüsterte.

Zinka verlor die Fassung. Eine lähmende Beschämung überkam sie. Sie konnte das Lied nicht mehr singen vor ihm. Ihre Stimme brach. Sie vergaß die Begleitung, tastete unsicher nach ein paar Accorden und erhob sich plötzlich mit einem linkischen Lächeln. „Es geht heute nicht!" stammelte sie.

Polyxena sagte noch irgend etwas Boshaftes, Sempaly ärgerte sich darüber, schon war er im Begriff sie zu verlassen, um Zinka über ihr Fiasco zu trösten; doch ehe er mit sich einig geworden, hatte sich Nini erhoben. Trotz ihrer Schüchternheit ging sie quer durch den Saal auf Zinka zu und sagte ihr etwas Freundliches.

Sempaly blieb sitzen. Als er aber beim Fortgehen Nini ihre Sortie über die Schultern hing, murmelte er: „Du bist ein lieber Kerl, Nini." Hierauf küßte er ihre Hand.

X.

Sempaly's Huldigungen hatten Zinka in die Mode gebracht; sein plötzliches Abbrechen nicht nur dieser Huldigungen, sondern fast aller Beziehungen zu ihr gab sie natürlich dem Gespötte preis. Man erzählte sich nun von der trefflichen Caricatur, die Sempaly an jenem Abend bei Vulpini von Sterzl und seiner Schwester entworfen. Die Gandry, welche früher von Sempaly ausgezeichnet, dann aber um Zinka's willen von ihm vernachlässigt worden war, zeigte diese Caricatur ihren Bekannten mit den boshaftesten Erläuterungen. Man lachte viel über die kleine Abenteurerin, die nach Rom gekommen war, um sich eine geschlossene Krone zu holen, und sich nun so herbe Demüthigung gefallen lassen mußte.

Die Spitzen der römischen Gesellschaft wetteiferten natürlich mit denen der internationalen Kreise darin, die Jatinsky's zu fêtiren. Die Gräfin Gandry eröffnete den Reigen der Ovationen mit einer Soirée, bei der die Ristori declamiren sollte. Sterzl wurde selbstverständlich geladen. Seine Mutter und Schwester ließ man aus. Es war das erste Mal seit Zinka's Auftauchen bei Ilsenbergh, daß man sie bei irgend einer gewählten Gesellschaft überging. Sehr viele von den internationalen Damen folgten dem Beispiel der Gandry und wollten, so wie diese, zugleich vor den Oesterreicherinnen mit ihrer Exclusivität prahlen und sich an Zinka für manches kleine übermüthige Wort rächen, das sie früher, da sie noch zu den Gefeierten, zu den Tonangebenden gezählt, eingesteckt hatten.

Die echte römische Gesellschaft kümmerte sich natürlich um all' diese Kleinigkeiten nicht im Mindesten und behandelte Zinka genau mit derselben oberflächlichen Verbindlichkeit, wie immer. Sie merkte diese Verbindlichkeit eben so wenig, wie die Nadelstiche, die ihr von anderer Seite zukamen. Wäre ihr Gefühl für Sempaly nicht so tief gegangen, so hätte sie gewiß all' die kleinen socialen Demüthigungen, welche ihr von nun an beständig widerfuhren, recht bitter empfunden. Ihr großes Weh aber hatte sie stumpf gemacht gegen dergleichen. Es gibt einen Schmerz, den der Spott nicht erreicht! —

Digitized by Google

Gleichviel, ob man sie einlud oder nicht, — sie konnte sich nicht mehr entschließen, in die Welt zu gehen. Der Gedanke, Sempaly noch einmal mit seinen Cousinen in einem Salon zu begegnen, erfüllte sie mit einer wahren Todesangst.

Sie war ein anderes Geschöpf geworden. Ein eingeschüchtertes Lächeln umirrte beständig ihre Lippen, wie das Gespenst einer gestorbenen Freude, ihre Bewegungen hatten alle Elasticität verloren, ihr Gang erinnerte nun immer an den eines Engels, der seine Flügel schleppt.

Die Baronin Sterzl machte natürlich noch wie zuvor die Corsofahrt mit und befleißigte sich, alle Damen aus der Gesellschaft mit erstaunlicher Ausdauer zu grüßen; auch ging sie so oft als irgend thunlich allein in die Welt. Mit der Gräfin Gandry brouillirt zu sein und mit allen römischen Herzoginnen auf dem Besuchsfuß zu stehen, war noch immerhin ein stolzes Bewußtsein.

Das Einzige, was sie um diese Zeit quälte, waren die Kreuz- und Querfragen ihrer sehr indiscreten Schwester Wolnitzka bezüglich des Standes der Dinge zwischen Zinka und Sempaly.

Die Sterzl hatte ja selbst aus purer müßiger Prahlerei ihrer Schwester schon den Tag nach deren Ankunft zu verstehen gegeben, „daß die Verlobung Zinka's nur nicht publik sei". — Die Unzartheiten ihrer Tante hätten Zinka beinahe zum Wahnsinn gebracht, als glücklicher und vielleicht mitleidiger Weise Siegburg Mutter und Tochter Wolnitzky an einem Abend, den er im Palazetto mit ihnen zusammenzutreffen das Glück hatte, so viel Schauerliches über das römische Fieber erzählte, daß sie, von einer unsinnigen Panik ergriffen, den nächsten Morgen von Rom weg nach Neapel fuhren.

— — — — —

Derjenige, welcher die plötzliche abwehrende Veränderung der Gesellschaft seiner Familie gegenüber am stärksten empfand, war merkwürdiger Weise Sterzl.

Er hatte früher immer zu groß gefühlt, um sich mit kleinlichem Kastenneid zu quälen, und hatte zugleich ein zu vernünftiges, ernstes, männliches Selbstbewußtsein gehabt, um je etwas von jener widerwärtigen Kastenempfindlichkeit an den Tag zu legen, die manchmal selbst den wohlgesinntesten Aristokraten den Umgang mit Bürgerlichen so sehr erschwert.

Der demokratische Spleen ist eine Krankheit, die fast jeder Bürgerliche — von Werther angefangen — durchmacht, wenn ihn das Schicksal in aristokratische Kreise verschlägt. Sterzl aber lebte nun in diesen Kreisen so lange, daß er acclimatisirt hätte sein sollen. Aber nein, — er bekam die Krankheit über Nacht, und wie alle Kinderkrankheiten, die man zu spät bekommt, trat sie mit verdoppelter Heftigkeit bei ihm auf. Den ganzen Schmerz seines angebeteten Schwesterchens führte er nicht auf seine Unvorsichtigkeit und Sempaly's Charakterlosigkeit, sondern einzig und allein auf tyrannische, sociale Vorurtheile zurück. Er verfolgte die Societät von da an mit der gehässigsten Verachtung, und zeigte sich im Umgang unerträglich. Vollständig wohlerzogen und von Jugend auf selbst an die kleinen Manien des guten Tones gewöhnt, konnten

Digitized by Google

seine Manieren nie gänzlich schlecht werden, — aber so schlecht sie werden konnten, wurden sie. Rechthaberisch, reizbar, ohne jedwede Verbindlichkeit, kam er aus allerhand Händeln und Streitigkeiten gar nicht heraus.

Auch zu Hause war er nicht mehr wie sonst. Sein Stolz litt entsetzlich dadurch, daß Zinka ihr Weh so schlecht zu verbergen verstand; auch demüthigte es ihn, ihrem Kummer gegenüber machtlos zu sein.

Anfangs trachtete er, sie zu zerstreuen, brachte ihr Concert- und Theaterbillets und schenkte ihr die reizendsten, kostbarsten Schmuckgegenstände, auch alte, künstlerisch werthvolle Porzellan-Raritäten, Elfenbeinschnitzereien und tausend ähnliche Dinge, an denen früher ihr Herz gehangen. Sonst hätte sie vor Freude über die hübschen Aufmerksamkeiten gejauchzt — jetzt lächelte sie dazu mit der Dankbarkeit einer Kranken, welcher man eine Speise vorsetzt, die sie nicht mehr genießen kann. Man sah ihr immer an, wie sehr sie sich bemühte, sich zu freuen; und dabei standen ihr die Thränen in den Augen.

Dies brachte Sterzl außer sich. Zuerst hatte er es streng vermieden, auch nur mit einem Worte vor ihr Sempaly zu berühren. Als jedoch Tage, ja Wochen vergingen, ohne daß sich in ihrem gedrückten Wesen eine Veränderung gezeigt hätte, wurde er ungeduldig. Die Marotte befiel ihn, Zinka in Bezug auf Sempaly die Augen zu öffnen. Energisch und gerade vorwärts strebend, war er mit seinen Enttäuschungen immer schnell fertig geworden, mochten sie ihn auch noch so tief getroffen haben. Er hatte immer ruhig „stürzen lassen, was nicht stehen wollte" und dann auch vermocht, sich eine neue Welt aufzubauen.

Klar sehen war für ihn stets die Hauptsache gewesen, die Wahrheit war seine Religion. Er begriff nicht, daß einer Persönlichkeit, wie Zinka, Illusionen nothwendig sind; begriff nicht, daß Zinka jetzt noch die Schuld an Sempaly's Veränderung in dem Zwang seiner Verhältnisse, der Werthlosigkeit ihrer eigenen Person, in Allem, nur nicht in ihm selbst, suchte; daß sie das Bedürfniß fühlte, ihn noch lieben zu können, selbst wenn er auf ewig für sie verloren war. Seine starre Natur vermochte sich in Zinka's weiches, beständig fluctuirendes Gemüthsleben nicht zu finden.

Sie antwortete ihm auf die abfälligen und verächtlichen Worte, die er bei jeder Gelegenheit über Sempaly äußerte, nie, sondern hörte ganz still zu, und sah mit ihren scheuen, erschreckten Augen und bleichen Wangen aus, wie eine sterbende Märtyrerin, der man beweisen will, daß es keinen Gott gibt.

Das glänzende Resultat, welches Cécil durch seine gutgemeinten Ungeschicklichkeiten erreichte, war eine zeitweilige völlige Entfremdung zwischen ihm und seiner Schwester, — eine Entfremdung, welche bei ihm nur äußerlich war, bei ihr jedoch tiefer ging.

Dies trug natürlich Alles dazu bei, Sterzl's Haß gegen Sempaly zu vergrößern.

Er mußte Sempaly täglich begegnen, beständig kam es zu kleinen Reibungen zwischen ihnen.

Sterzl machte die beißendsten Bemerkungen bezüglich irgend eines kleinen Mangels, den sich Sempaly in seinen Arbeiten zu Schulden kommen ließ; er

Digitized by Google

spottete schneidend über die Unwissenheit eines jungen Verwandten Sempaly's, der unlängst der Botschaft attachirt worden war. „Freilich," schloß er dann seinen Ausfall, „freilich hält man bei uns in Oesterreich noch weit mehr darauf, daß ein Attaché aus guter Familie ist, als daß er orthographisch schreiben kann!"

Selbst zu solchen plumpen Tactlosigkeiten ließ er sich jetzt hinreißen.

Ohne je seinen Gleichmuth zu verlieren, blinzelte Sempaly zu einer solchen Bemerkung lächelnd vor sich hin und antwortete etwa mit seiner singenden Stimme: „Du hast Recht; merkwürdig, was man bei uns noch für Vorurtheile hegt. — Hm! Wir sollten uns doch an dem französischen Corps diplomatique ein Beispiel nehmen; meinst Du nicht?"

Tags vorher hatte nämlich schon wieder der „Figaro" einen sarkastischen Artikel gebracht über die neueste Revue eines plebejischen Repräsentanten der Republik an irgend einem Hofe.

Nun, Sempaly hätte gewiß etwas viel Hochmüthigeres sagen können; je feiner aber seine Ironie, desto sicherer steigerte sie Sterzl's Irritation. —

XI.

Die Gräfin Jatinsky verbrachte beinahe die ganze Zeit ihres römischen Aufenthalts auf ihrer Chaiselongue. Wenn man sie frug, wie ihr Rom denn eigentlich gefalle, so antwortete sie, es sei sehr ermüdend; — wenn man ihren Töchtern dieselbe Frage stellte, so versicherten diese im Gegentheil, sie seien von Rom entzückt.

Sempaly wußte ganz gut, daß dasjenige, was ihnen an Rom am besten gefiel, nichts anderes war, als ihr nichtsnutziger Vetter. Er entwickelte ihnen gegenüber auch sehr viel von seiner gewohnten Liebenswürdigkeit, tadelte und lobte abwechselnd etwas an ihrer Toilette, machte eigenhändig vortheilhafte Veränderungen an ihren Frisuren, berichtete ihnen getreulich von ihren Eroberungen und schenkte ihnen Cigaretten und kostspielige Schmuckfächelchen von Castelani.

Wenn gerade gar nichts Anderes zu thun war, so besuchte er mit ihnen, natürlich unter der würdigen Begleitung irgend einer Dame, eine Galerie oder Kirche. Polyxena hatte eine sehr charakteristische Art, das Näschen hoch in der Luft, an den großartigsten Meisterwerken vorüber zu rasen und plötzlich lachend auf die humoristisch alberne Bemerkung eines Touristen aufmerksam zu machen, die sie erhorcht, oder auf ein barockes Toilettendetail, das sie erspäht hatte. Nini nahm die Kunst ernster, besah sich Alles genau nach dem Katalog, und schrieb sogar ein Reise-Tagebuch. Polyxena galt gewöhnlich für die Schönere und Geistreichere der beiden Schwestern. Sempaly gab sich anscheinend am meisten mit ihr ab, doch zog er Nini entschieden vor. Die Zeit, welche er seinen Cousinen nicht widmen konnte, brachte er fast ausschließlich im Jagdclub zu, wo er Unsummen verspielte. Dabei sah er schlecht aus und klagte über Anwandlungen vom römischen Fieber. — —

Was sagte die Welt zu seinem Benehmen? Die phlegmatische italienische Gesellschaft kümmerte sich gar nicht darum, Mesdames Ferguson und de Gandry lachten darüber, Siegburg verurtheilte es als abscheulich und Ilsenbergh zum Mindesten als tactlos. Er hätte sich versetzen lassen sollen, hieß es allgemein.

Digitized by Google

Die Fürstin Vulpini hatte mit dem Maler-General lange, mitleidige Conferenzen, machte sich bittre Vorwürfe, die Tragweite der ganzen Sachlage nicht früher erfaßt, ja Sempaly's so auffallende Aufmerksamkeiten für Zinka gar nicht recht beachtet zu haben, weil sie nur für Siegburg's Huldigungen in derselben Richtung Augen, und die mütterlichste Freude an der „guten Partie“ gehabt. —

Ganz außer sich über Sempaly's Herzlosigkeit gerieth Truyn. Was er um diese Zeit für Zinka war, das kann nur derjenige bemessen, dem während eines zugleich tief schmerzlichen und bitter demüthigenden Leids ein edler, zartfühlender Freund zur Seite gestanden. Er war der einzige, der ihr in jener bösen Zeit nie weh that. Er hatte die leichte Hand und die unendliche Gemüthszartheit, welche der beste Mensch nur durch schweres Herzleid gewinnt.

Jeden Nachmittag kam er mit seinem Töchterchen, um Zinka zu einem Spaziergang abzuholen, weil er wußte, daß die Corsofahrt jetzt eine Pein für sie sein mußte. Und während die Baronin, in ihrem Wagen hingegossen, mit der Fashion in der Villa Borghese und am Pincio herumfuhr, gingen die drei — manchmal machte der General den Vierten — in stillen, träumerischen Klostergärten spazieren, oder machten lange Ausfahrten in die Campagna.

Nicht ein einziges Mal kostete Truyn sie eine heimliche Thräne, und über manch peinliches Erröthen, welches irgend eine unbedachte Bemerkung ihrer Umgebung auf ihren schmalen Wangen entzündet, half er ihr hinweg.

— — — — —

An einem schwülen Frühlingsnachmittag schlenderte Truyn mit seinen beiden Töchtern, — wie er scherzend Zinka und Gabrielle zu nennen pflegte, und dem Maler-General nach längerer Wanderung durch die finstern und malerischen Gassen, welche sich um das Pantheon krümmen.

Die Umgebung war armselig und elend; über eine Gartenmauer ragte ein Maulbeerbaum, oder dem bereits der erste grüne Frühlingsduft schimmerte und in dessen Aesten eine Amsel sang. Ein paar feuerrothe Geranien glühten aus einem rostigen Fenstergitter in die braune Monotonie hinein. Ueber den Dächern wölbte sich der Himmel tief, tiefblau. Die Luft war schwül und drückend und mit einem unangenehmen Geruch von Gosse und welkem Gemüse erfüllt. Hinter einem Fenster sang eine Frauenstimme ein schwermüthig üppiges Liebeslied. Plötzlich verstummten Amsel und Sängerin, ein dumpfes Geheul und Stöhnen durchklang die vereinsamte Straße, und schwarzer Qualm verdunkelte die Luft. —

Zinka, sehr nervös, wie sie es letzterer Zeit geworden, schrak heftig zusammen. „Es ist nichts! ... nur ein Begräbniß,“ sagte Truyn und nahm den Hut ab.

Da war es auch schon — ein römisches Begräbniß, malerisch und schauerlich .. — eine lange Procession von Männern, unheimlich vermummt, nur durch zwei Augenspalten aus dem Sack, der ihren Kopf bedeckte, hervorsehend, den Leib mit einem Strick umgürtet, Fackeln, oder unheimliche, mit den Insignien des Todes geschmückte Banner in den Händen — viel barfüßiges Mönchsvolk, endlich der Sarg mit einem grell gelben Bahrtuch von vier ebenfalls vermummten, unter der Last gebückt einherschreitenden Gestalten getragen. Dazu das röthliche

Digitized by Google

Geflacker und der schwarze Qualm der Fackeln, das stöhnende Singen, das glänzende Hervorblitzen der Augen aus den verhüllten Gesichtern, ... gespenstisch und mit einer Art Moder und Weihrauchduft umweht, wie ein aus dem Grabe auferstandenes Stück Mittelalter — so zog die Schar durch das schmale Gäßchen.

Halb ohnmächtig stand Zinka neben Truyn!

Gabrielle, die nach Kinderart verhältnißmäßig wenig erschüttert war, verfolgte mit neugierigen Augen den Leichenzug, und hatte bald mit einer Frau aus dem Volke in ihrem flinken, uncorrecten Italienisch ein Gespräch angeknüpft.

„Wer wird da begraben?“ frug nach verschiedenem Andern die Kleine.

„Una donna,“ war die Antwort.

„War sie noch jung?“ frug die Kleine weiter.

„Si.“

„Und an was ist sie gestorben, am Fieber?“

„Nein,“ die Römerin zuckte die Achseln, dann sagte sie in der melodisch gedehnten Art des römischen Volkes: „di passione!“ —

Der Zug war vorüber, das Stöhnen verklungen — die Amsel sang wieder. —

Sie gingen weiter, Truyn voraus, die müde Zinka am Arm, hinter ihnen das muntere Kind und der General.

„Passione? ... ist das eine römische Krankheit?“ frug sie den alten Herrn mit ihrer unerschöpflichen Wißbegierde.

„Nein, sie kömmt so ziemlich überall vor,“ erwiderte der General trocken.

„Aber nur unter armen Leuten, nicht wahr?“ meinte Gabrielle.

„Nein, sie taucht auch in guten Kreisen auf, nur nennt man sie da nicht beim Namen,“ sagte er mit unbedachter Bitterkeit mehr zu sich, als zu dem Kind.

„Ist es denn eine Schande, daran zu sterben?“ frug sie und riß die Augen weit auf.

Plötzlich merkte der alte General, daß Zinka zuhörte. Bei der thörichten Kinderfrage senkte sie den Kopf.

Ihm hätte bei solchem Anlaß die Verlegenheit vollständig den Verstand gelähmt, er hätte dem armen gedemüthigten Mädchen nichts zu sagen gewußt. Mit Truyn war es anders. Er beugte sich zu ihr und flüsterte ein paar Worte. Was er sprach, konnte der General nicht verstehen, doch muß es gewiß etwas sehr Liebes und Gutes gewesen sein. — Etwas, das ihr ohne sich auf das Vorangegangene zu beziehen, bewies, wie sehr er sie schätzte und achtete; denn sie antwortete ihm darauf ziemlich unbefangen. Dann plauderte er noch dies und jenes, erzählte ihr Erinnerungen aus seiner Jugend, kleine gemüthliche charakteristische Züge seiner Eltern, und derlei Dinge, die einer kranken Seele genießbar sind und als sie an dem Thor des Palazetto von ihm Abschied nahm, lächelte sie. „Daß er einen genialen Kopf hätte, will ich nicht behaupten, aber er hat ein geniales Herz!“ sprach der General in sich hinein.

— — — — —

Ein paar Mal ritt Truyn mit ihr in die Campagna. Das machte ihr anfangs Vergnügen. Da begegnete ihr eines Tages Sempaly, der übermüthig mit seinen zwei bildschönen Cousinen über die mit Anemonen besäete Ebene galoppirte.

Digitized by Google

Von da an suchte sie Ausflüchte, und mied die Campagna. Als ob sie nicht beständig gewärtig hätte sein müssen, ihm und ihnen zu begegnen!

Warum blieb sie eigentlich noch in Rom? Sterzl wollte nichts von ihrer Abreise hören, weil in seinen Augen diese Abreise wie der Rückzug nach einer verlorenen Schlacht von der spottsüchtigen römischen Welt aufgefaßt worden wäre. Aus einem freilich sehr verschiedenen Grunde widersetzte sich auch die Baronin irgend einer Abkürzung des römischen Aufenthaltes. Sie hatte nämlich den Palazetto bis zum fünfzehnten Mai gemiethet. —

Ob Zinka übrigens ernstlich weg wollte?

Sie sprach oft davon, daß sie sich nach Hause sehne; jedesmal aber, wenn die Rede auf die Abreise von Rom kam, schrak sie zusammen. Sie fürchtete sich, ihm zu begegnen, und — verlangte doch danach. Und wenn sie Abends in dem Salon des Palazetto mit ein paar Bekannten — Truyn kam alle Abende, Siegburg sehr oft — beisammen saß, so merkte Truyn, wie sie fast jedesmal, wenn unten die Thüre ging, zusammenzuckte, und den Blick erwartungsvoll auf die Portière heftete.

In ihrem armen Herzen regte sich immer noch eine Art Hoffnung, eine müde, todtkranke Hoffnung, die nichts mehr war, als eine Unruhe — ein Schmerz.

(Schluß im nächsten Heft.)

Digitized by Google

Athen und Eleusis.

Von

Ernst Curtius[1]).

Ueberschreitet man die Höhen, welche Athen im Westen begrenzen, so öffnet sich, wie man den Paß hinabsteigt, ein landschaftliches Bild, dessen Eindruck Niemand vergißt, der den Weg einmal gemacht hat. Es ist eine weite Fruchtebene, im Süden die steile Wand des Kithäron, im Westen die zackigen Hörner von Megara, südwärts das Meer, durch die steilen Felsufer von Salamis ringförmig eingefaßt. Das blaue Meer liegt wie ein Bergsee zu unsern Füßen, und wenn Athen mit der unruhigen Mannigfaltigkeit seiner Höhengruppen, seinen in das Weite führenden Seestraßen hinter uns versunken ist, haben wir hier eine in sich abgeschlossene Küstenebene vor uns, eine Landschaft von großartiger Einfachheit und feierlicher Ruhe ohne sichtbare Verbindung mit der Außenwelt.

In Attika hat jeder Hügel, jedes Thal seine Sage und Geschichte, die Ebene von Eleusis in hervorragender Weise, und da gerade jetzt unter allgemeiner Spannung aller Freunde des Alterthums auch hier die vorzeitlichen Denkmäler wieder an das Licht treten, sei es uns vergönnt, in dieser festlichen Stunde von Athen und Eleusis zu reden.

Eleusis ist der einzige Theil des attischen Landes, der nie ganz in Athen aufgegangen ist, und diese Selbständigkeit beruht auf einer inhaltreichen Sondergeschichte. Welche Bewegungen, fragen wir, haben denn die stille Bucht in das geschichtliche Leben hereingezogen?

Von der See kamen thrakische Stämme, die den Dienst des Poseidon mitbrachten, zu Lande peloponnesische Einwanderer, Ueberreste der ältesten Landesbevölkerung, deren Wohnsitze von den Doriern besetzt wurden. Die Masse fügte sich den Ordnungen und den Gottesdiensten der Eroberer; die edlen Geschlechter suchten sich von Messenien aus eine neue Heimath und brachten den Dienst der Erdmutter Demeter, den sie mit dem von Kreta her weit verzweigten Pelasgervolk theilten, nach dem attischen Ufer. Heimathlos, kummervoll, wie eine dienstsuchende Magd tritt sie hier auf, aber sie offenbart ihre segenspendende Macht, sie wird die herrschende Göttin; von ihrer Ankunft erhält das Land den heiligen Namen „Eleusis“ und die Herolde, welche den Advent der großen Göttin ver-

[1]) Rede zum Geburtstage Sr. Maj. des Kaisers in der Aula der Kgl. Friedrich-Wilhelm-Universität gehalten.

Digitized by Google

künden, werden aus dem Geschlechte des Eumolpos gewählt, zum Zeichen, daß die neuen Ansiedler mit dem thrakischen Stamm sich verschmolzen haben.

Die beiden Nachbarebenen traten nun mit ihren besonderen Gottesdiensten ebenbürtig einander gegenüber; nirgends zeigt sich ein zäherer Widerstand gegen die Einigung der attischen Landschaft unter den Burgherren von Athen, und erst nach blutiger Fehde kommt es zu einem dauerhaften Frieden, nicht durch willenlose Unterwerfung des schwächern Nachbarn, sondern durch Vereinbarung und Vertrag. Der Oelbaum der Athena wird als Wahrzeichen und Mittelpunkt des ganzen Landes auch von Eleusis anerkannt; aber es bleibt von allen attischen Gauorten neben Athen die einzige Stadt und wahrt sich die selbständige Verwaltung seiner Gottesdienste. Diese behalten aber aus der Zeit der Unterdrückung den Charakter des Heimlichen und Abgeschlossenen in der Form von Mysterien, an denen nur diejenigen Theil nehmen dürfen, welche in die engere Gemeinde feierlich aufgenommen und eingeweiht sind.

Diese Verschwisterung der zwei Ebenen, welche in die Zeit der Könige hinaufreicht, ist eine der wichtigsten Thatsachen attischer Culturgeschichte. Das Haus der eleusinischen Göttin wurde als das Mutterhaus anerkannt, von dem der ganze Segen des Ackerbaus ausgegangen sei; ein Filial von Eleusis, das Eleusinion, wurde hart unter den Felsen der Akropolis angelegt. Eine heilige Bahn, von Stadt zu Stadt gezogen, war das Band der Einheit und die feierlichsten Processionen verschmolzen sie zu einem unlösbaren Ganzen. Die Behörden Athens übernahmen die Bürgschaft, daß Jahr aus Jahr ein zum Heile des Staats die eleusinischen Feste in voller Ordnung ausgeführt werden, und neben der Burggöttin sind nun die „zwei Gottheiten", wie sie genannt wurden, d. h. Demeter und Kora, die ehrwürdigsten und zugleich vertrautesten Gestalten des attischen Volksglaubens.

Vor ihrem Angesichte in der heiligen Bucht wurde die Schlacht von Salamis geschlagen und am Vorabende glaubte man in der menschenleeren Landschaft den Staubwirbel des eleusinischen Festes zu sehen und die Musik der Fackelzüge zu vernehmen, wodurch die Gottheiten von Eleusis sich an dem nationalen Kampfe wunderbar bethätigten.

Darum erhob sich auch aus dem Perserbrande ein neues Eleusis in glänzender Gestalt, und die ersten Baumeister des Perikles fanden hier Aufgaben von ganz besonderem Interesse. Denn es galt hier nicht für das Bild einer Gottheit das würdigste Obdach herzustellen, oder allgemeinen Staats- und Reichsfesten einen prachtvollen Schauplatz zu bereiten, sondern für die Festgenossenschaft der Eingeweihten einen Versammlungsraum herzurichten, ein eigentliches Gemeindehaus, monumental und groß, aber heimlich und geschlossen, einen überdeckten, von oben erhellten, zu andächtigem Schauen und Hören wohl eingerichteten Bau.

Man konnte sich kein Athen ohne Eleusis denken und die Wanderfeste herüber und hinüber gehörten zu den wesentlichen Lebensbedürfnissen der Athener. Darum konnte Alkibiades auf der Höhe seines Feldherrnglücks nichts Glänzenderes ausführen, als daß er die durch den dekeleischen Krieg unterbrochenen Festzüge nach Eleusis erneuerte.

So innig aber auch diese Verschmelzung war, die Beziehungen zur alten

Digitized by Google

Heimath der pelasgischen Demeter waren nicht erloschen. Als daher die Messenier gegen Sparta im Aufstande waren, kamen die Eleusinier ihnen gegen dieselben Dorier, vor denen ihre Väter geflüchtet waren, mit Kriegsvolk zu Hilfe, und als Epaminondas die Spartaner in ihre Landgrenzen zurückwies, wurden an den Waldbergen um Ithome, wo die Muttergemeinde von Eleusis vor Menschengedenken gesessen hatte, die dort erloschenen und längst verschollenen Gottesdienste nach eleusinischem Muster durch einen Athener von Neuem eingerichtet.

So hat sich das, was für die Geschichte attischer Bildung so charakteristisch ist, daß nämlich die verschiedensten, aus den Umlanden zugetragenen Keime geistigen Lebens in Attika eine besonders glückliche, fruchtbringende und mustergültige Entwicklung gewonnen haben, an den eleusinischen Diensten in hervorragender Weise bewährt.

Jeder Aufschwung des städtischen Wohlstandes ist Eleusis zu Gute gekommen. Davon zeugen die Bauten der lykurgischen Finanzverwaltung, denen die Prachtbauten römischer Philhellenen folgten. Denn was Rom an Athen fesselte, war nicht am wenigsten Eleusis. Während nämlich die eigentlichen Staatsgötter mit den Staaten, die unter ihrem Schutze gestanden, an Ansehen verloren hatten, waren alle Geheimdienste in steigender Geltung, und wer für sein Seelenheil etwas Besonderes thun wollte, suchte vor Allem die Weihen von Eleusis zu erlangen. Durch Eleusis wurde Attika ein heiliger Boden, das Ziel andächtiger Pilgerfahrten von den Enden der Erde. Eleusis ragte unter den Trümmern der alten Welt als letztes Bollwerk des Heidenthums hervor. Als solches wurde es von den christlichen Missionaren ausgekundschaftet, von den fanatisirten Gothenscharen berannt, und der letzte Heldenkampf um den Glauben der Väter galt den Zinnen von Eleusis.

Soweit der äußere Ueberblick einer mehr als tausendjährigen Geschichte, in welche nun neues Licht zu fallen beginnt. In diesen Jahren hat sich der geheimnißvolle Boden geöffnet; die Steinsitze im Innern des heiligen Versammlungshauses liegen wieder frei, auf denen einst an den innern Wänden entlang die andächtige Menge den Wunderzeichen zuschaute und den Hymnen lauschte. In zahlreichen Bruchstücken kommen die Baurechnungen zu Tage, aus denen eine Reihe bekannter Namen der demosthenischen Zeit uns vertraut entgegentritt; und während wir sonst über Alles, was Eleusis betrifft, auf die allgemeinsten und unklarsten Andeutungen angewiesen waren, blicken wir jetzt in den ganzen Hausrath des Mysterientempels hinein und erfahren mit einer Genauigkeit, welche die peinlichsten Mitglieder einer Oberrechenkammer befriedigen würde, was ein Nagel am Neubau gekostet hat. Einer der merkwürdigsten Rechnungsposten ist aber der Betrag, welcher für die Einweihung von fünf Handwerkern gezahlt werden mußte, damit sie befugt waren, innerhalb des heiligen Hauses zu arbeiten.

Was die inneren Verhältnisse der Eleusinier betrifft, so erkennen wir jetzt auch das Wesen der Autonomie, die ihnen auf Grund der Verträge eingeräumt war. Wir sehen einen staatlichen Organismus innerhalb des andern, einen geistlichen in den weltlichen eingeordnet, und während dieser sich rasch und ununterbrochen fortentwickelte, ist jener wie versteinert stehen geblieben, ein Document der Vorzeit, das uns von gesellschaftlichen Zuständen eine Anschauung

Digitized by Google

gibt, die vor Ausbildung demokratischer Gemeindeordnungen in Griechenland allgemein waren. Die Staatsleitung, mit priesterlichen Würden verbunden, ist ein erblicher Familienbesitz. Die Geschlechtsgenossen bilden einen heiligen Rath, dem die Verwaltung der Tempelkasse und der Tempeldomänen zusteht. Aus zwei Geschlechtern, dem der Herolde und der Eumolpiden, werden die Aemter besetzt. Aeußerlich werden moderne Formen allerlei Art von der Nachbarstadt herübergenommen. Wie von der Bürgerschaft Athens, so werden hier von den zwei Geschlechtern Ehrendecrete erlassen und im Theater verkündet. Das kleine Staatswesen steht unter der Oberhoheit des weltlichen Staats, die geistlichen Würdenträger sind Bürger wie alle anderen und dem Gemeinwesen im Krieg und Frieden zu Dienst verpflichtet.

Und doch war der Priesterstaat keine wesenlose Form, keine Mumie ohne alles Leben. Eleusis hatte seine Bedeutung als Sitz väterlicher Tradition und ehrwürdiger Erinnerungen. Der rastlosen Neuerungssucht Athens gegenüber erhielt sich hier das uralt Gegebene, das ungeschriebene Herkommen.

Das hohe Ansehen des Heiligthums ging auf seine Vertreter über und gab ihnen gelegentlich eine maßgebende Bedeutung noch für das öffentliche Leben. So vermochte der heilige Herold Kleokritos durch seine Person die zu blutigem Kampf einander gegenüberstehenden Bürgerparteien auf Munychia zu versöhnen, und ein eleusinischer Priester war es, der allein sich weigerte, den vom Volksjubel umschwärmten Alkibiades aus dem Bannfluche zu lösen. Man begreift nun auch, wie die dreißig Tyrannen auf den Gedanken kamen, nach Verlust von Athen Eleusis zu einer Burg der Reaction zu machen.

Die Priesterschaft hatte auch eine gewisse nationale Bedeutung; denn sie stand mit Delphi und anderen geistlichen Instituten in Zusammenhang. Sie hielt alle Barbaren von der Schwelle des Heiligthums fern und von den Volksgenossen diejenigen, welche durch Abfall von väterlicher Ueberlieferung anstößig waren. Sie übten also eine Art Censur und hatten eine Macht über die Gewissen. Sie theilten auch Götterssprüche mit, wie uns die Inschriften lehren.

Der Hierophant, dessen die Gemeinde nur beim Fackelglanze nächtlicher Feier ansichtig wurde, war der Sphäre des bürgerlichen Lebens am meisten entrückt. Er war in dem Grade gottesdienstliche Person, daß er bei Antritt des Amts seinen bürgerlichen Namen verlor. Die Meereswelle, heißt es, spülte ihn weg. Das Bad war also ein sacramentaler Act, aus dem der zum Tempeldienst Berufene wie ein neuer Mensch hervorging; das Erste war vergessen.

Auch die Aufnahme in die Gemeinde der Eingeweihten war eine Art Neugeburt. Wir haben eine Reihe amtlicher Protokolle mit Angabe der Personen, welche bei der Feier als Zeugen anwesend waren.

Wir lernen auch jetzt erst die stille Vielgeschäftigkeit von Eleusis kennen. Man hatte für den auswärtigen Dienst ein besonderes Personal, und nachdem Athen seine Selbständigkeit verloren hatte, können wir voraussetzen, daß die heilige Stadt mehr als früher ihre eigenen Interessen in weitverzweigten Verbindungen verfolgte. Es werden Beamte geehrt, welche Missionen der schwierigsten Art ausgeführt haben; selbst nach Britannien entsendete Botschafter werden erwähnt.

Digitized by Google

Was aber dem Gemüthe des Einzelnen Eleusis gegeben habe, auch davon zeugen die Denksteine, die aus dem Schutt hervorgehen, die Grabschriften voll Dank und trostreicher Zuversicht:

Herrlich ist, was wir von den Seligen haben, der Tod sei
Uns kein Uebel, es sei Sterben dem Menschen Gewinn.

Gott hat dem Menschen die Ewigkeit in das Herz gelegt und keinem Volk der Erde ist die Zukunft der Menschenseele etwas Gleichgültiges gewesen, am wenigsten einem geistig so aufgeweckten und so lebendig empfindenden Volke, wie die Griechen waren.

Diese Gedanken erfüllten sie, da sie in patriarchalischen Zuständen als ackerbauende Pelasger den Boden von Hellas urbar machten, und das Samenkorn, das in der Tiefe modert, um neu zu keimen, wurde ihnen das heilige Symbol für die des Leibes Verwesung überdauernde, einem neuen Leben entgegenreifende Menschenseele.

Unter dem seßhaften Bauernvolke traten jüngere Stämme, wandernde, abenteuernde Krieger- und Seefahrerstämme vor. Die bewegte Gegenwart forderte den ganzen Menschen, das Jenseitige erblaßte, das Leben ist das höchste Gut. „Lieber ein Knecht sein auf Erden als ein König im Schattenreich!“

War es nun nicht eine denkwürdige Fügung, daß gerade in Attika, wo das geschichtliche Leben am vollsten pulsirte, die altpelasgische Religion eine Stätte fand, wo sie sich neu entfaltete, neben der lärmenden Weltstadt das stille Seitenthal mit seinen heiligen Weihen?

Das war keine Spaltung, kein Gegensatz wie zwischen Secten, davon eine die andere verketzert, sondern eine wohlthuende Ergänzung, dem Bedürfniß derer entgegenkommend, die in der mehr und mehr verweltlichten Staatsreligion sich unbefriedigt fühlten. Anstatt des äußerlichen Dienstes handelte es sich hier um Erbauung des Gemüths, um trostreiche Beruhigung, um etwas Selbsterlebtes. Eleusis war eine Schule der Frömmigkeit, wie kein Staatscultus es sein konnte, und der wohlthuende Eindruck einer vor der Welt verschlossenen Gemeinschaft erquickte die heilsbedürftigen Gemüther.

Es war aber nicht nur ein stiller Rückzugsort für die, welche an dem hochgespannten Leben der Hauptstadt nicht theilnehmen wollten oder konnten, sondern selbst ein Quellort geistigen Lebens, wo die genialsten Dichter der Nation Erhebung und Begeisterung fanden. Auch die Muse des Lustspiels wird zu erhabenem Schwung fortgerissen, wenn sie die Nachtfeier in Eleusis schildert, und der Eleusinier Aischylos hat nicht nur die priesterlichen Prachtgewänder, die er als Knabe angestaunt, für seine Bühne verwendet, sondern in vollem Verständniß seiner Poesie hat ihm Aristophanes beim Beginn eines dramatischen Wettkampfes das Gebet in den Mund gelegt:

Göttin Demeter, die du meinen Geist genährt,
Gib, daß ich deiner heiligen Weihen würdig sei.

Pindar wie Sophokles preisen den unschätzbaren Segen der Eleusinier, und wie bei den Dichtern überall ein höherer Ton anklingt, wenn von ihnen die Rede ist, so ist es auch in der bildenden Kunst, namentlich in der Malerei; denn zu plastischer Gestaltung war der Mysterienglaube weniger geeignet, da es hier auf Ausdruck von Stimmung und tiefsinnigen Gedanken ankam.

Digitized by Google

So malte Polygnotos zwischen lauter wesenlosen Schattenbildern zwei Eingeweihte in voller Persönlichkeit froh und lebensgewiß über den Acheron fahrend. Der Demeterkreis war bilderärmer als der der anderen Olympier, es haben aber die Darstellungen etwas Innerliches, was unser Gemüth anspricht, und über manche Abschiedsscene der Tochter und über ihre Wiederkehr, wie sie leuchtend aus der Tiefe emporsteigt, ist eine religiöse Stimmung ausgebreitet, welche von dem Geist hellenischer Plastik und polytheistischer Mythendarstellung sehr verschieden ist.

Wächst nicht unsere Bewunderung vor dem, was das Ländchen Attika an geschichtlichem Leben hervorgebracht hat, wenn wir die Zwillingsstädte in ihrem gegenseitigen Verhältniß zu einander betrachten, wenn dicht neben Athen ein zweiter Brennpunkt der höchsten geistigen Interessen vorhanden war, ein Gemeinwesen, aus vorzeitlichem Stamm so urkräftig erwachsen, daß er durch alle Strömungen der Zeit ein Jahrtausend hindurch sich treu blieb. Bei allen Verkehrtheiten, die anklebten, doch eine geistige Macht ohne Gleichen, von den Ersten des Volks wie von der Menge anerkannt und von allen geistlichen Instituten Griechenlands das dauerhafteste.

Eleusis war eine Welt für sich, von den wechselvollen Ereignissen der attischen Geschichte unberührt.

Um so merkwürdiger ist, daß es, wie neuere Entdeckungen gelehrt haben, einmal sehr energisch in die Politik des Tags hereingezogen ist, und zwar in der Zeit, wo jeder neu auftauchende Zug attischer Geschichte uns besonders willkommen ist, in den Tagen perikleischer Staatsverwaltung.

Ihr Programm war es, Athen so auszustatten, daß es von allen gebildeten Hellenen als geistige Hauptstadt anerkannt werde. Dazu sollte auch Eleusis mitwirken.

Um diesem Vorhaben ein nationales Gepräge zu geben, mußte von Delphi die Anregung ausgehen.

Ein delphisches Orakel kommt nach Athen. Es mahnt daran, daß alte Verpflichtungen gegen Eleusis, das Mutterheiligthum, von wo Triptolemos die Segnungen des Landbaues verbreitet habe, in Versäumniß gerathen seien.

Die älteste Form der Huldigung war die Abgabe des Kornzehnten, durch den bei jeder Ernte von Neuem anerkannt wurde, von wem der Segen stamme. Rath und Bürgerschaft beschließen also auf Grund der delphischen Mahnung die Erneuerung des alten Herkommens, und zwar in der mildesten Form; denn die Abgabe sollte nichts als ein symbolischer Ausdruck frommer Dankbarkeit und religiöser Zusammengehörigkeit sein, also von je hundert Scheffeln Gerste nur ein Sechstelscheffel, vom Weizen ein Zwölftel. Diese Abgabe soll in den Gauen von Attika durch die Ortsvorsteher erhoben, aus den Bundesstädten eingesandt werden; innerhalb fünf Tagen muß bei Strafe von 1000 Drachmen den Ueberbringern der Zehnte abgenommen werden. Endlich werden alle Hellenen aufgefordert, sich freiwillig an dieser Huldigung für Demeter zu betheiligen.

Ferner wird angeordnet, daß in Eleusis Kornmagazine angelegt werden sollen und daß der Ertrag des Zehnten eine zwiefache Verwendung finde, erstens zu Opfern und zweitens zur Herstellung von Weihgeschenken im Eleusinion von

Digitized by Google

Athen. Die Aufträge dazu sollen von der Bürgerschaft von Athen im Einverständniß mit dem heiligen Rath von Eleusis erfolgen und jedes der Standbilder die Unterschrift tragen: „Die Hellenen weihen dies als Fruchtzehnten der Göttin."

Werde dies Alles — so schließt das Decret — ordnungsmäßig ausgeführt, so werde reicher Segen auf den Feldern der Athener ruhen.

Ein Zusatzparagraph, von dem berühmten Lampon beantragt und von der Bürgerschaft angenommen, ordnet die Herstellung von Steinurkunden an, davon eine glücklich in unsere Hände gelangt ist, die Einfügung eines Schaltmonats für die Einbringung des ersten Zehnten, ferner die scharfe Umgrenzung des Eleusinion und seiner Umgebung; endlich wird eine Novelle in Betreff eines Olivenzehnten in Aussicht gestellt.

Wir sind noch nicht im Stande, die merkwürdige Urkunde nach allen Seiten und in allen Einzelnheiten sicher zu beurtheilen; es ist ein Actenstück, welches uns in die inhaltreichste Zeit attischer Geschichte einen neuen Einblick öffnet, aber auch neue Räthsel aufgibt.

Als Volksführer in die Höhe gekommen, hatte Perikles mit Mitteln demagogischer Politik die conservative Partei, die ihm entgegenstand, gesprengt. Er konnte jetzt, was er wollte; kein Zweiter stand neben ihm.

Jetzt lenkt er ein (so glaube ich den Zusammenhang der Thatsachen auffassen zu dürfen) und beginnt ein neues Programm zu verwirklichen. Durch die Theuerung des Jahres 445/4 veranlaßt, erläßt er bei Gelegenheit einer ägyptischen Kornspende das berühmte Bürgergesetz, um die übervölkerte Stadt von einer Masse halbbürtiger Einwohner zu befreien; der Kern der alten Familien soll wieder lauterer hervortreten. Vielleicht benutzte er dieselbe Theuerung, um auf den vernachlässigten Dienst der Demeter hinzuweisen, der Vertreterin aller Religiosität. Delphi und die Priesterschaft von Eleusis mußten ihm helfen. Perikles gehörte ja selbst dem alten Geschlechte der Buzygen an, dessen Stammherr zuerst den Pflug bespannt haben sollte. Seiner aristokratischen Familientradition entsprach es durchaus, ehrwürdige Gebräuche der Vorzeit zu erneuern; für seine politischen Ziele aber war ihm jedes Mittel willkommen, das in wirksamer Weise dazu diente, das Ländchen Attika mit Euboia, den Inseln und den jenseitigen Küsten innig zu verschmelzen. Der Demeterdienst war ein neutraler Boden, weil er kein eigentlicher Staatscultus war; er war überall volksthümlich, in Attika aus peloponnesischem Keim erwachsen. Hier hoffte man über den Kreis der Bündner hinaus Sympathie zu gewinnen und die spröden Stammgegensätze zu mildern. Hatte man doch damals unter Leitung desselben Lampon, der zu dem Volksbeschlusse das Amendement gestellt hat, in Unteritalien eine Stadt gegründet, wo unter dem Banner von Athen die verschiedensten Stämme des griechischen Volks sich zu einer Bürgergemeinde harmonisch einigen sollten.

Mit diesen Bestrebungen steht auch unser Volksbeschluß in unverkennbarem Zusammenhange. Hebung der Stadt Athen als einer Mutterstadt des Kornbaues, der Grundlage aller höheren Gesittung, Verschmelzung des attischen Küstenreichs zu einem in religiöser Form geweihten Ganzen und Heranziehung der anderen Hellenen zu einer friedlichen, in würdigen Kunstwerken sich bezeugenden Gemein-

Digitized by Google

schaft. — Das waren die Gesichtspunkte des großen Staatsmannes; dazu sollte auch die Macht verwerthet werden, welche Athen durch Eleusis über die Gemüther der Menschen hatte. Der eleusinische Stein ist eine der wichtigsten Urkunden zur Kenntniß perikleischer Reichspolitik und den von Athen ausgehenden panhellenischen Bestrebungen um die Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr.

Was werden wir noch aus dem Boden der heiligen Stadt empfangen? Wir harren mit gespannter Erwartung. Denn — darf ich es nicht sagen? — Alles was aus Athen kommt, das sind keine trockenen Blätter für das Herbarium des Gelehrten, sondern frische Zweige und Blüthen, die uns Alle erfreuen, Zeugnisse eines vielseitig angeregten geistigen Lebens voll hoher, idealer Ziele. Es berührt uns Alles menschlich so nahe wie eine Kunde aus der eigenen Heimath.

Darum schien mir auch das, was schon jetzt aus dem sich entschleiernden Eleusis zu Tage getreten ist, nicht unwürdig zu sein, um an dem heutigen Tage davon zu reden.

Denn dies ist der Tag, an dem wir die Garben aus unsern Feldern tragen, um sie am Throne niederzulegen, wie einen Zehnten unserer Ernte, auch für uns ein Symbol heiliger Verpflichtung; zum Zeugniß, daß wir auch in diesem Jahre nicht vergeblich gearbeitet haben; zum Ausdruck unseres Dankes, daß wir unter der gottgesegneten Herrschaft unseres Kaisers, von seiner milden Fürsorge getragen, mit voller Freude unseres hohen Berufs warten konnten, die menschliche Erkenntniß nach allen Seiten zu fördern und die deutsche Jugend heranzubilden in der Liebe zur Wahrheit, in selbstverleugnender Arbeitsamkeit und in der Treue zu Kaiser und Reich. Je deutlicher wir erkennen, welche Mittel der unerschöpfliche Geist eines Perikles aufbot, um die Stämme seines Volks friedlich zu einigen, ohne sein Ziel zu erreichen — um so tiefer empfinden wir, was uns geworden ist, um so fester ist Jeder von uns entschlossen, an seiner Stelle Alles zu thun, um das, was mit Gottes Hilfe errungen ist, in Kraft und Ehren zu erhalten.

Die Gründung des Reichs ist auch eine Epoche der Wissenschaft. Zu keiner Zeit sind so viel Quellen geschichtlicher Kunde eröffnet, die unsern Blick erweitern und unsere Kenntniß der menschlichen Dinge bereichern, wie unter der Regierung unseres Kaisers, und Keiner empfindet es dankbarer als er selbst, daß sein Name nicht bloß als der eines sieghaften Kriegsherrn in die Bücher der Geschichte eingezeichnet ist, sondern auch als der eines echten Friedensfürsten, unter dem die deutsche Wissenschaft mit dem Muth und der Zuversicht, welche der Besitz eines neu gewonnenen Vaterlandes einflößt, in der Geschichte des Geistes wie in Erkenntniß der Naturgesetze rastlos und erfolgreich nach allen Richtungen fortschreitet. Darum steht auch der Rückblick auf das ferne Alterthum in unmittelbarem Zusammenhange mit dem, was uns heute bewegt; er stimmt zu dem Accord, der heute durch die Herzen aller Deutschen klingt. Es ist der volle Dank für alle Segnungen, welche Kaiser Wilhelm's Regierung uns gebracht hat; die freudige Huldigung, die wir dem Vater des Vaterlandes darbringen.

Digitized by Google

Alessandro Manzoni.

Von

L. von Sarburg.

Als Alessandro Manzoni am 22. Mai 1873, acht und achtzig Jahre alt, aus diesem Leben schied, erfuhr der größte Theil der Mitwelt mit einiger Verwunderung, daß der Verfasser der „Promessi sposi“ noch ihr Zeitgenosse gewesen. Manzoni war, lange ehe er starb, für diese Welt schon ein Todter. Dem politischen Leben fremd, Geschäften jeglicher Art abhold, hat er in einem Maße, wie dies wenige Männer von Genie über sich gewinnen, zu den wechselvollen Ereignissen seines Jahrhunderts sich — fast ein Jahrhundert lang — nur als stiller Zuschauer verhalten. Die bedeutendsten Erzeugnisse seines Geistes fallen in die erste Hälfte seines Lebens, während sein höheres Alter in literarischer Beziehung äußerst geringe Fruchtbarkeit an den Tag legte: so kam es, daß des Dichters eignes Volk, während es seine Werke fort und fort mit Entzücken las, seiner Person beinahe vergessen hatte. Es hat seither nicht an Studien über sein Leben und seine Dichtungen gefehlt[1]): aber erst vor Jahresfrist ist eine belang- und umfangreichere Biographie des Dichters hervorgetreten[2]); wir verdanken sie einem seiner ältesten und innigsten Freunde, dem durch seine zahlreichen, historischen, literargeschichtlichen und auch belletristischen Schriften weithin bekannten Director des königlichen Staatsarchivs zu Mailand, Herrn Cesare Cantù, von dem einmal, vor vielen Jahren oder Jahrzehnten, der Graf Montalembert gesagt hatte, daß er ein Mann nach seinem Herzen — ein Ausspruch, der deshalb erwähnt sei, weil er mit einem Wort den Standpunkt

[1]) So Giulio Carcano, Vita dell' autore, vor der Volksausgabe der „Promessi sposi“, 15. ed. Milano 1883. — Felice Venosta, Alessandro Manzoni, Cenni sulla sua vita e sulle sue opere. — Carlo Morbio, Al. Manzoni ed i suoi autografi, ricordi personali, notizie e studi. Firenze 1874. — De Gubernatis, Al. Manzoni, studio biografico. Firenze 1879. — Ant. Stoppani, I primi anni di Al. M. p. A. — Vismara, Bibliografia Manzoniana. — Vgl. noch Didier in „Revue des deux Mondes“ 1834. — Sauer, Al. Manzoni, eine Studie. Mailand 1873.

[2]) Cesare Cantù, Al. Manzoni. Reminiscenze, Mil. 1882. 2 voll. Die Reminiscenze erschienen zuerst in der trefflichen Florentiner Zeitschrift „Rassegna nazionale“ 1882.

Digitized by Google

bezeichnet, von welchem aus Cantù's „Reminiscenze“ geschrieben sind. Daß letztere hauptsächlich aus den persönlichen Erinnerungen des Verfassers schöpfen, versteht sich bei einem Manne von selbst, der ein halbes Jahrhundert hindurch in fast täglichem, freundschaftlichem Verkehr mit dem großen Todten zusammengelebt und auch dessen Anschauungen und Neigungen mit denjenigen seines „Heros“, wie er ihn selbst nennt, so vollkommen übereinstimmten. Außer Cantù's „Erinnerungen“ kommen jetzt für die Beurtheilung Manzoni's auch des letzteren „Briefe“ in Betracht, von denen zur Stunde 465 veröffentlicht sind, welche genau siebenzig Jahre (1803—1873) umspannen [1]).

I.

Von seiner Mutter Seite entstammte Manzoni einer alten und durch eines ihrer Mitglieder, den Großvater des Dichters, Cesare Beccaria, in der Rechtswissenschaft berühmten Familie. Der Verfasser des Buches „Dei Delitti e delle Pene“, der erste unter den modernen Juristen, welcher, soviel uns bekannt ist, die Abschaffung der Todesstrafe befürwortete, war der Erbe eines Geschlechtes, das einstmals das Dominium von Pavia und der „Dreizehn Hügel“ jenseits des Tessin besessen hatte. Am 22. Februar 1761 heirathete er Donna Teresa, Tochter eines höheren Officiers sicilisch-spanischer Abkunft, welche ihm eine für damalige Zeiten nicht unbeträchtliche Mitgift brachte und, als sie 1774, am 29. Januar starb, ihrem Gatten zwei Töchter, Donna Giulia und Donna Maria hinterließ. Erstere heirathete am 12. September Don Pietro Manzoni, welcher, damals bereits 46 Jahre alt, einer ursprünglich in Barzio im Valsassina ansässigen Familie jenes kleinen italienischen Landadels angehörte, der, von den wechselnden politischen Geschicken der Nation wenig berührt, von den fremden Gewalthabern sich fern haltend, aber sie als nothwendige Uebel ansehend, ruhig auf seinen Gütern dahinlebte, dieselben nicht gerade mit großem Geschick und glänzendem financiellen Erfolg, aber meist mit Güte und Nachsicht für die Colonen bewirthschaftete, in Religion, Sitte und Anschauung den Landleuten nahestehend. Wer in den abgelegeneren Gegenden Italiens gereist hat, wird diesen guten und freundlichen „Padroni“ noch manchmal begegnet sein und vielleicht mehr als einmal auf ihre Gastfreundschaft sich angewiesen gesehen haben. Hat der Fremde ein Interesse an Geschichte und Alterthümern der Gegend, so ist der „Nobile“ stolz darauf, ihm die Honneurs seines Städtchens oder seines „Rione“ zu machen und den distinto forestiere bei seiner Tafel den Kindern und Kindeskindern vorzuführen, die — neugierig wie alle Südländer und froh der Abwechslung — rasch mit dem Gaste vertraut sind. Die Chronik der Capuziner von Pescarenico (wohin Manzoni später, in seinen „Verlobten“, den Fra Cristoforo versetzt), vermeldet von den Ahnen unseres Dichters, daß sie den Brüdern, wenn diese terminirten, regelmäßig einen vortrefflichen Käse als Almosen spendeten. Von

[1]) Epistolario di Alessandro Manzoni, raccolto e annotato da Giov. Sforza. 2 voll. Milano, Paolo Carrara. 1882. 1883. Ein dritter Band ist angekündigt, aber noch nicht ausgegeben, da, wie es heißt, der Briefwechsel — aus irgend einem uns unbekannten Grunde — inzwischen mit Beschlag belegt wurde.

Digitized by Google

Pietro, des Dichters Vater, war 1736 geboren; er hatte seine alte Wohnung in Lecco aufgegeben und in Mailand Domicil gewählt; hier wohnte er Via S. Damiano Nr. 20, und hier wurde am 7. März 1785 Alessandro geboren. Noch sehr jung, in seinem sechsten Jahre, ward der Knabe den Somaskern in Merate zur Erziehung anvertraut. Die Revolution und ihre Kriege vertrieben die Väter nach Lugano (1795), wohin sie ihren Zögling mitnahmen, bis derselbe in das Collegio dei Nobili in Mailand aufgenommen wurde. Den Somaskern hat Manzoni stets ein gutes Andenken bewahrt; aber in dem Collegium der Adligen scheint er sich sehr unglücklich gefühlt zu haben. Die Verpflegung der Junker muß viel zu wünschen gelassen haben, wenn Alles wahr ist, was der junge Manzoni in einem Sonnett in einem Anfall wilden Unmuths mittheilt, indem er diese Pension einen schmutzigen Stall schilt (sozzo ovil di mercenario armento), wo er nichts gelernt, als die Kunst, in vielen Worten wenig Vernünftiges zu sagen:

„l' arte onde in parole molte
poco senso si chiudo".

Manzoni hat sich später dagegen verwahrt, daß dies letztere Urtheil auch auf seine ersten Lehrer, die Somaskerpatres, ausgedehnt würde, unter denen in der That ein tüchtiger Schulmann war, der P. Soave, der sich schon damals mit dem preußischen Schulwesen bekannt gemacht und Locke und Kant gelesen hatte. Der gute Pater konnte sich freilich ereifern, wenn der kleine Alexander — sein Alessandrino — unter dem Einfluß des von Paris wehenden republikanischen Windes, „re" und „imperatore" oder „papa" mit kleinen Anfangsbuchstaben schrieb. Lächeln wir nicht über den Ehrenmann, wir Zeugen der orthographischen Kriege der Gegenwart.

Alessandro bezog die Universität in Padua, wo er indessen nicht zu den Laureati zählte, so wenig wie Christoph Columbus, der an derselben Hochschule studirt haben soll. Vielleicht war unser junger Dichter dort auch nicht übermäßig fleißig und öfter auf dem Weg nach Venedig, als seinen Studien gut that. Die schöne Lagunenstadt hatte einen besonderen Reiz für ihn, indem er sich dort frühzeitig in eine Dame verliebte, welche die Dreißig bereits erreicht hatte. In seinen reifern Jahren lachte Manzoni selbst über diese Erstlingsliebe des unreifen, kaum den Knabenschuhen Entwachsenen und erinnerte sich mit Humor der Antwort, welche ihm ward, als er, von seinen Empfindungen hingerissen, der Dame seines Herzens seine Hand anbot. „In Enerm Alter", erwiderte ihm die vernünftige Jungfrau, „soll man an die Schule und nicht an Liebeshändel denken".

Napoleon hatte mit seinen Franzosen Oberitalien soeben die Segnungen der Revolution und ihrer Aufklärung gebracht, als der junge Manzoni ins Leben, und, mit seinen ersten Versen, in die Literatur eintrat. Sie waren nicht alle werth, vergessen zu werden, diese ersten Versuche des künftigen Fürsten der italienischen Romanciers: einer derselben ist classisch und in aller Munde geblieben — jenes Motto, das er dem alten und, leider auch, dem neuen Italien gegeben hat:

pentita sempre, e non cangiata mai —
„reumüthig stets und niemals doch gebessert."

Digitized by Google

Vincenzo Monti war damals das tonangebende Haupt der italienischen Literatur; Manzoni war frühe mit ihm bekannt worden, bewunderte und vertheidigte ihn gegen schmähsüchtige Angriffe und gewann rasch des Dichters Freundschaft und Vertrauen. Es war eine hübsche Prophezeiung, welche Frau von Staël damals, von Manzoni redend, gegen Monti aussprach: „il sent votre talent, parce qu'il en a." Nicht als ob Manzoni Monti's oft brutalen Radicalismus hätte theilen mögen: aber er war dem Einflusse desselben doch längere Zeit ganz hingegeben, und dieser Einfluß war keineswegs durchweg ein übler. So wird erzählt, daß, als Monti hörte, Alessandro nehme zuweilen an den Hazardspielen in der Scala Theil, er dem jungen Freunde solche Vorwürfe machte, daß dieser nie mehr dahin zurückkehrte. War Monti Manzoni's erster literarischer Freund, so war ein anderer berühmter Name, Ugo Foscolo, der Erste, welcher seinen Namen bekannter machte, indem er in einer Anmerkung der „Sepolcri" den aufstrebenden Poeten lobte. Außer den Genannten stand ihm Pagani nahe, der in Brescia wohnte (1784—1864), und den Monti einmal „eine Perle" nannte; näher noch der Graf Giovanni Carlo Imbonati, der treue Freund von Manzoni's Mutter Giulia, der unsern Dichter auf einer Reise nach England begleitete, dann mit ihm in Paris (Petite rue verte No. 1116) zusammenwohnte und am 15. März 1805 dort plötzlich starb, nachdem er Giulia zur Universalerbin seines Vermögens eingesetzt. Die Freundin brachte den Leichnam des Todten nach Brusuglio, dem Familienbesitzthum bei Mailand, Alessandro besang den Dahingegangenen in seinen schönen „Versi in morte di Carlo Imbonati".

Der Aufenthalt in Paris, wo Manzoni mehrere Jahre mit seiner Mutter verlebte (1805—1808), machte ihn natürlich wie mit der französischen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, so mit den letzten Ausläufern dieser philosophischen Gesellschaft bekannt. Die Wittwe Helvetius', Notre-Dame d'Auteuil, wie Benjamin Franklin sie nannte, hat er freilich nicht mehr gesehen, da sie 1800 starb; aber Georges Cabanis, den sie wie ihren Sohn ansah, den berühmten Physiologen, den Verfasser der „Rapports du physique et du moral de l'homme" (1802), lernte er genau kennen, noch näher Sophia, dessen Schwägerin, die Schwester des Marschalls Grouchy (geb. 1765, gest. 1822), die Gattin des berühmten „Fanatikers des Unglaubens", Condorcets, der bereits 1794 dahingegangen war. Helvetius' Wittwe hatte Sophiens Schwester Charlotte, der Frau des Dr. Cabanis, die schöne Maisonette bei Meulan als Wohnsitz hinterlassen: das war dann der Mittelpunkt einer geistreichen und belebten Gesellschaft, deren Führerin in mehr als einer Beziehung Condorcet's Wittwe war — die Rivalin der Frau von Staël, die Freundin Fauriel's. Manzoni erinnerte sich noch, den hochbetagten Grimm, Frau von La Fayette, Frau von Houdetot, Rousseau's ehemalige Freundin (sie starb 1813) gesehen und Bernardin de St. Pierre in seiner Armuth unterstützt zu haben[1]). Keine andere

[1]) Cantù, S. 50. War diese Erinnerung genau? Der Verfasser von „Paul et Virginie" († 1814) war seit 1795 Mitglied des Instituts und von Napoleon und Joseph Bonaparte mit Pensionen bedacht.

Digitized by Google

Verbindung aber sollte ihm kostbarer und genußreicher werden als die hier in Paris angeknüpfte und bis an dessen Lebensende auf das Treulichste unterhaltene Freundschaft mit Claude Charles Fauriel (geb. 1722, gest. 1844), den Cabanis wie seinen Sohn behandelte und an welchen er, um jene Zeit, kurz vor seinem Tode, die „Lettres sur les causes premières" richtete, in welcher der ehemalige Materialist seine Rückkehr zu einer spiritualistischen Weltanschauung erklärt und die Immaterialität der Seele wie die Existenz einer göttlichen Vorsehung zugibt. Fouriel war eine anmuthige Erscheinung. Sein weiches Temperament machte ihn den Empfindungen der Freundschaft in hohem Grade zugänglich, wie es ihm auf der andern Seite die Kraft nahm, dem Liebreiz einer bedeutenden Frau sich zu entziehen; bekannt ist, daß er mit der Wittwe Condorcet's als vertrautester Freund zusammenlebte: ein Verhältniß, dessen zarter Charakter Manzoni und den Seinigen in späteren Jahren gewiß peinlich wurde, das aber in ihrem Briefwechsel stets nur mit einer wunderbaren Rücksicht und Milde berührt wird. Fauriel's und Manzoni's Seelen durchdrangen sich bis zu einem solchen Grade, daß Ste. Beuve sagen konnte: man lerne den italienischen Dichter erst durch das Medium des französischen Literarhistorikers kennen. In dem Auteuiler Kreise, welchen die Staël und Condorcet mit de Tracy und Benjamin Constant beherrschten und zu dem unsere Schlegel und Humboldt in so nahen Beziehungen standen, nahm Fauriel eine der vornehmsten Stellen ein. Als Gelehrter hat er das Verdienst, einer der Ersten gewesen zu sein, welche auf die Schätze der mittelalterlichen Volkspoesie aufmerksam machten und der heutigen romanischen Philologie den Weg bahnten. Damals, als Manzoni ihn in Paris kennen lernte, beschäftigte er sich mit einer Uebersetzung Baggesen's, welche 1810 erschien; bald sehen wir ihn, unterstützt von Manzoni und mit dessen bewunderndem Beifall belohnt, sich dem Studium der Volkslieder der modernen Griechen und demjenigen Dante's zuwenden. Neben Fauriel verkehrte Manzoni vielleicht am meisten mit Henri Gregoire, dem ehemaligen constitutionellen Bischof von Blois, dem bekannten Conventsmitglied, das einen so großen Antheil an der Revolution genommen hatte. Eine etwas wunderliche Gestalt, die aber doch viel Anziehendes und Bestechendes gehabt haben muß. Trotz seines demokratischen Radicalismus hatte er sich auch vor den Dolchen der Jakobiner geweigert, von der katholischen Religion abzufallen und den Cult der Vernunft mitzumachen; und während er in einem auch bei seinem Tode nicht ausgeglichenen Zerwürfnisse mit der kirchlichen Auctorität dahinlebte, seit dem Concordat seines Bisthums entsetzt, fuhr er fort, in seinem Hause die bischöfliche Kleidung zu tragen, ein Mann, „den ich lieben könnte, wenn er sich selbst verfluchte", meinte Victor Hugo in seinem „Telegraphe", den er freilich als conservativ gesinnter Jüngling — viele Jahre sind es her — geschrieben.

Dieser Umgang sagt, welches im Wesentlichen Manzoni's religiöse und politische Meinungen zu jener Zeit waren. In beiden Beziehungen stand er in dem großen Strome der Zeit und weit entfernt von den Ueberzeugungen seiner gläubigen Ahnen. In schmerzlichem Rückblick auf seine frühern Jahre hat das Manzoni mehr als einmal selber beklagt: nie wohl in stärkern Ausdrücken, als jenem neapolitanischen Gast gegenüber, welchem er ein Jahr vor seinem Tode

Digitized by Google

sagte: „Wissen Sie, wenn es einen Namen gibt, der keine Auctorität hat, so ist es der meine. Sie wissen vielleicht nicht, daß ich ein Ungläubiger war, und ein Verbreiter des Unglaubens; und daß ich, was das Schlimmste ist, ein Leben führte, das meiner Lehre entsprach. Und wenn mich die Vorsehung am Leben erhielt, so geschah es gewiß damit ich mich erinnern sollte, daß ich einst ein Thier und ein Bösewicht war (una bestia e un cattivo)." [1])

Wir sind, denke ich, nicht verpflichtet, das gerade sehr wörtlich zu nehmen. Jedenfalls aber bezeugt Manzoni's rein bürgerliche Ehe mit der protestantischen Henriette Blondel, der Tochter eines begüterten Genfer Bankiers, daß er damals positiven religiösen Ansichten nicht huldigte. Vorher hatte er in Genua ein zweites Mal (1801) geliebt: „in meiner frühesten Jugend," schreibt er im März 1807 an Fauriel, „hatte ich eine sehr starke und sehr reine Leidenschaft für ein Mädchen habitu et vultu adeo modesto, adeo venusto ut nihil supra, eine Leidenschaft, welche vielleicht die Kraft meiner Seele für ähnliche Empfindungen erschöpft hat. Sie ist in Genua, und ich habe sie verheirathet wieder gesehen!" Bald darauf aber bekennt er demselben (8. April 1807), er empfinde nur mehr geringen Schmerz in der Trennung von der engelgleichen Luigina; an die Stelle der frühern Leidenschaft seien jetzt Gefühle andächtiger Verehrung getreten [2]). Er sagt nicht, ob eine andere Begegnung die Ursache dieser Veränderung war. Genug, die Verbindung mit der sechzehnjährigen schönen Genfer Blondine fand am 6. Februar 1808 in Paris statt; da die junge Frau es wünschte, ward die Ehe etwas später in Mailand, im Hause der Imbonati, von dem aus Bergamo herbeigerufenen protestantischen Geistlichen eingesegnet. Am 23. September genas Enrichetta eines Töchterleins in Paris, welches Fauriel aus der Taufe hob, der bei dieser Gelegenheit sich als ‚homme de lettres' in das Taufregister einschreiben ließ. Er war also, wie es scheint, nicht der Ansicht Villemain's: es sei die Schriftstellerei zu Allem gut, vorausgesetzt, daß es einem gelinge, aus ihr herauszukommen.

In den nämlichen Pariser Aufenthalt fällt aber auch die geistige Umwandlung Manzoni's: sein Uebertritt zu positiv christlichen Ueberzeugungen und jener Denk- und Empfindungsart, wie sie die Grundlage seiner künftigen großen Schöpfungen werden sollte. Einen maßgebenden Einfluß auf das Gemüth der jungen Gatten muß ein zu der Zeit als Mitglied des gesetzgebenden Körpers in Paris lebender Landsmann, der Graf Giambattista Somis di Chiavrie, geübt haben, welcher mit den Manzoni viel verkehrte und den Enrichetta zuerst bat, sie mit dem katholischen Glauben bekannt zu machen. Somis erklärte sich dazu nicht im Stande und führte ihr einen genuesischen Priester, Eustachio Degola zu, der, den revolutionären Ideen durchaus nicht abhold, im Jahre 1811 in Paris eine Rechtfertigung des Fra Paolo Sarpi und später, 1820, in Leipzig den „Catechismo dei Gesuiti" drucken ließ. Die erste Folge dieser Belehrungen war das Gesuch Manzoni's um nachträglichen Ehedispens wegen Verschiedenheit der Confession und die katholische Einsegnung seiner Ehe am 15. Februar 1810

[1]) Epistolario II, 415.
[2]) Epistolario I, 33. 44.

Digitized by Google

durch den Pfarrer der Madeleine; am 3. Mai schon trat Enrichetta zum Katholicismus über; Sylvestre de Sacy war Zeuge, als sie in S. Severin den Protestantismus abschwor. Dieser Uebertritt entzweite das Ehepaar mit den Eltern der jungen Frau, die sich erst zwei Jahre später ihrem sterbenden Vater wieder nahen durfte. Alessandro's Lebensweise ward jetzt mehr und mehr zurückgezogen: er las und studirte die großen Apologeten des Katholicismus, und zwar mit Vorliebe diejenigen der ältern jansenistischen Schule, den großen Arnauld und Pascal; nicht, als ob er jemals den Einseitigkeiten und Irrthümern der Jansenisten an sich Geschmack abgewonnen hätte, sondern offenbar, weil der gewaltige Geist, der in den Schriften der „Väter von Portroyal" wohnt, mit seinen tiefen Gedanken und seinem hohen sittlichen Ernst eine Seele wie diejenige Manzoni's ganz anders erfassen und fesseln mußte, als die kleinliche Dialektik und der geistlose Mechanismus ihrer Gegner. Daß aber Manzoni's Lectüre nicht einseitig in ihrer Auswahl war, sagt er uns selbst in dem Vorwort zu der „Morale Cattolica", indem er unter den großen Moralisten der Vorzeit neben Pascal und Nicole auch Massillon und den Jesuiten Bourdaloue aufführt, von denen die letztern, wie er hinzufügt, durch ihre priesterliche Stellung einen Vorzug genossen, während allen zur Empfehlung ein großer Geist, langjährige Studien und ein stets christliches Leben zur Seite ständen. Das Werk, welches in jenen Jahren in Frankreich sich als populäre Apologie des Christenthums des größten Erfolges erfreute, Chateaubriand's „Génie du Christianisme", konnte ihm dagegen keinen sonderlichen Beifall abgewinnen. So sehr er den Verfasser desselben als Dichter achtete, er tadelte an ihm das überall versteckte, nur zu oft hervortretende Haschen nach Effect, und es entging ihm nicht, daß Chateaubriand dem Katholicismus hauptsächlich nur ein ästhetisches Interesse entgegentrage, daß er selbst aber für seine Person innerlich vom Christenthum nicht durchdrungen und erneuert war. Viele Jahre später hat ein französischer Kritiker den Ausspruch gethan: „Herr von Chateaubriand ist wohl noch im Stande, Einsiedler oder Mönch zu werden — es müßte aber auf der Bühne sein."

Für Manzoni's Geistesrichtung in diesen ersten Jahren nach dem, was er selbst seine Bekehrung nannte, ist weiter charakteristisch der Umstand, daß damals, und auch während des Restes seines Lebens, die ihm näher stehenden Geistlichen der Richtung des Jesuitenordens nicht angehörten. Zu diesen Freunden zählte der Abbate Gaetano Giudici, der von seinem Aufenthalt in Pavia und seinem Verkehr mit Tamburini und Zola her jansenistische Neigungen bewahrt hatte und dessen Briefe in Manzoni's Familie gelesen und wiedergelesen wurden. Er hat in der Lombardei viele Jahre hindurch als kaiserlicher Rath die Cultusangelegenheiten des Landes bearbeitet und zahlreiche Bischöfe zur Ernennung vorgeschlagen; für sich selbst hat er die Mitra nie begehrt, vielleicht weil er wohl wußte, daß man in Rom den alten Josephiner nicht mochte. Neben Giudici, der 1851 starb, nahm der Canonicus Luigi Tosi eine Vertrauensstellung in Manzoni's Hause ein. Denselben Ideen zuneigend, wie Giudici, muß er eine nicht unbedeutende und verehrenswerthe Persönlichkeit gewesen sein. Seit dem Jahre 1823 Bischof von Pavia geworden, hat er bis zu seinem Ende (1845)

Digitized by Google

nicht aufgehört, Manzoni und den Seinigen ein treuer Freund und deren eigentlicher Gewissensrath zu sein.

Bedarf es des Nachweises, daß bei dem geistigen Zusammenleben unseres Dichters mit Männern solcher Richtung die Extremen der damaligen Zeit keinen großen Beifall bei ihm finden konnten? Convertiten und Solche, welche aus dem Unglauben zum Glauben kommen, haben bekanntlich nur zu sehr die Neigung zu Uebertreibungen und werden selten, wenigstens in der ersten Stunde nach ihrer Sinnesänderung, dem angehören, was die Italiener mit einem schwer übersetzbaren Ausdruck „il parte savio" nennen. Lamenais und Veuillot sind, von Andern zu schweigen, deß zum Beweise da. Manzoni's einfacher Sinn und das außerordentliche Maß des ihm innewohnenden und durch die glänzendsten Gaben nicht aufzuwiegenden gesunden Menschenverstandes hat ihn vor ähnlichen Extravaganzen bewahrt und ihn in der Politik wie in der Religion allen extremen Parteien abhold gemacht. Während unter Ludwig XVIII. bereits F. de Lamenais einerseits, die Jesuiten andererseits durch ihr Auftreten den französischen Katholicismus auf Bahnen mit sich fortrissen, welche, wie zum Sturze der Bourbons, so auch zum Niedergang der Religion führen mußten und geführt haben, äußert sich Manzoni in einem Briefe von 1819 so entschieden als möglich gegen jene Vermischung der religiösen Interessen und der zeitlichen, irdischen Leidenschaften, welche trotz der gegentheiligen Ansichten erleuchteter Katholiken die Oberhand zu gewinnen scheine „durch Jene, welche diese Artikel ihres politischen Glaubensbekenntnisses ihrem Credo angehängt haben. Wenn," fährt er fort, „der Glaube sich dem Volke in solcher Begleitung darstellt, kann man hoffen, es werde sich dasselbe jemals die Mühe geben, das was von Gott kommt zu unterscheiden von dem, was menschliche Erfindung ist? Die Einsiedler von Portroyal thaten es; aber sie waren in geringer Zahl, sie waren von dem Leben abgeschiedene Stubengelehrte, freilich unterstützt von jener Gnade, welche sie fortwährend anriefen"[1]). Und einige Wochen später, am 7. April 1820, schreibt er diesen merkwürdigen Brief, den unseres bescheidenen Dafürhaltens die französischen (und andere!) Bischöfe gut gethan hätten, in Lapidarschrift in jedem Pfarrhause aufhängen zu lassen: „der Protestantismus wird in Frankreich nicht mehr darauf angesehen, ob er wahr oder falsch sei; er gilt als ein gegen die Unterdrückung geltend gemachtes Recht; und selbst die Feinde des Christenthums sind stets bereit, diese Secte zu vertheidigen. Die Gründe für diese Stimmung der Geister sind leicht erkennbar. In Frankreich hat der Klerus stets zur Erhaltung der katholischen Religion die Gewalt angerufen. Auch wie die Dinge jetzt liegen, hat derselbe nicht bloß diese Theorie von der Anwendbarkeit der Gewalt niemals öffentlich abgeschworen, er hat nicht bloß niemals sein Verfahren vor der Revolution mißbilligt, sondern er fährt fort, diese dahingegangenen Zeiten als mustergültig zu preisen und danach zurückzuverlangen; und er führt ohne Unterlaß darüber Klage, daß die Religion des Schutzes seitens der Auctorität ermangle. So kommt es, daß diejenigen, welche die Religionsfreiheit als etwas Gerechtes und Nützliches wünschen, den Katholicismus davon ausschließen und zu Gegnern

[1]) Cantù, I, 82.

Digitized by Google

des Klerus werden. Diejenigen, welche diese Freiheit als eine Forderung der Gerechtigkeit, der Nützlichkeit und des Evangeliums ansprachen, seufzen und setzen sich ihr entgegen, ohne deshalb den der Religion selbst schuldigen Respect aufzugeben. Die der Religion gegenüber Gleichgültigen oder ihr Feindseligen benutzen die Sachlage und Erbitterung, um, mit nur zu gutem Erfolg, jedes religiöse Gefühl im Volke zu zerstören. Sowie der Klerus die Erfüllung seiner Wünsche nur erleben kann, wenn er sich ausschließlich auf die religiösen Ideen stützt, und diese in der Masse des Volkes zu verbreiten sucht, so gehen alle Anstrengungen der Gegner und nun auch der Indifferenten darauf aus, diese religiösen Ideen zu discreditiren, weil, sobald dies gelungen ist, dem Klerus das Fundament zur Aufrichtung seines Gebäudes fehlen wird. So steht es um diesen beklagenswerthen Kampf, der so leicht hätte vermieden oder auf einige Wenige beschränkt werden können, von denen Niemand Notiz genommen haben würde“ [1]).

Denjenigen, der seine Kirche liebt, muß der Inhalt dieses Schreibens in hohem Grade wehmüthig stimmen: wie Vieles wäre vermieden worden, wie ganz anders hätte der Verlauf unserer geistigen, sittlichen und socialen Entwicklung sein können, wenn diese damals schon von einem so erleuchteten Geiste gepredigten Wahrheiten Beachtung gefunden hätten! Und doch hat ein sechzigjähriger handgreiflicher und sich täglich erneuernder Commentar zu diesen Sätzen so wenig dazu beigetragen, diesen unter uns und an maßgebender Stelle zum Durchbruch zu verhelfen, daß das Häuflein der im Gegensatz zu dem „politischen Katholicismus“ sich Vertreter des „religiösen Katholicismus“ nennenden Männer nur als ein paar Officiere ohne Armee, als ein hoffnungsloser Rest der katholischen Romantik behandelt wird, der in unseren Kammern keine Vertretung besitzt, der weder Tabaksregie, noch Holzzölle zu bewilligen oder zu verweigern im Stande ist; eine seltsame Menschensorte, welcher unsere großen Staatsmänner alles Anrecht auf Beachtung zu verweigern, welche gänzlich aus ihrer Rechnung herauszulassen sie sich für berechtigt halten; eine Menschensorte, deren Existenz an gewissen Stellen nicht einmal begriffen wird und die in den Augen unserer Machthaber höchstens als antiquarische Curiosität einigen Werth hat!

Für Manzoni ergab sich bald eine Veranlassung, seine neuen Ueberzeugungen in voller Entschiedenheit und vor der Oeffentlichkeit auszusprechen. Im Jahre 1818 hatte Sismonde de Sismondi in Genf seine „Histoire des Républiques italiennes du moyen-âge“ vollendet; ein Werk, das, trotz seiner Abfassung in französischer Sprache, durch seine für die damalige Zeit seltene Kenntniß der mittelalterlichen Verhältnisse der Halbinsel, die Lebhaftigkeit und Gewandtheit seines Stils und die den demokratischen Tendenzen des Tages völlig nachgebenden Neigungen seines Verfassers sich rasch viele Freunde und großen Ruf gewann. In dem berühmten 127., dem Schlußkapitel des Buches, hatte nun Sismondi die Frage aufgeworfen: welche Ursachen den Charakter der Italiener seit dem Untergang ihrer mittelalterlichen Freistaaten so unvortheilhaft verändert haben; und er hatte diese Frage dahin beantwortet: es sei die katholische Religion und deren Moral die Quelle einer derartigen Verderbniß. Mit demselben ausgibigen

[1]) Cantù, I, 82. Epistolario I, 178 f.

Digitized by Google

Maße von Haß und Abneigung, welches des nämlichen Sismondi's „Histoire des Français" (1821—1843) in ihren 31 Bänden gegen das Königthum an den Tag legte, war hier der calvinistische Autor gegen das Papstthum und die katholischen Institutionen der Heimath seiner Vorfahren (Sismondi stammte von einer begüterten Pisaner Familie) aufgetreten. Die These war für einen Katholiken wie für einen Italiener gleich schmerzlich und beleidigend; Manzoni unternahm es, sich zum Anwalt seines Landes und seiner Confession zu machen, und er that dies in den berühmten „Osservazioni sulla Morale cattolica." Hätte das Werk kein anderes Verdienst, so müßte man ihm den Ruhm lassen, das Muster einer Controversschrift zu sein — nicht wie dergleichen Schriften zu sein pflegen, sondern wie sie sein sollten und sein könnten, wenn es so leicht gelänge, die Discussion über die Niederungen persönlicher Eindrücke und Bitterkeiten zu der Höhe des Gegenstandes zu erheben. So sehr, angesichts des Sismondi'schen Satzes, ein katholischer Italiener sich versucht fühlen mußte, an die Zweie zu denken, welche zum Gebet in den Tempel hinaufgingen und von denen der Zöllner gerechtfertigt, der Pharisäer verhärtet herabkamen, — die ganze Schrift athmet nur den Geist der Milde, der Güte und des Verzeihens, und der Verfasser nimmt in der Vorrede ausdrücklich Veranlassung, seine Werthschätzung des Gegners zu betheuern und hervorzuheben, wie Sismondi eine Menge Wahrheiten klar gestellt habe, welche durch die Indolenz seiner Vorgänger oder durch niedrige Rücksichten anderer Historiker verdeckt waren. Während diese nur zu oft die Ungerechtigkeiten der Machthaber rechtfertigten und selbst den Gräbern noch schmeichelten, habe er fast überall nicht dem Erfolg, sondern der Gerechtigkeit der Sache die Ehre gegeben. Dann aber unternimmt es Manzoni, eine Moral zu vertheidigen, „deren Endzweck die Liebe ist", zugleich aber auch die Meinung zurückzuweisen, als ob es in Italien in Dingen der Sittlichkeit schlimmer als anderwärts stände. Es fehlt dabei nicht an Ausblicken auf Frankreich und andere Länder, aber ohne jedes Gefühl einer Schadenfreude, die gewöhnlichen Seelen so gewöhnlich ist; „nie kann es," meint Manzoni (c. 2) „einem Christen zur Befriedigung seines Nationalstolzes gereichen, die Kirche in irgend einem Theile der Welt minder schön zu erblicken." Hatte Sismondi hervorgehoben: „die Kirche habe ihren menschlichen Vorschriften eine Kraft gegeben, welche die Gesetze der Moral nie erhalten konnten; der Mörder, noch ganz voll des eben vergossenen Blutes, begnüge sich voll Andacht mit der Fastenspeise, während er noch über einen neuen Meuchelmord nachsinne", so weist Manzoni (c. 13) energisch die Behauptung zurück, als habe die Kirche jemals ihre Gebote als Stellvertreter der Moralgesetze vorgetragen, und als ob in Italien religiöse Uebungen den Zusammenbruch der öffentlichen Moral überlebt hätten. „Obschon hier," sagt er, „nicht Italien vertheidigt werden soll, sondern die Religion, so müssen wir doch Einspruch gegen die Auslegung erheben, zu welcher das von dem Verfasser angeführte Beispiel eben jene Ausländer veranlassen könnte, welche gewohnt sind, von dem armen Italien noch mehr Böses zu glauben, als ihnen erzählt wird, und welche deshalb, weil sie von fastenden Menschenmördern sprechen hören, sich gleich die Vorstellung machen könnten, Italien sei voll von Menschen, die so halb Gott und halb dem Teufel leben." Die Casuisten, meint Sismondi, hätten der Stimme

Digitized by Google

der Wahrheit Schweigen auferlegt und die Nation damit gewöhnt, die Worte nicht als Ausdruck der Gedanken zu nehmen, wodurch das geheime Mißtrauen des Menschen gegen seinen Mitmenschen erhöht wurde. „Das Mißtrauen," antwortet Manzoni (c. 14), „wenn es eine Wirkung des Verbotes, Böses vom Nächsten zu sagen, müßte entweder überall gestiegen sein, da jenes Verbot in der ganzen katholischen Welt gepredigt wird (man sehe z. B. Massillon's Predigt über diesen Gegenstand, sowie auch die auf den Montag in der vierten Fastenwoche), oder es müssen in Italien die Gebote genauer beobachtet werden, was gerade einen bessern Zustand der Moral bewiese. Ich weiß nicht, ob wir Italiener mißtrauischer als die übrigen Europäer sind; ich weiß aber, daß wir über zu wenig Mißtrauen Klage führen; ich weiß, daß wir, wie alle anderen Völker, sagen, unser Fehler bestehe in zu großer Leichtgläubigkeit und übertriebenem Zutrauen. Wäre jedoch das Mißtrauen allgemein unter uns, so müßte man es meiner Ansicht nach einer ganz andern Ursache, als dem Mangel an bösen Nachreden zuschreiben; denn diese Gewohnheit ist hier noch lange nicht ganz verschwunden." Sismondi hatte die Barmherzigkeit, wie sie unter uns geübt wird, angegriffen und gemeint: der Casuist lehre die Ausübung dieser Tugend nicht, um dem Nächsten sein Loos zu erleichtern, sondern aus dem bloßen egoistischen Motiv, um des eigenen Seelenheiles willen. Was Manzoni darauf antwortet, ist noch jetzt lesenswerth; besonders schön aber ist der Schluß des 15. Kapitels, in welchem er auf die im Dienste der Nächstenliebe sich verzehrende Thätigkeit einer vornehmen Mailänder Dame, Teresa Trotti Bentivogli-Arconati, die seiner Familie wohl nahe gestanden, hinweist: „es sollen," sagt er, „hier zwar die Werke der Mildthätigkeit, von denen die Geschichte des Katholicismus voll ist, nicht aufgezählt werden; aber eines möchte ich hervorheben, welches sich durch besonderes Zartgefühl auszeichnet: ich wähle es, weil es unserer Zeit angehört und so ein tröstliches Zeugniß von dem Geiste ablegt, der immerdar fortlebt. Eine Frau, die wir unter uns wandeln gesehen, deren Namen wir unseren Kindern wiederholen werden, eine Frau, aufgewachsen im Wohlstand, aber seit Langem gewohnt, sich dessen zu entschlagen und in dem Reichthum nur ein Mittel zur Unterstützung Anderer zu sehen, trat eines Tages, nachdem sie eben in einer Dorfkirche über die Nächstenliebe hatte predigen gehört, in eine halb verfallene Hütte, in der eine Kranke lag, deren Körper ganz Schmutz und Eiter war; und hier begnügt sie sich nicht damit, der Kranken die nur allzu peinlichen Dienste zu leisten, welche auch der bezahlte Wärter als Werke der Barmherzigkeit betrachtet, sondern voll überströmenden Liebesdrangs umarmt sie die Leidende, küßt sie, setzt sich neben sie, theilt das einsame Schmerzenslager und nennt sie immer und immer wieder mit dem Namen der Schwester. — O! der Gedanke, ein menschliches Geschöpf zu erquicken, war bei diesen edlen Umarmungen gewiß nicht ausgeschlossen. Das Brot fremder Freigebigkeit zu essen, Mittel zur Linderung der körperlichen Leiden und zur nothdürftigen Fristung des Lebens zu erhalten, das sind nicht die einzigen Bedürfnisse des Menschen, auf welchem Elend und Krankheit lasten; er fühlt, daß auch er zu dem Mahle der Liebe und der geselligen Gemeinschaft berufen ist; die Einsamkeit in der er gelassen wird; der

Digitized by Google

Blick, mit dem sich selbst jener ihm nähert, der ihm Hülfe bringt; das traurige Gefühl, nie ein Lächeln zu sehen — das sind vielleicht die bittersten seiner Schmerzen. Und ein Herz, das dieser Leiden gedenkt und ihnen abhilft, das den sinnlichen Ekel überwindet, um nur auf die unsterbliche Seele, die leidet und sich läutert, zu sehen, ein solches Herz ist das schönste Zeugniß für die Lehren, die es erzogen haben, ist ein Beweis, daß dieselben es nie an den glühendsten und erfindungsreichsten Eingebungen allumfassender Liebe fehlen lassen."

Manche Jahre nach Manzoni haben zwei andere geistvolle Apologeten der katholischen Kirche das nämliche Thema behandelt: Jakob Balmes in seinem Buche über den Protestantismus, und der jetzige Cardinal John Henry Newman in seinen „Vorträgen über die gegenwärtige Stellung der Katholiken in England" (1851), deren deutsche Uebersetzung im Jahre 1853 Döllinger eingeleitet hat. Sie alle weisen gleich dem Mailänder Dichter die Annahme zurück, als ständen die romanischen Völker in Folge der katholischen Lehren und Institutionen im Punkte der Sittlichkeit hinter dem protestantischen Norden zurück. Diese Annahme ist gleichwohl auch jetzt noch eine sehr verbreitete und sie pflegt zu ihrem Beweise kurzweg auf die Thatsache zu verweisen, daß, seit dem 16. Jahrhundert, die katholisch gebliebenen Völker des Südens in socialer und politischer Beziehung zurückgegangen, während die protestantischen Nationen des nördlichen Europa gerade jetzt emporgestiegen, zu Wohlstand und Blüthe gediehen seien und ein Maß öffentlicher Sittlichkeit, eine Ordnung des öffentlichen Lebens aufweisen, gegen welche die Zerfahrenheit der Romanen nur zu übel absteche. Ich will die Thatsache nicht untersuchen; aber gesetzt, es verhalte sich also, so scheinen mir eine Menge klimatischer und ethnographischer Verhältnisse vorzuliegen, welche jenen Unterschied zwischen der socialen und ethischen Verfassung von Romanen und Germanen hinlänglich erklären, ohne daß man nöthig hätte, die angebliche Verschiedenheit der jene Völker beherrschenden sittlichen Begriffe und Anschauungen anzurufen. Weiter verwechselt man aber auch hier, wie so oft, den Katholicismus mit krankhaften Auswüchsen desselben, welche allerdings, wo es sich um die Geschichte der geistigen Decadenz Italiens und Spaniens handelt, in Betracht zu ziehen sind: ein Punkt, auf den Niemand schärfer eingegangen ist als der Graf Montalembert in jenem letzten, kurz vor seinem Hinscheiden aus dieser Welt geschriebenen Aufsatz „L'Espagne et la Liberté", der, bereits im Juni 1869 für den „Correspondant" gesetzt, in diesem nicht mehr erscheinen durfte und der dann bekanntlich, von Hyacinthe Loyson in der „Revue Suisse" gedruckt, zu einem Processe zwischen dem ehemaligen Carmelitermönche und der Familie Montalembert, sowie zur gerichtlichen Unterdrückung des Lausanner Druckes in Frankreich führte.[1])

[1]) Montalembert hatte einigen Freunden Correcturbogen des für den „Correspondant" bestimmten Artikels zugestellt. Vor mir liegt das Guizot mitgetheilte und von diesem mit einigen Randglossen versehene Exemplar, in welchem der berühmte Staatsmann zu der Stelle, wo Philipp's II. Monarchie charakterisirt wird (S. 20), auf die allerdings sehr merkwürdigen Aeußerungen verweist, in welchen ein großer katholischer Theologe und Kirchenfürst das Regiment und System Philipp's verdammt: es sind diejenigen Fénélon's im „Dialogue des Morts".

Digitized by Google

II.

Nach Italien zurückgekehrt, kaufte Manzoni 1814 zu Mailand in der Via Morone das Haus Nr. 1168 (jetzt Nr. 1), ganz nahe dem Teatro della Scala, wo er den Rest seines Lebens wohnte. Vier Jahre später verkaufte er den väterlichen Besitz bei Lecco um 105,000 Lire und concentrirte sein Vermögen in dem ziemlich umfangreichen Gute von Brusuglio, außer welchem er noch Ländereien in Pozzuole und Lampugnano besaß. In diese Zeit fällt der maßgebende Antheil, den er an der Entwicklung der modernen italienischen Poesie genommen.

Wie Deutschland und Frankreich, hatte auch Italien damals seinen Kampf zwischen Classicismus und Romantik. Wie in Deutschland, so hing auch in Italien die romantische Richtung aufs Engste mit politischen und nationalen Tendenzen zusammen. Hatte die Fremdherrschaft Napoleon's keine gefährlicheren Feinde, als die Männer, welche dem deutschen Volke seine eigene Vergangenheit in Poesie und Kunst wieder aufwiesen und dahingeschwundene Ideale von Neuem belebten, so stellte auch die italienische Romantik sich sofort in den Dienst der Unabhängigkeits- und Freiheitsgedanken. Die Kunst wie die Poesie des Kaiserreichs waren ein rein künstliches — man kann nicht sagen Wiederaufleben — nein, ein Nachäffen antiker Formen, deren entsetzliche Erfrorenheit und Geschmacklosigkeit ganz zu der Signatur eines Systems paßten, welches die edelsten Völker der gebildeten Welt von ihrer historischen Entwicklung loszureißen und durch Ertödtung jeder natürlichen und freien Empfindung dem Einen Machthaber zu unterwerfen sich verfing. Indem die Dichtung sich von dem conventionellen mythologischen Kram lossagte und eine volksthümliche ward, unternahm sie für ihr Theil das Werk der Befreiung: instinctiv fühlten es die Vertreter der Unterdrückung, daß vor dem freien Schlag des Herzens einst die unnatürlichen Bande zerspringen müßten. Monti und Ugo Foscolo, die zu jener Zeit die bedeutendsten Sterne am italienischen Himmel waren, standen Beide noch ganz in dem hergebrachten Classicismus. Sie hatten Beide die Ahnung, daß ihnen dadurch der Zugang zu dem Herzen des Volkes auf die Dauer verwehrt sei; sie fühlten die Nothwendigkeit einer Erlösung, aber sie konnten sie ihrer Nation nicht bringen. Auch Manzoni, der in seiner Ode auf Imbonati's Tod sich einer freiern Auffassung genähert, hat noch in seinem zweiten Gedichte, dem „Poemetto Urania", dem Classicismus gehuldigt; aber als er, nach Italien heimgekehrt, seinen „Inni sacri" 1815 herausgab, war die ästhetische Conversion bei ihm ebenso wie die religiöse zum Durchbruch gekommen. Schon 1812 hatte er die „Risurrezione", denn 1813 „il Nome di Maria" und „il Natale", 1815 die „Passione" gedichtet; erst 1822 entstand und erschien der bedeutendste der Hymnen, die „Pentecoste"[1]. Man hat diese Hymnen den „Heroldruf der italienischen Romantik" genannt: sie waren das — wenn man auch Gubernatis zugeben

[1] Gubernatis, S. 137. Dem Leser dieser Zeitschrift sind die Hymnen aus Paul Heyse's unübertrefflicher Uebersetzung bekannt, weshalb wir hier rascher, als sie es verdienen, über sie hinweggehen. Vergl. Deutsche Rundschau, 1880, Bd. XXV, S. 29 ff.: „Alessandro Manzoni's heilige Hymnen" von Paul Heyse, und dazu: „Reumont A., A. Z." 1881, Nr. 7. B.

Digitized by Google

muß, daß Manzoni in denselben mehr gedacht als empfunden hat; aber sie hatten — uns scheint es heute schwer zu begreifen — große Mühe und bedurften einiger Zeit, um als solche begriffen zu werden. Die Classicisten nahmen sie natürlich kalt oder feindlich auf, und das Ansehen Ugo Foscolo's und Monti's war noch zu groß, als daß Manzoni ohne Weiteres durchdringen konnte. Der „Conciliatore", der seit 1818 in Mailand von Männern der Manzoni'schen Richtung — unter ihnen waren Silvio Pellico und Berchet, Cristoforis und Gonfaloniere — herausgegeben wurde, setzte den Kampf dann fort und bemühte sich, den Horizont der Italiener durch Mittheilungen über die Literatur der Ausländer zu erweitern. An seiner Redaction nahm Manzoni keinen Antheil; aber er rächte sich nicht bloß mit Humor an seinen Gegnern, indem er die „Ira di Apollo" ausgehen ließ, sondern nachhaltiger durch seine erste Tragödie, den „Conte di Carmagnola"; an welchem er von 1816—1819 arbeitete und mit welchem er seinen Ruf als Dramatiker begründete.

Manzoni's Rückkehr zum Katholicismus und der damit zusammenhängende Uebertritt zur romantischen Schule wird selbstverständlich je nach dem religiösen und wissenschaftlichen Glaubensbekenntnisse eines jeden Kritikers verschieden beurtheilt. Aber ich denke, Jedermann wird das besonnene Urtheil unterschreiben wollen, welches der neueste Darsteller der italienischen Literaturgeschichte, K. M. Sauer, fällt: „für Manzoni's Poesie war diese merkwürdige psychologische Wandelung von entscheidender Wirkung. In seinem Glauben fand er die Quelle jener Einheit des Denkens und Fühlens, deren der große Dichter bedarf, um Werke von unvergänglicher Dauer zu schaffen. Wie er zu dieser Einheit gelangt, ob auf dem Wege freien, alles positive Glaubenselement abstreifenden Forschens und Erkennens oder durch rückhaltloses Erfassen irgend einer Glaubenslehre, bleibt im Grunde für die Sache selbst ebenso gleichgültig, wie die Frage, ob er denn auch wirklich die Wahrheit gefunden habe oder sich in Illusionen wiege. Die Hauptsache ist, daß er für sich die unverrückbare Basis, das Bleibende in der Flucht der Erscheinungen besitze"[1]). Man wird dann mit Sauer gerecht genug sein müssen, um mit demselben Maßstabe objectiver Betrachtung Manzoni's glaubensvolle und glaubensstarke Schöpfungen zu bemessen, mit welchen man sich gewöhnt hat den Werken gegenüberzustehen, die aus Goethe's pantheistischer oder Leopardi's nihilistisch-pessimistischer Weltanschauung hervorgingen; man wird darüber hinaus zugestehen müssen, daß Manzoni's Dichtung den großen Vorzug hat, von den die Masse seines Volkes beherrschenden Anschauungen und Empfindungen nicht abseits, sondern im engsten Zusammenhang mit denselben zu stehen; mir däucht, kein Schaden für ihn und die Poesie.

Die Jahre, in denen der „Graf von Carmagnola" entstand, waren die gesegneten Jahre der Heiligen Allianz: die Jahre, auf denen der Fluch dessen lag und liegt, was Geist und Leben heißt. Die Freunde, welche den „Conciliatore" gegründet, Silvio Pellico voraß, verfielen der Rache Metternich's; schon nach Jahresfrist wurde die Zeitschrift verboten, Pellico mit Andern als des Carbonarismus verdächtig eingezogen und zu jenem Kerker verurtheilt, der ihn mit Ruhm

[1]) K. M. Sauer, Gesch. d. ital. Literatur. Leipzig 1883, S. 502.

Digitized by Google

und Oesterreich mit Schmach bedeckt hat. Manzoni entging zwar, in Folge seiner größern Zurückhaltung von den öffentlichen Angelegenheiten, einem gleichen Geschicke, nicht aber dem Argwohn der österreichischen Polizei, welche ihn überwachte und ihm gleich so Vielen das Leben schwer machte. Im Jahre 1817 schreibt er an Claude Fauriel, wie ihn körperliches und geistiges Unwohlsein plage; wie er gerne zu seiner Erholung eine Reise ins Ausland unternehmen möchte, aber dazu keine Erlaubniß Seitens der Regierung und keine Pässe erhalte. Schlimmer als dies scheint er noch den Uebelstand empfunden zu haben, daß es für die Oesterreicher kein Briefgeheimniß gab und manche Sendungen unterschlagen wurden. Wir haben heute Mühe, uns eine Vorstellung von dem ganzen quälerischen Apparat zu machen, welchen die Polizei Metternich's mit einem einer bessern Sache würdigen Scharfsinn gegen die „Patrioten" aufzubieten wußte; aber wir begreifen, daß, wer unter der Herrschaft dieser „Weltordnung" gestanden hat, den geheimen Verschwörungen nur zu geneigt war. Manzoni hat sich auch von diesen stets fern gehalten, als von einem politischen Mittel, das weder seinen sittlichen Grundsätzen noch seinem Naturell entsprach. Aber er begrüßte lebhaft jede Action, welche eine Befreiung des Vaterlandes anzukündigen schien: selbst Murat's Unternehmen, das ihn zu dem „Proclama di Rimini" begeisterte, und das mit dem raschen Untergange des Exkönigs geendet hatte, ehe der Dichter mit seinem Poem fertig war; ein Mißgeschick, das unserm Manzoni wieder mit dem „Marzo 1831" begegnete, in welchen er Santarosa's bei Novara zu Grabe getragenen Versuch einer Erhebung gefeiert hatte und den er dann 1848 erst beendigte. Ein Mann von solchen Gesinnungen konnte Napoleon nicht lieben. Manzoni hatte ihn von seinen Pariser Freunden verabscheuen gelernt. Cesare Cantù erzählte er, wie er den Kaiser 1805 nach dem Tedeum für den Austerlitzer Sieg über den Carrouselplatz nach den Tuilerien zurückfahren gesehen „grün vor Stolz und Neid, komödiantenhaft (in aria di tragico), wie wenn er seinen Feinden schmeichelte um sie zu betrügen oder sie brutalisirte um sie zu erschrecken." Und als Cantù dem Freund bemerkte, daß er Angesichts der Asche des Kaisers jedes böse Wort unterdrückt habe, erwiderte Manzoni: Napoleon's Tod habe ihn erschüttert, wie wenn die Welt ein ihr nothwendiges Element verloren habe; es habe ihn ein unbesiegbares Bedürfniß (smania) ergriffen, von diesem Ereigniß zu sprechen, und so sei die Ode entstanden, das einzige seiner Gedichte, das er in weniger als drei Tagen vollendet[1]). Die Unvollkommenheiten derselben habe er sich nicht verhehlt, aber es habe ihm keine Ruhe gelassen, bis er sie hinausgegeben. Er schickte sie dem Censor, der ihm den Rath gab, sie nicht drucken zu lassen; aber aus dem Büreau des Censor selbst fand sie den Weg in die Presse.

Napoleon war von zahlreichen Poeten besungen worden: Monti und Ugo Foscolo hatten es nicht verschmäht, ihn anzusingen; nie aber hat ein Größerer

[1]) Sforza, Epistol. I, 224 f. erzählt, Manzoni habe sich mit Mutter und Gattin im Garten seiner Villa in Brusuglio befunden, als die Nachricht vom Tode Napoleon's ihm gebracht wurde. Er sei „zitto, zitto" weggegangen, habe sich in sein Zimmer zurückgezogen und die Ode sofort niedergeschrieben.

Digitized by Google

und nie hat Jemand Größeres über ihn gesagt als Manzoni in seinem „Cinque Maggio". Carcano meint von dem Gedichte, Pindar's Größe vermähle sich in ihm mit der göttlichen Begeisterung Davids. Alle Welt weiß, daß Goethe den „fünften Mai" übersetzte: diese Ehre allein reicht hin, um der Ode die Unsterblichkeit zu sichern. Andere Uebersetzungen folgten; De la Motte-Fouqué, Ribbeck, Giesebrecht, Zeune versuchten sich an ihr; keiner hat das Original tiefer erfaßt und vollendeter wiedergegeben als Paul Heyse.

Manzoni hat in seiner Ode den todten Kaiser wedergeschmäht noch ihm geschmeichelt: das Gedicht ist eine Anticipation des Weltgerichtes. Man hat die Empfindung, daß im Hintergrunde alles geschichtlichen Daseins wohl die ausgleichende Gerechtigkeit, aber auch die erlösende und erbarmende Liebe harret. Nur ein großes, edles Gemüth konnte das schreiben:

Heiß' schweigen jedes Lästerwort,
Das diese Asche schändet!
Es hat der Gott, der stürzt and hebt,
Der Leid und Tröstung sendet,
Auf dem verlass'nen Sterbebett
Ihm an der Brust geruht.

Um zu Manzoni's Thätigkeit auf dem dramatischen Gebiete zurückzukommen, so hat sein „Graf von Carmagnola" in der eigenen Heimat zunächst kein rechtes Verständniß und sehr getheilte Aufnahme gefunden. Dafür ward der Dichter durch Goethe's reichen und vollen Beifall belohnt. Goethe hatte schon vor dem Erscheinen des Dramas auf dasselbe aufmerksam gemacht und sich (1818) bereits über den Kampf der „Classiker und Romantiker in Italien" in einer die Verdienste beider Richtungen weise abwägenden, den aufstrebenden Romantikern aber sehr schmeichelhaften Weise vernehmen lassen. Die dem „Conte di Carmagnola" von dem Verfasser vorausgeschickten Bemerkungen, wo den alten Bedingungen der Zeit und des Ortes, den sog. „Einheiten" der Krieg erklärt wird, hält er „aller Aufmerksamkeit auch bei uns werth". Seine Figuren findet er „alle aus Einem Guß, eine so ideal wie die andere"; kurz, er nimmt keinen Anstand, die Arbeit „classisch" zu nennen. Später (1821) kommt er nochmals auf das Stück zurück, um es gegen einen englischen Kunstkritiker zu vertheidigen. Manzoni dankte Goethe in einem von diesem abgedruckten und übersetzten Schreiben, in welchem er in würdigster Form es ausspricht, daß der Blick des Meisters endlich und allein in dieser Tragödie gefunden, was der Verfasser hineinzulegen beabsichtigt habe. Die Kritik hat seither Goethe's Urtheil nicht aufgehoben, aber Silvio Pellico's Meinung bestätigt, daß das Drama der Handlung zu sehr entbehre. In dieser Hinsicht und überhaupt in dem dramatischen Bau zeigt die zweite Tragödie Manzoni's „Adelchi" (1822) einen entschiedenen Fortschritt. Sie behandelt den Untergang des Longobardenreiches durch Karl's des Großen Politik — ein Sujet, das in der Vertheilung der Rollen einen vorsichtigen Protest gegen die Fremdherrschaft auf der Halbinsel in sich schließt. Goethe hat (1827) auch dieses Trauerspiel, welches Fauriel ins Französische übertragen, in Deutschland eingeführt und Svarto's großartigen Monolog daraus übersetzt; schade, daß er seinem Vaterlande nicht auch Martino's herrliche Wanderung durch die Alpenwelt (im zweiten Act) in gleicher Weise vermittelt hat!

Digitized by Google

Aber Goethe sollte noch eine andere und bedeutendere Veranlassung haben, sich mit Manzoni zu beschäftigen und demselben den Zoll seiner Bewunderung zu schenken.

Es ist auffallend zu sehen, daß Italiens so alte und so reiche Literatur bis zum 19. Jahrhundert eigentlich keinen Roman besaß, während antike und mittelalterliche Literaturen längst im Besitz dieser Form der Dichtung gewesen. Man behalf sich mit der Novelle, welche Boccaccio so glänzend cultivirt und später, im 16. Jahrhundert, Bandello und Firenzuola erneuert hatten. Uns muß es heut zu Tage einigermaßen Wunder nehmen, daß die Nation sich so lange ausschließlich an einer Literaturgattung erfreuen konnte, der gewiß Anmuth und Komik nicht abzusprechen sind, die aber doch längst allen Reiz der Originalität verloren und, durch die häufige Wiederholung bestimmter Themata ermüdend geworden, durch die Betonung frivoler Motive wahrhaftig nicht von vortheilhafter Wirkung sein konnte. Der beste Kenner italienischer Literatur in Deutschland hat es bereits vor vierzig Jahren hervorgehoben[1]), daß auch da, wo man sich, in unserm Jahrhundert, endlich in Italien an den Roman wagte, fremde Einflüsse die Richtung angeben. Werther gab Ugo Foscolo's „Ultime Lettere di Jacopo Ortis" das Dasein, der Anacharsis weckte den Reiseroman Vincenzo Cuoco's (Platone in Italia); Niemand bezweifelte gleich beim Erscheinen des Werkes, daß die „Promessi sposi" dem Dichter des „Waverley" ihre Entstehung verdankten. Manzoni selbst sagte es Walter Scott, als dieser, im letzten Jahre seines Lebens, ihn besuchte, und der große Schotte antwortete darauf: „wenn dem so ist, so ist das mein schönstes Werk". Die Nachahmung war eine so freie und selbständige, daß Keiner an eine Copie denken konnte. Gleich von vorneherein versetzt uns der Verfasser so mitten in die Berge des schönen Comersees und so mitten unter die Menschen der Gegend, er läßt diese so handgreiflich vor uns aufsteigen, von Don Abbondio an, daß ein jeder Italiener sofort ein heimathliches Interesse an dem Buche hat und der Gedanke an einen fremden Ursprung nicht aufkommt.

Auch die „Verlobten" fanden anfangs keinen ungetheilten Beifall. Manzoni hatte viele Jahre an ihnen gearbeitet — schon 1822 schreibt er an Fauriel, er hoffe bis Ende Februar 1823 mit der Arbeit fertig zu sein. Aber er feilte daran bis in den März 1827, und erst Juni oder Juli desselben Jahres erblickte das neu vollendete Werk das Licht der Welt. Tommaséo erzählt, wie er einst, während Manzoni die Correcturbogen an der Sonne trocknete, zu ihm kam und der Dichter ihm lächelnd sagte: „sehen Sie, ich habe auch etwas an der Sonne" (vede che ho qualcosa anch' io al sole). Der Erste, dem Tommaséo ein Stück des Romans vorlas, war der Abbate Rosmini, der während der Vorlesung des dritten Theiles in seinem Zimmer auf- und abging, lächelnd und bewundernd (sorrideva e ammirava). Anders urtheilte Leopardi, der, nachdem er sich einige Seiten hatte vorlesen lassen, von Florenz aus schrieb: „Leute von Geschmack finden das Buch weit unter ihrer Erwartung; die übrigen loben es insgemein." Der gelehrte Boucheron beklagte, daß in kurzer Zeit 3000 Exem-

[1]) (Reumont, A. v.) Neue römische Briefe von einem Florentiner. Lpz. 1844. II, 104 f.

Digitized by Google

plare der „Promessi sposi“ in Piemont verkauft wurden. Mario Pieri war so gütig, dem Autor einen großen und anmuthigen Geist zuzusprechen, aber vieles in dem Buch „schlechten Geschmackes“ zu erklären. Felice Bellotti meinte den Frauen und dem niedern, nicht dummen aber auch nicht gelehrten Volke stände das Urtheil darüber zu, ob das Werk gut oder schlecht sei, und auch G. B. Niccolini wollte mit einer Aeußerung warten, bis das schöne Geschlecht seine Meinung abgegeben habe[1]). Cesare Cantù, welcher dem „Indicatore Lombardo“ eine Besprechung des Romans eingesandt, mußte von dem Director des Journals die Antwort hinnehmen, er habe über ein bereits vergessenes Buch geschrieben. Ein vergessenes Buch! Und schon Vismara konnte vor etlichen Jahren 118 Ausgaben des Originals, 54 Uebersetzungen in fremde Sprachen verzeichnen! Ein vergessenes Buch! Und es liegt auf jedem Tische, im Salon des Fürsten und in der Hütte des Armen, des kleinen fleißigen Mannes, der von Manzoni gelernt hat, daß auch die Armuth ihre Poesie besitzt und der heute noch Manzoni dafür dankt. „Die Reinheit der Gesinnung, die poetische Zartheit und Anmuth, das Eindringen in die innersten Seelenzustände, welche wir in Manzoni's Dichtungen finden, sind in dem Roman mit einer nicht selten überraschenden Kraft und Sicherheit der Darstellung gepaart, mit epischer Fülle, mit malerischer Anschaulichkeit, mit bestimmter, sprechender Charakteristik der Personen wie der ganzen Epoche. Mir wurde das recht klar, als ich manche der Localitäten besuchte, zu denen die „Promessi sposi“ führen, und besonders als ich an der Porta orientale von Mailand vor dem Lazareth stand, dieser ehemaligen Wohnung des Schreckens und Elends, die in dem Buche so graphisch beschrieben ist.“

Ich selbst kann diese Eindrücke des Verfassers der „Römischen Briefe eines Florentiners“ nur bestätigen, seit ich mit den Erinnerungen an den vor vielen Jahren gelesenen Roman den Lago di Lecco bereist und die Gegend des San Martino und des Resegone kennen gelernt habe. Es war mir, als habe ich vor langen Zeiten hier gelebt und gewandelt: eine Empfindung, wie sie mir nur einmal wiedergekehrt ist, als ich die Stätten besuchte, an denen die Helden Walter Scott's gelebt und gelitten haben. Wenn aber irgend Etwas den wahrhaft volksthümlichen Charakter der Dichtung erreichen kann, so ist es die tragische Geschichte, welche uns die Tagesblätter neulich erzählten. In Venedig entfernten sich die drei Töchter eines wohlhabenden siebzigjährigen Geschäftsmannes, Mädchen im Alter von 18 bis 24 Jahren, vom Hause, fuhren mit dem Localdampfer nach dem Lido und kehrten nicht mehr zurück. Man hatte sie zuletzt Arm in Arm an das Meeresgestade herniedersteigen gesehen. Andern Tages wurde die eine der Schwestern als Leiche ans Ufer geschwemmt, und es ist kein Zweifel, daß auch die beiden andern ihren Tod in den Wellen gefunden haben. Beim

[1]) Man vgl. Giordani Pensieri per uno scritto sui Promessi sposi di A. M., Opere XI, 132 f. und andere Beurtheilungen bei Sforza, Epistol. I, 369 f. Manzoni selbst nennt einmal in einem Briefe an den Marquis de Montgrand in Marseille, welcher die „Promessi“ ins Französische übersetzt hatte, sein Werk „un ouvrage trop volumineux pour être appelé bluette, trop frivole pour mériter un autre nom, et qui du reste, a eu le temps de vieillir“ (1832. Epistolario I, 453).

Digitized by Google

Fortgehen aus ihrer Wohnung hatten die unglücklichen Mädchen, von denen zweie etwas kränklich, die dritte schwermüthig war, die Stelle in den „Verlobten" aufgeschlagen zurückgelassen, wo von der Flucht des Paares die Rede ist. — — —

Auch die „Promessi sposi" sind zuerst in Deutschland zu voller Anerkennung gelangt. Tieck äußerte sich dahin, sie würden Jahrhunderte überdauern; eingehend und voller Bewunderung aber urtheilte Goethe: „Alles, was aus der Seele des Dichters kommt, ist durchaus vollkommen, und das Aeußere, alle Zeichnungen von Localitäten und dergleichen, stehen gegen die großen inneren Eigenschaften um kein Haar zurück, weshalb man beim Lesen immer von der Rührung in die Bewunderung und von der Bewunderung in die Rührung verfällt, so daß man aus einer von diesen großen Wirkungen gar nicht herauskommt." Ueberschwenglicher noch nannte Carcano den Roman „die Iliade des Christenthums". Aber das Buch ist groß genug, um nicht zu verlieren, wenn man auch hervorhebt, was weniger vollkommen ist. Das Schreckensbild der Pest, welches nach Goethe's Urtheil allein hinreichte, Manzoni unsterblich zu machen, ist ein Meisterwerk, doppelt kühn und bewundernswerth, nachdem ein Boccaccio das Thema behandelt hatte; aber es ist doch zu lang ausgesponnen, der Roman hat überhaupt in Folge der eingelegten wissenschaftlichen Erörterungen Längen, welche der Abrundung und Harmonie des Ganzen ebenso schaden, wie der schleppende Fluß der dramatischen Entwicklung und die Unzulänglichkeit des Haupthelden des Stückes. Sehr richtig bemerkte Reumont des Weiteren, es sei, als legte die ungewohnte Form des Romans dem Dichter Fesseln an, als wisse er nicht recht, auf welche Weise den Stoff und seine Gedanken unterbringen. „Er steht bisweilen selbst noch als eine Mittelsperson zwischen seinem Werke und dem Leser."

Und welches ist der tiefste Sinn dieses Romans? worin liegt das Geheimniß, weshalb er die Nation, weshalb er die gesammte gebildete Welt so sehr ergriff und trotz der erwähnten Mißstände, trotz der zahlreichen Feinde, trotz des angeblich „reactionären" Charakters, den ihm Settembrini vorwirft, ein rechtes Volksbuch im edelsten Sinne geworden ist?

Camillo Ugoni hat die Vermuthung ausgesprochen, Manzoni verdanke den ersten Anstoß zur Abfassung der „Promessi sposi" einer Aeußerung Gaetano Filangieri's, wo der historische Roman als Mittel zur Erziehung des Volkes empfohlen wird.

Die Beziehungen der Familie Manzoni's zu den Filangieri machen dies nicht unwahrscheinlich; wie dem aber sei, gewiß wollte der Dichter mit seinem Romane seinem Volke ein großes, gutes Werk stiften. Man hat die „Promessi sposi" als einen essentiell demokratischen Roman bezeichnet; mit Recht, wenn man damit nichts anders meint, als das volle Verständniß für das Leben, die Bedürfnisse, die Art des Volkes und die unbesiegbare, durch keine Irrthümer und keine Unarten dieses Volkes beirrte Liebe zu demselben. Täusche ich mich nicht, so sind die „Verlobten" der historisch-poetische Commentar zu der „Morale cattolica", und eins dieser Bücher muß das andere erklären. Wenn irgend ein Gedanke sich als rother Faden durch den Roman hindurchzieht, so ist es der,

Digitized by Google

daß dies niedere, seiner Religion und Sitte treue Volk einen Schatz in seinem Herzen birgt, der es reich und groß genug macht, um alles erlittene Weh zu verzeihen. „In einer so traurigen Welt, in so traurigen Zeitläuften, umringt von Hochmuth und Beleidigung — wir müssen doch immer, immer und Alles verzeihen." Lucia's und ihres Geliebten Schicksal soll die Idee klar machen, daß „Gott die Freude seiner Kinder nur stört, um ihnen eine bleibendere und noch größere zu bereiten." Ist das nicht der erläuternde Commentar zu jenen Stellen der „Moral": „das Leben ist nicht bestimmt, für die Einen ein Fest, für die Andern eine Plage zu sein; es ist für Alle eine Pflicht. — In dem Wohlwollen des Thoren liegt etwas Edleres und Vortrefflicheres als in dem Scharfsinn eines großen Denkers. — Wer viel liebt, hat keine Zeit zu hassen."

Manzoni's Volk hat diese Seele voll Liebe und Güte verstanden. Mir ist, als ob eine einzige solche Seele gut mache, was Tausende seines Volkes gefehlt.

Niemand hat es seither in Italien gewagt, einen Stein auf die „Promessi sposi" zu werfen — Niemand, als ein belletristischer Schriftsteller des Jesuitenordens, welcher, um zu zeigen, wie man zu liberalen Ideen verführt wird, seine Heldin beschuldigt, Manzoni's „Verlobte", Cantù's „Margherita Pusterla" und d'Azeglio's „Ettore Fieramosca" gelesen zu haben[1]).

Die locale Färbung, welche den „Verlobten" anhaftet, hatte ihre Vortheile; aber, indem sie sich auch auf die Sprache erstreckte, gab sie dem antipathischen Vorurtheil Vieler einen gewissen Vorschub. Erst sein längerer Aufenthalt in Florenz, wo Manzoni mit Gino Capponi enge Freundschaft schloß und mit den Mitgliedern der Crusca fleißig verkehrte, veranlaßte den Dichter zu einer Revision seines Romanes, welche die Beseitigung der specifisch lombardischen Provinzialismen bezweckte und dem Werke eine größere Reinheit der Diction im Sinne der Toscaner schenkte. Manzoni ist zu öfteren Malen auf diese Arbeit zurückgekommen; ob alle diese Versuche, welche den Roman gewiß für das große Publicum lesbarer machten, zum Vortheil desselben ausgeschlagen seien, mögen Andere beurtheilen; uns ist der erste Wurf der liebste. Wie sehr indessen diese sprachlichen, literargeschichtlichen und kritischen Studien Manzoni in den langen Jahren seiner Zurückgezogenheit in Mailand und Brusuglio (1830—1848) beschäftigten, davon zeugen auch sein Dialog „Dell' Invenzione", die an Chauve gerichtete „Lettera su l'Unità di tempo e di luogo nella Tragedia", die Abhandlung „Il Romanticismo in Italia", die „Pensieri sulla Critica", vorzüglich auch die über seine eigenen Absichten aufklärende Untersuchung „Del Romanzo storico e, in genere, dei componimenti misti di storia e d'invenzione", endlich der Brief an Giacinto Carena „Sulla Lingua Italiana", höchst werthvolle Beiträge zur Anbahnung einer in ganz Italien anzuerkennenden, den localen Ton der einzelnen Provinzen abstreifenden Schriftsprache; Arbeiten, denen die feste Ueberzeugung unterlag, daß die Gemeinsamkeit des literarischen Werkzeuges eine nothwendige Vorbedingung für die Gemeinsamkeit des politischen Gedankens und die künftige Einigung des Vaterlandes sei.

[1]) Cantù I, 155, Not. 1. Man vgl. die Charakteristik der beiden letztern Romane bei Reumont, Neue Röm. Briefe II, 113. 120.

Digitized by Google

Manzoni hatte eine Ergänzung zu den „Promessi sposi", die Geschichte der Schandsäule von 1630, versprochen, welche, lange erwartet, endlich im Jahre 1840 erschien. Sie sollte die Geschichte der vorgeblichen Giftmischer, denen man die Entstehung der großen Pest zuschrieb, erzählen. Es war durch des Grafen Pietro Verri's „Osservazioni sulla tortura" und die in unserer Zeit gefundenen Proceßacten, betreffend die „Untori" (d. h. die Personen, welche angeblich durch Bestreichen der Wohnhäuser, Kleidungen u. s. w. mit vergifteten Salben die Krankheit erzeugt hatten) bekannt, daß der Hauptheld in dieser traurigen Geschichte, der Barbier Gian Giacomo Mora, die Tortur erlitten, hingerichtet, seine Wohnung abgerissen und an ihrer Stelle die sogenannte „Colonna infame" errichtet worden war. Man hatte ganz allgemein einen neuen Roman unter diesem Titel erwartet; was der Dichter gab, war eine mit philosophisch-juristischen Betrachtungen verwobene Geschichte jenes Ereignisses und eine zwar sehr einschneidende, aber in der Form stets ruhige und milde Kritik der Culturzustände und der juristischen Anschauungen des 17. Jahrhunderts. Manzoni äußerte sich selbst in einem unter dem 14. Februar 1843 an den Grafen A. von Circourt, den Verfasser der „Histoire des Arabes d'Espagne" und der „Bataille de Hastings", gerichteten Schreiben über die Aufnahme, welche sein neuestes Buch gefunden und über die Absichten, welche ihn dabei geleitet hatten. — „Ein vereinzeltes Ereigniß ohne Zusammenhang mit den großen Thatsachen der Geschichte, unbekannte Persönlichkeiten, so die mächtigeren wie die untergeordneten, ein Irrthum, über welchen bei keinem Leser Licht verbreitet zu werden braucht, Institutionen, gegen welche man sich nicht mehr zu schützen genöthigt ist, — unter allem Diesem schien mir doch noch ein Punkt zu liegen, der die stets vorhandenen Gefahren der Menschheit berührt, ihre edelsten, wie ihre materiellsten Interessen, ihren nie rastenden Kampf auf dieser Erde. Wer gerne zielt, findet leicht eine Scheibe, und die lebendigste Ueberzeugung, die aber doch auch bloße Selbsttäuschung sein kann, das Urtheil von Freunden, deren sonst gewichtiges Urtheil durch Sympathie beirrt werden könnte, vermögen nur halbwegs gegen die Furcht zu schützen, daß man sich im Irrthum befindet. Vom Publicum erwartet man, wenn nicht vollkommene, doch größere Sicherheit, und diese Probe ist entschieden zu meinen Ungunsten ausgefallen. Als meine kleine Geschichte erschien, ward es ringsum stille — erlauben Sie mir das Wort in seiner wahren Bedeutung zu gebrauchen, nicht in der von Ihnen ihm beigelegten, zu günstigen. Die Neugier, während des Winters ziemlich lebendig, hörte plötzlich auf, nicht befriedigt, sondern enttäuscht. Urtheilen Sie nun selbst, welche Freude mir eine unerwartete und beredte Stimme bereitete, die mir sagte, ich habe mich nicht völlig geirrt"[1]). In diesem Sinne nämlich hatte Circourt an Manzoni geschrieben, und er war in der angenehmen Lage, demselben gleich günstige Aeußerungen Augustin Thierry's und Lamartine's berichten zu können.

[1]) Sforza, Epistolario I, 89 f. Der Brief ist ganz übersetzt von Reumont, Briefe heiliger und gottesfürchtiger Italiener. S. 297 f.

(Schluß im nächsten Heft.)

Digitized by Google

Die Entschädigung unschuldig Verurtheilter in Deutschland und Oesterreich.

Von

Dr. **Heinrich Jaques** in Wien[1]).

Legislative Probleme haben wie Bücher ihre Schicksale. Mag immerhin ihre Lösung im einzelnen Falle geeignet erscheinen, tiefempfundenen Bedürfnissen der Gesammtheit Befriedigung zu gewähren, dennoch kann es geschehen, daß die Aufmerksamkeit der letzteren — decennienlanger ernster Vorarbeit der Wissenschaft zum Trotze — erst plötzlich, in einem gegebenen Augenblicke, durch irgendwelche Aufsehen erregende Vorkommnisse auf sie gelenkt wird. Nicht minder kann es sich ereignen, daß einzig und allein solch' „sensationelle" Vorkommnisse eine bisher sogar von Seiten der Wissenschaft völlig unbeachtet gebliebene Frage der Gesetzgebung auf Einmal geradezu in die Mode bringen. Da wendet dann für eine kurze Zeit das Interesse aller Gebildeten sich ihr zu: ihre Erörterung beschäftigt die Salons, erfüllt die Spalten der Journale, widerhallt von den Kathedern der Gelehrten. Aber die kurze Zeit verrauscht, der Modereiz verflüchtigt sich, andere Ereignisse rufen andere Sympathien oder auch andere Antipathien hervor, und das Bedürfniß, dem die Lösung jener Frage zu dienen bestimmt gewesen wäre, scheint, dem Dornröschen gleich, wieder tief eingeschlafen. Und noch ein Drittes ist möglich und ist nicht selten: es kann der Wissenschaft und Forschung überhaupt, ja es kann selbst der bienenfleißigen deutschen Wissenschaft und Forschung geschehen, daß sie irgend eine Aufgabe des Denkens wie des realen Bedürfnisses durch lange Jahre vollständig ignorirt. Dahin gehören ganz insbesondere solche Aufgaben, die — wir kommen darauf noch mit einem Wort zurück — an jenen Grenzgebieten liegen, auf welchen die einzelnen ihrem individuellen Wesen nach getrennten wissenschaftlichen Disciplinen sich berühren. Denn die große Masse

[1]) Der Herr Verfasser hatte als Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses das Referat über die Regierungsvorlage des betr. Gesetzes, welches in der von dem genannten Repräsentantenhaus genehmigten Gestalt am Schlusse dieses Aufsatzes mitgetheilt ist.

Die Redaction der „Rundschau".

Digitized by Google

der Forscher und Schriftsteller zieht denn doch auf den breiten Wegen einher, welche die schematisirende deutsche Wissenschaft der Einzelarbeit geebnet hat, und nicht Vielen ist es gegönnt, auf verschlungeneren, auf selbstgebahnten Pfaden bis zu jenen Wasserscheiden emporzudringen, von denen aus die so oft vergessene Encheiresis der mannigfachen Wissenszweige sich wieder überblicken, sich wieder gewinnen läßt.

All die Peripetien, die wir andeuten, sind dem Thema, das uns hier beschäftigen soll und dem damit so enge zusammenhängenden zweiten, von der Entschädigung bei unbegründeter oder unverschuldeter Untersuchungshaft, nicht erspart geblieben. Nachdem in Frankreich der an Jean Calas begangene und durch Voltaire zu weltgeschichtlicher Berühmtheit gelangte Justizmord die Gemüther in leidenschaftliche Erregung versetzt hatte, da wandte sich das öffentliche Interesse plötzlich wie in fieberhafter Spannung der Frage der Entschädigung unschuldig Verurtheilter zu, obgleich dieselbe bis dahin der wissenschaftlichen Behandlung noch gar nicht unterzogen worden war. Die Akademie von Châlons sur Marne erließ die bekannte Preisausschreibung; in den denkwürdigen Cahiers der zu den États généraux von 1789 Entsendeten fand sie ihre Stelle, Ludwig XVI. selbst und seine Staatsmänner, ein Necker, ein Pastoret hatten sie auf ihren Programmen. So jugendlich unreif, so heißblütig aber waren noch die Lösungsversuche, daß beispielsweise jene Preisschriftsteller Brissot de Warville und Philippon de la Madeleine für die unschuldig Verurtheilten Decorationen, besondere Ehrenrechte und Nationalbelohnungen in Vorschlag brachten, als ob erduldetes Unrecht mit erworbenem Verdienst auf Einer Stufe stünde, als ob Auszeichnung und Rangerhöhung das angemessene Aequivalent zu bilden hätten für durch Irrthümer der Staatsorgane herbeigeführte Beschädigung! Diese Percystimmung des französischen Volkes ging vorüber, die aufgewühlten Fluthen ebbten, und obgleich die kriminalistische Literatur des Landes die Frage seither nicht wieder vergessen hat, blieb sie doch bis zur Stunde ungelöst, und es geschah lediglich aus der eigensten Initiative Napoleon's III., daß er Gnadenacte in einer Reihe von Fällen vollzog, für welche Rechtsansprüche von der Gesetzgebung noch nicht zuerkannt worden waren. In Italien, wo Filangieri's Reformbestrebungen und die bezüglich unserer Frage wohl unzweifelhaft von französischem Einflusse beherrschten Gesetzbücher Leopold's II. von Toscana sowie Neapels den Entschädigungsanspruch zum ersten Male zur legislativen Anerkennung gebracht hatten, gerieth die Frage anläßlich der einheitlichen Codification für das neuentstandene italienische Königreich wieder in Vergessenheit; — die werthvollen Reformarbeiten Carrara's und Lucchini's sind bis heute ohne praktisches Resultat geblieben. In England schweigt, unseres Wissens, vom genialen Jeremias Bentham abgesehen, die juristische Literatur gänzlich; jene Parlamentsbeschlüsse aber, welche in einzelnen, Aergerniß verursachenden Fällen — wie der des deutschen Predigers Hessel und der Fall Bewicke — Entschädigung zuerkannt haben, lassen die principiellen Gesichtspunkte, vor welchem der Minister Lord Grey seine Landsleute im Parlamente einmal geradezu als vor ganz besonders heiklen und unnahbaren gewarnt hatte, mit Absicht bei Seite. Die cantonalen Gesetzgebungen der Schweiz endlich, welche in jüngster Zeit Geyer in wiederholten verdienstlichen Ausführungen klargelegt hat, sind hin-

Digitized by Google

sichtlich unserer Frage dem ganzen Continente rühmlich vorangeschritten; und Deutschland? Es ist über ein Decennium her, daß Heinze das Problem in seiner weiteren Ausdehnung zuerst in Anregung gebracht und der deutsche Juristentag begonnen hatte, sich damit auf das Eingehendste zu beschäftigen. So wenig zugänglich war aber der Gegenstand damals noch der sonst denn doch weit ausblickenden deutschen Rechtswelt, daß der Juristentag wie nach dem Gebote Mephisto's es dreimal sagen mußte (zu Hannover, Nürnberg, Salzburg), bis er zu einer communis opinio gelangen konnte. Aber auch diese zehnjährige Arbeit wäre wohl resultatlos vorübergegangen, hätte nicht eine Reihe von, der allerjüngsten Zeit angehörigen, eclatanten Fällen ungerechtfertigter Verurtheilungen das gekränkte öffentliche Rechtsbewußtsein in Wallung gebracht, zu den Antragstellungen im deutschen Reichstage (Abg. Philipps und Lenzmann) und im österreichischen Reichsrathe (Abg. Dr. Roser) Veranlassung gegeben, und endlich eine ganz stattliche Literatur an Broschüren und Essays (wir nennen ohne Anspruch auf Vollständigkeit: Geyer, Jaques, Schwarze, Lilienthal, List, Kronecker, Gernerth, Bar, Bähr, Jacobi und den verehrten anonymen Verfasser einer trefflichen kleinen Abhandlung im „Gerichtssaal") ins Leben gerufen. Ueberblickt man dagegen die bis zu den für den Juristentag von 1874 abverlangten Gutachten (von Vollert, Wahlberg, Ullmann, Nissen, Köstlin) bestandene deutsche Gesammtliteratur an strafprocessualischen Untersuchungen und Handbüchern, so ist es geradezu charakteristisch, daß man unserer Frage gegenüber nur einem tiefen allgemeinen Schweigen begegnet. Charakteristisch, aber auch nach dem oben Angedeuteten sehr wohl begreiflich. Denn die monographische Zerspaltung und Zersplitterung, in welche die Rechts- und Staatswissenschaft, nach mannigfachen verfrühten und vergeblichen philosophischen Zusammenfassungsversuchen, zu ihrem Heile, zum Zwecke ihrer Vertiefung und der Beherrschung des concreten Rechtsstoffes gerathen war, mußte es mit sich bringen, daß man Probleme bei Seite ließ, welche nur durch gleichzeitige und gleichmäßige Beherrschung mehr als Einer Rechtsdisciplin zur Lösung gebracht werden konnten. Dahin gehört aber unsere Frage, welche zugleich öffentlichrechtlicher und privatrechtlicher Natur zu sein scheint; dahin, um ein paar verwandte Beispiele anzuführen, die Frage über die Prüfung der Verfassungsmäßigkeit der Gesetze durch die Gerichte, welche zugleich in das Gebiet der Verwaltung und in das der Justiz einschlägt; dahin die Frage von dem Unterschiede des sogenannten civilen und des criminellen Unrechts, welche gleich sehr dem Privat- wie dem Strafrechte ihre wissenschaftliche Lösung zu entnehmen hat; dahin endlich auch die Frage von der Haftung des Staates für das Verschulden seiner Beamten, deren Lösung wieder die Würdigung privatrechtlicher und staatsrechtlicher Momente zur Voraussetzung hat, eine Lösung, der die Wissenschaft bis in die neueste Zeit aus dem Wege zu gehen bemüht gewesen ist.

Alle diese Wandlungen und Wechselfälle aber, denen es zur Last zu legen ist, daß die Entschädigung unschuldig Verurtheilter mit Ausnahme der Schweiz bis zur Stunde in keinem europäischen Staate zur legislativen Anerkennung gelangt ist, haben ihre tiefen mit dem culturgeschichtlichen und politischen Entwicklungsgange im engsten Zusammenhange stehenden Ursachen. So lange das Recht der Gesammtheit sich in dem absolutistischen Herrscherwillen verkörperte,

Digitized by Google

so lange der aus dem römischen Recht überkommene Grundsatz jener lex regia galt, der da lautet: „princeps legibus solutus est," so lange konnte von irgend einem auf die Thatsache ungerechter Verurtheilung gegründeten Entschädigungs- oder überhaupt von irgend welchem Rechtsanspruch des Einzelnen an den Staat auch nicht im Allerentferntesten die Rede sein. Der Staat, der ja gar nicht verletzen, die Staatsorgane, die ja gar nicht beschädigen konnten, wie hätte an sie irgend ein Anspruch gestellt werden dürfen? Aber auch in einem viel späteren Stadium der Entwicklung, in der Epoche, in welcher die ersten Keime des modernen Rechtsstaates im Bewußtsein der Gesammtheit Wurzeln zu schlagen begonnen hatten; in der Epoche, in welcher man nicht mehr anstand, anzuerkennen, daß der Staat seine Action dem Einzelnen gegenüber nur in verfassungs- und gesetzmäßigen Formen zu vollziehen berechtigt sein solle, daß dem Einzelnen hinwieder kräftige Bürgschaften und unübersteigliche Schutzwehren für seine verfassungsmäßigen Rechte und Freiheiten zuerkannt werden müßten; auch in dieser Epoche war der Boden für die Einräumung von Entschädigungsansprüchen in den Fällen unverschuldeter Irrthümer der Justizbehörden noch nicht geebnet. Denn wohl hatte man damit ausgesprochen, daß die Staatsorgane den Einzelnen verletzen und beschädigen könnten, wenn sie vorsätzlicher oder fahrlässiger Weise die Beobachtung der gesetzlichen Normen ihm gegenüber außer Acht ließen. Aber wenn hier von Entschädigungsansprüchen die Rede sein sollte, hatten diese nicht etwa noch auf zwei Voraussetzungen zu beruhen, die mit den traditionellen Kategorien des römischen Civilrechts, das ja auch das öffentliche Leben bis in die neueste Zeit beherrscht hat, in geradezu untrennbarem Zusammenhange standen? Zuerst auf der Voraussetzung, daß hier ein Verschulden, dolus oder culpa, Vorsatz oder arge Fahrlässigkeit im Spiele sei, sodann auf der weiteren, daß der Beschädigte sich an den Schuldtragenden zu halten habe, nicht also an den Staat, an die eines Verschuldens unfähige juristische Person, sondern an den einzelnen Beschädiger selbst, in unserm Falle an den Richter, der seine Amtspflicht in concreto nicht erfüllt, sie vielmehr verletzt habe.

Dem gegenüber war es nun ein weiterer fortschrittlicher, nur dem allmälig erstarkenden staatlichen Bewußtsein, sowie dem sich mehr und mehr vertiefenden Freiheitsbedürfnisse entsprechender Gedanke, daß der Staat selbst zu haften habe für Schädigungen der Rechte der Einzelnen durch seine Beamten, und daß solche Entschädigungspflicht demselben obliege, wann immer doch nur objectiv in die Rechtssphäre des Einzelnen störend, verletzend und schädigend eingegriffen worden sei, ganz unabhängig und völlig unbeeinflußt dadurch, ob ein subjectives Verschulden dabei obwalte oder auch nicht.

Noch ein letzter und wichtigster Schritt war aber zu thun, um der öffentlichrechtlichen Stellung des Einzelnen dem Staate gegenüber die volle Klarheit zu geben und den Competenzkreis der Gesammtheit sowie der Einzelnen gegen einander scharf zu umschreiben: es war die Erringung der auf wirthschaftlichen und socialen ebenso sehr, als auf ethischen Principien beruhenden Erkenntniß, daß alle Lasten, die den Einzelnen auferlegt werden, mit völliger Gleichmäßigkeit auferlegt werden müssen; daß, soll der Staat ein Rechtsstaat, ein Staat der Gerechtigkeit im wahren Sinne des Wortes sein, kein Einzelner

Digitized by Google

ihm ein größeres Opfer zu bringen haben dürfe, als alle Anderen.

Damit, damit aber auch allein, war die unerschütterlich feste Grundlage für den Rechtsanspruch eines unschuldig Verurtheilten auf Entschädigung von Seiten des Staates gewonnen. Denn nun mußte es Jedermann einleuchtend, mußte geradezu als sonnenklar erscheinen, daß es mit der Justizlast, die der Staat dem Einzelnen auferlege, ganz ebenso gehalten werden müsse, wie etwa mit der Steuer- oder mit der Militärlast. Sowie der Staat die allgemeine Wehrpflicht heischt, der kein Einzelner sich zu entziehen das Recht hat, so erheischt er allgemeine Wehrlosigkeit gegenüber der Justiz, deren Walten sich ein Jeder ohne Ausnahme, also auch Derjenige unbedingt und ohne Widerstand oder Widerrede zu fügen hat, der das Bewußtsein seiner Schuldlosigkeit in sich trägt. Ist nun einem Einzelnen hierbei durch eine zufällige Verkettung von Umständen oder durch irrthümlichen Verdacht und irrthümliche Beweisannahme ein Mehr an Uebel, ein Mehr an Opfern auferlegt worden, als allen Anderen, so ist es eine unabweisliche Rechtspflicht des Staates, hiefür Entschädigung zu leisten. Eine Rechtspflicht im strengsten Sinne des Wortes und nicht im Entferntesten etwa nur eine Pflicht der Billigkeit oder gar der bloßen Humanität und Gnade. Denn wie käme der Einzelne dazu, mit seiner Freiheit, seiner Ehre, seiner socialen Stellung, seiner Erwerbsmöglichkeit, Gesundheit und Arbeitsfähigkeit, endlich mit dem Schmerz und der Sorge, ja vielleicht mit dem Elend seiner Angehörigen es erkaufen, dafür eintreten und dafür sich hinopfern zu sollen, daß die Justizpflege des Staates ihres Amtes walte? Wie käme er dazu, für die Irrthümer, seien es auch die vielleicht unabwendbaren Irrthümer der Staatsorgane, zu büßen und zu leiden? Wenn durch eine unrichtige und zwar in ganz verzeihlicher, vielleicht sogar in ganz unvermeidlicher Weise unrichtige Taxation Jemand zu hoch besteuert wurde, wird sich da die Finanzverwaltung nicht als dringend verpflichtet erachten, die Mehrleistung, das Zuviel an Capital nebst Zinsen sofort in seiner Totalität zurückzustellen? Und wenn ein Anderer ohne jeglichen Rechtsgrund zum Behuf der Durchführung der staatlichen Justizpflege nie zu rechtfertigende Opfer an seinen wichtigsten Gütern hat bringen müssen, sollte der Staat etwa nicht unabweislich verpflichtet sein, hiefür jedes nur irgend mögliche Aequivalent zu gewähren? Hinfällig sind demnach alle privatrechtlichen Analogien, mit welchen man jene Entschädigungspflicht vom Staate abzuwälzen versucht hat; unanwendbar der Satz: „qui suo jure utitur, neminem laedit“; denn einzig und allein dem gegenüber, welcher delinquirt hat, übt der verfolgende Staat ein suum jus aus; kein jus aber, sondern Unrecht gegenüber dem Schuldlosen. Unanwendbar ferner ist der Satz: „casus nocet domino“; denn wollte man überhaupt, unter falscher Verallgemeinerung dieses wie des früher angeführten aus seinem Zusammenhange gerissenen romanistischen Satzes, die Irrthümer der Justizorgane als casus, als force majeure bezeichnen, so ist kein Anderer als der Staat selbst jener dominus, dem der casus zur Last fällt. Zwecklos und sogar das klare Urtheil trübend ist ferner auch die Heranziehung anderer scheinbar näher gelegener privatrechtlicher Analogien, als z. B. die der Haftpflicht beim Betriebe von Eisenbahn-

Digitized by Google

unternehmungen und Bergwerken oder der Unfallsversicherung und dergleichen. Denn der Rechtsanspruch, von welchem hier die Rede ist, ruht auf öffentlich-rechtlicher Grundlage, auf der richtigen Abgrenzung von Recht und Pflicht des Staates als der Verkörperung der Gesammtheit gegenüber dem Einzelnen und vice versa; er hat also seine eigene, seine selbständige Begründung, und jene anderen Fälle sind ihrem Wesen nach nicht dazu geeignet, ihn zu stützen.

Es ist demnach in auffälliger Weise irrthümlich und in augenfälliger Weise engherzig zugleich, wenn der österreichische Regierungsentwurf lediglich einen Billigkeitsanspruch auf Entschädigung glaubt anerkennen zu dürfen, und es ist in der Natur der Sache selbst gelegen, daß sich die Motive zu diesem Entwurfe sofort selbst widersprechen, indem sie dort, wo es sich um die in demselben festgestellte volle Rückleistung der von dem unschuldig Verurtheilten etwa geleisteten Geldstrafen und Kosten des Strafverfahrens handelt, in dieser Rückleistung ein Gebot der „Gerechtigkeit" erblicken zu müssen einräumen.

Nicht minder aber beruht es auf einer irrthümlichen Auffassung, wenn im Namen des Reichskanzlers Fürsten Bismarck der über den Antrag Philipps und Lenzmann eingesetzten früheren Reichstagscommission die Erklärung abgegeben wurde, es solle im einzelnen Falle wohl die Frage, ob ein Entschädigungsanspruch Platz greife, richterlicher Judicatur unterzogen werden, die Bestimmung der Höhe dieser Entschädigung aber der Entschließung der höchsten Verwaltungsbehörde, des Reichskanzlers selbst, vorbehalten bleiben. Denn dort, wo ein Rechtsanspruch besteht, liegt auch die Fixirung seines Umfanges in der Competenz der Gerichtsbehörden, und es ist willkürlich, hier von Fall zu Fall das arbiträre Ermessen der Administration eintreten lassen zu wollen. Vollends erscheint es aber in technischer Beziehung wohl sehr bedenklich, wenn, zufolge einer weiteren, jener Reichstagscommission gegenüber abgegebenen Erklärung, der Entschädigungsanspruch ausschließlich der Competenz des Reichsgerichtes zugewiesen werden sollte. Denn dem in der großen Mehrzahl der Fälle armen, vielleicht gerade durch die Verurtheilung selbst verarmten Entschädigungsberechtigten die Durchsetzung seines Rechtes dadurch erschweren und vertheuern, daß er an weit entlegenem Orte und etwa nur unter Leistung erheblicher Vertretungskosten zu seinem Ziele soll gelangen können, das hieße die Wohlthaten des Gesetzes zum größten Theile illusorisch machen oder doch mindestens in Frage stellen. Mag nun auch immerhin die zielbewußte, wahrhaft nationale und staatsmännische Tendenz der Centralisation und der Bekämpfung des ehemaligen kleindeutschen Particularismus, wo immer es nur möglich ist, zur Geltung gebracht werden, so muß sie doch wohl dort zurücktreten, wo ihre Geltendmachung die eben angedeutete Wirkung der Vereitlung der Segnungen eines humanitären Gesetzes zur unausbleiblichen Folge haben müßte.

Wir glauben Angesichts jener erhobenen Bedenken es ganz insbesondere aussprechen zu sollen, daß Niemand mehr als der deutsche Reichskanzler dazu berufen sei, einem Gesetze von der Beschaffenheit des hier in Frage stehenden die Wege zu ebnen. Er, der mit unermüdlicher Zähigkeit und Ausdauer bemüht ist, die Verwirklichung seiner socialpolitischen Bestrebungen zu erringen, er wird mehr als jeder Andere erkennen müssen, daß das hier erörterte Problem der Gesetzgebung auf

Digitized by Google

das Engste zusammenhängt mit den socialpolitischen Aufgaben unserer Tage. Denn soviel ist ja wohl gewiß: Diejenigen, welche durch eine unglückliche Verkettung von Umständen zu Objecten von Justizmorden geworden sind und denen, wenn ihre Schuldlosigkeit erkannt ist, der Staat, der ihnen und den Ihrigen die schwersten Leiden zugefügt hat, keine andere Sühne zu bieten weiß als ein achselzuckendes Bedauern, sie werden in ihrer nur allzugerechtfertigten Verbitterung gar leicht zu geschworenen Feinden des Staates selbst und der bürgerlichen Gesellschaft. Daß die Parteien der Anarchisten oder der Nihilisten an ihnen am ehesten dienstbereite Bundesgenossen finden werden, das wäre man fast versucht als ein Naturgesetz zu bezeichnen. Sind sie ja doch durch die niemals vollständig zu beseitigenden Nachwirkungen ihres tragischen Schicksals gleichsam vom Staate ernannte catilinarische Existenzen!

Nach all dem wollen wir den Gegengründen, welche auch neuestens noch wider das von uns vertretene Princip ins Feld geführt wurden, keine eingehende Erörterung mehr widmen. Wenn bei der ersten Lesung des Antrages im deutschen Reichstage regierungsseitig sogar darauf hingewiesen wurde, daß auf die Entschädigung vielleicht speculirt werden würde, daß der Angeschuldigte um derselben willen sogar ihm zugängliche Entlastungsbeweise zurückhalten werde, um sie später im Wiederaufnahmeverfahren „gegenüber der verblaßten Erinnerung der Belastungszeugen nun so schwunghafter zu verwerthen"; so will uns scheinen, als ob diese Art der Argumentation so zu sagen schon auf den Aussterbeetat gesetzt wäre, denn die Künstlichkeit und innere Haltlosigkeit solcher Beweisführung springt wohl für Jedermann in die Augen. Wenn weiter hervorgehoben wurde, die deutschen Gerichte würden, falls das Entschädigungsprincip einmal normirt sei, mit den Freisprechungen etwas sparsamer umgehen, so liegt darin unseres Erachtens eine durch nichts gerechtfertigte Herabwürdigung des deutschen Richterstandes. Wenn aber vollends immer wieder darauf hingewiesen wird, daß der im Wiederaufnahmeverfahren Freigesprochene noch nicht nothwendig oder regelmäßig ein Schuldloser, sondern häufig nur ein wegen Mangels an Beweis (die alte Absolutio ab instantia!) Entlassener sei, so wird dabei regelmäßig vergessen, daß die Justizpflege des Staates nach modernen Rechtsgrundsätzen eben nur einzig und allein Den zu strafen berechtigt sei, welchem einen vollständigen Schuldbeweis zu führen ihr auch wirklich gelungen ist.

Ueber den Inhalt eines das Princip formulirenden Gesetzes ist an dieser Stelle wohl um so weniger zu sagen, als der vom österreichischen Abgeordnetenhause genehmigte Entwurf vorliegt, dessen Annahme durch das Herrenhaus demnächst gewärtigt wird. Möglichste Zugänglichkeit des Gerichtes für die Parteien, obligatorische Feststellung unentgeltlicher Armenvertretung behufs Geltendmachung des Anspruches, officiöse Voruntersuchung, öffentlich mündliche Verhandlung nach den Grundsätzen des Civilprocesses, freie Beweiswürdigung, Bestimmung der Höhe der Entschädigung nach freiem richterlichen Ermessen, unter Berücksichtigung jeder Art erlittenen Schadens, ein entsprechendes Rechtsmittelverfahren: das sind die fast selbstverständlichen Grundzüge. Es reiht sich daran der Verlust des Anspruchs nach einer möglichst begrenzten Verjährungsfrist, sowie in dem Falle, als der Verurtheilte absichtlich seine Verurtheilung herbeigeführt hat. Rathsam

Digitized by Google

ist es aber, es bei dieser präcisen Fassung der letzteren Einschränkung bewenden zu lassen. Denn niemals ließe es sich rechtfertigen, Unbedachtsamkeit oder die gewöhnliche Fahrlässigkeit eines geringer Begabten bei Beschaffung von Entlastungsbeweisen mit dem Verlust des Entschädigungsanspruches zu bestrafen. Wirklich grobe Fahrlässigkeit aber wird sich im concreten Falle regelmäßig durch Absichtlichkeit erklären lassen.

Wir haben uns hier auf die Frage der Entschädigung unschuldig Verurtheilter beschränken zu sollen geglaubt und die mit derselben in engstem principiellem Zusammenhange stehende von der Entschädigung bei nicht begründeter Untersuchungshaft mit Absicht bei Seite gelassen. Für diese Beschränkung scheint uns angesichts der heutigen Sachlage die praktische Opportunität zu sprechen. Denn wenn nicht Alles trügt, so wird auch der deutsche Reichstag oder wenigstens die deutsche Reichsregierung vorerst, sowie die österreichische, nicht zu mehr zu vermögen sein, als daß sie das Entschädigungsrecht unschuldig Verurtheilter zum Gesetze erhebt. Und, rückhaltlos gesprochen, es dürfte dies dem weiteren Fortschritte der Sache vielleicht eher förderlich als nachtheilig sein. Denn wenn die Entschädigung für grundlos erlittene Untersuchungshaft nur unter den Verclausulirungen und mit den schwankenden, willkürlicher Auslegung Spielraum bietenden Bestimmungen ins Leben treten sollte, die der von der Reichstagscommission ausgearbeitete und in Schwarze's trefflichem Berichte begründete Gesetzentwurf enthält, dann wäre der Sieg der richtigen Principien doch in Frage gestellt. Besser also, man lasse den zweiten Theil unseres Problems erst noch weiter ausreifen, von der Wissenschaft durchdringen und lege erst dann an seine Codification Hand an. Wir Alle aber, die wir seit einem Decennium in der Frage entschieden Stellung genommen hatten, wir werden den nun hoffentlich zu erringenden ersten Erfolg nur als eine Etappe, als eine Abschlagszahlung ansehen, werden aus ihm den Muth schöpfen, auch weiter für die Verwirklichung der als in sich begründet erkannten Ideen thätig zu sein, und werden in zuversichtlicher Erwartung dem Augenblicke entgegensehen, in welchem wir unserem deutschen und österreichischen Volke endlich eine der segensreichen Garantien des Rechtsstaates errungen haben werden. Mag der Anfang ein noch so schwerer gewesen sein, auch hier gilt das Wort: „ce n'est que le premier pas qui coûte", und auch hier wird sich's bewähren, daß der klaren Erkenntniß und der unerschütterlichen Ausdauer der endliche Sieg gewiß ist.

Digitized by Google

Gesetz,

betreffend die Entschädigung für verurtheilte und nachträglich freigesprochene Personen.

§ 1.

Wer eine Strafe ganz oder theilweise abgebüßt hat, die ihm durch gerichtliches Urtheil wegen einer nach der Strafproceßordnung zu verfolgenden strafbaren Handlung zuerkannt wurde, kann, wenn auf Grund der Wiederaufnahme des Strafverfahrens die Einstellung des Verfahrens oder die endgiltige Zurückweisung der erhobenen Anklage, die Freisprechung oder die Anwendung eines milderen Strafsatzes erfolgt, für die durch den sich als ungerechtfertigt darstellenden Strafvollzug ihm zugefügten vermögensrechtlichen Nachtheile vom Staate eine den Verhältnissen entsprechende billige Vergütung verlangen.

Der Anspruch besteht nicht, wenn er die ungerechtfertigte Verurtheilung absichtlich herbeigeführt hat.

§ 2.

Wenn die Voraussetzungen des § 1 vorliegen, kann der Anspruch auf Vergütung nach dem Tode des Verurtheilten auch von dessen Ehegatten, Kindern und Eltern insoweit selbständig erhoben werden, als diesen Angehörigen durch den Strafvollzug ein ihnen von dem Verurtheilten geschuldeter Unterhalt entgangen ist.

Ein nach den Vorschriften dieses Gesetzes erhobener Anspruch geht auf die Erben über.

§ 3.

Der Anspruch ist mittelst schriftlicher Eingabe oder zu Protokoll bei dem Strafgerichte, welches über die Wiederaufnahme in erster Instanz erkannt hat, zu erheben und mit möglichster Bestimmtheit zu bezeichnen.

§ 4.

Das Strafgericht hat von dem erhobenen Anspruche den Staatsanwalt sofort in Kenntniß zu setzen, welchem auch dann, wenn der Anspruch vor einem Bezirksgerichte erhoben wird, die Vertretung der Interessen des Staates zukommt.

Das Strafgericht hat die erforderlichen Erhebungen zu pflegen und die zur Feststellung der Thatsachen, welche den Anspruch begründen, nöthigen Beweise aufzunehmen. Der Vergütungswerber selbst, andere mit seinen Lebensverhältnissen vertraute Personen, Zeugen und Sachverständige können zur Aussage berufen und erforderlichenfalls in Eid genommen werden.

Das Verfahren ist so einzurichten, daß alle zum Vortheile und Nachtheile des Vergütungswerbers gereichenden Umstände mit gleicher Sorgfalt von Amtswegen erhoben werden.

Nach Abschluß der Erhebungen ist dem Vergütungswerber und dem Staatsanwalte Einsichtnahme in die Acten zu gewähren und dem Ersteren bekannt zu geben, daß es ihm freisteht, eine Aeußerung zur Begründung seiner Anträge schriftlich zu überreichen oder zu Protokoll zu geben, wozu ihm eine angemessene, jedenfalls nicht unter acht Tagen zu bestimmende Frist offen zu halten ist. Die Aeußerung ist dem Staatsanwalte zur etwaigen Gegenäußerung innerhalb acht Tagen, die letztere dem Vergütungswerber mitzutheilen. Schriftliche Aeußerungen sind zu diesem Ende in doppelter Ausfertigung zu überreichen.

Wird von einem der beiden Theile die Ergänzung der Erhebungen beantragt, so hat hierüber das Gericht Beschluß zu fassen. Nach Abschluß der Nachtragserhebungen oder Abweisung des Ergänzungsantrages sind neuerlich achttägige Fristen zur Einbringung der Aeußerung, sowie der etwaigen Gegenäußerung zu bestimmen.

Gegen gerichtliche Beschlüsse und Verfügungen im vorbezeichneten Verfahren ist ein Rechtsmittel nicht zulässig.

§ 5.

Die geschlossenen Acten sind, wenn der Vergütungswerber nicht vorher klaglos gestellt wurde, zur Entscheidung über den gestellten Anspruch dem Oberlandesgerichte vorzulegen, welches, wenn es nicht die Ergänzung der Erhebungen anzuordnen findet, einen Tag zur mündlichen Verhandlung festsetzt.

Hievon wird der Oberstaatsanwalt und der Vergütungswerber verständiget, welchem es freisteht, bei der mündlichen Verhandlung persönlich zu erscheinen und sich auch durch einen Advocaten vertreten zu lassen.

Digitized by Google

§ 6.

Die mündliche Verhandlung findet in öffentlicher Sitzung statt.

Die Oeffentlichkeit ist auszuschließen, wenn der Vergütungswerber es verlangt, oder aus Gründen der Sittlichkeit oder der öffentlichen Ordnung. Bei Ausschluß der Oeffentlichkeit ist die Veröffentlichung des Inhaltes der Verhandlung untersagt.

Die Verhandlung beginnt mit einer Darstellung des Sachverhaltes durch den hiezu bestimmten Referenten.

Hierauf werden der Vergütungswerber oder sein Vertreter und der Oberstaatsanwalt mit ihren Anträgen gehört. Im Falle der Abwesenheit der Ersteren ist die Aeußerung vorzulesen. Dem Oberstaatsanwalte gebührt das letzte Wort.

Wenn das Oberlandesgericht auf Antrag oder von Amtswegen eine weitere Aufklärung der Sache für angemessen erachtet, so veranlaßt es die erforderliche gerichtliche Erhebung und bestimmt die Fortsetzung der Verhandlung auf einen anderen Tag.

Ist die Sache zur Entscheidung reif, so spricht das Oberlandesgericht den Schluß der Verhandlung aus.

§ 7.

Das Oberlandesgericht ist bei seiner Entscheidung an keine positiven Beweisregeln gebunden, sondern hat nach seiner freien, aus der gewissenhaften Prüfung aller für und wider vorgebrachten Beweismittel gewonnenen Ueberzeugung zu erkennen.

Insbesondere hat es, wenn ein ausreichender Beweis über die Größe der zu vergütenden Nachtheile nicht vorliegt, weil derselbe entweder gar nicht, oder nur mit unverhältnißmäßigen Schwierigkeiten hätte erbracht werden können, die Vergütung nach billigem Ermessen zu bestimmen.

§ 8.

Das Erkenntniß ist, wenn möglich, sogleich zu verkünden. Dasselbe ist in diesem Falle, sowie, wenn die Verkündung nicht geschehen ist, binnen acht Tagen sammt den Entscheidungsgründen beiden Theilen zuzustellen.

Ueber die mündliche Verhandlung ist ein Protokoll aufzunehmen, welches die Namen der Anwesenden und die wesentlichen Momente der Verhandlung enthalten muß. Das Protokoll wird von dem Vorsitzenden und dem Protokollführer unterzeichnet.

§ 9.

Gegen das Erkenntniß des Oberlandesgerichtes steht dem Vergütungswerber und dem Oberstaatsanwalte das Rechtsmittel des Recurses offen.

Gegen andere Verfügungen und Beschlüsse des Oberlandesgerichtes ist ein Rechtsmittel nicht zulässig.

Der Recurs ist binnen 14 Tagen nach Zustellung des Erkenntnisses bei dem Oberlandesgerichte anzumelden. Vor Ablauf dieser Frist kann auch eine Ausführung der Gründe des Recurses überreicht werden. Zum Behufe dieser Ausführung ist die Einsicht der Verhandlungsacten zu gestatten.

Sowohl die Anmeldung als auch die Ausführung des Recurses ist in doppelter Ausfertigung zu überreichen, wovon ein Exemplar dem Gegner zuzustellen ist.

Nach Einlangen der Ausführung oder nach Ablauf der zu ihrer Einbringung bestimmten Frist sind die Acten dem Obersten Gerichtshofe zur Entscheidung vorzulegen.

§ 10.

Findet der Oberste Gerichtshof, daß der Recurs von einer Person ergriffen wurde, der das Recursrecht nicht zusteht, so hat er den Recurs sofort zu verwerfen; erachtet derselbe eine Ergänzung der Erhebungen für nöthig, so hat er dieselbe zu veranlassen.

In allen anderen Fällen wird der Tag zur mündlichen Verhandlung bestimmt.

Im weiteren Verfahren finden die für das Oberlandesgericht gegebenen Vorschriften sinngemäße Anwendung.

§ 11.

Die Entscheidungen werden beim Oberlandesgerichte in einer Versammlung von einem Vorsitzenden und vier Richtern, beim Obersten Gerichtshofe von einem Vorsitzenden und sechs Richtern gefällt.

Digitized by Google

Richter, welche an dem vorausgegangenen Strafverfahren oder an dem die Wiederaufnahme betreffenden Verfahren in erster Instanz theilgenommen haben, sind von der Theilnahme an der Verhandlung über das Vergütungsbegehren ausgeschlossen.

§ 12.

Die Vorladung zur mündlichen Verhandlung und das Erkenntniß über den erhobenen Anspruch sind dem Vergütungswerber zu eigenen Händen zuzustellen.

Andere Zustellungen können auch an die Hausgenossen des Vergütungswerbers geschehen.

§ 13.

Sonn- und Feiertage, sowie sonstige Ferialtage haben auf den Beginn und den Lauf der Fristen zur Ueberreichung der Schriften keinen Einfluß.

Eine Frist, deren letzter Tag auf einen Sonntag oder allgemeinen Feiertag fallen würde, endet mit dem nächstfolgenden Werktage.

§ 14.

Die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand wegen Versäumung einer Frist, oder wegen Ausbleibens von der Verhandlung findet nicht statt. Nur gegen die Versäumung der Frist zur Anmeldung des Recurses (§ 9) kann der Oberste Gerichtshof die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand dem Vergütungswerber ertheilen, wenn er

1. nachzuweisen vermag, daß es ihm durch unabwendbare Umstände ohne sein oder seines Vertreters Verschulden unmöglich gemacht wurde, die Frist einzuhalten;
2. die Wiedereinsetzung innerhalb drei Tagen nach dem Aufhören des Hindernisses nachsucht;
3. die Anmeldung zugleich einbringt.

Das Gesuch ist bei dem Oberlandesgerichte zu überreichen.

§ 15.

Das Oberlandesgericht hat dem Vergütungswerber auf sein Verlangen, falls er seine Mittellosigkeit darthut, einen Armenvertreter, wenn thunlich aus der Reihe der am Sitze des Gerichtes befindlichen Advocaten, zur Vertretung bei der mündlichen Verhandlung und zur Ausführung des Recurses beizugeben.

In gleicher Weise steht die Bestellung eines Armenvertreters für die mündliche Verhandlung beim Obersten Gerichtshofe diesem selbst zu.

§ 16.

Für die Entscheidung über den Ersatz der Kosten dieses Verfahrens sind die Grundsätze des Civilprocesses maßgebend. Der Vergütungswerber kann nur dann zu einem Kostenersatze verurtheilt werden, wenn sein Begehren als ein muthwilliges erkannt wird.

§ 17.

Die in diesem Verfahren ergangenen Erkenntnisse sind, wenn sie vom Oberlandesgerichte mit der Bestätigung der Rechtskraft versehen sind, gleich civilgerichtlichen Urtheilen vollstreckbar.

Die Vollstreckung ist bei demjenigen Gerichte anzusuchen, in dessen Sprengel dieselbe vorgenommen werden soll.

§ 18.

Das Recht, die Vergütung zu begehren, verjährt nach einem Jahre von dem Zeitpunkte, mit welchem der Anspruch auf Grund des § 1 dieses Gesetzes gerichtlich geltend gemacht werden konnte.

§ 19.

In Bezug auf Gebühren- und Portofreiheit sind in diesem Verfahren die Bestimmungen der Strafproceßordnung anzuwenden.

§ 20.

Das Gesetz findet auf Strafurtheile, welche vor der Wirksamkeit dieses Gesetzes gefällt worden sind, dann Anwendung, wenn nach Eintritt der Wirksamkeit desselben eine Wiederaufnahme des Strafverfahrens zu Gunsten des Verurtheilten (§ 1) erledigt wird.

Digitized by Google

Studien über Goethe.

Von

Wilhelm Scherer.

Faust.

Die nachfolgenden Betrachtungen erheben nicht den Anspruch, den unermeßlichen Gegenstand, dem sie gewidmet sind, nach irgend einer Richtung hin zu erschöpfen. Sie wollen es vermeiden, bekannte Dinge zu wiederholen. Sie gehen auf zahlreiche Fragen, welche die Forschung über Goethe's „Faust" aufgeworfen hat, nicht im entferntesten ein und wollen lediglich einen Beitrag zum Verständnisse der unsterblichen Dichtung liefern, indem sie ein Princip der Erklärung vertreten, welches zwar vielfältig benutzt wird, aber noch immer nicht genügend anerkannt und in seine Consequenzen verfolgt ist.

Seit ein wissenschaftlicher Betrieb der neueren deutschen Literaturgeschichte mehr und mehr emporkommt, hört man oft die Behauptung, es bedürfe zum vollen Verständnisse Goethe'scher Dichtungen verschiedener von außen her geholter Kenntnisse, welche nur der Forscher und Vertreter der Wissenschaft herbeizuschaffen im Stande sei. Um den Werther zu verstehen, soll es nöthig sein, etwas über Goethe's Verkehr mit Kestner und Lotte zu wissen. Um die Lieder an Lili zu würdigen, soll man Lili's Biographie kennen. Um in den westöstlichen Divan einzudringen, soll man Etwas von Marianne v. Willemer gehört haben. Ich möchte solchen Behauptungen auf das Entschiedenste entgegentreten. Ich will zwar Niemand abhalten, sich über alle diese und viele andere hübsche Dinge zu belehren. Aber ich bin sehr tief davon durchdrungen, daß es zum Verständniß des „Werther" nicht nothwendig ist, eine Silbe von Goethe's Liebe zu Lotte und von dem Selbstmorde des jungen Jerusalem zu wissen. Es wäre ein schlechtes Zeugniß für ein literarisches Kunstwerk, wenn es nicht den Schlüssel seines Verständnisses in sich selbst trüge, wenn es einer von außen her geholten Weisheit bedürfte, um in das Innere einzudringen, um den Zusammenhang, um die Schönheit zu begreifen und die volle Wirkung zu empfinden. Ja es fragt sich, ob die vielen Kenntnisse, die wir an unsere literarischen Schätze heranbringen, das unbefangene Verständniß nicht mehr stören als sie es fördern — und ob wir für die ästhetische Bildung der Nation nicht besser sorgen würden, wenn wir ihr weniger über die Ent-

Digitized by Google

stehung der großen Dichtungen mittheilten und sie lieber an die Kunstwerke selbst heranführten, um den Blick für deren Schönheit zu schärfen. Nicht auf das Wissen kommt es an, sondern auf den Geschmack und auf die Fähigkeit zu genießen!

Alles dies aber gilt für den Faust nicht. Um Goethe's Faust zu verstehen, d. h. zu würdigen und ihm gerecht zu werden und in den vom Dichter gewollten Zusammenhang einzudringen, ist es wirklich nothwendig Einiges zu wissen, was uns die Dichtung selbst nicht sagt. Wir müssen wissen, daß an dem Werke sechzig Jahre lang mit vielen Unterbrechungen gearbeitet und in Folge dessen die letzte innere Einheit und äußere Vollendung nicht erreicht wurde. Wir müssen wissen, daß die Pläne des Dichters schwankten und wechselten und ihre Spuren in dem Werke zurückließen. Wir müssen wissen, daß ganze Scenen fehlen, welche beabsichtigt waren, nicht ausgeführt wurden und für den Zusammenhang wichtig gewesen wären. Hier kann die Wissenschaft helfen, ja hier muß sie helfen und eine unbefangene Kritik befördern.

Auf die fehlenden Scenen und auf die wechselnden Pläne habe ich mein Augenmerk nun hauptsächlich gerichtet, und, indem ich sie erwäge, suche ich zur Einheit des Kunstwerkes vorzudringen, welche Goethe zwar vorschwebte, die er bei der Ausführung aber nicht völlig erreichte. Nie ist ihm diese Einheit deutlicher gewesen, nie hat er den Plan mit größerer Klarheit vor sich gesehen, als in den gesegneten Jahren, in denen ihm Schiller's lebendiger Antheil zur Seite stand und ihn Schiller's eigenes Denken und Dichten belebte, spornte und förderte: das sind für den Faust die Jahre 1797 bis 1801.

Damals hat er das Vorspiel auf dem Theater und den Prolog im Himmel gedichtet. Damals hat er den Anfang der Handlung, den Monolog Faust's, die Erscheinung des Erdgeistes und das Gespräch mit Wagner in die Osternacht verlegt, seinem Helden den Giftbecher in die Hand gegeben und ihn durch die heiligen Gesänge im Leben zurückgehalten. Die Auferstehung des Herrn wird für Faust ein Symbol eigener Auferstehung. Eine hohe Freudigkeit ergreift ihn, der Ostersonntag findet ihn geneigt, den beginnenden Frühling zu genießen. Die Sehnsucht ins Weite, die ihn erfaßt, weissagt noch nichts Uebles und sie weicht stiller Sammlung, da er in sein Studirzimmer zurückkehrt. Die Menschenliebe, die Liebe Gottes regt sich in ihm; er hält Einkehr bei sich selbst und, indem er das Evangelium Johannis aufschlägt und es zu übersetzen sucht, wird ihm klar: das Erste und das Höchste ist die That. Der Pudel, der ihn stört, den er beschwört, der sich als Mephisto entpuppt, macht ihm Vergnügen und in behaglichster Laune meint er, es ließe sich ein Pact mit ihm schließen. Der Teufel aber kann diese lebensfreudige, selbstherrliche Stimmung des Mannes, den er verführen will, nicht brauchen. Er entflieht, um eine bessere Gelegenheit abzuwarten, in der Faust die Bedingungen nicht selbst dictiren, sondern sich dictiren lassen würde.

Und so finden wir Faust in der That in der nächsten Scene. Der Optimismus, der seit der Osternacht ihn belebte, ist wieder geschwunden und hat neuem Pessimismus Platz gemacht; und in solcher Stimmung schließt er den Vertrag. Was liegt zwischen den beiden Scenen? Nichts. Was erklärt den Umschlag? Nichts. Hier ist eine Lücke; hier ist ein Fehler des Dramas, so wie es uns vorliegt.

Digitized by Google

Aber wir erfahren aus Goethe's hinterlassenen Papieren, so weit sie bekannt sind, und aus den Briefen Goethe's an Schiller, daß zwischen den beiden Scenen ein feierlicher Universitätsactus, eine Disputation beabsichtigt war, welche nicht nur das Universitätstreiben, die ganze bisherige Lebenssphäre Faust's näher charakterisiren, sondern auch den Umschlag in Faust's Stimmung motiviren konnte. Dieser Disputationsactus leistete aber noch etwas anderes, wie wir aus der erhaltenen Planskizze entnehmen. Mephisto trat darin wie in der Beschwörungsscene als fahrender Scholasticus auf und dem Faust als Opponent entgegen. Mephisto pries das unstäte Leben. Faust lobte die Selbsterkenntnis, zu der es keiner Welterfahrung bedürfe. Mephisto wußte aber, wie es scheint, doch die Neugierde Faust's zu erregen: und zwar ist es ein Zauberspiegel, auf den die Unterredung führt und der vermuthlich ein wichtiger Hebel werden sollte.

Mephisto erregt die Neugierde, ohne sie zu befriedigen. Faust, enttäuscht, von Neuem in einem Wunsch betrogen, sieht den fahrenden Scholasten ungern abermals verschwinden. Und diese Enttäuschung mag den Umschwung seiner Stimmung erklären. Aber Mephisto kommt wieder, bereit den Doctor in die Welt zu führen und mit dessen eigenem Drang in die Ferne verbündet. Indessen wurde diese Scene nicht ausgeführt, wie sie beabsichtigt war. Die Art, wie Faust seinen Vertrag mit Mephisto abschließt, steht in unlösbarem Widerspruche mit dem Prolog im Himmel. Während es im Prolog keine Hölle, keinen künftigen Strafort der Bösen gibt, während der Teufel nur diesseits den Menschen erniedrigen möchte und auf das Jenseits keine Ansprüche macht, ist der Vertrag gerade auf die Annahme einer Hölle gebaut und setzt ein Jenseits voraus, in welchem der Mensch dem Teufel unterworfen sein könnte. Der Vertrag scheint im letzten Augenblick vor dem Abschlusse des ersten Theiles so gestaltet worden zu sein, wie er thatsächlich vorliegt, und hat auch auf den Schluß des zweiten Theiles eingewirkt. Wir besitzen aber Fragmente eines älteren Schlusses, die mit dem Prologe vollkommen übereinstimmen.

Hätte Goethe den Disputationsactus ausgeführt und tauchte in dem gelehrten Kampfgespräch der Zauberspiegel auf, der Faust's Neugierde erregt: so stand Goethe vor einem großen Zusammenhang und hatte von hier aus die Möglichkeit in der Hand, ein Motiv auszubeuten, welches auf weite Strecken hin dem Faust eine sehr willkommene Einheit gegeben haben würde.

Wie wenn Mephistopheles Faust's Neugierde nach dem Zauberspiegel benutzte, um ihn fortzulocken? Wie wenn dieser Zauberspiegel eben derjenige wäre, den Faust in der Hexenküche erblickte und in dem ihn der Anblick weiblicher Schönheit entzückte? Wie wenn die Frauengestalt, die ihn hier blendete, eine gewisse Aehnlichkeit mit Gretchen, aber eine noch größere mit Helena aufwies, so daß Gretchen eine Art Vorbereitung auf Helena und die dämonische Gewalt, mit der im zweiten Theile das Bild Helena's auf Faust wirkt, schon im ersten Theil und schon in der Hexenküche begründet wäre?

Der Gedanke ist so einleuchtend und drängt sich mit solcher Nothwendigkeit auf, drängt sich aus den von Goethe hinterlassenen Materialien auf, daß wir die Vermuthung nicht abwehren können, Goethe habe wirklich einmal daran gedacht,

Digitized by Google

einen so großartigen Zusammenhang herzustellen und dergestalt alle Hauptmotive des Faust mit einander näher zu verketten.

Die Gretchen-Tragödie selbst ist ziemlich vollständig ausgeführt und über die kleinen Widersprüche im Einzelnen sieht man gern hinweg. Aber auch hier fehlen ganz wichtige Scenen. Wir wissen nicht, wie Faust Gretchen's Schicksal erfährt; und die Walpurgisnacht ist unvollständig. Sie sollte ursprünglich drei Scenen enthalten: in der ersten den Aufstieg zum Brocken; in der zweiten die Erlebnisse Faust's auf dem Gipfel des Brockens; in der dritten den Abstieg vom Brocken. Nur die erste ist ausgeführt; die zweite und dritte fehlt. In der zweiten sollte Satan selbst mit seinem Hofstaat auftreten. In der dritten sollte Faust Gretchen's Schicksal erfahren: die gespenstische Gestalt, welche dem guten Gretchen gleicht und in der ersten dieser Scenen Faust sofort wunderbar ergreift, sollte wieder auftreten; ihr Kopf sollte abfallen, und das Geschwätz kleiner Berggeister sollte Gretchen's Unglück enthüllen und so den Faust zu thätiger Hilfe entflammen.

Aber nicht bloß für den Aufschluß über Gretchen war die Fortsetzung der Walpurgisnacht nothwendig. Die ganze Bedeutung der Harz- und Brockenscenen wäre erst aus der weiteren Entwicklung klar geworden.

Die Idee des Goethe'schen Faust oder die Moral, wenn man so will — denn der Faust hat eine Moral, wie eine Fabel — ist in den Worten des Prologes ausgesprochen:

Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Dieser Satz bewährt sich an allen großen Wendepunkten des Stückes. Mephisto möchte den Faust herabziehen, er möchte ihn ins Gemeine verstricken und ihn Staub fressen machen: Faust aber hat einen Zug zum Guten und Edlen, der sich nie ganz unterdrücken läßt — und Mephisto muß ihm widerwillig dienen, er muß das Gute schaffen, obgleich er das Böse will. In Auerbach's Keller, in der Hexenküche, da ist dem Mephisto wohl, während Faust sich angewidert fühlt. An Gretchen will Mephisto nicht heran: er empfindet den Zauber der Heiligkeit und seine Ohnmacht gegenüber der Unschuld und Einfalt des Herzens. Aber er *muß* als gehorsamer Diener; und alsbald zeigt sich Faust selbst geheiligt, indem er Gretchen's Zimmer betritt und ihn die reine Lebensluft des guten Kindes umweht. Indessen ist Mephisto hier mit einem starken Trieb in Faust's eigener Brust verbündet, Faust verfällt der Sünde und die Aufregungen der Walpurgisnacht sollen Reue und Gewissen in ihm ersticken. Gerade dort aber weckt ihn eine vorbedeutungsvolle Erscheinung aus seinem Sündenschlaf, und vergeblich sucht ihn Mephisto zu zerstreuen und ihm alle düsteren Ahnungen auszureden.

Dasselbe Verhältniß nun waltet auch bei den anderen Erlebnissen der Walpurgisnacht ob. Faust strebt nach der Höhe, Mephisto will ihn in der Tiefe halten. Faust möchte den Gipfel des Brockens erklimmen, Mephisto will ihn unten durch einen Hexentanz bethören. Faust meint, dort oben müsse sich manches Räthsel lösen; mitten im Wirbel fratzenhafter Gestalten, die ihn umgeben, ist sein edler Erkenntnißtrieb rege: Mephisto möchte denselben in leeren

Digitized by Google

Vergnügungen ersticken. Aber auch hier muß Mephisto als gehorsamer Diener zuletzt dem Befehle des Herrn willfahren und ihn zur Höhe geleiten. Sollte dort wirklich Faust's Erkenntnißtrieb Befriedigung finden? Sollte sich ihm wirklich manches Räthsel lösen?

Ich antworte unbedingt mit Ja. Faust sollte den Satan von Angesicht zu Angesicht erblicken. Mephisto ist keiner von den Großen unter den Geistern, die verneinen: Faust aber sollte dem Größten einmal gegenüber stehen; das Reich des Bösen sollte sich mit seinem Oberhaupte vor ihm offenbaren und er sollte — dessen völlige Nichtigkeit erkennen. Goethe wollte für die Schilderung des Satans und seiner Getreuen eine ganz aristophanisch-groteske Phantasie aufbieten und mit der höchsten Derbheit und Kühnheit die absurdesten und lächerlichsten Situationen ausmalen. Wie der Prolog im Himmel das Reich Gottes als ein Reich der Liebe darstellte, so sollte sich hier ein alberner Despotismus blähen; colossale Schmeicheleien sind der höllischen Majestät erwünscht; ein gänzlich hohles Gebäude wird mit allem Apparate despotischer Herrlichkeit ausgestattet; und um Mitternacht versinkt es, wie eine Seifenblase zerplatzt.

Der erhabene Optimismus der Goethe'schen Weltanschauung sollte sich hier wie im Prologe bewähren. Das Böse ist nur lächerlich, es ist nicht gefährlich. Das Böse hat keine reale Macht; es ist nur ein Reizmittel zum Guten. Diese Erkenntnisse sollten Faust auf dem Gipfel des Brockens nahe treten. Das Räthsel des Bösen sollte ihm dort gelöst werden. Und wenn wir solche Vermuthungen auch nur aus Trümmern ablesen, die Wirkungen der Brockenfahrt liegen klar vor: seit den Erlebnissen der Walpurgisnacht ist Faust ein besserer Mensch.

Ein Schauer faßt ihn, da er vor Gretchen's Kerker steht. Das Mitleid wird in ihm gewaltig und er scheut sich den Jammer zu sehen, aber die Pflicht zu retten, wo er so viel verschuldet, überwiegt seine Furcht vor dem Schmerze. Und wenn er auch vor dem thränenerzwingenden Anblicke der Geliebten nicht zweifeln kann, daß das Böse den Menschen herniederzuziehen im Stande ist, so erfährt er doch auch hier zuletzt nur die Wahrheit, daß ein guter Mensch in seinem dunklen Drange sich des rechten Weges wohl bewußt ist. Durch alle Schauer des Wahnsinns bricht in Gretchens umnachteter Seele das Licht des Gewissens. Sie lechzt halb unbewußt nach der Strafe; denn die Strafe, der Tod ist ihr Sühne. Und eine Stimme von oben bestätigt: sie ist gerettet!

Ruft Mephisto, indem er mit Faust verschwindet: „Her zu mir!" so scheint er zu sagen: „Ist auch diese mir entzogen, sollst doch Du mir nicht entgehen". Gretchens Stimme aber ertönt mit Sehnsuchtslauten: „Heinrich! Heinrich!" Die Gerettete möchte den Geliebten an sich ziehen und auch ihn der Rettung theilhaft machen.

Wird es ihr gelingen oder wird Mephisto ihn erniedrigen?

Das ist die Frage, die der zweite Theil beantwortet. Gretchen kommt nicht etwa als ein liebevoller schützender und warnender Genius, ein wandelnder Geist, wie sie wohl romantische Dramatiker auftreten ließen, zur Erde zurück. Sie kann für den Geliebten nur im Jenseits beten. Aber die abgeschiedenen Geister werden allerdings zu Faust's Gunsten erregt und eine Gestalt des griechischen

Digitized by Google

Alterthums scheint seine Führung zum Rechten und Guten und dergestalt seine Rettung zu übernehmen.

Ich meine Helena.

Als Goethe im Herbst 1800 die Partieen des Faust, in denen Helena auftritt, und insbesondere den dritten Act des zweiten Theiles in Angriff nahm, der ihr ganz gewidmet ist, da nannte er in einem Brief an Schiller diesen Act einen Gipfel, von dem aus sich erst die rechte Aussicht über das Ganze zeigen werde. Und Schiller erwiderte: dieser Gipfel, wie Sie ihn selbst nennen, muß von allen Punkten des Ganzen gesehen werden und nach allen hinsehen.

Ist dies jetzt der Fall?

Nein! Wir stoßen auch hier wieder auf eine Lücke und auf eine Veränderung des Planes.

Meine Leser erinnern sich, wie Helena im ersten Acte des zweiten Theiles zuerst erscheint. Faust und Mephistopheles sind am Hofe des Kaisers; sie haben ihm aus Geldverlegenheiten geholfen, indem sie das Papiergeld erfanden. Sie sollen ihn jetzt amüsiren. Er verlangt die Helena zu sehen, und Faust fühlt sich verpflichtet, seinem Wunsche zu willfahren. Wieder aber stößt er auf die Opposition Mephisto's: in der Region des Heidenthums hat der nordische Teufel keine Macht; er weiß aber doch schließlich Rath, wenn auch Faust selbst dabei das Beste thun muß. Faust steigt zu den Müttern hinab, er bringt den zauberhaften Dreifuß mit, dessen Schale die Weihrauchdüfte entsendet, aus denen Paris und Helena hervortreten. Faust selbst aber wird von dem Anblicke der Helena tief ergriffen. Sein ganzes Wesen ist verwandelt. Jetzt erst scheint die Welt ihm wünschenswerth, gegründet, dauerhaft. „Verschwinde mir des Lebens Athemkraft" — so ruft er der Erscheinung zu —

Wenn ich mich je von dir zurückgewöhne! —
Die Wohlgestalt, die mich voreinst entzückte,
In Zauberspiegelung beglückte,
War nur ein Schaumbild solcher Schöne! —
Du bist's, der ich die Regung aller Kraft,
Den Inbegriff der Leidenschaft,
Dir Neigung, Lieb', Anbetung, Wahnsinn zolle.

Eine unsinnige Eifersucht auf den begünstigten Paris erfaßt ihn. Er will ihm die Geliebte entreißen und sie an sich raffen, indem er sagt:

„Wer sie erkennt, der darf sie nicht entbehren."

Da erfolgt eine Explosion. Faust liegt am Boden. Die Geister gehen in Dunst auf. Mephisto nimmt den Doctor auf die Schulter und kehrt mit ihm in sein altes Studirzimmer zurück, wo wir ihn am Anfange des zweiten Actes vorfinden. Faust bleibt bewußtlos. Mephisto weiß nicht zu helfen. Aber der frühreife Homunculus, den Wagner soeben auf künstlichem Wege hergestellt hat, erräth Faust's Traumgedanken, die ganz auf Helena gerichtet sind. Er gibt den Rath, ihn nach Griechenland zu bringen, wo eben classische Walpurgisnacht sei. So geschieht's. Und in der That hat Faust kaum classischen Boden berührt, als er sofort erwacht und die Frage thut: „Wo ist sie?" Er irrt unter den griechischen Gespenstern umher und fragt: „Hat eins der Euren Helena gesehn?" Er wird an Chiron den Centauren verwiesen. Dieser hält ihn für wahnsinnig

Digitized by Google

und nimmt ihn auf seinem Rücken zu der Seherin Manto mit, auf daß sie ihn heile. Sie aber erklärt: „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt!" und stellt ihm Erfüllung seiner Wünsche in Aussicht:

Tritt ein, Verwegner, sollst dich freuen!
Der dunkle Gang führt zu Persephoneien.
In des Olympus hohlem Fuß
Lauscht sie geheim verbotnem Gruß.
Hier hab' ich einst den Orpheus eingeschwärzt,
Benutz' es besser, frisch! beherzt!

Hier verlieren wir Faust aus den Augen, um ihn erst als angeblichen Beschützer der auf die Oberwelt zurückgekehrten Helena wieder zu begrüßen. Der weitere Verlauf der classischen Walpurgisnacht aber zeigt uns, wie Homunculus seinen Tod in den Wellen findet und wie Mephisto sich durch seine Verwandlung in eine Phorkyas erst unter den classischen Gespensterwesen, die ihm sehr unheimlich vorkommen, eine anständige Existenz gründet.

Faust also ist unterdessen in der Unterwelt bei Persephoneia; und sein Streben muß erfolgreich gewesen sein: denn am Anfang des dritten Actes ist Helena in Sparta und Alles für ihre Begegnung mit Faust vorbereitet.

Aber kann ein unbefangener Leser oder Zuschauer den Anfang des dritten Actes lesen oder sehen, ohne auf das Wunderlichste berührt zu werden? Wie geht denn das zu? Sind wir plötzlich ins homerische Zeitalter versetzt? Helena glaubt soeben von Troja zurückzukehren! Sie glaubt mit Menelas über das Meer geschifft zu sein! Sie glaubt, vorausgeschickt, einen Auftrag des Menelas erfüllen zu müssen! Wie ist denn das möglich!

Wenn irgendwo, so haben wir hier wieder eine Lücke zu constatiren. Der Dichter kann nicht ursprünglich die Absicht gehabt haben, uns ein so verwundersames Factum ohne Erklärung vorzuführen. Wir müßten vorbereitet sein auf das Ueberseltsame. Wir müßten wissen, wie es zusammenhängt.

Wirklich erfahren wir durch Goethe selbst, daß vor dem dritten Act und vermuthlich am Ende des zweiten eine Scene fehlt. Wir sollten zu Faust zurückkehren, wir sollten mit ihm die Unterwelt betreten und ihn am Throne Persephoneia's erscheinen sehen. „Faust's Rede an die Proserpina," sagte Goethe zu Eckermann, „Faust's Rede an die Proserpina, um diese zu bewegen, daß sie die Helena herausgibt; was muß das nicht für eine Rede sein, da die Proserpina selbst zu Thränen davon gerührt wird!"

War aber eine solche Verhandlung zwischen Faust und Persephoneia beabsichtigt, gelang es dem deutschen, hier ganz heroisch gewordenen Gelehrten, die Göttin der Unterwelt zu rühren: so lag es in der Natur der Sache, in dem Wesen des hier gebrauchten poetischen Motives, daß die Gewährung der Bitte an eine Bedingung geknüpft wurde, wie bei Orpheus, der seine Eurydice erfleht. Dem Orpheus wird die Bedingung auferlegt, sich nicht umzusehen. Welche Bedingung sollte wohl dem Faust gemacht werden?

Wir können es nur vermuthen, so weit das Stück uns selbst darauf hinweist. Aber an einem solchen Hinweise fehlt es nicht.

Da Helena vor dem Palaste des Menelas in Sparta auftritt, hat sie vergessen, daß sie aus dem Hades kommt; sie hat vergessen, daß sie schon einmal

Digitized by Google

gestorben ist; sie hat zunächst Alles vergessen, was zwischen dem Augenblick ihres Auftretens und dem Ende des trojanischen Krieges liegt. Ihre sonstigen Erinnerungen sind verschwunden; aber sie sind nicht ganz verschwunden, sie sind nur von einem Schleier bedeckt — und dieser Schleier kann gelüftet werden. Ja, Mephisto-Phorkyas macht sich das boshafte Vergnügen, ihn wirklich etwas zu lüften. Schon da zwischen Mephisto und den aus dem Hades mit emporgestiegenen Begleiterinnen der Helena wüste Scheltreden fallen und Mephisto den letzteren zu verstehen gibt, daß sie eigentlich Gespenster seien und in den Orcus gehören, da fühlt sich Helena selbst zum Orcus gerissen und sie hat einen Augenblick halber Besinnung:

Ist's wohl Gedächtniß? War es Wahn, der mich ergreift?
War ich das Alles? Bin ich's? Werd' ich's künftig sein,
Das Traum- und Schreckbild jener Städteverwüstenden?

Da ruft Mephisto — für das Publicum zugleich exponirend — ihre frühesten Erinnerungen wach. Der ganze Umriß ihres Lebens wird vor ihr lebendig. Zuletzt aber verwirrt Mephisto absichtlich ihre Gedanken, und da er sie an Achilles erinnert, der sich aus dem Schattenreiche herauf mit ihr verbunden habe, da fällt sie, überwältigt, in Ohnmacht.

Hiernach zweifle ich nicht: die Bedingung war: Helena durfte nicht zur Klarheit darüber kommen, daß sie eigentlich todt sei und nur als Gespenst auf der Oberwelt verweile. Ihr Gedächtniß ist verdunkelt und es darf nicht erhellt werden. Persephoneia hätte etwa zu dem Flehenden gesprochen: „Dein Wunsch sei dir gewährt — allein ein Schattenbild des Lebens nur kehrt Helenen zurück. Daß sie gestorben, daß in meinem Reich sie schon geweilt, soll sie vergessen und Alles sei aus dem Gedächtniß ihr verlöscht, was seit dem Falle Troja's sich begeben. Doch merke wohl! Wird die Erinnerung ihr geweckt, kehrt je das Bild des eigenen Todes ihr mit Klarheit wieder, weiß sie, daß sie mein war und dem Orcus schon verfallen: so schwindet ihr des Lebens Schein und zu den Schatten kehret sie zurück."

Habe ich bis hierher Recht, hängt Helena's Leben davon ab, daß sie sich ihres eigenen Todes nicht erinnert: so folgt aber noch ein Anderes. Die poetische Logik verlangt, daß die Bedingung eintrifft, welche gestellt ist, daß Helena, wenn sie dem Faust wieder entrissen wird, ihm durch Verletzung der gestellten Bedingung entrissen wird.

Das ist in dem Stücke, wie es vorliegt, nicht der Fall. Helena stirbt nicht durch Aufwachen der Erinnerung, sondern ihr und Faust's Sohn Euphorion sinkt zerschmettert zu ihren Füßen und zieht die Mutter nach. Wir werden daher mit Nothwendigkeit zu der Annahme gedrängt, daß der dritte Act, die eigentliche Helena-Tragödie, ehemals einen anderen Schluß bekommen sollte. Diese Annahme ist aber auch aus anderen Gründen nothwendig.

Goethe schrieb an Schiller in dem vorhin benutzten Briefe: „Die Hauptmomente des Plans sind in Ordnung." Zu den Hauptmomenten gehörte doch gewiß das Ende. Goethe mußte damals wissen, wie er die auf die Oberwelt beschworene Helena wieder in die Unterwelt zurückbefördern wollte. Der Brief ist vom 23. September 1800. Damals konnte der Tod Euphorion's unmöglich

Digitized by Google

schon die Todesursache der Helena gewesen sein. Denn Euphorion ist, wie Jedermann weiß, Lord Byron, Euphorion's Tod Lord Byron's Tod. Lord Byron aber stand 1800 in seinem zwölften Lebensjahre, trat erst 1807 als Dichter auf und starb 1824.

Zum Ueberfluß bestätigt Goethe in einem Gespräche mit Eckermann: „Ich hatte den Schluß (der Helena-Tragödie) früher ganz anders im Sinn, ich habe mir ihn auf verschiedene Weise ausgebildet und einmal auch recht gut; aber ich will es Euch nicht verrathen. Dann brachte mir die Zeit dieses mit Lord Byron, und ich ließ gern alles Uebrige fahren."

Uns kann nun zunächst bloß daran liegen, zu errathen, wie sich Goethe die Helena-Tragödie *im Jahre 1800* gedacht hatte, als er den Anfang des dritten Actes schrieb. Denn hier gilt es Andeutungen zu verfolgen, welche das Kunstwerk selbst an die Hand gibt, und die Forderung einer consequenten Ausbildung festzuhalten, welche jetzt nicht erfüllt ist. Hierüber läßt sich, wie mir scheint, Folgendes feststellen.

Erstens, was wir schon gefunden haben: Helena's Tod erfolgte durch Selbstbesinnung, durch die Erkenntniß, daß sie überhaupt nicht lebe, sondern der Schattenwelt gehöre.

Zweitens. In dem zweiten Theile des Faust, wie er vorliegt, fehlt das geistige Band zwischen dem dritten und vierten Act. Wir erfahren nicht genau, wie Helena auf Faust wirkte. Wir wissen nicht, wie die allbeherrschende Leidenschaft, die ihn im ersten Act ergreift, sein Wesen verwandelt, wie sie sich reinigt und wie sie mit seinem folgenden Thun zusammenhängt. Aber nur, wenn sein späteres Leben durch den Flug ins alte classische Land entscheidend beherrscht und bestimmt wurde, nur dann konnte die Helena-Tragödie der Gipfel genannt werden, der von allen Punkten des Ganzen gesehen wird und nach allen hinsieht. Helena muß eine Stufe in Faust's Entwicklung sein. Wir müssen empfinden, daß er nur, weil er *diese* Stufe erstiegen hat, weiter auf die Höhe gelangt. Statt einer großen einleuchtenden Motivirung finden wir aber nur eine kurze Andeutung im Anfange des vierten Actes, ein dünnes Bändchen statt eines breiten Bandes, welches den vierten mit dem dritten Acte zusammenhält.

Mephisto führt im Anfang des vierten Acts den Faust in Versuchung. Er zeigt ihm die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten. Er bietet ihm eine große Stadt, einen Palast und Park, Huldigung des Volkes und ein Leben voll ausgesuchten Genusses. Faust aber will Arbeit. Er will schaffen und kämpfen, dem Meere den Strand abgewinnen und da ein glückliches Reich errichten. Seine erste Eröffnung nach dieser Richtung nun beantwortet Mephisto mit der Reflexion: „Man merkt's, du kommst von Heroinen."

Das ist die ganze Motivirung. Sie ist äußerlich dürftig genug; innerlich vollkommen richtig. Schon indem Faust die Helena sucht und ihr nach in die Unterwelt dringt, stellt er sich den Heroen des Alterthums, einem Herakles, einem Theseus an die Seite. Und in demselben Sinne muß Helena auf ihn eingewirkt haben. Das heroische Ideal muß in seinem Verkehr mit Helena gesteigert, es muß so stark geworden sein, daß es ihn über den Verlust der Helena

Digitized by Google

selbst hinwegträgt; und es muß die specielle Richtung auf schaffende, der Menschheit nützliche Thätigkeit angenommen haben. Das Alles aber durfte uns nicht zu errathen bleiben; es mußte uns vor Augen gestellt werden; wir mußten mit erleben, wie Faust durch Helena höher gehoben und auf den Weg des Heils geleitet wurde.

Ich stelle also zweitens fest: das Leben Faust's mit Helena wäre nach Goethe's Plan von 1800 so ausgeführt worden, daß der weitere Verlauf des Stückes, Faust's Lust nach nutzbarer Thätigkeit, die Befriedigung dieses Verlangens und das Ausharren in dem begonnenen Werke bis zum Tode hier seine sittliche Quelle gefunden, in der Berührung mit höchsten Erscheinungen des griechischen Uralterthums seinen Ursprung genommen hätte.

Drittens. Der dritte Act des zweiten Faust war vollständig auf eine Tragödie antiken Stiles angelegt. Er beginnt auch so, endigt aber als Oper. Aller Wahrscheinlichkeit nach gehört der Abfassung von 1800 nur dasjenige an, was den strengen griechischen Formen getreu bleibt, d. h. der Anfang bis zum Auftreten des Faust. Faust redet in anderen Versen, als bis dahin gebraucht waren, und er bringt den Thurmwächter mit, der in Reimen spricht. Alles, was daran hängt, daß Helena den Reim bemerkt und Unterricht in der modernen Metrik nimmt, kann nicht ursprünglich sein. Alle Gespenster der classischen Walpurgisnacht sprechen in Reimen; innerhalb des dritten Actes aber redet selbst Mephisto griechische Versmaße. So weit diese Versmaße reichen, so weit reicht die Helena von 1800.

Viertens. Die so gefundenen ältesten Theile zeigen, daß die ganze Tragödie auf den Gegensatz zwischen Helena und Mephisto gebaut war. Nach Goethe's um diese Zeit feststehender, in Hermann und Dorothea, der Pandora, der Wahlverwandtschaften bewährter Methode wird ein solcher Gegensatz durchgeführt und als Haupthebel der Handlung benutzt. Das zu thun, muß auch hier Goethe's Absicht gewesen sein. Mephisto konnte nicht ursprünglich als Hüter und vorsorglicher Wächter von Faust's und Helena's arkadischem Liebesglück gedacht sein, wie er jetzt dasteht. Der ganze Verlauf des Stückes mußte den Gegensatz festhalten, der hier eben so entscheidend ist, wie der Gegensatz zwischen Gretchen und Mephisto im ersten Theil. Er mußte nur noch schärfer herausgearbeitet und noch tiefer genommen werden, wie es im Anfange des dritten Actes thatsächlich geschieht.

So weit etwa können wir mit wissenschaftlichen Argumenten gelangen. Aber weiter nicht. Suchen wir den Plan von 1800 noch vollständiger, mit noch mehr Detail wieder herzustellen, so begeben wir uns auf das Gebiet des reinen Rathens.

Dennoch liegt es auch im Interesse der Wissenschaft, hier noch einen Schritt ins Ungewisse zu versuchen und sich die Möglichkeit einer Fortsetzung jener Anfänge von 1800 im Sinne der wissenschaftlich festgestellten Gesichtspunkte bis ins Einzelne vorzustellen, weil so eine Art Probe auf die Richtigkeit unserer Argumentation gemacht wird. Denn die Unmöglichkeit, sich das ganze Stück auf diesem Wege im Detail vorzustellen, wäre ein Beweis gegen die Richtigkeit unserer Annahmen.

Digitized by Google

Helena hat, wie sie glaubt, von Menelas den Auftrag erhalten, ein Opfer vorzubereiten; aber was zu opfern sei, hat er nicht angegeben. Die schlimme Ahnung, welche dies erweckt, wird von Mephisto in der Maske einer alten Dienerin bestätigt: Helena selbst ist das Opfer. Aber Mephisto, indem er die Fürstin und ihre Begleiterinnen schadenfroh ängstigt, eröffnet zugleich eine Aussicht auf Rettung: im Gebirge sei nordisches Kriegsvolk angefiedelt unter einem wohlgestalten, verständigen Führer; der werde Schutz gewähren. Helena ergreift, obgleich zögernd, diesen Ausweg. Nebel umgeben sie und ihre Begleiterinnen, und sie werden in die Mitte der gothischen Burg entrückt, welche Faust mit gespenstischen Scharen bewohnt. Hier mußte nun die erste Begrüßung erfolgen und zwar in anderer Form, als sie jetzt geschieht. Durch den achtungsvollen Empfang mußte bald die Leidenschaft durchbrechen und Helena, wenn auch abwehrend und voll Hoheit, doch ihre rasch entfachte Sympathie nicht verbergen. Eine Liebesscene ist im besten Gange; zwischen den Begleitern Faust's und den Begleiterinnen Helena's mögen sich Annäherungen vollziehen. Da tritt Mephisto als störendes Element herein, ungefähr wie es jetzt auch geschieht, und droht mit der nahenden Gefahr.

Faust weist ihn zurück, und die Worte, die er in dem uns vorliegenden Texte spricht, verrathen sich durch das griechische Versmaß als ein Bestandtheil der Dichtung von 1800:

Verwegne Störung! Widerwärtig bringt sie ein,
Auch nicht in Gefahren mag ich sinnlos Ungestüme.
Den schönsten Boten Unglücksbotschaft häßlicht ihn;
Du Häßlichste gar, nur schlimme Botschaft bringst du gern.
Doch diesmal soll dir's nicht gerathen, leeres Hauchs
Erschüttere du die Lüfte. Hier ist nicht Gefahr,
Und selbst Gefahr erschiene nur als eitles Dräun.

Aber Mephisto ist nicht der Mann, der sich ohne Weiteres abweisen läßt. Im Stile dieser Tragödie mußte ein Scheltdialog zwischen Faust und Mephisto folgen, welcher die tiefsten Dinge zur Sprache brachte, Anspielungen auf Mephisto's Wesen, auf die Zauberei, die hier geübt wurde, auf die eingebildete und nur vorgespiegelte Gefahr einer Opferung durch Menelas. Mephisto mußte schließlich von Faust vertrieben werden; aber Helena hat aus dem vorigen Dialoge schon Allerlei geahnt, viele Fragen sind für sie aufgeworfen: einerseits die nach Mephisto's Wesen, andererseits die nach ihrer eigenen Existenz auf der Oberwelt.

Nehmen wir an, daß etwa Faust im äußersten Unwillen und von Mephisto aufs Aeußerste in die Enge getrieben, sich durch das Zeichen des Kreuzes geholfen und den Dämon gebannt habe. So hatte Helena, sobald sie mit Faust wieder allein ist, gar viel zu fragen — und es konnte nicht anders sein: Faust mußte ihr einen Blick in die christliche Religion eröffnen; er mußte ihr ein Bekenntniß ablegen, wie es einst Gretchen hervorgelockt hatte; er mußte ihr von Gott und vom Teufel, vielleicht auch von dem Gekreuzigten sprechen. Sie mochte mit analogen Vorstellungen des Heidenthums antworten, durch Erinnerung sich die fremden Erscheinungen zurecht legen. Die Bilder antiken Heroenthums konnten vor ihr aufsteigen und dem Evangelium der That begegnen, welches Faust einst

Digitized by Google

in der Bibel zu finden glaubte. Aber zugleich mußte sich ihr immer klarer und klarer die Vorstellung einer neuen Welt enthüllen, in welcher das Heidenthum nur noch ein gespenstisches Dasein fristet, sofern es nicht die Phantasie strebender Männer befeuert. Ich könnte mir denken, daß der Höhepunkt dieser Motivenreihe erstiegen ward, indem die Gestalt der schmerzensreichen Mutter des Heilands unter dem Kreuze, zu welcher im ersten Theile Gretchen betet, auch hier erschien und durch Mitleid das Gefühl der Mutter in Helena zum Durchbruch brachte. Schon war früher im Vorbeigehen Hermione erwähnt worden, ihre Tochter und die des Menelas. Jetzt mochte auch Euphorion noch auftauchen, nach der griechischen Sage der Sohn der Helena und des Achill. Mit diesen Kindern wohnte etwa Helena in der Unterwelt zusammen. In der Erinnerung an sie wird ihr klar, daß auch sie eigentlich dem Orcus angehört. Die Mutterliebe zieht sie hinab.

Jedermann sieht, was mir vorschwebt, wenn ich meinem verwegenen Entwurfe diese bestimmte Gestalt gebe. Ich füge den Euphorion schon in den Plan von 1800 ein, aber noch den Euphorion des griechischen Mythus, nicht den neuen Euphorion Goethe'scher Fabrik, und denke mir den Schluß dem späteren ähnlich, so daß die Verwandlung des älteren Planes in den jüngern begreiflich und leicht erklärlich wird. Aber irgend eine Garantie für den ersteren und für die Wahrheit unserer Reconstruction gewinnen wir dadurch mit nichten. Ich betone noch einmal, daß es sich um ein reines Phantasiegebilde handelt.

Aber wir dürfen es noch einen Augenblick fortsetzen. Die scheidende Helena, die sich in den Hades zurückgezogen fühlt, durfte nicht ohne Vermächtniß scheiden von dem nordischen Freund. Ich denke mir eine Abschiedsrede, in der sie das antike Heroen-Ideal noch einmal vor ihm entfaltet und ihn auf schaffende, nützende Thätigkeit zum Besten der Menschheit weist. Ein Herakles, ein Theseus mögen ihr vorschweben, wie sie Ungeheuer erlegen, Räuber tödten und Sümpfe austrocknen. Von Achill mag sie reden, wie Athene in Goethe's „Achilleis" von ihm redet; sie mag beklagen, daß es dem edlen Jüngling nicht beschieden war, sich zum Manne zu bilden, und sie mag den Wunsch und die Mahnung an den Zurückbleibenden daran knüpfen: „Mögest du erreichen, was ihm vom Schicksal versagt ward; herrlich stehst du vor mir und ein Krieger wie er; möge dir des Lebens Vollendung zu Theil werden. Denn —

ein fürstlicher Mann ist so nöthig auf Erden,
Daß die jüngere Wuth, des wilden Zerstörens Begierde
Sich als mächtiger Sinn, als schaffender, endlich beweise,
Der die Ordnung bestimmt, nach welcher sich Tausende richten.
Nicht mehr gleicht der Vollendete dann dem stürmenden Ares,
Dem die Schlacht nur genügt, die männertödtende! Nein, er
Gleicht dem Kroniden selbst, von dem ausgehet die Wohlfahrt.
Städte zerstört er nicht mehr, er baut sie; fernem Gestade
Führt er den Ueberfluß der Bürger zu; Küsten und Syrten
Wimmeln von neuem Volk, des Raums und der Nahrung begierig."

Diese Worte der Athene würden in Helena's Munde Faust's neues Lebensprogramm enthalten, das ihm die Kraft gibt, den schnellen Verlust der Geliebten

Digitized by Google

zu ertragen, und in dessen Verwirklichung Mephisto und die Geister zu seinen Werkzeugen herabsinken, obschon auch als solche noch unbequem und stets zu schaden bereit. Helena ist stärker als Mephisto. Was Gretchen nicht vermochte, gelingt der Heroine. Faust steigt immer höher; er macht sich immer freier von dem Einflusse des Teufels, und dieser verliert die Wette, die er mit Gott einging. Es ist ihm nicht gelungen, den Faust von seinem Urquell abzuziehen; und die Worte des Herrn bleiben in Kraft:

Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Aber wenn die Berührung mit der Antike den Faust im edelsten Sinne vollkommen heroisch macht, so habe ich doch schon gesagt, daß dieser Heroismus bei ihm nicht unvorbereitet ist. Wenn er im vierten Acte des zweiten Theiles dem versuchenden Mephisto erwidert: „Die That ist Alles, nichts der Ruhm" — wenn er bald nachher den Ausspruch thut: „Genießen macht gemein" — wenn er im fünften Act als der Weisheit letzten Schluß verkündigt: „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß": — so haben wir uns doch auch an den Faust des ersten Theils schon erinnert, der in einer weihevollen Stunde zu der Einsicht kommt: „Im Anfang war die That".

Indessen ist es damit nicht genug. Das Motiv zeigt sich noch tiefer begründet und geht noch weiter zurück. Es erklingt schon in der Osternacht.

Wie Faust das Leben verlassen will und wie die Kirchengesänge ihn im Leben zurückhalten, das prägt sich tief ein, und eine rührende Gewalt geht von der Scene aus. Aber auf den Inhalt der heiligen Lieder pflegt man nicht zu achten; man nimmt sie als Thatsache hin, und so wirken sie auch auf Faust. Er ist an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt; das kindliche Gefühl in ihm wird angeregt; die Spiele der Jugend, die Feier des Frühlings kommt ihm in den Sinn, alte Andacht und altes Glück. Der Inhalt der Gesänge ist für die psychologische Wirkung in der That gleichgültig. Sie gelten für altüberliefert und würden mit jedem Inhalte dasselbe wirken können. Aber es sind in Wahrheit nicht altüberlieferte Lieder; sondern Goethe hat sie unter Anknüpfung an solche mit selbständigem Inhalt ausgestattet, und nähere Betrachtung offenbart ihre tiefe Symbolik und ihre bedeutungsvolle Stellung im Drama.

Sie feiern die Auferstehung, indem sie ihr einen paradoliſchen Sinn unterlegen und eine Anwendung auf den Menschen überhaupt davon machen. Christus, der im Grabe liegt, mit Tüchern und Binden umwunden, wird mit dem Menschen verglichen, den die verderblichen, schleichenden, erblichen Mängel der Erde bedrücken. Aber das Erdendasein ist nur Prüfung, und es gibt eine Auferstehung, es gibt eine Erlösung daraus — nicht nur im Tode, sondern im Diesseits noch. Die Erlösung heißt: thätige Liebe.

Wenn die Jünger dem auferstandenen Meister sehnsüchtig nachblicken, so sehen sie das Erdendasein so düster und hoffnungslos an, wie Faust, da er sich tödten wollte:

Ach! an der Erde Brust
Sind wir zum Leide da.

Digitized by Google

Ließ er die Seinen
Schmachtend uns hier zurück;
Ach! wir beweinen,
Meister, dein Glück.

Der Meister ist glücklich, denn er ist in Werdelust schaffender Freude nah. Da aber weisen die Engel die Klage der Jünger zurück:

Christ ist erstanden,
Aus der Verwesung Schoß.
Reißet von Banden
Freudig euch los!
Thätig ihn preisenden,
Liebe beweisenden,
Brüderlich speisenden,
Predigend reisenden,
Wonne verheißenden
Euch ist der Meister nah,
Euch ist er da!

Mit anderen Worten: klagt nicht um den verlornen Meister, denn er ist nicht verloren. Beneidet nicht sein Glück, denn es ist euch eben so wie ihm gewährt. Schaffensfreude, die er als Gott genießt, ihr könnt sie auch als Menschen empfinden durch thätige Liebe: erweiset Gutes eurem Nebenmenschen, reicht ihm das Leibes- und Seelenbrot, macht ihn glücklich, indem ihr das Evangelium der Liebe verkündet: so seid ihr glücklich, wie es der Meister ist, ihr wirkt in seinem Sinn, und er ist euch nicht verloren.

So, müssen wir hoffen, wird auch Faust künftig das Leben auffassen. Die Botschaft, die ihn im Leben hält, wird auch ihrem Inhalte nach nicht an ihm verloren sein. Er wird leben, um thätig zu sein und zum Besten der Menschheit zu wirken. Das Evangelium, das ihn dem Leben wiedergewinnt, ist das Evangelium der Humanität, der werkthätigen Liebe.

Zu diesem kehrt er zurück nach weiten Umwegen. Dieses zu verwirklichen sehen wir ihn entschlossen, nachdem seine ungestüme Kraft zur Reife gediehen. Ein Streben voll Ernst und Mühe ist es, was ihn erlöst. Von Liebe tönen die Gesänge, unter denen sein unsterbliches Theil sich von Erdenbanden löst. Auch er feiert eine Auferstehung; und die Liebe zieht ihn nach oben. „Gerettet ist das edle Glied der Geisterwelt vom Bösen.“ Er wird aufgenommen in die Schar der echten Göttersöhne, welche Gott anschauen dürfen, indem sie nach der Lehre des Spinoza den Wechsel der Welt unter dem Bilde der Ewigkeit betrachten und dafür hinwiederum hoffen dürfen, daß auch Gott sie mit den Armen der Liebe umfasse. Denn das ist der Sinn der Worte, mit denen der Herr selbst seine Reden im Prologe beschließt:

Doch ihr, die echten Göttersöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfass' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken.

Digitized by Google

Anmerkung.

Die vorstehenden Betrachtungen bildeten den Inhalt eines Vortrages, den ich am 11. März 1884 zum Besten des deutschen Schulvereins in Berlin gehalten habe. Was ich darin über Helena sage, ist nähere Begründung und Ausführung des in meiner „Geschichte der deutschen Literatur" S. 714—716 Bemerkten. Was ich aus dem Bereiche des ersten Theiles bespreche, ruht auf meinen Untersuchungen in der Schrift „Aus Goethe's Frühzeit" (Straßburg, Karl J. Trübner, 1879), führt dieselben aber weiter und berichtigt sie in dem einen oder anderen Punkte. Ueber die chronologische Folge der in Frankfurt entstandenen gereimten Scenen wußte ich jetzt Haltbareres und besser Begründetes mitzutheilen. An meiner alten Behauptung, daß der Prolog mit dem Vertrag in unauflöslichem Widerspruch stehe (Aus Goethe's Frühzeit, S. 112, 119), und an meiner Auffassung des Prologes muß ich festhalten, obgleich Fr. Vischer sie bekämpft (Altes und Neues 2, 56) und ich die eindringenden Erörterungen des hochverehrten Mannes zum Gegenstand einer erneuten Prüfung machte, welche viel eher mit dem Vorurtheil, daß ich Unrecht hätte, als in der Absicht, Recht zu behalten, unternommen wurde. Aber wenn ich früher den ganzen vorderen, 1808 zuerst erschienenen Theil der Vertragsscene für eine Arbeit des Jahres 1806 hielt, so hat mich neue wiederholte Untersuchung, bei der mich die Theilnahme eines früheren Zuhörers, Herrn R. Quiel, wesentlich förderte, jetzt zu der Ansicht geführt, daß nur der eigentliche Vertrag so später Zeit angehöre, der Eingang der Scene aber sehr wohl in die Jahre 1797 bis 1801, wahrscheinlich in das Jahr 1801, gesetzt werden könne. Das Ende der Spaziergangsscene sowie die Beschwörungsscene zeigen specielle Anklänge an Pfitzer's Faustbuch, das Goethe, wie mir Herr von Loeper mittheilt, vom 18. Februar bis 9. Mai 1801 aus der Weimarischen Bibliothek entlehnt hatte. Ich weiß nicht, ob man immer genügend beachtet hat, wie sehr in dieser Scene und in dem zugehörigen Entwurfe des Disputationsactus strenger Zusammenhang waltet. Die zweite Seele Faust's, die in die Ferne schweift, birgt für ihn Gefahr. Von diesem Drange bewegt, beruft er die wohlbekannte Schar der Luftgeister (Pfitzer, S. 194 der Keller'schen Ausgabe) und zieht dadurch, wie man annehmen muß, den Mephisto herbei. Derselbe Drang in die Ferne wird dann in der Beschwörungsscene von Mephisto benutzt, um sich zu befreien: der Chor der Geister gaukelt dem Faust die Gefilde der Seligen vor, zu denen er sich auf dem Spaziergang erheben wollte. Wie in der Beschwörungsscene sollte sich dem Anscheine nach Faust auch in der Disputation siegreich gegen den Teufel behaupten; bietet ihm dann aber, unvorsichtig, wieder den kleinen Finger, und Mephisto weiß die ganze Hand zu fassen. Faust vertritt in der Disputation den Standpunkt des in stiller Thätigkeit beglückten Gelehrten, gemäß der Stimmung, die er früher so ausdrückt: „Ach, wenn in unsrer engen Zelle die Lampe freundlich wieder brennt, dann wird's in unserm Busen helle, im Herzen, das sich selber kennt." Es überwiegt in ihm zuerst die Seele, die sich ans Nahe hält. Aber, indem er nach dem „schaffenden Spiegel", dem Zauberspiegel, fragt, läßt er der zweiten Seele wieder Raum und gibt dem Mephisto gewonnenes Spiel. Das Gefühl der Enttäuschung, ähnlich, aber stärker empfunden und ausgedrückt, als am Ende der Beschwörungsscene, da ihm Mephisto entwischt ist, auch wohl Aerger über seine eigene Unvorsichtigkeit, Verallgemeinerung des Falles und daraus folgende verdrießliche Ansicht seiner Lebenssituation mochte sich in einem Monolog am Anfang der Vertragsscene aussprechen und so den Umschwung der Stimmung motiviren. Mephisto aber speculirt im Anfang der Vertragsscene direct auf Faust's Drang in die Ferne, der augenblicklich allerdings durch pessimistischen Skepticismus verdunkelt ist, im Verlauf aber durch eine geschickte Wendung des Teufels (einen neuen Hinweis auf den Zauberspiegel?) wieder hervorgelockt werden konnte.

Von der „Idee" einer Dichtung zu sprechen, wird im Allgemeinen nur bei solchen literarischen Kunstwerken erlaubt sein, deren Verfasser sich von einer nach „Ideen" begierigen Aesthetik leiten ließen. Goethe gehörte nicht dazu. Aber vom Faust schreibt er an Schiller am 22. Juni 1797, daß er „die Ausführung des Planes, der eigentlich nur eine Idee ist", näher vorbereite: das etwas verächtliche „nur" ist für Goethe sehr bezeichnend. „Nun habe ich," fährt er fort, „eben diese Idee und deren Darstellung wieder vorgenommen." Die Idee war also nicht jetzt erst gefunden; ihre Darstellung aber ist der Prolog im Himmel, verfaßt nach Herrn von Loeper's

Digitized by Google

Mittheilungen aus Goethe's Tagebüchern in den zwanziger Tagen des Juni 1797. Schiller in seiner Antwort vom 23. Juni 1797 theilt seine Ansicht über die Idee in den Worten mit: „Die Duplicität der menschlichen Natur und das verunglückte Bestreben, das Göttliche und das Physische im Menschen zu vereinigen, verliert man nicht aus den Augen." Goethe erwidert: „Wir werden wohl in der Ansicht des Werkes nicht variiren." In Wahrheit aber variiren sie doch. Schiller redet von einem verunglückten Bestreben, das Göttliche und Physische im Menschen zu vereinigen; d. h. er hält die Ansicht des Mephisto vom Menschen (Prolog Zeile 39 bis 50) für die Idee des Werkes und hat eine tragische Lösung im Auge. Goethe aber spricht durch den Mund des Herrn; er kommt der Meinung Schiller's entgegen mit den Worten: „Es irrt der Mensch so lang' er strebt"; und so ist ja auch Faust noch im letzten Acte des zweiten Theiles nicht ganz frei von egoistischem Begehren und wird dadurch mitschuldig an dem Tode des alten Paares. Goethe geht jedoch über diese irdische Unvollkommenheit hinweg mit dem Satze, der mir und nicht mir zuerst als die eigentliche Idee des Werkes erscheint: wenn der Mensch auch irrt, der gute Mensch bleibt sich des rechten Weges wohlbewußt.

Digitized by Google

Die Pforte des Alumnats.

Knaben-Erinnerung

von

Gustav zu Putlitz.

Im Elternhause auf dem Lande aufgewachsen, unterrichtet von einem Hauslehrer, war ich eben zwölf Jahre alt geworden, als dieser eine Berufung nach Magdeburg an die höhere Töchterschule erhielt, wo der Tod plötzlich eine Lehrerstelle frei gemacht hatte. An diese sehr erwünschte Berufung knüpfte sich freilich die Bedingung eines sofortigen Eintritts und dadurch die Frage, ob auch ich, vom Elternhause fort, in ein Alumnat gebracht werden solle, oder ob für kurze Zeit ein neuer Hauslehrer gefunden werden könne. Alle solche Entscheidungen waren damals auf dem Lande schwierig zu treffen, denn Briefe gingen sehr langsam, wöchentlich nur zweimal mit den Fahrposten. Mit welch' banger Erwartung sah ich dem zu treffenden Entschluß entgegen! Ich war so recht ein Hauskind im vollen Sinne des Wortes, fast ohne Verkehr mit gleichaltrigen Knaben, in stetem Zusammenleben mit meinen Eltern, aufgewachsen, und obenein von meinem Vater, der Alles mit mir besprach, fast wie ein Erwachsener behandelt worden. Es war dadurch in meinem ganzen Wesen ein Anachronismus ausgebildet, der sich auch auf mein Wissen erstreckte; denn mein Hauslehrer, übrigens ein treuer, gemüthlicher Mann, der auch, bis zu seinem Tode, mein und meines Elternhauses Freund blieb, hatte kein Talent zum Lehren, das ihm höchst langweilig war, wodurch er auch mein Lernen zur langweiligsten Pein machte. Ich suchte mich dafür in den Freistunden schadlos zu halten, und da ich eigentlich nur meine ältere Schwester als Kameradin hatte, und wir beide am wilden Spiel, wie es für unsere Jahre gepaßt hätte, keine besondere Freude fanden, lasen wir, was uns nur die Bibliothek unseres Vaters bot, natürlich nach Genehmigung der Eltern. Schiller, Körner, mit Auswahl auch Goethe, wurde mit vielem Andern uns preisgegeben und mit Begeisterung immer wieder gelesen, fast auswendig gelernt. Daß das meine Gedanken angenehmer beschäftigte als die trockene, lateinische und griechische Grammatik, und die kargen Geschichtsdaten, war leicht begreiflich, um so mehr als ich wenig Anlage für die alten Sprachen und ein sehr schwaches Gedächtniß für Zahlen hatte. Oft, namentlich an den Winter-

Digitized by Google

abenden, lasen unsere Eltern mit uns zusammen, und besprachen das Gelesene. So griff ich, nach dieser Richtung, in Interesse und Verständniß, meinen Jahren weit vor, während ich in dem Wissen, das meinem Alter zukam, unsicher zurückblieb.

Meine Wünsche waren sehr widerstreitende. Einestheils kam mir die Trennung vom Elternhause fast unüberwindlich vor, anderntheils lockten mich die neuen Eindrücke, die mir bevorstanden. Das Zusammenleben mit Altersgenossen dagegen schreckte mich fast ebenso sehr als es mich anzog, und eine angeborene, durch die Erziehung auf dem Lande noch vermehrte Schüchternheit und Blödigkeit vermehrte die beklommene Stimmung.

Nach einigen Wochen des Hin- und Herschreibens wurde der Entschluß gefaßt: ich solle als Alumne auf das Kloster Unserer Lieben Frauen in Magdeburg gebracht werden, wo man mich zu Neujahr, mitten im Semester, anzunehmen bereit war. Dort fände ich auch meinen Hauslehrer wieder, freilich an einem andern Lehrinstitut angestellt, aber immerhin eine Stütze in der Fremde. Die Schule des Klosters U. L. F. hatte einen alten, nicht mehr ganz verdienten Ruf; dagegen war das Alumnat vortrefflich in jeder Beziehung, im Uebergang aus verzopften Gewohnheiten zu einer freieren, zeitgemäßeren äußeren Einrichtung, so daß ich noch einen Blick in die wunderlichen Ueberbleibsel des letzten Jahrhunderts thun konnte, und zugleich immer mehr die Vorzüge der Reform genoß. Aber ich will nicht vorgreifen.

Der 2. Januar 1834 war der Tag meiner Abreise vom Elternhause. Wie viel bittere Thränen flossen nicht beim Abschied, denn ich war der Liebling des Hauses und aller Derer, die ihm zugehörten. Ich selbst war nicht am wenigsten betrübt und fühlte, daß mein Ausscheiden ein Ereigniß war für Alle, eine Lücke ließ, die unausfüllbar erschien. Damals bestand noch eine feste Zusammengehörigkeit zwischen der Herrschaft und ihren Untergebenen, und das Kind des Herrenhauses war das Kind des ganzen Ortes. Von Allen wurde Abschied genommen, als gälte es ein Nimmerwiedersehen, und Jeder empfand es wie eine Grausamkeit, „das Kind“ hinauszuschicken in die weite Ferne, unter die fremden Menschen, denn damals schien Magdeburg fast unerreichbar von meinem Heimathsort. Mein Vater begleitete mich, und noch heute ist es mir unbegreiflich, weshalb er den Abschied dadurch um einen halben Tag verfrühte, daß er sich bei einem Nachbarn, der auf halbem Wege zur Poststation wohnte, die selbst nur zwei Meilen entfernt war, zu Tisch anmeldete. Vielleicht wollte er sich selbst und mir einen Zwang auflegen und uns in die Nothwendigkeit versetzen, uns zusammen zu nehmen; denn, wie er es auch verbergen wollte, mein Scheiden wurde ihm sehr schwer. Mir, dem Knaben, war das Herz so voll Heimweh, daß ich meinte, ich würde es nicht ertragen; und noch jetzt, nach einem halben Jahrhundert, kann ich die Stimmung von damals nachempfinden. Unser befreundeter, wohlwollender Wirth mochte es wohl merken und ihn jammerte der Knabe mit den verweinten Augen; die erwachsene Tochter des Hauses aber nahm mich nach Tisch auf ihr Zimmer, und nachdem sie versucht hatte, mich zu zerstreuen und einsah, daß das meinen Kampf nur noch vermehrte, ließ sie mich ruhig ausweinen und weinte mit mir, als hätten wir ein großes Unglück zu tragen. Bis

Digitized by Google

zu dieser Stunde, durch das ganze Leben, bin ich ihr dankbar dafür gewesen in treuer Freundschaft und ich will meinen Dank hier noch einmal niederlegen. Vielleicht kommt er ihr in die Hand und sie freut sich, einem Knaben so wohlgethan zu haben, daß er das als alter Mann nicht vergessen hat.

Auf der Station erwarteten wir natürlich noch stundenlang den Schnellpostwagen, und das nicht allein aus übertriebener Pünktlichkeit. Da der Cours von dem, einige dreißig Meilen entfernten, Hamburg ausging, war bei Winter-Weg und -Wetter lange Verspätung an der Tagesordnung. Endlich ließ sich das Posthorn vernehmen, und die Reise fing an. Eingeklemmt zu sechs Personen in dem unbequemen Wagen, den die Pferde mühsam durch die unchaussirten Straßen hinschleppten, war man jeden Augenblick in Gefahr, stecken zu bleiben oder umgeworfen zu werden, und so ging es Tag und Nacht. Und doch — über der Ungeduld und Unbequemlichkeit der Reise wich das Heimweh; so elastisch ist das Kindergemüth, dem noch Alles, was es erfährt, neu ist, und alles Neue abenteuerlich erscheint. Ich meinte, um Jahre älter geworden zu sein.

In Magdeburg empfing uns mein gutmüthiger Lehrer, und ich wurde am nächsten Tage von dem Rector geprüft. Das fiel nicht sonderlich glänzend aus; weil ich aber einen überraschend guten deutschen Aufsatz zu Wege brachte, dessen Thema mir freilich sehr kindlich erschien, außerdem das Französische ohne Anstoß sprach und übersetzte, auch in der Mathematik bei der Hand war, und die Lücken meiner lateinischen und griechischen Kenntnisse durch Befangenheit entschuldigt wurden, kam ich in die Quarta, für die ich in vielen Beziehungen überreif, in andern sehr mangelhaft vorbereitet war.

Am andern Tage wurde ich in dem Alumnate des alten Klosters eingeführt. Alles kam mir wie eine neue Welt vor: der alte Kreuzgang mit dem Kreuzgangsgarten und dem runden, thurmartigen Gebäude darin, das man „die Tonsur“ nannte; die Treppe zum Corridor, an dem die Classensäle lagen; der geräumige Spielhof, dessen eine Seite der mächtige Giebel eines aus schweren Granitsteinen aufgerichteten Flügels mit byzantinisch gewölbten Fenstern abschloß; die Wohn- und Schlafzimmer der Alumnen, die immer zu vier oder fünf zusammen wohnten. Und hier sollte ich leben, unter lauter Fremden, die mich schon so spöttisch betrachteten in meiner ängstlichen Unbeholfenheit, und deren schonungslose Neckereien ich auch bald erfahren sollte, in deren Spiele, die mir roh vorkamen, ich mich nicht finden konnte. Ich brauchte lange Zeit, mich zu gewöhnen und manche schwere Stunde des Heimwehs mußte durchgekämpft werden. Dann aber, welche glückliche Schülerzeit, voll Uebermuth im Werden und Entwickeln, voll Freundschaften, voll von Zukunftsplänen und Hoffnungen für das Leben!

Wenigen ist es wohl so schwer geworden, als mir, sich an das Schulleben zu gewöhnen; wenige haben es dann so beglückt genossen und sich so schwer davon getrennt, als ich; denn, wieder in dem Anachronismus meiner Entwicklung, war ich, als ich die Schule verließ, theils weit über die Schülerzeit hinaus gereift, theils noch übermüthig kindlich spielend wie der jüngste Knabe.

Digitized by Google

Aber ich kehre zurück zum letzten Lebewohl von der Heimath, das ich zu nehmen hatte, zu dem von meinem Vater. Ich hatte noch ein paar Nachmittagsstunden bei ihm zugebracht — dann begleitete er mich in das Alumnat. Wir traten durch die Pforte und auf dem dunklen Flur, von dem es in den Klosterhof ging, nahmen wir Abschied. Ich bat ihn, nicht weiter zu gehen, denn ich scheute mich, vor Fremden zu scheiden. Mein Vater war mir immer ein liebevoller, nie ein zärtlicher Vater gewesen; er vermied den äußeren Ausdruck des Gemüthes, die Zeichen der Empfindung. Wie einen jüngeren Freund hatte er mich behandelt; aber ich entsann mich nicht, daß er mir je einen Kuß gegeben, noch daß ich bei irgend einem Ereigniß eine Thräne der Rührung oder Trauer in seinem Auge bemerkt hätte. Als wir nun dastanden auf dem dunklen Vorflur, von dem ich in einen neuen Lebensabschnitt eintreten sollte, den ich mit bangem Herzen begann, beugte sich mein Vater zu mir nieder, küßte mich und ich fühlte eine Thräne auf meine Wange fallen. Dann faßte er sich schnell und gleich darauf fiel die schwere Thür der Pforte dröhnend hinter ihm zu. Ich stand wie gebannt und traute mich nicht von der Stelle, und doch hatte neben allem Ergreifenden, das mir die Thränen löste, der Augenblick auch so Beglückendes und so Erhebendes, daß ich vielleicht nie wieder in meinem Leben mich so sicher in guten Vorsätzen fühlte, als in diesem. Das Wollen erhebt wie die That; gute Entschlüsse beglücken, als habe man das Gute schon gethan.

Aber unter die frohen und noch so fremden Genossen, mit denen ich den neuen Lebensabschnitt beginnen sollte, wagte ich mich doch noch nicht zu treten und stand lange, lange ohne mich zu rühren. Da öffnete sich die Thür der Pförtnerwohnung und eine freundliche ältliche Frauengestalt, in der Hand den eisernen Leuchter mit dem brennenden Talglicht, trat heraus. Sie sah mich erst erstaunt an und ich mochte ihr wohl einen kläglichen Eindruck machen, denn sie sagte mitleidigen Tones: „Ach, Sie sind wohl der Neue, Nr. 48?"

Es mußte doch gleich etwas Vertrauenerweckendes in dem wohlwollenden Gruß liegen; denn ich erwiderte, mein Vater hätte mich herbegleitet und eben Abschied genommen. „Aber hier ist es kalt," sagte die Tochter des Pförtners; denn als solche gab sie sich zu erkennen, „und es zieht hier auf dem Flur. Kommen Sie erst zu uns herein und wärmen Sie sich, ich bringe Sie dann auf Ihr Zimmer." Mir war wirklich zu Muth, als käme ich zu Freunden, und Pforten-Rieke, wie das alte Mädchen genannt wurde, gegen das die andern Schüler, gewiß ungerechtfertigter Weise etwas mißtrauisch waren, weil sie meinten, sie rapportire dem Prorector, dem eigentlichen Vorstand des Alumnates, allerlei kleine Ueberschreitungen der Schüler, war gewiß unschuldig an diesem Vorwurf, den das schlechte Gewissen der übermüthigen jungen Leute ersonnen hatte. Ich habe vom ersten Augenblick nur Gutes von Pforten-Rieke erfahren. „Das ist der Neue!" sagte sie, als sie mich in das Pforten-Zimmer einführte; „ihn bangt noch nach zu Hause!" Dann wandte sie sich zu mir und fügte hinzu: „Sie werden sich bald gewöhnen, die ersten Tage sind für Jeden schwer." Ich sah mich um in dem Zimmer, das mir, trotz der Einfachheit seiner Einrichtung, einen fremdartig eigenthümlichen Eindruck machte, ebenso wie die Bewohner.

Digitized by Google

Die Möbels waren schlicht und was man damals „altmodig“ nannte, denn sie stammten sicher tief aus dem vorigen Jahrhundert, wie die Bewohner des Zimmers selber. In einem alten Lehnstuhl saß der Pförtner, der von den älteren Schülern kurzweg „Vater Knopp“ genannt wurde, während die jüngeren ihn „Herr Knopp“ anredeten. Dafür mußte er schon „Sie“ sagen, wenn ihm auch das vermittelnde „Ihr“ noch oft genug über die Lippen sprang, da ihm das früher gebräuchliche „Du“ streng von den Vorgesetzten verboten war. Herr Knopp war ein pflichttreuer gewissenhafter Mann, der seine Schuldigkeit nach besten Kräften that, obgleich diese nicht immer ausreichten, den unschuldigen Ueberschreitungen der Schüler zu wehren, die ihn auf jede Weise zu überlisten suchten. Neben seinem Lehnstuhl war ein Fensterchen, das auf die Vorflur führte und von dem aus er die Pfortenthür im Auge hatte. Da mußte er nun aufpassen, daß Niemand außer der Zeit hinausschlüpfe, ohne die in Blech geschlagene Nummermarke abzugeben, die vom Lehrer abzuholen war. Jeder Schüler hatte seine Nummer und Pforten-Riekchen hatte mir schon mitgetheilt, daß ich Nr. 48 zugetheilt erhalten würde. Herr Knopp hieß mich freundlich willkommen und reichte mir die Hand. Er war ein großer Mann und hielt sich noch leidlich grade, trotzdem er über achtzig Jahre alt war. Das graue, noch volle Haar trug er glatt in den Nacken gekämmt. Seine ältere Tochter, eine kränklich aussehende alte Jungfer, saß strickend bei der grünen Blechlampe. Sie wurde Pforten-Dortchen genannt und ließ sich nur wenig mit den Schülern ein, unter denen immer die jüngsten ihre Schützlinge waren, bis sie sie durch Neckereien in Zorn setzten. Dann war es aus mit der Freundschaft, was sie durch Verstimmung und kurze Antworten kund gab. Aber *ein* gutes Wort versöhnte sie wieder, denn sie war gutmüthig, las Romane aus der Leihbibliothek und spielte die Empfindsame.

Mit dem Vater und der Schwester hatte mich meine neue Freundin bereits bekannt gemacht und mir auch erklärt, daß die Schüler für ihr wöchentliches Taschengeld das Backwerk zum Frühstück und Vesperbrot selbst zu halten hätten und es hier, in der Pforte, kauften, wohin der Bäcker seine Waare täglich mehrere Male schicke. Das besorge Dortchen. Man könne auch die Semmel mit Butter, Schmalz oder Pflaumenmus bestrichen haben; das aber hätte die Mutter nicht aus der Hand gegeben, obgleich die Töchter es ihr gern abnehmen würden, denn sie könne, selbst mit der Brille, nicht mehr viel sehen, und verständigen könne sie sich noch weniger, da sie zuweilen schon recht harthörig sei, und wenn die Schüler alle durcheinander auf sie einsprächen, würde sie ärgerlich und fahre sie an. Bös sei das aber nicht gemeint. Die Eltern seien eben alt und hätten schon vor mehreren Jahren ihre goldene Hochzeit gefeiert. Nun nahm Dortchen das Wort und berichtete in gewählteren Ausdrücken, was alles für Ehren der Familie bei dieser Gelegenheit widerfahren wären und wie die Mutter schön und ehrwürdig ausgeschaut hätte mit ihrem goldenen Jubelkranz. — Inzwischen öffnete sich die Thür des Nebenraumes und herein trat, mit einem blakenden Lämpchen in der Hand, die alte Frau selbst, eine kleine, gnomenhafte Gestalt mit gebeugtem Rücken, verrunzelten Zügen, herabhängender Unterlippe und vor Altersschwäche schüttelndem Kopf. Gekleidet war sie ganz in die bürger-

Digitized by Google

liche Tracht des vorigen Jahrhunderts, in einen bunten Kattunrock, darüber eine einfache Jacke, aus deren halblangen Aermeln die magern Arme hervorsahen, von demselben Stoff ein ebensolches Käppchen, das mit einer schmalen, gefälteten weißen Krause besetzt war, Alles blitzsauber, wie auch die weiße Leinenschürze. Noch jetzt steht sie mir deutlich vor Augen wie ein Stück vergangener Zeit, wie ein lebendes Bild nach Chodowiecki. Pforten-Riekchen stellte auch ihr mit Aufwand aller Kraft ihrer Stimme den „Neuen" vor. Die Alte hob ihr Lämpchen hoch und sah mich an. Dann ging sie unbeirrt auf ihren Stuhl am Tisch zu und brummte vor sich hin: „Du wirst wohl auch solch eine infame Range werden, wie alle Andern. Das ist eine nichtswürdige Brut, diese Schülerkröten." Dortchen hatte die Mutter, die nun weiter keine Notiz von mir nahm, auf ihrem Stuhl zurechtgesetzt und sagte entschuldigend: Ich dürfe das nicht so ernst nehmen, die Mutter sei schon altersschwach und zuweilen trieben es die Schüler auch zu arg. Daß sie mich aber mit „Du" angeredet hätte, solle mich nicht verwundern; sie nenne alle Schüler so, und das sei früher auch so Mode gewesen. Seit einigen Jahren sollten sie nun „Sie" sagen, und der Vater hätte sich auch, wenn auch mühsam und allmälig daran gewöhnt; die Mutter aber hätte sich ganz entschieden und hartnäckig geweigert. Die Schüler, hätte sie erklärt, seien Alle zusammen schlingelhafte Schulbuben, zu denen gehöre sich „Du" zu sagen, sonst wäre man um allen Respect, und sie bliebe dabei, wenn auch das ganze Lehrercollegium es ihr in jeder Conferenz verbieten wolle. Da hätten die Herren gelacht und die Schüler wären auch ganz zufrieden damit gewesen. Sie nennten die Mutter gleichfalls „Du" wie früher, und redeten sie kurzweg mit „Frau" an, und mit den Neckereien sei es nach wie vor dasselbe geblieben; nur daß die Mutter sie nicht mehr recht verstünde wegen ihrer Taubheit, und jetzt immerfort schelte, zum größten Spaß der jungen Leute. Uebelnehmen thäte es ihr aber Keiner.

Pforten-Riekchen hatte aber, obgleich sie für die Eltern und Schwester immer eingreifen mußte und eigentlich die „Pforte" allein besorgte, noch selbständig ein Geschäft für sich etablirt. Sie war Buchbinderin, wenigstens für das Bedürfniß der Schule, und hatte sich das aus eigenem Geschick und langer Uebung angeeignet. Sie heftete und klebte die Schreibhefte, die Diarien und Ausgabebücher und machte das so sauber und fest, daß sie mit jedem Meister hätte concurriren können. Bei gedruckten Büchern freilich beschränkte sie sich auf Reparaturen. Uebrigens brachte sie jede freie Stunde damit zu, sogenannte Rockenblätter zu fabriciren, die Bogen aus dünner Pappe, die die Spinnerinnen um den Flachs legen, damit er nicht vom Rocken abfällt. Es war eine Industrie, die aus werthlosen Ueberbleibseln, aus Nichts noch etwas Werthvolles zusammenbrachte. Von den Tapezierern erhielt Pforten-Riekchen die Abfälle der Tapetenstreifen; aus den Tapetenfabriken die verdruckten Stücke, die Abschnitte; von den Papierhandlungen Fleckiges oder Eingerissenes; von den Buchbindern Goldborten-Reste, und bunte Bilder von überall. Das Alles wußte sie geschickt zu sortiren, zusammenzustellen und damit die Pappdeckel zu bekleben und zu verzieren. Damals gab es noch keine künstlerisch illustrirte Zeitschriften, keine solche Buchhändlerannoncen; aber man war auch genügsamer und ein paar Bilder-

Digitized by Google

bogen von Gustav Kühn in Neu-Ruppin reichten hin, eine Masse von Rockenblättern zu verschönern und anlockender zu machen, die dann großweise von den Händlern für die Jahrmärkte abgeholt wurden. Ich habe den geschickten Händen oft zugesehen bei dieser Arbeit und manchen Beitrag zum Material geliefert, namentlich an Bildern, wie ich sie, bei Seite geschoben, in den Ferien im Elternhause fand. Pforten-Riekchen hatte dann ein kindisches Vergnügen, denn diese Beschäftigung machte ihr Freude, vielleicht die einzige, die sie im Leben hatte, mehr als der Verdienst, der zwar sehr gering war, sich aber doch im Laufe vieler Jahre zu einer ansehnlichen Summe ansammelte.

Auch der alte Knopp, auf den ich schließlich zurückkomme, hatte, trotz seines Alters, noch seinen kleinen Nebenverdienst. Er war Schneider von Profession gewesen und noch immer der Flickschneider für die Schüler. Auf dem Vorflur stand eine große Kiste. In die warfen wir die zerrissenen Kleidungsstücke, an die der Name des Besitzers auf einem Zettel angeheftet war. Vater Knopp arbeitete dies Pensum nach besten Kräften auf, wenn er auch oft vorbeistach und manche Schäden, trotz der grün angelaufenen Messingbrille, übersah. Es hielt doch wieder bis zum nächsten Mal. Früher wäre er ein sehr geschickter Schneider gewesen, behauptete er, und man konnte ihn als solchen wohl eine Berühmtheit nennen; denn er kam damit sogar in die classische deutsche Literatur. Das ging so zu: Unser Vater Knopp hatte um das Jahr 1773 in Wetzlar als Schneidergeselle gearbeitet und für Jerusalem den Frack mit blanken Knöpfen, die gelbe Nankin-Weste und Beinkleider verfertigt, die er bei seinem gewaltsamen, durch Goethe unsterblich gewordenen Tod trug. An der Wahrheit dieses Factums war nicht zu zweifeln, denn Herr Knopp war ein zuverlässiger Mann, der sich dieses Zufalls auch gar nicht berühmte. Wenn man ihn danach fragte, beschrieb er Frack und Hosen ganz genau und gab auch zu, daß er den Herrn Goethe des Oefteren hätte über die Straße gehen sehen, aber über die Beziehungen zu Werther und Lotte wußte er nichts Weiteres. Wie oft war er wohl danach gefragt worden, und wie leicht, wenn er sich hätte wichtig machen wollen, hätte er sich die Dinge zurechtlegen können. Dazu war aber unser Vater Knopp zu ehrlich. Ein kleiner Glanz fiel indessen doch von der Weltberühmtheit des tragischen Todes auf ihn; denn damals im Jahre 1834 tönte noch der Nachklang der gewaltigen Erregung fort, die das berühmte Erstlingswerk Goethe's durch ganz Deutschland, in allen jugendlichen Gemüthern geweckt hatte. Die Jugend von jetzt versteht das nicht mehr. „Die Leiden des jungen Werther" gehören nur noch der Literatur, und von ihm, unserm alten Knopp, der den Helden des Romans einkleidete, wird bald Niemand mehr erzählen können.

Digitized by Google

Eine Reise nach Ostindien.

Von

Prof. **Julius Jolly** in Würzburg.

II. Durch Guzerat und die Radschputana nach Delhi und über Lucknow nach Benares.

Von Bombay hatte ich anfänglich auf der directen Route über Jubbalpore nach Benares, der alten Hochschule des Brahmanismus, zu reisen beabsichtigt, war aber schon auf dem englischen Dampfer durch lockende Schilderungen der neuen Eisenbahnroute durch die für den Alterthumsforscher so interessante Radschputana in meinem Entschlusse wankend geworden. Die in Bombay nach den ersten heißen Tagen eingetretene kühlere Witterung reifte meinen Plan, den allerdings bedeutenden Umweg nicht zu scheuen, um Ahmedabad und Ajmere, dann die unabhängigen Fürstenthümer der Radschputana mit ihren altnationalen Institutionen, weiterhin die alten mohammedanischen Hauptstädte Hindostans mit ihren berühmten Prachtbauten kennen zu lernen, und schließlich noch die Schauplätze des Aufstandes von 1857 zu besichtigen. Höchst befriedigt von dieser interessanten Tour, schlug ich später auf der Heimreise von Calcutta wieder beinahe die nämliche Route ein, und werde mir im Folgenden die kleine Licenz gestatten, die Erlebnisse und Eindrücke der Hin- und Rückreise mit einander zu combiniren.

Am 15. Januar Nachmittags stieg ich in Churchgate Station in den Schnellzug der Bombay-Baroda-Bahn, ließ im Nu die Häuser und Hütten der Stadt und die anmuthigen Wälder der Insel Bombay an mir vorübergleiten, erreichte die Insel Salsette auf einer langen Eisenbahnbrücke, verließ sie auf einer zweiten und gelangte, auf dem Festland in nördlicher Richtung weiter fahrend, bald über die Grenze von Gudscherat (Guzerat), dem alten Gurjara-Deça. Man passirt auf dieser Route mehrere alte Städte, namentlich Surat, das alte Surâshtra und Broach, das alte Bhrigukaccha. Baroda, der Hauptpunkt dieser Eisenbahnlinie, ist die Residenz eines eingebornen Fürsten, des Gäkowars von Baroda, dessen Staat eine Bevölkerung von über zwei Millionen zählt. Ich habe später in Calcutta den Donner der zahlreichen Kanonenschüsse gehört, welche zu dem

Digitized by Google

Empfang des neuen Gäkowars beim Vicekönig abgefeuert wurden. In der wechselnden Zahl der Salutschüsse drückt sich der Grad der Bedeutung aus, welchen die englische Regierung den Häuptern der indischen Vasallenstaaten beilegt. Der jetzige Gäkowar hat erst nach einem englischen Interregnum seinen Vorgänger Malhar Rao beerbt, der von den Engländern abgesetzt und in Madras internirt wurde, weil er im Jahre 1874 versucht hatte, den englischen Residenten (Gesandten) in Baroda, Oberst Phayre, zu vergiften. Baroda ist der größte der sehr zahlreichen Lehensstaaten, welche die englische Regierung in der Präsidentschaft Bombay fortbestehen ließ. Den Beherrscher eines dieser kleinen Staatswesen, den jungen Thakur von Gondal (bei Rajkot in Kathiawar), hatte ich Gelegenheit, auf der Rückreise von Indien kennen zu lernen, da er von Bombay bis Suez mein Mitpassagier auf dem englischen Dampfer „Cathay" war. Ungeachtet seiner indischen Kleidung und Diät, und obschon er, in Begleitung eines englischen Majors, zum ersten Male nach Europa reiste, war er doch mit der englischen Sprache und Bildung vollkommen vertraut. Ein freundlicher und umgänglicher Mann, machte er mich mit den indischen Schachregeln bekannt und spielte manche Partie Schach mit mir. Das Schach (arab. Shatranj, Sanskr. Chaturanga), obwohl ursprünglich aus Indien stammend, wird jetzt in Indien gewöhnlich nach der arabisch-persischen Methode gespielt, die durch die Mohammedaner eingeführt worden ist. Die hauptsächlichsten Regeln, die ich kennen lernte, sind folgende: 1. Die Bauern ziehen nie mehr als ein Feld. 2. Der König steht zur Rechten der Dame, der feindlichen Dame gegenüber. 3. Der König darf einmal einen Rösselsprung machen, jedoch nur wenn er nicht vorher im Schach gewesen ist. 4. Das Rochiren ist ganz unbekannt. 5. Nur die bereits genommenen Officiere können für einen zur Dame gelangten Bauer substituirt werden. 6. Wenn man dem Gegner nur den König übrig läßt, so gibt es partie remise[1]). Es erhellt hieraus, daß dies ein ziemlich kunstloses Schach ist. Die Partien gehen daher auch viel rascher zu Ende, als bei der verfeinerten und complicirten Form, welche das Schachspiel in Europa angenommen hat.

Mein erster Haltepunkt war die Stadt Ahmedabad, die ich in der Morgenfrühe erreichte. Nachdem ich mich in der Bahnhofsrestauration einquartiert und ein Bad genommen hatte, fuhr ich zu dem englischen Deputy Collector, an den ich eine Empfehlung mitgebracht hatte. Während ein Führer durch die Stadt für mich bestellt wurde, erzählte mir die Dame des Hauses von den zahllosen großen Affen, die eine Specialität von Ahmedabad bilden, und besonders auf der Stadtmauer ihre Spiele aufzuführen pflegen. Bald erschien mein Führer, ein Brahmane aus einer vishnuitischen Secte, deren mit rother Farbe frisch erneuertes Abzeichen auf seiner Stirn prangte. Er war sprachlos vor Erstaunen, als ich ihm unterwegs mittheilte, daß ich den Sanskrittext der „Vishṇu-smṛiti" herausgegeben und ins Englische übersetzt habe, und fragte mich nach einiger Zeit, ob ich denn auch wirklich daran glaube, daß der Gott Vishnu eine Muschel, eine Wurfscheibe, eine Keule und einen Lotus in seinen vier Händen halte und

[1]) Fast ganz die nämlichen Regeln gibt van der Linde, Geschichte des Schachspiels I, 121 für das moderne arabische Schach an.

Digitized by Google

sich von seiner Gemahlin Lakshmi die Füße streicheln lasse? Leider konnte ich die Frage nicht bejahen.

Ahmedabad soll von 1533—1600 die schönste Stadt in ganz Hindostan gewesen sein. Unter englischer Herrschaft ist es zu neuer Blüthe gelangt, aber den Hauptschmuck der Stadt bilden noch immer die höchst interessanten und malerischen alten Moscheen im Hindustil. Das erste historische Interesse gehört dem Mausoleum Ahmed's I., der im Jahr 1413 Ahmedabad erbaut hat. Ich sah sein wohlerhaltenes Grabmal und in einem alten verlassenen Hofe die Sarkophage seiner Frauen, die kleineren Grabdenkmäler seiner jung verstorbenen Kinder, und das winzige Grabmal eines Lieblingspapageien. Vom künstlerischen Standpunkte aus ist das berühmte Steinfenster in Sidi Said's Moschee höchst sehenswerth, das in durchbrochener Arbeit einen Baum darstellt. Dieselbe bewunderungswürdige, echt indische Kunst der Ornamentik habe ich auch in den schönen Holzschnitzereien gefunden, welche reiche Privatleute in Ahmedabad an ihren Häuserfronten angebracht haben. Im ganzen westlichen Indien wird die alte Kunst der Holzschnitzerei, die im 17. Jahrhundert durch die Holländer einen neuen Impuls empfangen zu haben scheint, heutzutage mit besonderem Eifer gepflegt. Die berühmten Sandelholzkästchen, zu denen die Wälder der westlichen Ghats das Material liefern, gehen in alle Welt. Die geschnitzten Möbel aus schwarzem Holz (Dalbergia Latifolia) scheinen besonders von reichen Amerikanern mit Vorliebe aufgekauft zu werden.

Ich sah mir noch eine Anzahl alter Moscheen an, von denen aber mehrere ganz verfallen und verödet waren. Ahmedabad, einst ein Bollwerk der Mohammedaner, die auch die hohe Stadtmauer und die alte Citadelle aufgeführt haben, hat längst aufgehört eine vorherrschend mohammedanische Stadt zu sein. Mehrere der reichsten Kaufleute hängen der alten Dschainareligion an, der Zwillingsschwester des Buddhismus. Der schönste Dschainatempel in Ahmedabad ist von einem dieser Kaufleute mit einem Aufwand von einer Million Rupees (= 1 Million Gulden österr. Währ.) in den vierziger Jahren aufgeführt, und eine lange Sanskritinschrift verewigt die Namen des Stifters, des Architekten, der Werkmeister und Decorateure. Im Lapidarstil der Inschriften hat sich der Gebrauch des Sanskrit bei den Hindus aller Secten ebenso erhalten, wie bei den verschiedenen europäischen Nationen im gleichen Falle der Gebrauch der lateinischen Sprache. Mit seinen zweiundfünfzig Kuppeln und seinen zahlreichen Säulenhallen, Treppen und Portalen macht der weitläufige Dschainatempel einen höchst imposanten Eindruck, besonders da durchweg eine ganz unorientalische Genauigkeit der Maße und der ganzen Ausführung herrscht. Im Inneren strotzen Wände und Decken von den kostbarsten Ornamenten, und die Böden sind mit buntem Marmor aus der Radschputana gepflastert. In dem innersten Heiligthum, zu dem uns der Zugang nicht verwehrt wurde, befindet sich eine sitzende, mit imitirten Juwelen geschmückte Marmorstatue Dharmanâtha's, des „Herrn der Gerechtigkeit". In einem unterirdischen Dschainatempel, den ich später sah, machten diese weißen, an die bekannten Buddhabilder erinnernden Colossalstatuen der Dschaina-Heiligen mit ihren weitgeöffneten Augen von Glas einen ganz unheimlichen Eindruck. Mein Führer berichtete mir, daß dieser Tempel, ähnlich wie

Digitized by Google

die Katakomben zur Zeit der ersten Christen, den Dschaina's während der blutigen Verfolgungen durch die Mohammedaner, als Heiligthum gedient habe. Heutzutage, unter dem milden Scepter der „Kaiserin von Indien", gegen jede Art von Verfolgung gesichert, erfreuen sich die Dschaina's großer Prosperität, und europäische Gelehrte durchforschen zum ersten Male die ungeheuer massenhaft religiöse Literatur, welche diese Secte im Lauf der Jahrhunderte angehäuft hat. Daß das Klosterleben auch außerhalb des Buddhismus eine der populärsten Institutionen der Hindus ist, davon kann man sich in Ahmedabad bei dem Anblick der ausgedehnten Gebäulichkeiten überzeugen, welche die ganz moderne vishnuitische Secte der Svāminārāyanī besitzt. Hier leben die „Heiligen" dieser Secte, bewohnen aber, ähnlich wie die alten Buddhisten, das Kloster nicht beständig, sondern ziehen während eines Theils des Jahres bettelnd im Lande umher. Der umfangreiche Tempel ist mit hellgrünen Ornamenten und Wandmalereien bedeckt, die den jugendlichen Vishnu-Krishna als Kuhhirten mit den tanzenden Hirtinnen (Gopis) darstellen.

Außerhalb der Stadt in einem Busch befindet sich ein alter Brunnen, der aus sieben kunstreich aus Stein gehauenen Stockwerken und einem Schöpfrad besteht. Von den sieben Stockwerken ragten zur Zeit nur zwei über das Wasser empor, auf einer Sanskritinschrift war in alterthümlichen Lettern der Name des Stifters, Dādā Harira, und das Datum der Stiftung, 1499, zu lesen. In einem heißen und trockenen Lande gehört die Anlegung eines öffentlichen Brunnens zu den nützlichsten Bethätigungen des Gemeinsinns. Schon in der alten Sanskritliteratur wird als himmlischer Lohn hierfür der Nachlaß der Hälfte aller begangenen Sünden in Aussicht gestellt. Unweit von dem Brunnen des Dādā Harira befindet sich ein noch älterer mit einem der Mutter Bhavāni (Mātā Bhavāni) geweihten Tempel. Als ich bei demselben anlangte, war gerade eine Menge Volks zusammengeströmt. Die Thüren des Heiligthums waren weit geöffnet, und man sah das häßliche, mit rother Farbe bemalte Gesicht der Göttin und die Speisen, welche für sie von den diesseits des Brunnens stehenden Gläubigen mitgebracht worden waren. Nach einiger Zeit wurden die Thüren geschlossen, und als sie wieder aufgingen, waren die Speisen verschwunden. Dieser Brunnen hat wahrscheinlich schon existirt, ehe das mohammedanische Ahmedabad gebaut wurde. Mein zungenfertiger Führer berichtete mir, er sei von den Pāndu-prinzen gestiftet worden, als sie in den Wald verbannt waren. Da in Europa die Sagen des Mahābhārata nicht als historische Quelle betrachtet werden, so erlaubte ich mir, meine Zweifel an dieser Ueberlieferung auszudrücken und fragte den Pandit, wie es komme, daß an diesem Brunnen gar keine Sanskritinschriften zu finden seien. Ei, die Pāndu-prinzen lebten ja hier als Verbannte, meinte er, und durften ihren Aufenthaltsort nicht verrathen. Um eine Antwort und eine Legende ist ein indischer Pandit niemals verlegen.

Am nächsten Vormittag stieg ich in den nach dem Norden führenden Schnellzug ein. Bei dem kuppelförmigen Bahnhofe von Palanpur, der durch ein neuerliches Erdbeben theilweise zertrümmert worden ist, erreichte ich die Radschputana, jenes ausgedehnte Conglomerat einheimischer Staaten, in dem man die In-

Digitized by Google

stitutionen eines altindischen Staatswesens noch in ihrer primitiven Ursprünglichkeit studiren kann. Radschputana kommt von Radschput, im Sanskrit räjaputra, „Königssohn", und die kriegerische Radschputenkaste, der die neunzehn Fürsten der Radschputana fast insgesammt entstammen, führt ihren Ursprung auf die alte Kaste der Kshatriya, Krieger oder Fürsten, zurück, die nicht selten auch mit dem Namen räjanya, „die Königlichen", bezeichnet werden. Die Radschputenstaaten sind die ältesten in Indien. Manche dieser Dynastien haben schon vor der mohammedanischen Invasion bestanden und die glänzende, aber kurzlebige Periode der mohammedanischen Macht und Herrlichkeit überdauert. Heutzutage ist ihr Bestand gesichert, da England gegen Anerkennung seiner Oberhoheit ihnen die Fortdauer ihrer Herrschaft garantirt und sogar, im Einklang mit dem altindischen Recht, gestattet hat, in Ermangelung directer Nachkommen einen beliebigen Nachfolger zu adoptiren, ein Recht, von welchem diese Fürsten freilich für sich selbst nur selten Gebrauch machen. Die Thronfolge steht hier noch auf dem primitiven Standpunkt, wo die Existenz eines legitimen Nachfolgers, sei es eines natürlichen oder Adoptivsohnes, mit Recht als eine Gefahr für das Leben des regierenden Fürsten angesehen wird. In der Regel wird daher erst nach seinem Tode zu einer Adoption geschritten, wozu seine Wittwen berechtigt sind. Thatsächlich wählen sie seinen Nachfolger nach den Rathschlägen aus, welche ihnen die Häupter der vornehmsten Familien ertheilen. Die alten Nationalwissenschaften werden von den Dynasten der Radschputana nicht vernachlässigt. Mehrere dieser Fürsten, z. B. die Beherrscher von Bikaner und Jeypore, besitzen große, von ihren Vorfahren ererbte Sammlungen von Sanskrithandschriften, und wenn sie selbst selten literarische Interessen haben, so gehören doch ihre Minister und Privatsecretäre häufig den alten Panditfamilien an. Auch wird an ihren Colleges fleißig Sanskrit getrieben, wovon ich mich bei einem Besuch der Sanskritclassen des Collegiums in Jeypore überzeugte. Auf der Hinreise fuhr ich die ganzen vierundzwanzig Eisenbahnstunden von Ahmedabad bis Jeypore direct durch, auf der Rückreise im April wollte ich es aber, trotz der herrschenden Hitze — im Mai, dem heißesten Monat des Jahres, beträgt die Durchschnittstemperatur in diesen Gegenden 29½° R. — nicht unterlassen, der britischen Enclave Ajmere (Adschmir) und besonders dem nahen Wallfahrtsorte Pushkara einen Besuch abzustatten. In Adschmir besuchte ich den in einem prachtvollen Park am Rande eines Teiches gelegenen englischen Club und eine Moschee, in der interessante Sanskritinschriften, anscheinend aus der vormohammedanischen Zeit, aufgestellt sind, und erklomm den steilen, weithin die Gegend beherrschenden Berg, auf dessen Gipfel sich eine alte, jetzt in ein Militärlazareth verwandelte Burg und alte Heiligthümer befinden. Die Burg hat in den Annalen der Radschputana eine große Rolle gespielt. Häufig den Besitz wechselnd befand sie sich stets in den Händen der Macht, die jeweilig über die Radschputana gebot. Schließlich ist sie von den kriegerischen Mahratten nach dem sog. Pindarikrieg im Jahre 1818 an die Engländer abgetreten worden.

Puschkar — so und nicht nach der officiellen Schreibung „Pokhur" wird der Name im Munde des Volkes noch jetzt allgemein ausgesprochen — hat in der indischen Alterthumskunde eine gewisse Berühmtheit erlangt, weil es

Digitized by Google

den einzigen bekannten Tempel des Gottes Brahman enthält. Denn sonst führt die erste Person der sogenannten indischen Trinität (Trimürti) im Volksglauben ein ziemlich zurückgezogenes Dasein, und von der indischen Dreieinigkeit selbst ist ganz mit Recht gesagt worden, daß sie in Europa, wo sie durch die Analogie der christlichen Trinität auffiel, mehr bemerkt und besprochen ist, als in Indien. Erst gegen fünf Uhr Abends war die Temperatur hinreichend abgekühlt, um die Fahrt nach Pushkara zu wagen. In dem an einem Bergsee reizend gelegenen Pushkara fand ich eine Tempelstadt ersten Ranges, voll von wunderbar bemalten, halbnackten Heiligen (Sádhu), Asceten (Sannyáti, Yati), heiligen Badeplätzen (Tirtha) und Tempeln (Devagriha). Alle die seltsamen Götterbilder in den zahlreichen Tempeln genauer anzusehen, verwehrte mir der immer mehr anschwellende Troß von Heiligen und Bettlern, der sich an meine Fersen heftete, und ich war froh, bald den Tempel des „Gottes mit den vier Gesichtern" (Chaturmukha), d. h. Brahman, aufzufinden, der in der That als die erste Sehenswürdigkeit Pushkara's zu gelten scheint. Die übrigen Tempel sind anderen Göttern geweiht. In der Sanskritliteratur wird der Name Pushkara auch im Plural gebraucht, und nach einer alten Ueberlieferung, die in dem Commentar zu dem Gesetzbuch des Vishnu citirt wird, gab es drei Pushkara's: eines war Brahman, eines Vishnu und eines Çiva geweiht. Möglicher Weise sind unter den drei Pushkara's die verschiedenen Heiligthümer in dem einen Orte Pushkara zu verstehen.

Als die schönste Stadt der Radschputana, ja nach einer verbreiteten Meinung als die schönste Stadt ganz Indiens gilt Jeypore, die Hauptstadt des gleichnamigen Staates, die man von Ajmere aus in sieben Eisenbahnstunden erreicht. Unterwegs geht eine Zweigbahn nach dem Salzsee von Shambar, Çákambhari, ab. Schon in der Sanskritliteratur erinnere ich mich, das Salz erwähnt gefunden zu haben, das aus diesem See durch Verdunstung gewonnen wird. Jeypore (sprich Dschaipur), die „Siegesstadt" (Sanskr. Jayapura), verdient diesen Ruf, wenn man Regelmäßigkeit für Schönheit und einen consequent durchgeführten Zuckerbäckerstil für guten Geschmack erklären will. In einer Anzahl geradliniger, breiter Hauptstraßen ist eine Häuserfront neben der andern in die gleiche Rosafarbe getaucht und mit denselben weißen Ornamenten geziert, während es freilich in den Nebenstraßen desto unordentlicher und unsauberer aussieht. Das ganze heutige Jeypore ist in diesem Stil im vorigen Jahrhundert nach den Plänen eines excentrischen Italieners aufgebaut und seitdem im gleichen Stande erhalten worden. Wer es versäumt, an seinem Hause die nöthigen Reparaturen anzubringen, wird von dem Großkönig (Mahárája) von Jeypore mit einer Geldstrafe belegt. Mit dem Maharadschah, der seinen Stammbaum bis auf den sagenberühmten König Nala, den Gemahl der Damayanti, zurückführt, ist überhaupt nicht zu spaßen; das zeigen die zahlreichen Sträflinge, die in klirrenden Ketten auf der Straße Zwangsarbeit verrichten müssen und von denen man nicht selten ganzen Scharen, von Aufsehern begleitet, begegnet. Ich erinnerte mich hierbei der Strafe, „auf Lebenszeit zum Sklaven des Königs erklärt zu werden", die in den altindischen Gesetzbüchern auf gewisse Vergehungen gesetzt wird, wie auch sonst der Zwangsarbeit in dieser Literatur mehrfach Erwähnung geschieht und

Digitized by Google

dieselbe vor der Begründung der englischen Herrschaft thatsächlich in ganz Indien verbreitet war. Die alten Gesetzbücher empfehlen dem König, seinen Aufenthalt in einer Festung zu nehmen, und das Rämäyana erzählt von den Mauern und Gräben, welche um die alte Königsstadt Ayodhyä herumliefen. Jeypore ist rings von hohen, freilich modernen, Mauern umgeben und die Thore werden jeden Abend geschlossen. Auch sind die steilen Anhöhen in der Umgegend von Forts gekrönt, und der Zugang zu dem „Tigerfort", das den königlichen Schatz birgt, wird streng bewacht. Die Gesetzbücher erlauben dem König, ein Sechstel der Ernte als Steuer zu erheben. Als der Betrag, welchen der Maharadschah von Jeypore jährlich von seinen kaum zwei Millionen Unterthanen an Steuern eintreibt, wurde mir eine so unglaublich große Summe genannt, daß ich Anstand nehme, sie zu erwähnen. Der gesammte Grundbesitz gehört den durch verwandtschaftliche Bande verbundenen Radschputenfamilien, welche bei der Eroberung des Landes den Boden unter sich vertheilten und die früheren Bebauer desselben zu Knechten machten. So mögen es einst alle arischen Stämme bei ihrem ersten Eindringen in Indien gehalten haben. Barden, welche den Preis des Königs zu verkünden hatten, und Musikanten waren typische Figuren an den Höfen der altindischen Fürsten. In der königlichen Residenz in Jeypore, die ich mehrmals besuchte, lassen die königlichen Sänger unter Paukenschlag und Harfenbegleitung den ganzen Tag über ihre einförmigen Weisen ertönen. So haben sich hier in mannigfacher Beziehung die alten Sitten und Einrichtungen noch fast unverändert behauptet. Manche Radschahs geben jetzt übrigens großen Spieldosen europäischen Fabrikats den Vorzug vor ihrer Nationalmusik. Ein herumziehender Händler aus der Schweiz, den ich in Jeypore traf und der sich sehr gut auf die Ausbeutung dieser Liebhaberei zu verstehen schien, versprach sich goldene Berge von einem großen Orchestrion, das er in Europa für einen Radschah bauen ließ. Er hatte dem Radschah für eine enorme Summe ein Instrument zu liefern versprochen, das einem Orchester von sechzig Musikanten an Fülle des Tones gleichkommen sollte. Solche in Europa gebaute Instrumente haben nur den einen Nachtheil, daß sie in dem indischen Klima bald aus den Fugen gehen, oder schon von Anfang an unbrauchbar sind.

Obwohl in ihren Privatliebhabereien uneingeschränkt, werden diese Fürsten doch in allen wichtigen Dingen von der englischen Regierung controlirt. Auch die Soldatenspielerei der Radschahs ist kaum ernst zu nehmen, und die Befestigungen von Jeypore sind der Art, daß sie gegen Krupp oder Armstrong kaum einen halben Tag aushalten würden. Man muß übrigens anerkennen, daß der Einfluß der Engländer in gutem Sinne ausgeübt wird. Aus ihren sämmtlichen Lehensstaaten in Indien, gegen 500 an der Zahl, beziehen sie nur etwa $^{8}/_{4}$ Millionen Pfund Sterling, welche Summe kaum $^{1}/_{8}$ des gesammten Einnahmebudgets dieser Staaten repräsentirt; und es unterliegt keinem Zweifel, daß der Werth ihrer Gegenleistungen weit beträchtlicher ist. Die großen materiellen Verbesserungen, die in den letzten Decennien in dem Staate Jeypore eingeführt sind, werden der Initiative der Engländer verdankt, besonders dem englischen Major Jacob und dem Leibarzt des Maharadschah, Dr. Hendley. Ich besichtigte die außerhalb der Stadt gelegene neue Gasfabrik, in der das Gas

Digitized by Google

aus Castoröl gewonnen wird. Dieses Gas ist sehr theuer, zeichnet sich aber durch große Leuchtkraft aus. Jeypore hatte während meiner Anwesenheit sogar eine der modernsten europäischen Errungenschaften, eine Kunstgewerbeausstellung, aufzuweisen, welche der Maharadschah auf eigene Kosten und ohne Eintrittsgeld zu erheben, in einem seiner Paläste veranstaltete. Alle dem Maharadschah befreundeten Fürsten der Radschputana hatten ihre Kronjuwelen und, was mich noch mehr interessirte, die kostbarsten illustrirten Manuscripte aus ihren Handschriftensammlungen ausgestellt, die Dr. Hendley, der spiritus rector der Ausstellung, so freundlich war, mir zu zeigen. Ganz vortreffliche Miniaturen, allerdings nicht in indischem, sondern in mohammedanischem Geschmack, sah ich in dem Manuscript einer persischen Uebersetzung des Sanskritepos Mahâbhârata aus der Zeit Kaiser Akbar's. Die indische Kunstindustrie war durch die meisten ihrer charakteristischen Producte vertreten: große wollene Teppiche nach persischem Muster, meist Gefängnißarbeit aus Ajmere; damascirte Schalen, Vasen, Schilder und Waffen aus Sialkote im Pendschab; eine höchst merkwürdige Sammlung von alten Arm- und Beinringen von Gold und Silber, und Götzen von schwarzem Stein aus Jeypore; vergoldete und reizend gravirte Silbergefäße, lackirte Kästchen, Tische und Stühle und die bekannten gestickten Shawls aus Kaschmir; eingelegte Arbeiten und Sandelholzkästchen aus Bombay; ciselirte Messingschalen aus Benares; Thonfiguren, die indischen Handwerker und Kasten darstellend, aus Lucknow; braune Töpferwaaren mit geschmackvollen Silberornamenten aus Sind u. s. w. Mehrere dieser Industrien werden schon in der Sanskritliteratur erwähnt, und zu der Zeit, als der Seeweg von Europa nach Indien entdeckt wurde, waren nicht nur die indischen Baumwollen- und Seidenstoffe, sondern auch die Arbeiten der indischen Goldschmiede und Juweliere den entsprechenden Artikeln des europäischen Marktes weit überlegen. Seitdem hat sich freilich das Blatt gewendet und überall, wo Maschinenarbeit anwendbar ist, kann die indische Industrie mit der europäischen nicht mehr concurriren. Dagegen wird die Handarbeit im Kunstgewerbe schwerlich aus ihrer Position verdrängt werden; ja die höchst ansprechenden, eigenartigen und preiswürdigen Leistungen der indischen Ciseleure, Graveure, Holzschnitzer und Formatoren sind auf dem besten Wege sich ein Absatzgebiet in Europa und Amerika zu erobern. In Jeypore hat man in der von dem vorigen Maharadschah 1867 gegründeten und stark besuchten Kunstgewerbeschule auch Gelegenheit, die zur Verfertigung dieser Fabrikate nöthigen Proceduren veranschaulicht zu sehen, da dieselben sammt und sonders dort gelehrt werden. Mich interessirte es besonders die Goldschläger zu sehen, die das Einschlagen feiner Gold- und Silberplättchen auf Stahl oder Eisen mit bewunderungswürdigem Geschick betreiben und auf diese Weise reizende Kunstwerke herstellen.

Für die Dienste, welche ihnen ihre englischen Berather leisten, zeigen sich die Radschputenfürsten in ihrer Weise erkenntlich. Der letzte Maharadschah legte seine Freundschaft für England in so demonstrativer Weise an den Tag, daß er fast jeden durchreisenden Engländer mit Champagner regaliren ließ. Sein Adoptivsohn, der jetzige Maharadschah, hat zwar diese löbliche Gewohnheit abgelegt, deren Beibehaltung ihm seit Eröffnung der Eisenbahn etwas theuer zu stehen kommen würde; er stellt aber den Besuchern seiner Hauptstadt mit großer

Digitized by Google

Liberalität die besten Elephanten aus seinem Marstall zur Verfügung, um das alte Schloß Amber, die Hauptsehenswürdigkeit von Jeypore, bequemer zu erreichen. Ich machte diese interessante Excursion in der Gesellschaft eines heiter gelaunten, viel gereisten englischen Consularagenten aus Shanghai, der mit der Rückreise von England nach China einen Abstecher nach Indien verbunden hatte. Der Vorschrift gemäß hatten wir uns um Ueberlassung eines Elephanten schriftlich an den Maharadschah gewendet, und als wir einige Stunden später im Wagen aus der Stadt herausgefahren waren, fanden wir am Fuß des Hügels, auf dem Schloß Amber liegt, nicht nur einen Elephanten, sondern auch mehrere Kameele bereits auf uns wartend. Da das Schiff der Wüste wie die wirklichen Schiffe dem Neuling leicht Seekrankheit verursacht, so zogen wir Beide den Elephanten dem Dromedar vor und ich machte meinen ersten Elephantenritt. Das mächtige Thier legte sich auf Befehl des „Mahout" (Elephantentreibers) nieder, so daß wir ganz bequem mittelst einer kleinen Leiter auf den Sitz gelangen konnten, der für vier Personen Platz bietet. Der vor uns sitzende Mahout trieb bald mit den Füßen, bald mit seinem schweren Stachelstock unser Reitthier an und wir kamen ziemlich rasch vorwärts, allerdings nicht ohne bei jedem Schritt des Ungethüms eine gelinde Erschütterung zu verspüren.

Das Schloß Amber, von Außen etwas ruinenhaft, ist im Innern ein wahrer Feenpalast. Die Bauart ist jene mohammedanische, welche bei uns unter dem Namen des maurischen Stiles bekannt ist und in Europa in der Alhambra ihre schönste Vollendung zeigt. Jedes der zahlreichen Gemächer hat aber seinen eigenen Stil und einen besonderen Sanskritnamen. „Das ist ja ganz das Spiegelzimmer aus der Würzburger Residenz," rief mein Reisegefährte aus, als wir in ein durchaus mit bemalten Spiegeln geschmücktes Gemach eintraten. Er war nicht wenig erstaunt, als ich ihm sagte, daß seine Aeußerung meinen Localpatriotismus sehr befriedigt habe und mich als Würzburger zu erkennen gab. Der sogenannte Gemäldesaal enthält Bilder, welche zweihundert Jahre alt sein sollen, und Pläne von Benares, Patna u. a. Hauptstädten Indiens, welche einen deutlichen Begriff von dem damaligen Aussehen dieser seitdem sehr veränderten Städte gewähren. Durch ein ganzes Labyrinth von Gemächern schreitend, fanden wir überall dieselbe luxuriöse Ausstattung der Wände und Fußböden mit schön polirten Marmorplatten, dieselben kunstvollen Steinornamente an den Fenstern. Auf einer bequemen Treppe in den unterirdischen Theil hinabsteigend, gelangt man zu den prachtvollen Baderäumen. Von dem flachen Dache aus eröffnet sich eine herrliche Fernsicht auf die benachbarten, von Befestigungen gekrönten Höhenzüge, und im Vordergrunde liegen der malerische Schloßteich und die beiden schönen Gärten, einst für den Maharadschah und seine Rani (Königin) angelegt. Obwohl nur von Fakiren bewohnt, hat sich das Schloß Amber vermöge seiner soliden Bauart fast unversehrt erhalten, und es ist schwer zu begreifen, weshalb die Fürsten von Jeypore diesen herrlichen Palast mit ihrer jetzigen weit bescheideneren Residenz vertauschen mochten. Nach einer Ueberlieferung, die uns erzählt wurde, fand die Verlegung der Residenz und Hauptstadt Amber in das heutige Jeypore im Anfang des vorigen Jahrhunderts deshalb statt, weil die Brahmanen den damaligen Maharadschah darauf aufmerksam machten,

Digitized by Google

daß Amber nunmehr tausend Jahre alt sei und keine Stadt länger als tausend Jahre an einem Orte bestehen dürfe. Der wahre Grund für die Verlassung der alten, schon von Ptolemäus erwähnten Hauptstadt ist aber wohl in der ungünstigen Lage derselben zu suchen. Rings von hohen Bergen umschlossen, konnte sie sich nach keiner Richtung hin ausdehnen. Jeypore liegt dagegen in einem weiten offenen Thale, das der Ausbreitung keine Schranken setzt.

Nachdem uns der Elephant wieder den Berg hinab getragen hatte, ergötzten wir uns in der Nähe von Jeypore an dem Ufer eines heiligen Teiches an dem drolligen Schauspiel gieriger Alligatoren, denen unser Führer von der Brüstung einer hohen Mauer herab Fleischstücke zuwarf. Beinahe ein Dutzend dieser Ungethüme kam zu dem seltenen Fraß herbeigeschwommen, und es war spaßhaft zu sehen, wie die riesenhaften aber unbehilflichen Thiere sich um die Beute balgten und sich gegenseitig das Fleisch aus den Zähnen rissen. Mit Besichtigung der großartigen Elephantenställe hinter der jetzigen Residenz des Maharadschah von Jeypore schloß der Tag. Ein reich besetzter Elephantenstall bildete schon im alten Indien den Hauptschatz eines Fürsten und die Elephanten gehörten zu den königlichen Monopolen.

Ein lang gehegter Wunsch ging mir in Jeypore durch die Erlangung des Zutritts zu einer indischen Gerichtsverhandlung in Erfüllung. Freilich hat sich die altindische Rechtspflege mit ihrem Apparat von Gottesurtheilen durch Feuer, Wasser, Gift u. s. w., ihrer primitiven Protokollirung der Aussagen auf dem Fußboden der Gerichtshalle, ihren barbarischen Verstümmelungen und grausamen Todesarten auch in der Radschputana nicht mehr erhalten. Ueberall, soweit der mächtige Arm der englischen Regierung reicht, ist jetzt die grausame Behandlung, der früher namentlich die Staatsgefangenen ausgesetzt waren, abgeschafft, wenn auch das Niedertrampeln solcher Gefangenen durch Elephanten in einzelnen Staaten, z. B. in Baroda, in neuerer Zeit noch vorgekommen ist. Im Privatrecht hat sich die Autorität der alten Rechtsbücher noch behauptet, und in allen schwierigen Rechtsfragen, namentlich in Adoptions- und Erbschaftsfällen, werden die indischen Kenner der alten Rechtsliteratur consultirt. In den Räumen der Kunstgewerbeausstellung hatte ich durch Dr. Hendley den Ehrensecretär der Ausstellung, einen Verwandten des Maharadschah, kennen gelernt und ihm mein Interesse für das Studium des indischen Rechts und meinen Wunsch, einer indischen Gerichtssitzung beizuwohnen, zu erkennen gegeben. Der freundliche Hindu gab mir zur Antwort, daß er mein Begehren sofort seinem Vater mittheilen wolle, der Präsident des obersten Gerichtshofes in Jeypore sei. Schon am folgenden Tage brachte er mich in die Gerichtsversammlung, nachdem wir einen hohen Wagen bestiegen hatten, den er selbst lenkte, während zwei nebenherlaufende Diener durch lautes Geschrei die Vorübergehenden mahnten, aus dem Wege zu gehen. Solche Trabanten sind in Indien sehr nothwendig. Selbst in großen Städten, wie Benares, war ich mehrmals in großer Gefahr, auf der Straße spielende Hindukinder zu überfahren.

Das Gericht tagt hier unter freiem Himmel, und ich fand den obersten Gerichtshof in einem großen Hofe der Residenz versammelt, wo gleichzeitig verschiedene andere Gruppen von Beamten und Magnaten mit untergeschlagenen

Digitized by Google

Beinen auf den Polstern sitzend, über andere öffentliche Angelegenheiten verhandelten. Nachdem ich dem Chef des auswärtigen Departements und mehreren andern englisch sprechenden Hindus vorgestellt worden war, nahm ich auf die Einladung des würdigen, behaglich aus einer kostbaren Hookah schmauchenden Gerichtspräsidenten auf einem Polster neben ihm Platz, und sein Sohn, mein freundlicher Begleiter, übersetzte mir die Verhandlungen, die in einem Dialekt des Hindi stattfanden, ins Englische. Die Parteien erschienen hier nicht, wie es bei den Gerichtshöfen erster Instanz üblich ist, persönlich, sondern es wurden Protokolle und Berichte verlesen, über welche die Richter ihre Meinung äußerten. Von den während meiner Anwesenheit verhandelten Fällen will ich nur einen Adoptions- und Erbschaftsproceß erwähnen. Der Streitpunkt drehte sich darum, welcher von den beiden angeblichen Adoptivsöhnen des Erblassers in legitimer Form von ihm adoptirt worden sei. Die Argumente der beiden Parteien waren charakteristisch genug und der Lebensweise und Denkungsart orientalischer Völker angemessen. Der eine der beiden Petenten stützte sich hauptsächlich darauf, daß der Erblasser die Kosten seiner Heirath bestritten und damit gezeigt habe, daß er ihn als seinen legitimen Sohn und Erben betrachte; während der andere geltend machte, daß er mit Zustimmung der Verwandtschaft die Todtenopfer für den Verstorbenen dargebracht habe. Nachdem alle Streitpunkte eingehend erörtert worden waren, erfuhr ich erst, daß die Verhandlung eine fingirte gewesen und der betreffende Rechtsfall nur zu dem Zwecke vorzeitig auf die Tagesordnung gesetzt worden sei, um mir einen Begriff von der Handhabung der Justiz in Jeypore zu geben.

Von Jeypore nach Delhi gelangt man mit dem Schnellzug in elf, von Delhi nach Agra in acht Stunden. Die Paläste, Grabdenkmäler und Moscheen in diesen beiden ehemaligen Kaisersitzen der indischen Mohammedaner sind über die schönsten Moscheen Kairos zu stellen und übertreffen, so weit ich nach Abbildungen und Modellen ein Urtheil fällen kann, auch die Alhambra bei Weitem. An ihren Bauten lernt man die Großmoguls schätzen und einsehen, daß ihre eiserne Herrschaft doch nicht bloß Blut und Zerstörung über Indien gebracht, sondern einen wichtigen Factor in der neueren Culturentwicklung des Landes gebildet hat. Welcher Contrast zwischen den originellen und großartigen, aber phantastisch und ungleich gearbeiteten Höhlentempeln der Hindus und den Bauten der Großmoguls. In der Beschränkung zeigt sich der Meister. Diese mohammedanischen Architekten und Bildhauer haben nie das Unmögliche gewollt, nie das Ebenmaß verletzt, nie eine Potenzirung von Kraft oder Klugheit durch vier Arme oder Gesichter ausgedrückt. Es liegt etwas Großes in dem Verbot, welches der Islam auf jede Nachbildung der menschlichen oder Thiergestalt gesetzt hat, und in der nüchternen, aber mit mathematischer Folgerichtigkeit durchgeführten Ebenmäßigkeit der Proportionen. Ihren Gipfelpunkt hat die Entwicklung der mohammedanischen Kunst in Indien in den herrlichen Marmorbauten aus der Zeit Schah Jehan's erreicht. Die Taj (Tadsch) Mahall, das großartige Mausoleum, welches Schah Jehan seiner Lieblingsgemahlin Mumtaz-i-Mahall, der „Auserwählten des Palastes", errichtete, gilt mit Recht für das schönste Gebäude Indiens. Es ist der Stolz nicht nur der indischen Mohammedaner, sondern auch der

Digitized by Google

Engländer, die sich als die Rechtsnachfolger der Großmoguls betrachten, und Abbildungen und Modelle der Taj kann man in jedem englischen Salon in Indien antreffen. Aus Anlaß der indischen Reise des Prinzen von Wales ist die Taj von den Engländern restaurirt worden. Auch die herrlichen Parkanlagen, welche sich zwischen der Taj selbst und dem stattlichen Eingangsthor ausdehnen und zu der großartigen Wirkung des Ganzen nicht wenig beitragen, werden von der englischen Regierung im besten Stande erhalten. Die zahlreichen Beschreibungen der Taj will ich nicht um eine neue vermehren. Ein berühmter englischer Beurtheiler hat den Gesammteindruck des herrlichen Gebäudes dahin zusammengefaßt, es sei „ein Traum in Marmor, von Titanen geplant und ausgeführt von Juwelieren". Ich möchte für meinen Theil die kunstvolle durchbrochene Steinarbeit an der Taj nicht missen, fand aber allerdings dieses einzige Mausoleum noch imposanter, als ich es in einer jener lauen Nächte, wie man sie nur in den Tropen kennt, in heiter gestimmter Reisegesellschaft zum zweiten Male besuchte. Während die Ornamentik in der Dunkelheit nicht mehr deutlich zu unterscheiden war, traten die reinen edeln Verhältnisse des Ganzen um so klarer hervor, und der Mond verbreitete ein mildes zauberhaftes Licht über den schneeweißen Marmor.

Nach der Taj hat mir am meisten der Complex der herrlichsten Bauten imponirt, welche die alten Citadellen von Agra und Delhi einschließen. Worte sind zu schwach, um die Pracht dieser Colonnaden, dieser Moscheen von schimmerndem Marmor, dieser wunderbar feinen Steingitter, dieser kostbar mit Edelsteinen eingelegten Säulen zu schildern. Nur der Pinsel eines Wereschagin vermag diesen öffentlichen und privaten Audienzhallen (Divan-i-Am und Divan-i-Khas), diesen Perlmoscheen (Moti Masjid), und Harems Genüge zu thun. Die eingesetzten Edelsteine sind leider von einer beutelustigen Soldateska herausgebrochen worden. Welcher Werth in diesen Steinen steckte, läßt sich aus der bedeutenden Summe entnehmen, welche die Wiederherstellung eines kleinen Stücks der Audienzhalle in Agra zu Ehren der Anwesenheit des Prinzen von Wales gekostet hat. Die Angaben über die Baukosten der Taj Mahall schwanken zwischen 184 und 317 Lakhs, d. h. zwischen 18,400,000 und 31,700,000 Gulden österr. Währ., und man gewinnt hiernach einen Maßstab, welche ungeheuren Summen die Bauliebhaberei der Großmoguln verschlungen haben mag. Sie konnten sich freilich als die reichsten Fürsten ihrer Zeit jeden Luxus ungestraft erlauben. Die Steuereinkünfte des Kaisers Akbar betrugen im Jahr 1495, gering gerechnet, 42 Millionen Pfund Sterling, also über 840 Millionen Mark, und die Kaufkraft des Silbers, wie sie sich in den Getreidepreisen ausdrückt, stand damals ungefähr zwei bis dreimal so hoch als heutzutage. Die späteren Großmoguln haben ihre Einkünfte durch schärfere Anziehung der Steuerschraube noch beinahe auf das Doppelte erhöht. Mit Genugthuung hebt ein englischer Statistiker, dem ich diese Angaben entnehme, hervor, daß heutzutage unter englischem Regime die Steuereingänge im Durchschnitt nur noch 32 Millionen Pfund Sterling netto betragen, obschon das indobritische Reich an Flächenumfang das alte Reich der Großmoguln übertrifft. Auch im Vergleich mit den Abgaben, welche die einheimischen Fürsten Indiens zu erheben pflegten, ist die englische Besteuerung als eine ausnehmend

Digitized by Google

milde zu bezeichnen. Nach den alten Gesetzbüchern darf der König in der Regel ein Sechstel der Bodenrente von seinen Unterthanen als Steuer erheben, wozu noch verschiedene andere Abgaben und Einkünfte aus Regierungsmonopolen hinzukamen.

Zu dem Merkwürdigsten, was man in dem alten Palast der mohammedanischen Herrscher in Agra sehen kann, gehört das Gewölbe, welches, wenigstens nach der Aussage der Führer, dazu diente, treulose Haremsschönen auf immer verschwinden zu machen. Am Ende eines unterirdischen Ganges sieht man eine tiefe Grube, über die ein Balken gelegt ist. Die ersten Europäer, welche hier eindrangen, fanden die Ueberreste menschlicher Skelette an diesem Balken aufgehängt, und als man die Skelette abnahm, zeigte es sich, daß sie von Frauen herrührten. Kaiser Akbar, der Vielgerühmte, dessen prunkendes Mausoleum ich in Sikandarah sah, hatte fünftausend Frauen in seinem Harem. Wer weiß, ob nicht aus dieser ungeheueren Anzahl manches unglückliche Opfer hier ein schreckliches und namenloses Ende gefunden hat.

Die allmälige Entwicklung und den raschen Verfall des mohammedanischen Stils in Indien kann man studiren, wenn man aus dem heutigen von Schah Jehan erbauten Delhi (Shahjehanabad) durch das südöstliche Thor hinaus nach dem berühmten Thurm Kutab Minar fährt. Dieses wohlerhaltene gigantische Minaret liegt mitten unter den Trümmern des alten Delhi und verewigt den Namen Kutab-ud-dins (regierte von 1206—1220), des ersten mohammedanischen Kaisers, der in Indien selbst residirte. Die Straße von hier nach Delhi ist elf englische Meilen lang und eine wahre Via Appia, auf beiden Seiten bedeckt von den großartigsten Grabdenkmälern aus allen Epochen der mohammedanischen Herrschaft, bis zu der Mitte des vorigen Jahrhunderts herab, die Zeit, der das pomphafte und colossale aber geschmacklose Mausoleum des Großwessiers Safdarjang angehört. Delhi, das indische Rom, war der anerkannte Mittelpunkt der mohammedanischen Macht in Indien, und wie die Großmoguln in Europa als Kaiser von Delhi bekannt waren, so werden sie in der neueren Sanskritliteratur als Dilliça oder Dilliçvara „Herrscher von Delhi" bezeichnet. Aber Delhi war eine Königsstadt schon lange, ehe es die Mohammedaner unter Mohammed von Ghor im Jahre 1193 eroberten. Wenige Schritte führen von der Eingangsthür des Kutab Minar zu dem ältesten einheimischen Denkmal Delhi's, der berühmten schmiedeeisernen Säule. Die Geschichte derselben kann man in den längst von englischen Gelehrten publicirten Inschriften lesen, die auf dem Schaft in mehr oder minder alterthümlichen Charakteren mehr oder minder tief eingegraben sind. Ich hatte, da meine Reisegefährten zum Aufbruche drängten, nur Zeit, mich zu überzeugen, daß eine jüngere aber wichtige Inschrift des Königs Ananga-Pâla wirklich das Datum Samvat 1109 d. h. 1052/53 n. Chr. enthält. Von diesem Ananga-Pâla stammte mütterlicherseits der letzte einheimische Beherrscher von Delhi, der berühmte König von Delhi und Ajmere, Prithiraj ab, ein indischer Nationalheld aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, der in der Geschichte und Sage eine ähnliche Rolle spielt wie Roderich, der letzte König der Westgothen, in Spanien. Der Sage nach hatte Prithiraj den Zorn seines mächtigen Rivalen, des Königs von Kanauj, dadurch herausgefordert, daß

Digitized by Google

er seine Tochter entführte, mit der er ein heimliches Einverständniß unterhielt. Der beleidigte König von Kanauj rief die mohammedanischen Fürsten von Afghanistan als Verbündete herbei. Aber als nach wechselvollen Kämpfen Delhi den Afghanen unter Mohammed von Ghor erlegen war, wandten sich die fremden Eindringlinge auch gegen ihren Alliirten, und der König von Kanauj verlor Thron und Leben. Die Schicksale des Königs Prithiraj sind von seinem Hofbarden Chand in einem auch sprachlich sehr interessanten Epos, dem Prithiraj Rasau, besungen worden, das von Dr. Hörnle in Calcutta im Originaltext mit englischer Uebersetzung herausgegeben wird. Ein anderer Ueberrest aus der vormohammedanischen Epoche Delhi's sind die sogenannten Hindusäulen von Stein in der stolzen Moschee, die von den Mohammedanern sofort nach dem Untergang Prithiraj's hier errichtet wurde und noch als Ruine einen imposanten Eindruck macht. Die Hauptzierde dieser Moschee bildeten die aus den Tempeln der alten Stadt entführten Säulen im indischen Stil. Nach einer von dem berühmten Archäologen, General Cunningham, angestellten Berechnung muß die Anzahl dieser Säulen gegen zwölfhundert betragen haben, die laut einer Inschrift aus siebenundzwanzig indischen Tempeln genommen waren. Bekanntlich hat auch das christliche Rom es nicht verschmäht, antike Säulen zum Schmucke der Kirchen zu verwenden. Die Mohammedaner haben leider fast alle Capitäle verstümmelt, da die darauf befindlichen Sculpturen von Löwen, Elephanten u. s. w. gegen die bilderstürmenden Tendenzen des Islam verstießen. Nur die reiche Ornamentik der Säulenschäfte ist geblieben. In eine noch frühere Epoche, als die eiserne Säule aus der Hinduzeit, leitet der Name Indrapat zurück, der an einem anderen Theile des ungeheuren Trümmerfeldes von Alt-Delhi haftet. Schon im 17. Jahrhundert hieß dasselbe „die Stadt der sieben Schlösser". Indrapat ist, wenigstens dem Namen nach, das alte Indraprastha, die Hauptstadt der Panduprinzen sagenhaften Angedenkens. Doch haben die Ueberreste des alten Indraprastha, wenn es sich wirklich an dieser Stelle befand, ihre ursprüngliche Gestalt nicht beibehalten, da Kaiser Humayun († 1556) auf denselben eine Burg errichtete. Das geschmackvolle Mausoleum Humayun's liegt nicht weit von dieser Stätte. Den besten Ueberblick über die Ruinen des alten Delhi, die einen Flächenraum von nicht weniger als 45 englischen Quadratmeilen bedecken, gewinnt man von der Spitze des Thurms Kutab Minar. Hier sieht man auch die gespenstischen Ruinen der Stadt und Festung Tughlakabad, die fünf Meilen jenseits des Kutab Minar sich erhebt. Sie wurde von dem Gründer der Tughlak-Dynastie in den Jahren 1321—1323 aufgebaut, aber wahrscheinlich schon unter seinem Nachfolger wieder verlassen. Man hat hier ein deutliches Beispiel jener durch eine Despotenlaune entstandenen Städte des Orients vor sich, welche ebenso rasch vergehen als sie entstanden sind und unter einem neuen Herrscher nur als willkommener Steinbruch dienen, aus dem das Material für eine neue Stadt geholt wird. Wahrscheinlich sind die fast unabsehbaren Ruinen von Delhi zum größten Theil auf diesem friedlichen Wege entstanden, wenn es auch wiederholt mit stürmender Hand genommen worden ist. Schon im vierzehnten Jahrhundert berichtete der arabische Reisende Ibn Batuta, der längere Zeit in Delhi lebte, es sei zwar die größte Hauptstadt der Welt und bestehe eigentlich aus vier mit

Digitized by Google

einander zusammengewachsenen Städten, es sei aber auch die menschenleerste Stadt und ein Wohnplatz für die Thiere der Wildniß. Als ich von der anstrengenden Expedition nach Alt-Delhi ermüdet in mein Hôtel zurückkehrte, traf ich an der Table d'hôte mehrere englische Officiere, die mir rühmten, wie vortrefflich die Jagd bei Delhi sei. Einer der Officiere, ein eifriger Sportsman, hatte sich aus diesem Grunde aus seiner früheren Garnison in Irland nach Delhi versetzen lassen. In Irland setzt sich der englische Sportsman der Gefahr aus, von rachedurstigen Feniern hinterrücks niedergeschossen zu werden. Auf dem Trümmerfeld von Delhi begegnet er keiner Menschenseele und kann ungestört dem edeln Waidwerk nachgehen.

Die letzte Belagerung und Einnahme von Delhi fällt in das Jahr 1857 und bildet eine der wichtigsten Episoden in der Geschichte des indischen Aufstands. Hier lebte die Herrlichkeit der Großmoguls für kurze Zeit wieder auf, und der letzte hoch bejahrte Sproß Timurs und Babers ließ sich als das nominelle Haupt des Aufstands gebrauchen. Er starb 1862 zu Rangoon in Birma als britischer Staatsgefangener. Seine Söhne hatten schon bei der Eroberung Delhi's durch die Engländer ein gewaltsames Ende gefunden. Ich sah später in dem Museum in Lucknow die Pistole, mit welcher Hodson die beiden Prinzen in den Straßen von Delhi niederschoß. Die Dynastie der Großmoguln endete in ihrer alten Hauptstadt blutig, wie sie begonnen hatte. Zum Andenken an die schweren Kämpfe des Jahres 1857 um den Besitz von Delhi haben die Engländer auf dem Höhenzuge jenseits des heutigen Delhi, auf dem ihre Belagerungsarmee postirt war, ein stattliches Denkmal aus rothem Sandstein errichtet. Auch hier steht man auf historischem Boden. Hier befand sich einst ein Palast des Kaisers Firoz Shah, des Wiedererbauers von Delhi, der kurz nach der Zeit Ibn Batuta's hier eine neue Stadt gründete, die nach ihm Firozabad genannt wurde. Diese rasch aufblühende Stadt zählte bald gegen eine Viertelmillion Einwohner, während das heutige Delhi, das sich von hier aus bescheiden genug ausnimmt, deren nur circa 160,000 enthält, und erstreckte sich von dem erwähnten Höhenzuge bis zu dem Mausoleum des Kaisers Humayun. An den beiden Enden des alten Firozabad befinden sich noch jetzt zwei hohe, weithin sichtbare Sandsteinsäulen, die Firoz Shah von ihren ursprünglichen Standorten nach Delhi schaffen ließ, um seine Stadt mit diesen denkwürdigen Zeugen einer altersgrauen Vergangenheit zu schmücken. Um den Inhalt der Inschriften zu entziffern, die auf den beiden Säulen ringsum angebracht sind, versammelte er die gelehrtesten Männer seines Reiches. Aber Niemand war im Stande, die alten Schriftzeichen zu deuten. Es war der modernen Sprachforschung vorbehalten, in diesen alten Inschriften zwei jener berühmten buddhistischen Edicte zu entdecken, die König Açoka in verschiedenen Theilen seines weiten Reiches im dritten Jahrhundert v. Chr. zur Belehrung seiner Unterthanen auf Säulen und Felsen eingraben ließ.

In Cawnpore (Kahupur), das man von Delhi aus mit dem Schnellzug in zwölf Stunden erreicht, gingen wir zu dem „Massacre Ghat" am Ufer des Ganges hinab. Hier wurden am 27. Juni 1857 die Engländer massacrirt, welche im Vertrauen auf den von Nana Sahib zugesagten freien Abzug sich aus ihrem befestigten Lager an den Ganges begeben und die bereitliegenden Boote

Digitized by Google

bestiegen hatten. Der Ganges ist hier sehr breit und reißend, und nur Wenigen gelang es, sich durch Schwimmen zu retten. Als wir, von der traurigen Stätte kommend, zu dem Bahnhof zurückgekehrt waren, erzählte uns der Stationschef von einem noch jetzt in der Gegend lebenden Engländer, der, ohne es zu wollen, dazu beigetragen hatte, die Katastrophe des 27. Juni herbeizuführen. Er hatte sich, als mohammedanischer Koch verkleidet, zum Kundschaften in die feindlichen Lager geschlichen, war von den Truppen Nana Sahib's aufgegriffen und vor den Rebellenführer geführt worden, wußte aber vor diesem seine Rolle geschickt durchzuführen und gab auf Befragen an, die in Cawnpore eingeschlossenen Engländer seien noch auf lange Zeit hinaus mit Vorräthen versehen. Diese falsche Information soll Nana Sahib veranlaßt haben, sich seiner Feinde durch Hinterlist und Vertragsbruch, anstatt durch einen Angriff auf ihre Befestigungen zu bemächtigen. Freilich hätte das englische Lager kaum einem Sturme widerstehen können; denn dürftigere Verschanzungen als diejenigen, deren Ueberreste ich in Cawnpore sah, sind mir noch nicht vorgekommen. Es verdient die höchste Bewunderung, daß eine so ungünstige Stellung in der heißesten Jahreszeit neunzehn Tage lang behauptet werden konnte. Die Grube, in welche die unglücklichen Opfer Nana Sahib's nach ihrer Ermordung von seinen Soldaten geworfen wurden, ist jetzt durch ein schönes Denkmal in einem herrlich angelegten Park bezeichnet.

Lucknow, der Hauptpunkt der verkehrsreichen Bahn, welche Cawnpore mit Benares verbindet, ist die viertgrößte Stadt Indiens und die ehemalige Residenzstadt des Königs von Oudhe. Der letzte derselben wurde seiner flagranten Mißregierung wegen 1856 von den Engländern abgesetzt und führt seitdem, im Genuß eines englischen Jahresgehalts von 120,000 Pfund Sterling, ein behagliches Stillleben in seinem schönen Palast in Garden Reach bei Calcutta, wo er ein berühmtes Schlangenhaus unterhält. Aber seine Familie und seine Unterthanen ließen sich die Annexion nicht so geduldig gefallen als er selbst, und als ein Jahr später der Aufstand ausbrach, wurde Lucknow einer der Hauptsitze desselben. Neben einer Anzahl pomphafter, aber moderner und geschmackloser Paläste und anderer Erinnerungen an die Zeit der Selbstherrlichkeit der Könige von Oudhe, bilden die verschiedenen Schauplätze der Kämpfe von 1857 die Hauptsehenswürdigkeit von Lucknow. Die Residency, ein palastartiges, außerordentlich weitläufiges Gebäude mit zahlreichen Thürmen, Magazinen, Säulenhallen, Veranden, geräumigen Ställen u. s. w., diente als Citadelle, in der die Engländer gegen eine enorme Uebermacht die berühmte Belagerung von Lucknow aushielten, deren Wechselfälle ganz Europa in Spannung hielten. Höchst anschaulich wird man in alle Einzelnheiten versetzt durch ein vortreffliches Modell der Residenz, das von einem englischen Caplan angefertigt und in dem Museum in Lucknow aufgestellt ist. Die Residenz wurde bei der Belagerung zum größten Theile in Trümmer geschossen und ist jetzt eine der malerischsten Ruinen der Welt. Mich interessirte es besonders, die Räume zu sehen, in welchen man die englischen Frauen während der Belagerung untergebracht hatte, da sich auch eine entfernte Verwandte von mir, die Frau eines englischen Officiers, darunter befunden hatte. Die hohe, unterirdische Halle, welche vor Zeiten

Digitized by Google

den Frauen des Königs von Oudhe als Sommeraufenthalt gedient hatte, sah luftig genug aus. Aber wie qualvoll mögen die Stunden den zweihundert Frauen und Kindern verronnen sein, die hier Monate lang in der ungesundesten Jahreszeit eingeschlossen waren und stündlich in Todesgefahr schwebten. Ob die Schrecken des Aufstandes von 1857 je eine Wiederholung erleben werden, wer vermag es zu sagen? So viel steht jetzt wohl fest, daß die wahre oder wenigstens hauptsächlichste Ursache der, in dem Aufstande von 1857 zu einem so furchtbaren Ausbruch gesteigerten Unzufriedenheit in der flagranten Verletzung des indischen Rechtsgefühls lag, welche die englische Heimfalls- und Annexionspolitik involvirte. Die Generation der rachedurstigen Nana Sahibs starb aus, als nach der Niederwerfung des Aufstandes die englischen Politiker die gemachten Fehler einsahen, das Adoptionsrecht der indischen Fürsten rückhaltlos anerkannten und überhaupt eine versöhnliche, die „berechtigten Eigenthümlichkeiten" der Eingeborenen schonende Politik zu verfolgen begannen.

Von Lucknow fuhr ich in einem der comfortabeln Waggons der Oudh and Rohilcund Railway in zwölf Stunden nach Benares, wo ich einen längeren Aufenthalt zu nehmen gedachte.

Digitized by Google

Großvater!

Aus dem Italienischen des **Salvatore Farina.**

Uebersetzt von

Hans Hoffmann.

I.

Der Augenblick der Abreise ist gekommen. Hastig wischt sich Laurina die Thränen ab und zeigt sich noch einmal am Coupésenster, uns ein letztes Lebewohl zu sagen, indessen Er — der Barbar! — in ungetrübter Heiterkeit aus dem Seitenfenster auf uns herniederlächelt. Auch wir lächeln noch; mein Schwiegervater, Evangelina und ich lassen alle drei krampfhaft Freudenlichter in unsern Augen leuchten. Schon freilich droht diese Illumination zu verlöschen — die Locomotive pfeift und dampft, der Zug nimmt einen Ruck, rüttelt sich, geht ab. Ich will meiner Tochter einen letzten Händedruck geben, kann aber kaum noch ihre Fingerspitzen berühren; denn Jemand ruft mir zu, ich müsse zurücktreten. Ein Weilchen noch begleite ich mit den Augen das blasse Gesichtchen, das sich in der Ferne verliert: dann sehe ich das Tüchlein wehen, das so viele Thränen hat trocknen müssen ... Dann sehe ich nichts mehr, weil auch mir ins Auge rebellische Thränen treten.

Ich drehe mich um; mein Schwiegervater und meine Evangelina, die ich einen Augenblick vergessen hatte, lächeln nicht mehr; die Illumination ist erloschen. Gibt es in diesem Augenblick einen einzigen Menschen, der lächeln kann? Ja, sicherlich gibt es einen, und das ist Er, der uns unser Kind entführt, für immer.

Ich fahre fort ins Weite zu starren; Laurina weint in einer Ecke, und Er beugt sich über sie, um ihr zu sagen, daß die Mitreisenden sie beobachten, dann blickt er wieder auf und lächelt. Die Mitreisenden sind, wie ich mich vergewissert habe, nur zwei alte Leutchen; sie haben sich nicht davor gefürchtet, die Zärtlichkeiten eines Pärchens auf der Hochzeitsreise mit anzusehen, und sind sitzen geblieben, während ein junger Mensch und zwei erwachsene Fräulein mit Geberden des Schreckens entflohen sind.

„Sie werden gute Gesellschaft haben," sagte ich; „die beiden Alten haben ein Billet bis Parma."

„Noch bessere Gesellschaft werden sie von Parma bis Florenz haben," be-

Digitized by Google

merkte mein Schwiegervater mit einem schwachen Versuche witzig zu werden, „falls sie dann allein sind."

Hierauf gab August, ohne ein Wort zu sagen, seiner Mutter den Arm, und wir gingen.

„Es war ein guter Gedanke," begann mein Schwiegervater, um die Einförmigkeit des Schweigens zu brechen, „daß wir die Freunde und Bekannten sich nicht zu weiteren Glückwünschen auf den Bahnhof bemühen ließen."

„Ja, es war ein guter Gedanke," antwortete ich schnell.

Meine Frau sah sich ein Augenblickchen nach mir um und sagte gleichfalls: „Ja, es war ein guter Gedanke."

Darauf schritten wir schweigend weiter bis nach Hause. In der Thür faßte mein Schwiegervater August's Arm und sagte zu ihm: „Mein junger Herr Rechtsanwalt, komm mit mir spazieren; Du sollst mir von der Universität erzählen, aber von der Universität ohne Examen, nur von den Studenten und nichts von Professoren."

Ueber die Lippen des Rechtsanwalts in spe flog ein Lächeln befriedigten Ehrgeizes. „Wohin wollen wir gehen?" fragte er, grüßte die Mama und den Papa mit einem Kopfnicken und entfernte sich höchst ungezwungen am Arm des Großvaters. Wir folgten ihnen eine kurze Strecke mit den Augen; sie erschienen wie zwei alte Freunde.

* * *

Evangelina war gar nicht vergnügt gestimmt. „Unsere Kinder verlassen uns," sagte sie, sobald wir unsere Wohnung betreten hatten, und ließ sich auf ein Sopha fallen. „Wir haben so viel Sorge und Noth, sie in die Welt zu setzen, sie groß zu ziehen, sie mit Liebe zu umgeben, bis sie uns eines Tages den Rücken kehren und der Stimme der Welt folgen, die sie ruft."

Fast der gleiche Gedanke war mir soeben gekommen. Ich hatte bemerkt, daß August auf der Universität gelernt hatte, den Papa und die Mama mit einer graziösen Kopfbewegung von unten nach oben zu grüßen, sobald irgend eine Gefahr vorhanden war, daß ihn Jemand auf frischer That kindlicher Zärtlichkeit ertappen könnte; jetzt gerade hatte ich beobachtet, daß mein Sohn nach diesem gehaltenen Gruß, der den Vorübergehenden eine Vorstellung von seiner frühreifen Männlichkeit geben sollte, Arm in Arm mit dem Großvater vorwärts marschirt war, ohne sich nur ein einziges Mal umzukehren.

Und seit zehn Minuten beschäftigte sich der Rechtsanwalt Placidi heimlich mit der Sammlung der Vertheidigungsmomente, um August's Sache vor dem Tribunal meiner väterlichen Nachsicht zu führen. Deshalb nahm ich die Worte meiner Frau mit einem unwillkürlichen und aufrichtigen Seufzer auf, der jedoch, als ich mich besann, so unnatürlich anschwoll und nachhallte, daß er fast komisch klang. „Du hast Recht," sagte ich, „unsere Kinder verlassen uns, verheirathen sich und reisen mit dem Schnellzuge ab; oder sie gehen auf die Universität unter dem Vorwande Jura zu studiren. Und sie lassen uns allein, die wir so viel Sorge und Noth mit ihnen gehabt haben. . . ."

Sie lachte nicht, wie ich gehofft hatte, sondern sie bewegte nur melancholisch

Digitized by Google

das Haupt; und ich wurde wieder ernst. „Hast Du bemerkt, wie August uns grüßt, wenn es Jemand sehen kann?“

„Nein, das habe ich nicht bemerkt,“ entgegnete ich; da machte sie es mir vor und sagte: „So hat er gemacht.“

Er hatte wirklich so gemacht.

„Und nicht einmal umgesehen hat er sich!“

„Na,“ rief ich aus, „warum sollte er sich denn umsehen; wir hatten uns ja in der Hausthür getrennt . . .“

Evangelina las mit einem einzigen Blick alle meine eignen wehmüthigen Gedanken und sagte kopfschüttelnd: „Wenn er nicht gemerkt hat, daß die Blicke seines Vaters und seiner Mutter ihn begleiteten, wer ist daran schuld? Früher merkte er es doch. Freilich sind auch wir daran schuld,“ fügte sie hinzu; „wir lassen unsere Kinder alle möglichen schönen Sachen lernen, aber ich glaube, wir thun nicht genug dafür, sie uns lieben zu lehren.“

„Die Kindesliebe läßt sich nicht lehren, sie ist ein Naturtrieb.“

„Und der Naturtrieb läßt sich ausbilden,“ gab meine Frau zurück, die in der Stimmung war, sich unglücklich zu fühlen; „August liebt uns, ich weiß es wohl; doch vor den Leuten schämt er sich dessen.“

„Ich mache da einen Unterschied,“ unterbrach ich sie; „er schämt sich nicht, uns zu lieben, sondern nur es zu zeigen. Er glaubt, um ein ganzer Mann zu sein, wie er möchte, müßte er es vor Allem scheinen; er kann noch nicht wissen, daß, um als ein Mann zu erscheinen, es genügt, einer zu sein. Um seine Männlichkeit schneller zu erreichen, beginnt er damit, vor den Leuten mit allen jugendlichen Zärtlichkeiten zu brechen. Zärtlichkeit ist nicht Kraft, das steht ihm fest. Wie Du siehst, ist dies nur eine kleine innere Wandlung, mit der die Schule nicht das Geringste zu thun hat. Wer sollte auf der Universität Vorlesungen über Kindesliebe halten?“

Das beanspruchte selbst Evangelina nicht, aber irgend etwas müßte dennoch geschehen.

„Wenn man über die Thür einer Schule,“ schlug ich vor, „z. B. die Worte setzte: Du sollst Vater und Mutter ehren?“

„Meinst Du, das würde nutzlos sein? Ich glaube es nicht, seitdem August sich schämt, seine Mutter vor den Leuten zu küssen, weil er zweiundzwanzig Jahre alt ist!“

„Ein oder zwei Jahre später wird er sich nicht mehr schämen; und im Uebrigen wollen wir uns mit dem Wesen der Dinge begnügen: ich weiß, daß Dein Sohn Dich ehrt und liebt, und das genügt mir.“

„Es genügt auch mir,“ sagte sie und wandte mir ihr melancholisches Antlitz zu; „aber ich fühle mich so einsam, jetzt, da dies arme Kind abgereift ist.“

„So einsam!“ murmelte ich und suchte in dem Ton dieses Wortes dessen geheimen Sinn zu entdecken. „So einsam!“

* * *

„Laura ist nicht einsam,“ begann ich langsam nach einem kurzen Schweigen; „Laura ist weder einsam noch ein armes Kind! Ihr Gatte ist für sie Vater,

Digitized by Google

Mutter, Großvater. Er ist ein guter Mensch, und er liebt sie. Trösten wir uns."

Ich hatte Evangelina's Empfindung richtig geahnt; sie sah mich an und lächelte mir zu. „Seit Laura abgereist ist," sagte sie mit lebhafterem Ton, „steht mir immer ihr verlassenes Stübchen vor Augen. Gleich als wir ins Haus traten, wäre ich gern hineingegangen, doch mir fehlte die Kraft dazu; jetzt hab' ich sie wiedergewonnen, komm, gehen wir." Sie nahm mich bei der Hand, und wir durchmaßen die Zimmer mit eiligem Schritt ... Da sind wir in dem netten Stübchen, in das vor uns ein Sonnenstrahl gedrungen ist. Wir stehen einen Augenblick auf der Schwelle still und athmen kaum, um nicht das liebe Bild zu verscheuchen, das noch diesen Raum bewohnt; dann beugt sich meine Frau langsam über das Bett und verbirgt das Gesicht in das Kopfkissen ihrer Tochter.

II.

Ich blickte niedergeschlagen umher. All' die wohlbekannten Gegenstände, gleichgültig gegen den Sonnenstrahl, der durch das Fenster fiel, sahen nicht mehr freundlich und heiter aus wie sonst; selbst die rosigen Kindergestalten, die auf den Gardinen und Bettvorhängen schwärmten, beklagten sich über ihre Verlassenheit. Ich sah ein Stiefelchen unter einem Stuhle hervorgucken und starrte träumend darauf hin. Meine Frau bewegte sich nicht; ich näherte mich Laura's kleinem Schreibtisch, auf dem einige Papiere umherlagen, und unwillkürlich sammelte ich die zerstreuten Blätter, als meine Blicke auf einige von unsicherer Hand geschriebene Worte fielen: „Meiner lieben Mama — damit sie weiß, daß ich mit meinem letzten Gedanken als Mädchen bei ihr gewesen bin."

Als ich diese zwei Zeilen las, sah ich meine Tochter deutlich an meinem Platze stehen, im Brautkleide; sie schrieb mit Handschuhen und in Hast, um nicht auf sich warten zu lassen, dann blickte sie noch einmal rings umher, ehe sie für immer das stille Nest verließ, das ihr Vater und ihre Mutter für sie ausgeschmückt hatten; unterdessen legte sie die Feder auf den Schreibtisch ... wo ist die Feder? Aber die Feder rollte zur Erde ... Da ist sie wirklich!

„Evangelina!" rief ich mit bewegter Stimme. Meine Frau hob den Kopf empor, sah mich an und begann zu ahnen. „Lies!" sagte ich zu ihr, und während sie las, bückte ich mich, die Feder aufzuheben.

„Lieber Engel Du!" murmelte die arme Mutter beglückt.

* * *

„Ihr letzter Gedanke war bei Dir," begann ich und ließ mich auf einen Stuhl zu Füßen des Bettes gleiten; „aber der vorletzte war bei dem Papa, ich weiß es bestimmt, wenn es hier auch nicht geschrieben steht."

Evangelina fürchtete in meinen Worten eine leise Spur von Eifersucht zu bemerken und sah mich flüchtig an; doch ich beruhigte sie mit den Worten: „Zu dieser Stunde denkt sie an uns Beide, und dieser arme Tropf von Ehemann bildet sich ein, weil er sie lächeln sieht, sie habe Vater und Mutter, das Vaterhaus und die Welt vergessen, um an nichts als an ihre Liebe zu ihm zu denken: so sind sie alle, die Ehemänner!"

Digitized by Google

„Lieber Engel Du!“ murmelte Evangelina und setzte sich mir gegenüber auf den einzigen übriggebliebenen Stuhl, zu Häupten des Bettes. Es sah aus, als ob wir eine liebe Kranke besuchten, und ich machte sie darauf aufmerksam.

„Wir besuchen eine Abwesende,“ sagte die arme Mutter, doch jede Wolke war von ihrer Stirn verschwunden, und schon leuchteten ihre Augen wieder, indem sie in der Zukunft das Glück ihrer Tochter suchten.

„Laurina,“ fing ich an, „ist von Herzen gut und hat das Recht, glücklich zu sein.“

„Das Glück,“ entgegnete meine Frau mit gesenkter Stimme, „kommt nicht immer zu dem, der es verdient. Es gibt reine Seelen, die nur zur Welt gekommen scheinen, um das Unglück schön zu machen.“

Ich verscheuchte diesen abergläubischen Gedanken durch die Versicherung, Laurina würde als Gattin ein paar Fehler in ihrem Blute vom Vater her zu finden wissen ... (— „Oder von der Mutter,“ unterbrach mich Evangelina lachend, und ich sprach den Zusatz nach, ohne zu lachen: — „Oder von der Mutter“) ... nur soviel, um die Züchtigung des Glückes für sich, ihren Mann und ihre künftigen Kinder zu verdienen.“

„Ihr Mann ist gut,“ sagte Evangelina zufrieden, „ist wirklich gut ...“

„Er hat ein Herz wie Gold und liebt unsere Tochter.“

„Es ist nicht zu fürchten, daß er anders und schlechter werde, wie es mit so Manchem geschehen ist; er ist ein ernster Mann ... nur allzu ernst ... Siehst Du,“ fuhr meine Frau fort, von dieser Grille festgehalten, „wenn ich aufrichtig meine ganze Meinung sagen soll, ich finde ihn zu ernst ...“

„Wenn ich meine ganze Meinung sagen soll: ich finde ihn auch zu lang.“

Sie lachte und ließ sogleich die Grille fahren. Wir überließen uns ein Weilchen unseren Gedanken und folgten dem Schnellzuge, der unsere Neuvermählten von dannen trug.

Auf einmal rief meine Frau: „Jetzt sind sie in Codogno, sie müssen bald in Piacenza ankommen.“

„Du irrst,“ sagte ich, „sie können erst in Lodi sein.“

„Wir wollen im Fahrplan nachsehen!“

„Ja, im Fahrplan!“ Und die arme Mutter glaubte ihrem Kinde noch nahe zu sein, wenn sie mit dem Fahrplane in der Hand nach Stunde und Minute feststellen konnte, daß unser Pärchen sich gerade auf halbem Wege zwischen Casalpusterlengo und Codogno befinden mußte. „Ein bischen weiter als auf halbem Wege,“ verbesserte ich gewissenhaft.

In schweigendem Einverständniß warteten wir mit dem Blick auf der Uhr, bis der Zug in Codogno anhielt; dann sahen wir uns an, ohne an dem Ernst unserer Thätigkeit zu zweifeln.

„Jetzt sind sie in Codogno angekommen,“ sagte meine Frau wichtig.

„Noch nicht,“ fuhr ich mit solcher Sicherheit dazwischen, daß sie lachen mußte, „der Zug hat zwei Minuten Verspätung.“

* * *

Von Codogno begannen wir unsere Reise durch die Zukunft unserer Kinder. In jenen unbekannten Gegenden ging ich voran und öffnete meiner Frau die

Digitized by Google

Bahn; und wenn die mütterliche Sorge eine Furcht aufkeimen sah, wo der arglose Vater eine Hoffnung gesät hatte, so beschleunigte er seinen Schritt und wandte die Augen nach einer anderen Himmelsrichtung. Doch was ich auch thun mochte, manchmal bewölkte sich unser Himmel dennoch. Für uns und die Kinder und Kindeskinder gab es hundert Wege glücklich zu werden und nur einen, es nicht zu werden; aber dieser eine galt für hundert: er hieß „das Unbekannte".

„Das Glück richtet sich nicht nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit," sagte Evangelina an einem gewissen Punkt unserer Reise.

„Glücklich die Unglücklichen!" erwiderte ich halb ernst, halb scherzend; „Sie können hoffen!"

Und meine Frau wiederholte mit leise zitternder Stimme und völlig ernst: „Glücklich die Unglücklichen! Sie können hoffen!"

Da drang zu uns ein Geräusch nahender Tritte. Wir hatten kaum noch Zeit, ein Lächeln für den Großpapa vorzubereiten. Ich erblicke an dem Spiegel hängend das blaue Bändchen, das meine Tochter gern am Halse getragen hatte; ich ergriff es im Vorbeigehen und steckte es in meine Westentasche. Meine Frau merkte nichts, und ich, ohne recht zu wissen warum, freute mich darüber.

„Wo ist August?" fragte Evangelina ihren Vater, der bei seinem Eintritt in Laurina's Stübchen irgend Etwas zu empfinden schien, worüber er sich selbst wunderte.

„Er sitzt und studirt; der arme Junge hat nichts als seinen Doctor im Kopfe. — Ja, ja," seufzte er umherblickend, „das Bauer war niedlich, aber es fehlte das Nest darin, und die Schwalbe ist ausgeflogen sich eins zu bauen. Sagt 'mal, ihr war't wohl Beide hier, um zu seufzen?"

„Fiel uns im Traume nicht ein!" rief ich schnell. „Weißt Du, Alles wohl erwogen, hat Laurina eine glänzende Partie gemacht und wird glücklich sein und ihren Gatten glücklich machen."

Mein Schwiegervater faßte erst mich, dann seine Tochter, dann wieder mich mit einer spöttischen Neugier ins Auge.

„Sie werden glücklich sein," murmelte Evangelina.

„Wirklich?" fragte er und hatte große Lust, uns zum Besten zu haben; doch er konnte seine eignen Gefühle nicht besiegen und rief mit erhobener Stimme: „Ich sage Euch, sie werden glücklich sein und werden Kinder bekommen! Das sage ich Euch: und sie werden sie bald bekommen ... wenigstens eins!"

„Einen Jungen?" fragte ich.

„Das weiß ich nicht," antwortete der arme Mann treuherzig.

Ich begriff: er war jetzt leicht zu befriedigen, und um nur ein Urenkelchen zu haben, hätte er nicht mehr darauf gesehen, ob's ein Junge oder ein Mädchen sei.

Auch konnten wir seine Ungeduld nicht tadeln: mittelst sorgfältiger Forschungen hatte Evangelina festgestellt, daß der verehrte Greis die .... schon überschritten hatte .... Doch gab es kein Mittel, ganz genau zu erfahren, wie alt er gerade wäre?

„Sehr alt, zu alt," erwiderte er mit einer Bewegung, als wollte er sich die Jahre von den Schultern schütteln. „Die Jahre sind wie die Pfennige, welche

Digitized by Google

die Kinder in die Sparbüchse werfen; sie vermehren sich am schnellsten, wenn man sie nicht mehr zählt."

III.

Der Professor Lelli war mit seiner jungen Gattin von der Hochzeitsreise nach Pavia zurückgekehrt, wo August, der uns auch wieder verlassen hatte, schon ihrer wartete. Bei uns herrschte eine Zeitlang eine recht melancholische Stimmung. Unser verlassenes Haus, das so laut von unsern Abwesenden erzählte, war wie ein Freund in Trauer; wir liebten es sehr, aber wir flohen es instinctiv. Wir gingen gern spazieren, Evangelina und ich, und wir pflegten auf der Straße eine verlorene Spur von unsern Kindern mit größerer Freude wiederzufinden als zu Hause. Die Laubengänge und Gebüsche der Gärten erinnerten sich freudig der Kinder, die sie nur flüchtig gekannt hatten, während im Hause jeder Winkel der mit ihnen Versteck gespielt hatte, jedes Möbel, jede Gardine, von ihren Spielgefährten in weinerlichem Tone sprachen.

Da kam ein festliches Ereigniß: die Doctor-Promotion unseres August. Ich reichte ein Dutzend Gesuche um Vertagung von Terminen ein und fuhr mit meinem Schwiegervater nach Pavia, vergnügt wie ein Schulknabe, der in die Ferien geht. Ich wußte, daß mein Sohn zum Thema seiner Dissertation die „juristische Person" nach dem römischen Recht gewählt hatte; und mit vielem Vergnügen bemerkte ich, daß er, der mit den todten Sprachen auf ebenso schlechtem Fuße stand wie ich selbst, nichts destoweniger verstanden hatte, alle seine Beweise durch lateinische Citate zu stützen, wie ich es zu meiner Zeit auch gethan. Eine Dissertation aus dem römischen Recht wird immer von den Studenten und auch von den Professoren mit Respect angesehen, und vielleicht hatte mein Sohn den Gegenstand deshalb gewählt — aber nicht deshalb allein. Man bedenke: Die „juristische Person" setzt vor Allem die physische Person voraus; und die physische Person, was setzt sie voraus? Hier entsteht ein Streit zwischen den Commentatoren: die einen begnügen sich damit, daß die menschliche Creatur lebendig geboren sei, die andern wollen sie auch „lebensfähig". Mit zweiundzwanzig Jahren hatte sich August eine feste Ansicht über diese Frage gebildet, und es war ihm nicht unangenehm, der Welt zeigen zu können, daß man im Angesicht der Doctorwürde in utroque jure ohne allen Zweifel ein vollendeter Mann ist.

Er betäubte mich wahrhaft durch die Menge von Belegstellen, die er sich im Munde zurechtgelegt hatte, um die Opponenten zu vernichten. Als ich die Rolle der beredten Gegner zu übernehmen versuchte und mein verrostetes Citat vom Leder zog: „Septimo mense nasci perfectum partum videtur, jam receptum est propter auctoritatem Hippocratis doctissimi viri . . ." da zog ein Lächeln über seine Lippen — o gelehrter Hippokrates, welch' ein Lächeln! — Dann rief er: „Distinguo!" Und er machte einen so feinen Unterschied zwischen dem perfecte natus und dem partus vitalis und rief so viele zeitgenössische Autoritäten der Physiologie und Anatomie — seinen anwesenden Schwager mit eingerechnet — zu Zeugen auf, daß der doctissimus vir Hippocrates die allertraurigste Figur machte.

Und noch schlimmer wurde es bei der Disputation selbst. Als mein Sohn

Digitized by Google

das schwarze Candidatenmäntelchen auf seinen Schultern fühlte, begriff er, daß seine Stunde gekommen sei, verneigte sich vor den Professoren ohne Jemand ins Gesicht zu blicken und erwartete in fester Haltung den ersten Stoß. Nun sah man, wie der Professor des canonischen Rechts dem Professor der gerichtlichen Medicin Etwas ins Ohr flüsterte und dann den Candidaten begrüßte. „Jetzt geht es los!" dachte Jemand in meiner Brust, „das canonische Recht ist der Rival des römischen Rechts; wer weiß, wo er seinen schwachen Punkt entdecken wird? Auf jeden Fall wird der Anprall fürchterlich."

„Septimo mense" — begann der Professor, jedes Wort einzeln artikulirend, „nasci perfectum videtur, jam receptum est propter auctoritatem doctissimi viri Hippocratis . . ."

Der Professor unterbrach sich, um sich zu überzeugen, daß die anwesenden Damen nicht eine Silbe verstanden hätten, und um die Sicherheit seiner Haltung durch eine Prise Tabak zu stärken; hierauf fuhr er fort: „So steht in den Codices geschrieben; aus welchen Gründen behaupten Sie also, die Lebensfähigkeit sei nicht nothwendig für eine physische Person bei den Römern?"

Als ich den Opponenten gerade mit meinem Citat beginnen hörte, empfand ich die größte Lust zu lachen; allein noch überwog die Furcht, die gestrenge Miene des Herrn Professors könnte meinen Doctoranden aus der Fassung bringen. Dieser jedoch stand da, straff wie ein gespannter Bogen, bereit die Antwort loszuschießen; er blickte fest vor sich hin, dem Hippokrates gerade ins Angesicht; mich sah er gar nicht.

Während ich auf August's erste Worte wartete, glaubte ich schon im Voraus zu hören, wie sie aus seinem Munde kamen, demüthig und furchtsam . . . oder auch dreist und unüberlegt . . . Alle schwiegen . . . es war an ihm . . .

Es wurde ein Meisterstreich. Mein Sohn begann auf Lateinisch, ganz wie der Professor, und das unterbrochene Citat weiterführend sprach er: „. . . et ideo credendum est, eum qui ex justis nuptiis septimo mense natus est, justum filium esse. — Also," fuhr er in italienischer Sprache fort, der er durch ein Lächeln des Triumphes eine höhere Würde zu verleihen wußte, „also wird die Autorität des Hippokrates nur angerufen, um die muthmaßliche Legitimität der Kinder festzustellen, nicht aber um die physische Persönlichkeit zu bestimmen . . . Wie denn überdies diese auctoritas doctissimi viri," fuhr er fort, damit ihm nur ja nicht die Gelegenheit entschlüpfte, dem Hippokrates (der ihm doch nichts gethan hatte) eines zu versetzen, „mit Vorsicht aufzunehmen ist . . ." (der Professor des Civilrechts lächelte, der Professor der gerichtlichen Medicin gab durch lebhafte Geberden zu verstehen, daß er der competenteste Richter über die Behauptung des Candidaten sei) — „weil die moderne Physiologie und die segensreiche gerichtliche Medicin (der Schlingel!) festgestellt haben, daß die physische Person perfect sein kann auch vor dem von Hippokrates angenommenen Termin . . . Es genügt," fuhr August mit wachsender Beredsamkeit fort, „an den Fall des Fortunato Licetti zu erinnern, welcher zwei Monate vor jenem Termin geboren wurde und achtzig Jahre zurücklegte. Würde für die Römer vielleicht Fortunato Licetti kein Mensch gewesen sein?"

Der Professor des canonischen Rechts antwortete, gab ihm Unrecht, empfing

Digitized by Google

seine Antwort; zuletzt gab er ihm einen Wink der Zustimmung und schwieg. So hielt der Doctorand die Angriffe eines Opponenten nach dem andern aus und bedeckte sich mit Ruhm; und als August Placidi, der Sohn des Epaminondas Placidi, als Doctor utriusque juris proclamirt wurde, sagten mir Viele, daß die Aula nicht oft ähnliche Triumphe erlebt habe. Die Bescheidenheit verließ mich nicht ganz in diesem feierlichen Augenblicke; aber Mühe kostete es genug sie festzuhalten. Mein Schwiegervater dagegen prahlte ganz offen und sagte zu Allen, die es hören wollten: „Er hat Rasse."

Doch mitten in diesen Wogen der Freude verdüsterte ein Gedanke manchmal seine Stirn; und kaum zu Hause angekommen, stellte er sich feierlich vor Laurina auf und sprach: „Umarme Deinen Bruder: er hat lateinisch gesprochen wie ein Meßbuch, und bitte ihn, daß er Dir den Fall des Fortunato Licetti gehörig auseinandersetze."

„Was für einen Fall?"

Ich kam ihm zuvor und machte vorsichtig darauf aufmerksam, daß Fortunato Licetti ein Naturwunder gewesen wäre; doch er zuckte die Achseln.

Um einen Urenkel zu bekommen, hätte er auch ein Naturwunder nicht verschmäht!

IV.

Im folgenden Herbst erkrankte mein Schwiegervater. Eines Morgens hatte er sich nach seinem gewohnten Spaziergange wieder ins Bett gelegt, weil er fühlte, daß seine Beine ihn nicht recht tragen wollten.

„Keine Angst!" rief er, als er uns in sein Zimmer treten sah, „es ist eine Erkältung; sowie ich es über mich kommen fühlte, habe ich gleich gesagt: Es ist eine Erkältung; und weil sie dies alte Gestell, das ich noch ganz gut brauchen kann, nicht völlig unterkriegen soll, bin ich zu Bett gegangen. Es ist kalt heute, scharfer Nordwind, nehmt Euch nur auch in Acht. Evangelina, bist Du hübsch warm angezogen?"

Er suchte die Sorge seiner Kinder zu zerstreuen, und wir nahmen zum Schein die Sache leicht, um ihn unsere Angst nicht merken zu lassen.

„Du hast recht gethan," sagte ich, „und es ist vielleicht überflüssig den Arzt holen zu lassen, denn die Sache ist offenbar von keiner Bedeutung; indessen für alle Fälle . . ."

Er widersprach: von Aerzten wolle er nichts wissen, zu Arzeneien habe er nie Vertrauen gehabt.

„Ist Dir jetzt besser?" fragte ihn Evangelina.

„Ausgezeichnet wohl!" sagte er mit den Zähnen klappernd.

Der Arzt kam; da er von uns unterrichtet war, er werde vermuthlich nicht zum Besten empfangen werden, so ging er auf den Zehen in das Krankenzimmer.

„Wenn er mich nicht haben will, gehe ich wieder," sagte er in der Thüre stehend; „ich sehe schon, um was es sich handelt. Eine Kleinigkeit! Wer solche Gesichtsfarbe hat, der trägt den Arzt zu Grabe," fügte er zu uns gewendet bei.

Nach dieser Vorrede trat er ein; und der arme Greis fand keinen Grund in Zorn zu gerathen; vielleicht war es ihm auch ganz lieb, die Meinung der

Digitized by Google

Wissenschaft zu vernehmen, wenn nur der Schein gewahrt und die Ehre nicht verletzt wurde, die er darein setzte, immer gesund zu sein; jedenfalls unterwarf er sich mit genügender Geduld der ärztlichen Untersuchung. Der Doctor fühlte ihm den Puls und die Stirn und machte eine Geberde der Zufriedenheit; er besah die Zunge und zeigte sich beruhigt, er behorchte Brust und Schultern und schien erfreut.

„Die Lunge," sagte mein Schwiegervater mit fast unmerklicher Erleichterung, „die Lunge ist im besten Zustande, aber ich fühle mich matt; das ist's, ich brauche Ruhe."

Der Arzt gab ihm Recht, half ihm, sich im Bette bequem zurecht zu legen, zog ihm das Deckbett über die Brust und empfahl ihm, sich warm bedeckt zu halten. Er sprach zu ihm wie zu einem Kinde; noch keineswegs beruhigt hielten wir den Athem an.

„Ich werde Ihnen einen niederschlagenden Trank verschreiben," sagte der Doctor; „Sie werden jede Stunde einen guten Eßlöffel voll nehmen müssen."

„Wenn er nur nicht zu süß ist."

„Er soll nicht zu süß sein."

„Sagen Sie aber diesen Kindern beileibe nicht, ich sei in Lebensgefahr: sie wären im Stande es zu glauben."

Der Arzt lachte, und wir machten es nach, während wir mit ihm hinausgingen.

„Nun?" fragte ich draußen.

„Die Sache scheint an sich nicht so sehr ernst, kann es aber bei seinen Jahren werden. Wie alt ist er?"

„Wie alt ist er?" fragte ich Evangelina. — „Selbst seine Tochter weiß es nicht; doch wenn es nöthig ist, können wir ... (der Arzt machte ein Zeichen, daß es nicht nöthig sei) — Die Sechzig muß er überschritten haben."

„Wir wollen das Beste hoffen," schloß der Arzt. „Heut Abend wird er Fieber haben; morgen komme ich wieder. Sie müssen ihn auf meine Besuche vorbereiten und sorgen, daß er die Medicin einnimmt."

Ich begleitete den Arzt bis zur Hausthür. Als ich zurückkam, stand Evangelina schon am Lager ihres Vaters, der mit den Zähnen klapperte und den Ausspruch des Arztes in ihren Augen zu lesen suchte.

„Er hat gesagt, daß ich auf dem letzten Loche pfeife, nicht wahr? Kehrt Euch nicht an ihn!"

Evangelina besaß die Kraft zu lachen.

* * *

Die Krankheit verschlimmerte sich, und am vierten Tage las ich auf dem Gesicht des Arztes, daß er nur noch wenig Hoffnung hatte, uns den theuren Greis zu erhalten. Er sprach von einer Consultation, und der Doctor Lelli, unser Schwiegersohn, wurde telegraphisch berufen. Mit ihm kam Laurina, die in den wenigen Monaten ihrer Ehe ein ganz hausmütterliches Aussehen gewonnen hatte. Der Großvater, welcher mühsam athmete und nur mit Anstrengung sprechen konnte, fand doch einen kräftigen Ton, ein freudiges Ah! als er sie wie

Digitized by Google

eine Blume auf sein Lager sinken sah; und weil beim Anblick seines Leidens Laurina's Antlitz sich verfärbte und sie kaum die Thränen zurückhielt, sagte er: „Lächle, mein Kind; das thut mir wohl."

„Großpapa! Lieber Großpapa! Wie befindest Du Dich?"

„Jetzt sehr gut," erwiderte der Kranke und ließ die fiebermatte Hand auf das Kissen sinken.

„Wo ist Dein Bruder?"

Laurina drehte sich um, uns mit einem Blick danach zu fragen.

„In Pisa," antwortete ich; „von da geht er nach Florenz, Rom und Neapel. Er wollte Italien sehen, und als Doctor utriusque ist er in seinem Recht. Wir wollen ihm schreiben . . ."

Er machte mit dem Kopf ein Zeichen, daß es nicht nöthig wäre; er blieb lange stumm, wie um einige Kraft zu sammeln, ließ aber Laurina's Hand nicht los; endlich sagte er laut: „Bringst Du mir gute Nachricht mit?"

Laura befragte ihren Mann durch einen Blick, legte die Lippen an das Ohr des Kranken, und wir sahen sein Antlitz sich vor Freude verklären. Er sprach nichts, sondern schloß die Augen, um das neue Glück zu genießen und ließ Laurina's Hand nicht los.

„Wie fühlst Du Dich?" fragte Laura, als er sich endlich entschloß die Augen wieder zu öffnen.

„Sehr gut; schickt die Aerzte fort," murmelte er mit kraftloser Stimme und schien einzuschlafen.

Laura stand lange unbeweglich, sie wagte nicht ihre Hand von dem liebenden Druck zu befreien, bis der Schlaf ihn von selber löste. Hierauf kam sie uns weinend entgegen.

„Was hast Du ihm gesagt?" fragte ich; und ich hatte selbst einen Schimmer von Hoffnung vor den Augen.

„Ich mußte ihn täuschen," antwortete Laura. „Armer Großpapa!"

„Es mußte sein," setzte mein Schwiegersohn hinzu.

„Du hast recht gethan!" sagte Evangelina.

Auch ich stimmte bei, daß sie wohl gethan habe — da sie nichts Besseres thun konnte.

* * *

Die Arznei meiner Tochter schien Wunder gewirkt zu haben; denn nach zwei Stunden tiefen Schlafs tönte plötzlich die Stimme des Alten mit kräftigem Ton in unser unterdrücktes Flüstern: „Laurina!"

Und das gute Geschöpf nahm sich rasch zusammen, ihre unschuldige Lüge aufrecht zu erhalten und eilte an das Lager des Kranken. Er blickte ihr mit einer Art Angst ins Gesicht, dann fragte er unsicher: „Habe ich geträumt oder ist es wirklich wahr?"

„Es ist wahr."

„Kinder," schrie jetzt der Alte mit so klarer Stimme wie in gesunden Tagen, „ich sage Euch, ich bin geheilt, und morgen stehe ich auf; oder vielmehr, ich will jetzt gleich aufstehen!"

Digitized by Google

Er machte Miene ein Bein aus dem Bett zu stecken, doch gelang es uns noch glücklich, ihn zurückzuhalten.

„Ich verstehe," sagte er sanft, „es ist nicht schicklich vor den Damen; ich werde bis morgen warten."

Allein am nächsten Tage fühlte er sich schwächer, und die Aerzte fanden seinen Zustand verschlimmert, obgleich er versicherte, er befände sich äußerst wohl. Jetzt begann ein hartnäckiger Kampf, der mehrere Tage währte, zwischen der Krankheit und dem Willen des Alten; endlich schien er zu unterliegen, und die Angst schnürte uns die Brust zusammen — da riß er uns plötzlich wieder aus dem Schweigen der Verzweiflung mit einem hoffnungsvollen Wort: „Habt keine Angst!"

Bald darauf endigte der Kampf, und das Leben gewann wieder die Oberhand. Schon kehrte eine leise Hoffnung in unsere Herzen zurück, und wir hörten mit halb gläubigem Ohr, was unser theurer Kranker sagte und was wir selbst sagten — da verscheuchte ein röchelnder Seufzer jede frohe Täuschung. Die Beklemmung begann von Neuem. Nach einer qualvolleren Nacht als je vorher rief eines Morgens — es war ein schöner Octobermorgen — der Alte durch einen Wink uns alle an sein Bett. Er schien ruhig; die Heiterkeit eines neuen Lebens lag auf seinem eingefallenen Antlitz.

„Wie fühlst Du Dich?" fragte ich.

„Gut," antwortete er; und ohne Bitterkeit setzte er hinzu: „aber es ist zu Ende."

Ich wollte lachen, Evangelina und Laura wollten weinen, doch er zwang uns, ihm in die Augen zu sehen.

„Ich habe genug gelebt," sagte er langsam, „ich kann mich nicht beklagen; ich bin glücklich gewesen und scheide zufrieden."

Dann streckte er den Arm mühsam aus, als wenn er etwas suchte. Einer nach dem andern legten wir unsere Hand in die seine und empfingen ihren schwachen Druck. Er sagte jedem von uns ein liebevolles Wort. Zu mir sprach er, und ich schäme mich nicht es zu sagen: „Du bist ein guter Mensch." Zu seiner Tochter sprach er: „Du sollst mir die Augen schließen, wenn ich todt bin, und sollst mir einen Kuß geben, ich werde ihn noch fühlen." Und zu Laurina sagte er mit einem schmeichelnden Flüstern, das uns ins Herz schnitt: „Du wirst ihm von mir erzählen und ihn lehren, mich ein bischen lieb zu haben."

Er sammelte ein wenig seine Kraft und fragte: „Wo ist August?"

„In Neapel; wir haben ihm geschrieben, daß Du unwohl bist ... er wird kommen ..."

„Ich bin wohl," murmelte er, „sagt ihm, daß ..." Er konnte nicht weiter reden; eine Art Erstarrung schnitt ihm die Worte ab.

„Großpapa!" rief Laurina und drückte immerfort seine Hand, die von der Krankheit weiß und fein geworden war.

Wir standen über sein Bett geneigt; noch weinten wir nicht. Der Alte öffnete die Augen wieder und sah Laura fest an. „Armes Kind!" sagte er, und das war sein letztes Wort. Seine Lippen schlossen sich zu einem Lächeln, das aus einem andern Leben stammte.

Digitized by Google

„Er weiß Alles!" rief meine Tochter und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

V.

Ich erinnere mich deutlich: mein Schwiegersohn und ich suchten ihm eine Grabstätte im Freien aus und pflanzten mit eignen Händen einen Rosenstrauch darüber; als wir dann die Entdeckung machten, daß der theure Greis mit achtzig Jahren gestorben war, kam mir sein Gleichniß von der Sparbüchse und den Jahren in den Sinn: ich setzte es fort und sprach zu mir selber: „Die Sparbüchse ist zerbrochen!" Ich erinnere mich auch eines Sperlings, der in der Kirchhofsallee am Begräbnißtage hüpfte; das aber ist mir aus dem Gedächtniß entschwunden, was in meinem Herzen vorging bis zu dem Tage, an dem in unserm eingeschlummerten Hause langsam und melancholisch wieder ein Wunsch, eine Hoffnung, ein froher Gedanke aufzuleben begannen, und dann nach und nach all die Pflichten, die Sorgen, die Freuden, Alles was unsern theuren Entschlafenen zum Grabe begleitet hatte.

Ein Brief von August zerbrach zuerst den lähmenden Bann, den das frische Grab auf unsere Herzen gelegt. Von den Wundern des Golfs von Neapel zu einem ganz neuen Schwunge fortgerissen, suchte er in einem Stil, der mit der gerichtlichen Beredsamkeit nichts gemein hatte, den Eltern seine eigene Begeisterung verständlich zu machen und den Großvater zu sich zu locken. „Lieber Großpapa," sagte er in einem Postscriptum, das ihm allein gewidmet war, „Du bist nicht alt, Du bist noch großer Thaten fähig; hier schlage ich Dir eine vor: schicke mir telegraphisch ein einziges Wort, und dies soll sein: „Erwarte mich," und ich werde Dich erwarten, und wir wollen zwischen dem Posilipp und Sorrent ein so herrliches Leben führen, daß wir die Eltern zwingen werden, auch nachzukommen. Wenn Du das Telegramm nicht schickst, reise ich in acht Tagen ab."

Da brach Evangelina in Thränen aus, und ich schluchzte, um sie zu trösten. Wir hatten nicht gewollt, daß die traurige Nachricht unsern Sohn allein in einer fremden Stadt träfe und ihm den langen Rückweg zur Qual machte; deshalb hatten wir ihm nichts geschrieben. Wir glaubten damit richtig gehandelt zu haben; jetzt aber empfanden wir doch Gewissensbisse über unser Schweigen.

„Es ist grausam," sagte Evangelina, „daß wir den armen Jungen solche Briefe schreiben lassen."

Ich dachte ein wenig nach und fragte mich, ob es wirklich grausam wäre und gegen wen. Evangelina trocknete ihre Thränen, setzte sich traurig an den Schreibtisch und schrieb hastig auf dem ersten besten hergerafften Bogen an ihren Sohn. Ich stand dabei und fuhr fort mich zu fragen, ob unser Schweigen eine Grausamkeit gewesen und ob die schwarzen Reihen, die Evangelina's zitternde Hand aufs Papier warf, wirklich von besserem und klügerem Sinne eingegeben wären.

Evangelina hatte schnell die erste Seite vollgeschrieben und wollte das Blatt umwenden, um fortzufahren — da fand sie es bedeckt mit den prächtigen Buchstaben eines Schreibers vom Rechtsanwalt Volli, meinem Gegner in einem Prozeß um eine strittige Wiese, und unterschrieben mit einem Tintenklex, der den Namen des Advocaten selbst vorstellte. Da stutzte meine Frau, legte wie auf ein ver-

Digitized by Google

abredetes Zeichen die Feder weg und sagte, es wäre vielleicht besser weiter zu schweigen, bis August zurückkäme.

„Ja, es ist besser," sagte ich.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür hinter unserm Rücken, und es erschien der Doctor Lelli, unser Schwiegersohn. Die unerwartete Erscheinung erschreckte uns Beide.

„Ein Unglück!"

„Durchaus nicht," sagte er mit ernstem Lächeln, „sondern — August wird morgen kommen."

„Morgen! Und uns schreibt er, er wolle in acht Tagen kommen?"

„Er kommt morgen oder heut Abend," versicherte mein Schwiegersohn.

„Er ist schon angekommen!" stammelte ich.

„Er ist hier!" rief die Mutter freudig.

Er war noch näher, als sie hoffte, er stand dicht hinter der Thür, und einen Augenblick nachher fühlte sich Evangelina von zwei kräftigen Armen umschlungen.

Eine tiefe Traurigkeit herrschte in August's Wiedersehensfreude. „Woher kommst Du . . .?" fragte ich. Und er antwortete: „Ich bekam einen Brief von meiner Schwester und ahnte Alles; ich konnte nicht fern vom Hause bleiben in den Tagen des Kummers."

Weiter sagte er nichts; er wünschte das vereinsamte Zimmer des Großvaters zu sehen, und stand lange, das Bild des Greises betrachtend; dann ging er, ihn auf dem Kirchhof zu besuchen. Er that dies Alles mit einem ungewohnten Ernst; und ich begriff, daß der erste große Schmerz seines Lebens auf einmal Alles in ihm reifte, was sonst vielleicht noch lange zurückgeblieben wäre.

Mein Sohn ist Mann geworden.

VI.

Mein Sohn ist nicht nur Mann, er ist auch Advocat geworden. — Eines schönen Tages reichte er auf einem Stempelbogen seine Bewerbung ein und sprang kühn über den letzten Graben, der ihn noch vom Gericht trennte, indem er den Eid leistete, ein Schützer der Wittwen und Waisen sein zu wollen.

Und wiederum eines Tages geschah es, daß August, nachdem er mit dem Talar bekleidet das ganze Haus im Kreise durchwandert, um ihn mit Würde tragen zu lernen, dieses kostbare Gewand dem alten Portier anvertraute und sich aufs Gericht begab, woselbst er noch vor dem Talar anlangte. Es handelte sich um einen schweren Diebstahl. Der Angeklagte, ein Spitzbube erster Sorte, mehrfach rückfällig, konnte vernünftigerweise nicht hoffen ohne ein Paar Jährchen Zuchthaus durchzuschlüpfen.

„Höre," hatte ich zu meinem Sohne gesagt, „wenn Du einen Angeklagten vertheidigst, frage weder ihn noch Dich selbst, ob er schuldig ist oder nicht; suche Dir vielmehr auf jeden Fall einzureden, er sei unschuldig. Die Beweise, durch welche der Mensch sich selbst zu überreden weiß, sind allemal die glücklichsten, neuesten, feinsten. Vor allen Dingen aber mache Dir keine falschen Scrupel; und wenn Du an eine absolute Wahrheit glaubst, so suche sie doch wenigstens nicht vor Gericht. Die absoluten Wahrheiten des Gerichtes waren zu meiner

Digitized by Google

Zeit diese zwei: daß die Wahrheit für einen Advocaten immer relativ, und daß die menschliche Gerechtigkeit ein gebrechlich Ding ist. In diesen letzten Jahren freilich hat man noch eine dritte Wahrheit entdeckt: jedes Verbrechen ist ein Denkfehler, welcher von einer Unregelmäßigkeit der Schädelbildung, höchstens der Gehirnmasse abhängt. Die gerichtliche Medicin bemüht sich durchzusetzen, daß alle schaudererregenden Verbrechen nur dann bestraft werden, wenn sie von anständigen Leuten begangen sind, weil man vernünftiger Weise voraussetzen muß, daß deren „Organismus" in Ordnung sei und daß die Uebelthat eines tugendhaften Menschen in ihm selbst ihre Quelle habe: bei den Spitzbuben dagegen steckt die Schlechtigkeit in der Schädeldecke, in der grauen Substanz, in der Hirnhaut oder wer weiß wo sonst, nur nicht in ihnen selbst."

August lächelte nur leichthin und erwiderte: „Für mich existirt der Angeklagte gar nicht; es wird eine Klage angestellt, und ich bemühe mich eine Vertheidigung ihr entgegenzustellen, die Gerechtigkeit mag hören und wägen."

Mit Staunen mußte ich merken, daß er mit der Erkenntniß anfing, bei der ich zuletzt erst durch die Macht der Gewohnheit angekommen war!

An diesem Tage wußte oder ahnte der Portier allein (zu seinem wahren Kummer), daß der Rechtsanwalt Placidi senior mitten unter dem profanen Volk, das der Verhandlung zuhörte, stand, mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt und einen Schlächtergesellen vor sich aufgepflanzt. So gedachte er den Triumph des Rechtsanwaltes Placidi junior mit anzusehen, ohne doch diesen durch seine Anwesenheit in Verwirrung zu bringen. Der Metzger war ein kleiner Kerl und also naturgemäß unruhig; er zappelte auf den Fußspitzen umher und ließ sich dann entmuthigt wieder auf mich als seine Basis zurückfallen: doch nicht das war es, was mich die Qualen des Fegefeuers erdulden ließ, wohl aber spannte der Staatsanwalt mich auf die Folter, erst mit seinen unnützen Fragen an die Zeugen, dann mit seinen schrecklichen Schlußfolgerungen. Endlich schwieg er und setzte sich nieder, dem Rathe gemäß, den ihm mein junger Schlächter mit halblauter Stimme ertheilte. „Die Vertheidigung hat das Wort," sagte der Vorsitzende.

Jetzt hoben sich Alle auf die Zehen, um meinen Sohn zu betrachten, und ich that dasselbe. Er stand da, ruhig, unbefangen, prächtig anzusehen in seinem neuen Talar; neben mir bemerkte Einer, er scheine ihm noch zu jung; doch der Schlächtergeselle drehte sich um und versicherte ihm, das sei ganz gut.

„Meine Herren," begann August und suchte zum Schein einige Blätter zusammen, um der allgemeinen Aufmerksamkeit zur völligen Sammlung Zeit zu geben; dann wiederholte er: „Meine Herren! . . ." Er erklärte ruhig, daß er sich glücklich schätze, seine Laufbahn als öffentlicher Vertheidiger mit einer so leichten und so schönen Aufgabe beginnen zu dürfen, nämlich der Zurückweisung einer unbegründeten Anklage und dem Erweise der Unschuld eines Unglücklichen.

Das war eine hübsche Wendung und gefiel Allen; doch was darauf folgte, war noch schöner: „Ich fühle das Bedürfniß, für mich selbst um große Nachsicht zu bitten; für den Unglücklichen aber, der auf jener Bank sitzt, fordere ich nichts als Gerechtigkeit."

Man mußte bei diesen Worten meinen Schlächtergesellen sehen und besonders

Digitized by Google

ihn so dicht vor sich haben, um seine Gefühle zu begreifen! Doch ich achtete nicht mehr auf ihn; in diesem Augenblick hätte er ungehindert auf jeden beliebigen Theil meines Körpers klettern können, und daß er es nicht that, dafür spreche ich ihm hiermit meinen aufrichtigen Dank aus. Ich war so glücklich wie nie zuvor; ich überließ mich mit einer Widerstandslosigkeit, deren ich mich kaum für fähig gehalten hätte, allen Versuchungen der Eitelkeit; ich sagte auch wie einst mein Schwiegervater: „Er hat Rasse!"

Mein Sohn redete ohne Pause eine starke halbe Stunde; er hatte eine gute Betonung, eine wohlklingende Stimme, eine lebhafte und doch gemäßigte Gestikulation; manchmal legte er geschickte Kunstpausen ein; er machte es — darf ich es ohne Vorwurf aussprechen? — er machte es fast wie ich: und er versprach — das darf ich sagen! — er versprach es in der Folge noch besser zu machen.

Als er ausrief, ein liebender Vater, ein musterhafter Gatte wie der, welcher hier auf der Bank der Erniedrigung sitze, müsse seiner Familie wiedergegeben werden, da durchlief ein Beifallsgemurmel das Publicum, und der Präsident mußte mit der Räumung des Saales drohen. Ach, warum war mein Schlächtergeselle nicht mehr da, diesen Triumph zu besiegeln! Er war kurz vor dem Schluß der Rede fortgegangen; nachdem er zweimal eine dicke silberne Uhr unter der blutigen Schürze hervorgeholt und befragt hatte, nachdem er noch auf der Schwelle des Ausgangs eine Weile gezögert, hatte er der Stimme der Pflicht gehorchen müssen, die ihn zum Schlachthause rief.

Der erste Client meines Sohnes wurde freigesprochen.

Er kam eines Tages mit Thränen in den Augen, seinem Vertheidiger zu danken und schied mit dem Versprechen, sich die empfangene Wohlthat ins Herz schreiben zu wollen, um nie wieder mit dem Zuchthause zu thun zu bekommen. Allein der Mensch ist schwach, und die Sünde ist stark. Mit den besten Absichten von der Welt konnte der Aermste doch den zweiten Theil seines Versprechens nicht halten; er beging ein noch gröberes Verbrechen als das frühere und wurde ins Zuchthaus gesteckt, wo er sich noch befindet. Ich bin geneigt zu glauben, den ersten Theil des Versprechens habe er leichter zu halten vermocht und habe seinem ersten Sachwalter eine ewige Dankbarkeit bewahrt; ganz sicher jedoch bin ich meiner Sache nicht.

VII.

Die Dinge gestalteten sich äußerst günstig für meinen Sohn; Dank meiner Lebensarbeit brauchte er keinen der Stürme zu bestehen, welche seiner Zeit den Rechtsanwalt Epaminondas gerüttelt hatten. Er brauchte sich nicht hinzuquälen in der unruhigen Erwartung des ersten Clienten; er brauchte nur im Bureau seines Vaters unter den fünfzig alten und neuen Processen zu wählen, die ich sachte auf den verschlungenen Pfaden des Rechtsganges vorwärts schob; er konnte sich, wenn er wollte, eine Sache ganz für sich nehmen oder auch von einer zur anderen übergehen und am nämlichen Tage eine Vorladung, eine Vertagung, eine Berufung bearbeiten. So that er und wurde mir in kurzer Zeit ein werthvoller Mitarbeiter.

Da ich bemerkt hatte, daß er den meisten Geschmack am rednerischen Auf-

Digitized by Google

treten fand, so überließ ich ihm gern diese Thätigkeit; wir machten die Vorarbeiten gemeinsam, stellten das Material für die Vertheidigung unseres Clienten zusammen, aber meistens hielt Er die Rede vor den Herren Richtern und den Herren Geschworenen. Er sprach gut mit einer schönen Baritonstimme, die noch nicht wie die meine durch etwas Heiserkeit beeinträchtigt wurde. Im Anfang seiner Rede setzte er die Sachlage mit Ordnung und Ruhe auseinander, dann wurde er allmälig immer wärmer und ging fort bis zu einer Leidenschaft, die unbezähmbar schien; doch plötzlich gegen das Ende dämpfte er seine Gluth, und dieser rasche Uebergang vom Sturm zur Ruhe machte, man muß es sagen, eine bedeutende rednerische Wirkung. Seine letzten Worte wurden langsam und so leise gesprochen, daß Geschworene, Richter und Publicum alle Aufmerksamkeit zusammennehmen mußten, um sie zu verstehen. So schloß er mitten in einem theatralischen Schweigen.

Von wem hatte er diese seine Redekunst gelernt? Von mir nicht. Meine Methode war eine ganz andere. Ruhig von Anfang bis zum Ende, leidenschaftslos und bei Gelegenheit witzig nahm meine Beredsamkeit nur am Schlusse einen starken Aufschwung; meine Stimme, sanft bei der Einleitung, scharf und spitz bei der Darlegung der Thatsachen, schwoll nur einen Augenblick, beim Schlusse, zum Donner an. Das war meine Methode, und ich hatte diese immer für die beste gehalten. Und auch als August den ersten herben Zweifel in meinem Geiste zu wecken begann, ob es nicht doch eine noch geschicktere Art der gerichtlichen Rede als die meine gäbe, beharrte ich in der Weise, deren ich mich so lange Zeit bedient hatte.

„Herr Rechtsanwalt," sagten die befreundeten Collegen zu mir, „wissen Sie, daß Ihr Sohn Ihnen Ehre macht? Fortes creantur fortibus . . ."

Ich wies dies verführerische Latein mit der allerfalschesten Bescheidenheit zurück, einer Bescheidenheit, welche die Eitelkeit in Person ist.

„Wahrhaftig!" beharrten die Freunde, „Es sagen alle: seit langer Zeit hat man nicht eine so elegante, lichtvolle, wohlgeordnete Redeweise vor Gericht gehört, eine Haltung von so viel . . ."

Hier schien mir, wahrhaftig, daß ihr Lob das Maß überschreite; elegante, lichtvolle, wohlgeordnete Reden hatte man immer vor Gericht gehört; ich selbst hatte gestern fünf Viertelstunden lang gesprochen . . .

Den schwersten Schlag empfing ich ein andermal durch eine Thür hindurch und der Portier war es, der ihn mir versetzte. Ich war zu spät in die Sitzung gekommen und legte ein Auge und ein Ohr an die halbgeöffnete Thür des Saales, mein Sohn hatte gerade in diesem Augenblick seine Vertheidigung beendet, und es machte mir Freude zu hören, wie sie beurtheilt würde. Und da drang in mein Ohr das Wort, das mir durch und durch ging, das Wort, das der Portier im Vertrauen zu einem Corporal der Infanterie sprach: „Sein Vater," sagte der Portier mit dem salbungsvollen Tone, der dieser Menschenclasse eigenthümlich ist, „sein Vater sprach wohl auch ganz gut, aber Der da . . ."

„Der da" war mein Sohn!

In dem Kampf, der sich jetzt in meiner Seele zwischen der Eitelkeit und der

Digitized by Google

Vaterfreude erhob, schien anfangs die Eitelkeit zu siegen; doch nur weil der Gegner sich mit eignen Händen schlug.

Man stelle sich das Musterbild von einem Vater vor, der sich selbst bei folgendem halblauten Ausruf ertappt: „Mein Sohn! muß es gerade mein Sohn sein, der mich in Schatten stellt! Wenn es ein Anderer wäre, meinethalben!“ und andere solche Zärtlichkeiten!

Ich kannte die verschiedenen Stufen des Neides und wußte, daß er desto heftiger wird, je näher die Menschen einander sind: der Neid, mit dem mich mein nächster Nachbar, der Wechselagent im gleichen Stockwerk, beehrte, war stärker als der Neid der Hausgenossen eine Treppe tiefer oder der Leute im Hause gegenüber, und so fort durch Collegen, Freunde und Bekannte hindurch bis hin zu dem etwas verblaßten, doch immer noch zum Wiederaufleben bereiten Neide der Einwohner meines Heimathstädtchens. Aber daß sich zwischen Vater und Sohn auch nur ein Schatten dieses böswilligen Affects drängen könnte, das hatte ich nie geargwohnt, und ich hatte mich so sicher gefühlt vor Auguſt's Eifersucht, wie ihn vor der meinen, als wenn einer von uns (lieber ich!) in die andere Welt gegangen wäre . . . oder wenigstens zu den Antipoden. Es war also eine schmerzliche Entdeckung, die ich damals in meinem Vaterherzen machte, und ich eilte mich selbst zu bestrafen, indem ich Allen, die ich an diesem Tage im Gerichtsgebäude traf, Advocaten, Staatsanwälten und Richtern erklärte, der Rechtsanwalt Placidi senior sei ein überwundener Standpunkt und erwarte keine andern Siege vor Gericht mehr, als die seines Sohnes.

„Er wird Ihnen Ehre machen!“ entgegnete man mir.

„Er wird meine Ehre beseitigen,“ versicherte ich lächelnd; „doch ich bin darauf vorbereitet.“

Darauf erklärten Advocat, Richter und Staatsanwalt, das könne nie geschehen, meine Ehre und mein Ansehen seien . . . . mein Wort müsse immer . . . und ich bemerkte noch einmal das melancholische Lächeln meiner Eigenliebe.

Es kam aber ein Tag, an dem meine Eigenliebe kein Lächeln mehr hatte, weil sie sich keine Illusionen mehr machte. Mein Sohn ward so berühmt wegen seiner Redekunst, daß er mich unbedingt in den Hintergrund drängte, und ich faßte den Entschluß, damit ich nur etwas von dem Glanz meines Ruhms rettete, fortan gar nicht mehr vor Gericht zu sprechen. Das war ein feiner Schachzug, und ich lache darüber noch mit Auguſt, der es erst nicht zugeben wollte; ja, es war ein feiner Zug, ein wahrer Meisterzug. Mein Schweigen brachte mir in kurzer Frist all' meinen Rednerruhm zurück, und die Triumphe meines Sohnes vermehrten ihn nur; denn je höher Auguſt stieg, desto mehr erhoben mich diejenigen zum Himmel, die mich früher gehört hatten, ganz besonders aber Die, welche mich nie gehört. Mehr als einmal mußte mein Sohn nach einer glänzenden Vertheidigungsrede neben sich diese Worte ziscbeln hören, die mir schmeichelten, obgleich sie logen: „Man muß seinen Vater gehört haben!“

Er aber, statt sich zu ärgern, versicherte, es wäre ganz der Wahrheit gemäß; er sagte es zu Allen, er sagte es zu mir selbst. Ich war fast in Versuchung es zu glauben.

Digitized by Google

VIII.

Wir waren mit Geduld gerüstet. Die Philosophie, die Physiologie, das Beispiel des Großvaters und unser eignes Beispiel, Alles trug dazu bei, uns jene heitere Ruhe zu geben, die nützlich bei vielen Vorfällen des Lebens und unerläßlich ist in unsern Beziehungen zum himmlischen Vater. Ich hatte zu Evangelina gesagt: „Du warst zwanzig Jahre alt, als Dir die erste Idee von August kam . . . entsinnst Du Dich? Ebenso wird es Laura machen; ehe sie nicht zwanzig Jahre alt ist, wird sie zu nichts kommen; und es ist am besten so: ihr Epaminondas wird desto kräftiger sein."

„Ich hoffe doch," hatte Evangelina erwidert, „Du wirst es Dir nicht in den Kopf setzen, ihn Epaminondas zu taufen?"

Hierauf hatte ich feierlich zurückgegeben: „Die Schuld der Väter soll von den Kindern gesühnt werden . . ."

Inzwischen hatte Laurina ihr zwanzigstes Jahr vollendet und konnte sich noch immer nicht entschließen, uns zu Großeltern zu machen. „Es ist nichts damit," sagte ich eines Tages; „wenn wir einen Enkel haben wollen, bleibt uns kein anderer Ausweg als mit August ein Wörtchen im Guten zu reden und ihn in eine Schlinge fallen zu lassen."

„Das soll heißen . . ?"

„Ihm eine Frau zu geben."

Die Idee war nicht schlecht, aber — während wir solche Verzweiflungspläne schmiedeten, hatte Laurina schon Alles gethan, uns zufrieden zu stellen . . . . .

* * *

Ich fand jetzt meinen Schwiegervater in mir selbst wieder; ich verstand jetzt alle die Sonderbarkeiten der eifersüchtigen Liebe des Großvaters zu meinen Kindern; ich fühlte den Keim jener Theorie sich in meinem Gehirn entwickeln, die mir der gute Alte seiner Zeit vergebens zu beweisen versucht hatte: unsere Kinder gehören mehr dem Großvater von mütterlicher Seite als dem Vater selbst. Mein Schwiegersohn sollte nur probiren, seine größeren Rechte auf den zu erwartenden Sprößling zu rühmen!

Sicherlich erträgt das Weib die Freude besser als der Mann, was nicht besagen soll (wie unsere Eitelkeit versucht sein könnte ohne weiteres Nachdenken hinzuzufügen), daß wir Männer den Schmerz besser ertrügen. Wenn wir nicht verschmähten, die der menschlichen Natur gegebenen Ventile häufiger zu öffnen, nämlich das Lachen und das Weinen, würden wir wohl ebenso stark als unsere Frauen sein, vielleicht noch stärker, doch ich bestehe nicht darauf.

Evangelina sah mich aus ihrer Ecke mit einem jener Blicke an, mit denen sie alle meine Gedanken untrüglich zu lesen verstand. Ich fühlte das so gut, daß ich mich in einem bestimmten Augenblick auf einmal schroff in mich selbst verschloß und eine verdrossene und gleichgültige Miene annahm, nur damit sie mir nicht einen heimlichen Entschluß, den ich gefaßt hatte, von der Stirne läse.

„Wohin gehst Du?" fragte mich meine Frau eine Stunde später.

„Ich thue einen Gang aufs Gericht und komme gleich wieder; und Du?"

„Ich will auch einen Gang thun."

Digitized by Google

Doch sie sagte nicht, wohin, und ich forschte nicht weiter, um mir selbst eine zweite Frage zu ersparen. Wir gingen zusammen fort, und ich begleitete Evangelina ein gutes Stück. Sie war die erste, welche sagte: „Ich muß nach dieser Seite gehen."

„Ich nach jener. Auf Wiedersehn . . ."

„Wann?"

„In ein paar Stunden."

Wir trennten uns an der Ecke einer Querstraße.

Wir hatten eine Gewohnheit von Liebenden und Neuvermählten bewahrt, uns nach der Trennung immer noch einmal umzusehen; und obgleich wir jetzt alt waren, verfehlten sich unsere Blicke nie. Ich drehte mich genau mit ihr zugleich um, und bei diesem stummen Gruße (ich bitte alle ernsthaften Leute um Entschuldigung) fand ich in der gewohnten Zärtlichkeit einen heimlich bitteren Beigeschmack wegen meiner kleinen Täuschung. Ja, denn ich hatte die Unwahrheit gesprochen, und statt aufs Gericht zu gehen, begab ich mich einfach zum Kirchhof.

Ich hatte meiner Frau keine trüben Gedanken erwecken wollen; sie hätte wahrscheinlich darauf bestanden, mich auf diesem Gang zu ihrem Vater zu begleiten, und ich wußte aus Erfahrung, wie diese Besuche zu enden pflegten. Ich meinerseits fühlte mich stark; ich war im Stande die Wehmuth durchzukosten, ohne mich von ihr überwältigen zu lassen. Ueberdies hatte ich das Grab lange nicht besucht — wer konnte wissen, von wieviel verdorrten Zweigen der Rosenstrauch zu reinigen war? Ich wanderte mit starken Schritten, jetzt, da Evangelina mich nicht mehr sehen konnte.

„Du bist Großvater!" sprach Jemand zu mir; „Großvater! Versuche Dir dies Wort zu wiederholen!" Und ich versuchte es. „Du beginnst jetzt Dein Leben zum dritten Mal; Du glaubtest fast es abgeschlossen zu haben, nur noch eine Zahl in der Welt zu bedeuten: jetzt aber hast Du ein neues Ziel: die Wiege eines anderen Sohnes." Das Bild des Rosenstrauches war verschwunden, ich sah im Geiste nur noch das Grab meines Schwiegervaters, doch das hatte zarte weiße Vorhänge wie eine Wiege. —

Wenn ich träume, gerathe ich ins Laufen. — Laurina hat mich einmal darauf aufmerksam gemacht — heute hatte ich den Schritt eines Jünglings von zwanzig Jahren; nichtsdestoweniger erreichte ich vermöge des Umwegs, den ich machen mußte, den Kirchhof später als meine Frau. Ja, wahrhaftig, die Aermste hatte den nämlichen Gedanken gehabt wie ich; und da war sie vor mir und wandelte zwischen den Gräbern!

Sogleich hielt ich an und blickte nach dem Ausgange; doch sie merkte meine Nähe, drehte sich um und lächelte mich an. Welche Freude! Sie konnte noch lächeln, sie war nicht zu niedergedrückt von ihrer Trauer! Ich holte sie ein und legte mit großer Wichtigkeit ihren Arm in den meinen, ohne ein Wort zu sagen, während sie mir nach den Augen blickte, sich an meinem komischen Zorn zu ergötzen. „Meine Dame!" begann ich mit tragischem Ton.

„Mein Herr!" antwortete sie mit lispelnder Stimme.

Da wollte ich lachen, doch Evangelina beeilte sich, mir mit ihrer gewöhn-

Digitized by Google

lichen Stimme und Art zu sagen: „Um Gotteswillen, sei still; wir sind auf dem Kirchhof!"

„Ja, es ist wahr," murmelte ich, „wir sind auf dem Kirchhof. Doch sage nur," fügte ich hinzu, meine Stimme achtsam dämpfend, „wie bist Du nur auf denselben Gedanken gekommen wie ich?"

„Wie bist Du auf meinen Gedanken gekommen?"

„Und wie hast Du es angestellt, vor mir herzukommen?"

„Das ist ein Geheimniß," antwortete sie halblaut.

„Ich begreife es wirklich nicht, wir hatten alle Beide einen Umweg zu machen, und ich habe doch längere Beine als Du?"

„Ich will Dich nicht auf die Folter spannen," sagte sie mit einer Miene, als wollte sie mir ein tiefes Geheimniß beichten, „ich bin gefahren."

Ich schlug mir vor die Stirn und rief, als wäre mir eine höhere Offenbarung geworden: „Jetzt begreife ich!"

„Welche Fassungskraft!" schloß meine Frau. Jetzt war es uns unmöglich, das Lachen zurückzuhalten; doch wir lachten mit Mäßigung.

„Wir sind so alt," bemerkte meine Frau, „wir sind fast Großeltern, und wir treiben es wie die unerzogenen Kinder und beleidigen vielleicht die Todten."

„Mache Dir darum keine Gewissensbisse," antwortete ich, die Stimme erhebend, damit sie bis zu den nächsten Gräbern ertönen könnte, „wenn die Todten uns hören können, werden sie sich dieser hellen Heiterkeit freuen, die ihre Ruhestätten besucht. Man kommt so oft auf den Kirchhof, um den Todten zu sagen, daß man unglücklich sei und sich gerne bald mit ihnen vereinigen möchte; sie werden froh sein, zu erfahren, daß man im Leben noch liebt und daß man, so lange man liebt, nicht ganz unglücklich sein kann."

Evangelina drückte meinen Arm, um mir für diese Worte zu danken, und machte sich dann von mir los, um ein Kreuz aufzurichten, das als Zeichen auf ein frisches Grab gesetzt war. Dann gingen wir schweigend weiter.

„Ich habe ihm ein paar Blumen mitgebracht," sagte Evangelina auf einmal und zeigte mir einen Veilchenstrauß, den sie unter dem Mantel hielt. Ich nahm ernsthaft die Veilchen aus ihrer Hand, und indem ich den Duft einsog, blickte ich ihr in die Augen. Sie war nicht traurig, ihre Stimme zitterte nicht, noch aber war ich nicht sicher, ob nicht am Grabe ihres Vaters . . .

Da ist es . . . da ist die Trauerweide, welche die kleine Säule verbirgt, an deren Knauf sich zwei Kränze verflechten: „Meinem Vater, meinem Großvater . . ."

Evangelina kniete an dem Grabe nieder, ich blieb hinter ihr stehen und suchte mit den Augen die dürren Zweige an dem blühenden Rosenstrauch . . . Bald darauf wandte meine Frau sich um und hob das Haupt empor, um mir zu zeigen, daß sie nicht weinte. Sie stand auf, und schweigend begannen wir Beide die Arbeit, den Rosenstrauch und die Trauerweide von den verdorrten Reisern zu reinigen.

„Gib Acht," sagte ich, „reiß' nicht diese zusammengerollten Blätter ab;

Digitized by Google

es ist eine kluge Art von Raupen, die sie so für ihre Familie zurecht gemacht haben."

Evangelina trat näher und blickte in die Blättchen wie in ein Fernrohr, dann ließ sie den Zweig wieder fallen und lächelte. Kein Mitleid aber fühlte sie mit einer Spinne, die ihre Fäden von der Säule nach dem Rosenstrauch gespannt hatte; nachdem sie mit dem Taschentuch dies ganze schöne und mühevolle Werk zerstört hatte, sagte sie zu ihrer Rechtfertigung: „Dies war kein Nest, es war eine Falle."

Der Mai war schon über die Felder gezogen, und die Kirchhofsmauer hatte ihn nicht aufhalten können; sein warmer Hauch hatte tausend Lebensformen zwischen den Gräbern erstehen lassen. Unter dem Steine eines nahen Grabes erblickte ich das Körperchen einer braunen Eidechse, so unbeweglich, daß es von Bronze schien; und indem ich mich bückte, um das bischen Erde, das jetzt noch Evangelina's Vater gehörte, vom Unkraut zu säubern, deckte ich den Eingang eines Ameisenhaufens auf, in welchem lebhafte Bewegung herrschte. Diese kleinen Geschöpfe, die aus dem Grabe unseres theuren Greises kamen, um beschwert mit kostbaren Lasten wieder dorthin zurückzukehren, schienen eine Frage herauszufordern.

„Wenn sie uns antworten könnten!" sagte Evangelina, die den Blick nicht von dem kleinen schwarzen Völkchen abwenden konnte ...

„So würden sie Dir sagen, daß die Todten unser nicht bedürfen, und daß wir an unsere Kinder denken sollen."

Meine Worte waren ernst; aber der Ton, mit dem ich sie aussprach, war leicht und heiter, wie an diesem Tage meine ganze Seele leicht und heiter war.

Keine Wolke zog über unsern Himmel, wir sagten dem lieben Vater Lebewohl und trennten uns von ihm ohne Schmerz.

Als wir bei einem anderen Grabmal vorüber gingen, las Evangelina den Namen eines vierjährigen Kindes, und sagte betrübt: „Auch die Kinder sterben!"

Ich seufzte: „Leider, ja!" Doch mein Egoismus fügte schnell mit leiser Stimme hinzu, daß diese Gefahr für zwei meiner Kinder vorüber war und das dritte erst noch geboren werden sollte ... leider, ja! Und ich seufzte noch einmal. Aber auch dieser letzte Seufzer vermochte meine Heiterkeit nicht zu trüben; ich stellte mich unbefriedigt aus Heuchelei; im Grunde meines Herzens vermißte ich nichts.

Nein, ich hatte keinen Wunsch, wirklich gar keinen. Ich wünschte einen Knaben, ja, diese Schwachheit hatte auch ich; und wie um mich für diese Beleidigung meiner künftigen Enkelin zu bestrafen, beeilte ich mich, an meine Tochter zu schreiben und empfahl ihr, sich gut zu nähren, nicht zu laufen, die Treppen langsam hinabzusteigen, große Anstrengungen zu vermeiden, kurz, vernünftig zu sein und sich sonst um Nichts zu kümmern.

* * *

Die bleiche, junge Mutter hob das Körperchen des so lange erwarteten kleinen Geschöpfes in die Höhe und legte es mit großer Vorsicht auf den Arm

Digitized by Google

des Großpapas. Dann sagte sie: „Bist Du zufrieden, Papa?“ Und sie blickte ihm in die Augen mit der Gewißheit, dort sein Glück zu lesen.

Der Großpapa antwortete nicht einmal; er wollte die kleine Enkelin küssen, die ihn mit großer Aufmerksamkeit ansah, und wußte nicht, wie er es machen sollte; er wollte ihr Gesichtchen mit der Hand streicheln und fürchtete, sie zu ersticken; er hätte mit seiner kostbaren Last durch alle Zimmer laufen, hätte lachen, hätte weinen mögen. Bis vor wenigen Stunden hatte er in Gedanken einen prächtigen Jungen gestreichelt, kräftig, mehr als nöthig war für sein Alter, mit einem Bäuchlein wie sein Großpapa; und vor dieser rosigen Neugeborenen fragte er sich, wie er je „einen Anderen“ habe wünschen können.

Seine Frau und sein Schwiegersohn sahen ihn an und lachten; und die junge Mutter fragte ihn vergebens noch einmal: „Papa, bist Du zufrieden?“

Nein, nein, er war nicht zufrieden, und er sprach es aus: „Ich möchte sie küssen und kann nicht, des Schnurrbartes wegen; ich möchte sie streicheln und darf nur einen Finger gebrauchen; ich möchte sie nehmen und mit ihr weglaufen und kann nicht, weil ich Angst habe, daß sie sich erkältet. Wie soll ich also zufrieden sein?“

Um den Großvater zu trösten, sagten sie ihm, daß die Neugeborene ihm ganz wie aus dem Gesicht geschnitten sei, die Augen, die Stirn und selbst die Nase. Wie sie mir diese Behauptung wiederholen (denn ich bin der Großvater), fasse ich mir ernsthaft an die Nase, wie um das Maß zu nehmen, und vergleiche sie mit dem kaum erbsengroßen Näschen meiner Enkelin. Ich spiele den Skeptiker, des Anstands halber. Ich thue sogar noch mehr: ich setze hinzu, daß mein Liebling auch ein Bischen der Großmama ähnelt und ein Bischen der Mama und ein klein Bischen (wirklich nur ein ganz klein Bischen) dem Vater — doch, daß sie in Wahrheit eine auffallende Aehnlichkeit mit mir hat, daran ist kein Zweifel. Sie sagen es ja Alle.

Digitized by Google

Sollen wir unsere Statuen bemalen?

In einer lehrreichen kleinen Schrift[1]) faßt einer der bei den Ausgrabungen in Olympia betheiligten Archäologen die Daten noch einmal zusammen, aus denen hervorgeht, daß im Alterthume Marmorstatuen bemalt worden sind, indem er zugleich heute zu dieser Praxis, wenn nicht zurückzukehren, so doch ihrer erneuten Anwendung Versuche zu widmen empfiehlt. Dies Vorgehen ist eben so wichtig als dankenswerth. Die sich häufenden Experimente unserer Bildhauer, Statuen zu färben, und die diesen Arbeiten entgegengetragene Theilnahme des größeren Publicums ließen es längst wünschenswerth erscheinen, daß ein Fachmann sich in populärer Weise über die Sache ausspräche, und die Art, wie dies Seitens des Prof. Treu geschehen ist, läßt nichts vermissen und gibt zu keiner dissentirenden Meinungsäußerung Veranlassung.

Nur scheint der Titel der Schrift nicht ganz dem zu entsprechen, was sie (unserer Meinung nach wenigstens) enthält. Die Frage „Sollen wir unsere Statuen bemalen" umfaßt so allgemein gestellt sehr viel. Es könnte darin liegen, ob, wenn das Princip der zu bemalenden Sculptur als das richtige anerkannt werde, es nicht inskünftige auch als das maßgebende hinzustellen sei; ob der Staat, als oberster Kriegsherr in Erziehung des Volkes, seine Lehranstalten nicht etwa in dieser Richtung nun zu dirigiren haben dürfte; ja, ob nicht vorhandene Statuen nachträglich zu bemalen seien. Bezeichnend ist, daß, wenn wir verschiedene, durch Prof. Treu's Schrift hervorgerufene Aeußerungen zusammenhalten, sein Vortrag entschieden als ein Appell ans Publicum aufgefaßt zu werden scheint, die bisherige Praxis der unbemalten Marmorstatue zu verlassen und zu der der bemalten überzugehen. Indem man, wie das die Art der herrschenden Generation ist, die letzten Consequenzen als die zunächst liegenden ausspricht, stellen einige Bewunderer der neuen Statuenmalerei die „bunte Statue" bereits als das Notürliche hin und sehen das Eintreten der Neuerung nur noch als eine Frage der Zeit an. Wir haben ein Recht also, diese Zeit als bereits abgelaufen anzusehen und uns eine Vorstellung von der neuen Sculptur der Zukunft zu bilden. Die allerletzte Consequenz, nach der eben besprochenen letzten, würde etwa ein Reichstagsbeschluß sein, demzufolge innerhalb einer bestimmten Frist unsere Statuen zu bemalen wären. Die Bildsäule Goethe's mit blauem Frack und gelben Hosen würde die in diesem Falle wissenschaftlich nachzuweisende, kaum zu umgehende Farbenzusammenstellung sein, da Goethe im Werthercostüme in Weimar eintrat und kein Grund vorläge, dergleichen Fingerzeige zu verschmähen. Wir möchten nicht, daß man dies völlig als Scherz nähme: ein andres Beispiel wird vielleicht deutlicher machen was gemeint sei. Die beste Arbeit — oder eine der besten Arbeiten — eines heute in unserer Mitte lebenden Bildhauers ist die in der Nationalgallerie stehende Halbstatue eines unserer ersten Maler. Nehmen wir an, die Berliner Künstlerschaft, die ja die Neigung hat, in solidarischer Weise einzutreten, gelangte früher oder später in ihrer Majorität zu der Ueberzeugung, unbemalten Statuen fehle etwas. Ausgehend hiervon und in der Absicht, das Andenken der beiden Meister zu ehren, beschlösse man, daß sie beide in so eminenter Weise repräsentirende Werk nachträglich zu färben. Der Verlauf würde etwa der sein, daß einer Commission die Ausführung des Beschlusses übertragen

[1]) Sollen wir unsere Statuen bemalen? Ein Vortrag von Prof. Dr. Georg Treu, Director der königl. sächs. Antiken- und Abgußsammlungen in Dresden. Berlin, K. Oppenheim. 1884.

Digitized by Google

und von dieser zunächst festgestellt würde, nach Maßgabe welcher persönlichen Erinnerungen und Porträts die Farben zu wählen wären. Sodann, wen man mit der Ausführung betrauen wollte. Abzuwenden würde diese letzte Weihe des Werkes dann überhaupt nicht mehr sein, welches in feierlicher Sitzung darauf dem Publicum übergeben und gewiß nun allgemeiner Ueberzeugung nach mit neuer Frische wirken würde. Warum nach diesem Vorgange nicht die übrigen Marmorstatuen Berlins nachfolgen lassen? Ganz abgesehen davon, daß den antiken Werken und Abgüssen der Museen die bunte Nachtaufe längst zu Theil geworden wäre.

Nur Eins würde auch dann aber, nachdem die fröhliche Farbenpracht so in Deutschland eingezogen und — wie ja wohl nachzuweisen nicht schwierig fiele — auf die Gemüthsstimmung des Volkes einen erfrischenden und erheiternden Einfluß gehabt hätte, zu Nachdenken Anlaß geben. Während zu beiden Seiten der polychromen Neuen Wache die polychromen Feldherren ständen und weiterhin die beiden bunten Humboldts in heiterem Glanze sich erhöben — es würden ohne Zweifel auch die Amorettengruppen des zwischen ihnen liegenden Thores der Universität naturgemäß gefärbt worden sein —: was wäre mit Friedrich dem Großen und mit Blücher nebst York und Gneisenau anzufangen, die monoton dunkel sich gegenüber erhöben? Hätten, würde nun bei den Gelehrten angefragt werden, die Alten wohl auch ihre Bronzen gefärbt? Wir wissen ja, daß in Athen die Bronzestatuen von Zeit zu Zeit gefalbt wurden: wäre dies etwa behufs farbiger Oxydirung geschehen? Und die Elfenbeinstatuen? Wurden auch diese gemalt? Phidias' Olympischer Zeus, über dessen gute Conservirung die Nachkommen des Meisters zu wachen hatten: wurde dieser von Zeit zu Zeit aufgefärbt? Doch wir wollen den zukünftigen Generationen überlassen, sich ihre Anschauungen hier selbst zu bilden. Wie aber? — fragen wir heute, wo dieser Segen noch nicht über uns gekommen ist — nachträglich: färbte man alle Marmorstatuen ohne Unterschied im Alterthume? Sind keine nachzuweisen, bei denen dies nicht geschah? War die Venus von Milo z. B. in den ersten Jahrhunderten ihrer Existenz mit Farbe bedeckt? War die Capitolinische Venus, die doch, wie es scheint, für kommende Jahrtausende absichtlich in eine Art Grab eingebettet worden war, aus dem sie, bis auf die Nasenspitze unverletzt wieder hervorging, bemalt oder waren doch Spuren von Farbe an ihr sichtbar? Wäre unter Farbe nicht vielleicht — wie schon öfters geltend gemacht wurde — bei vielen antiken Statuen nur ein gewisser Ton zu verstehen, den auch heutige Bildhauer mit Thee, Kaffee oder anderen leichtfärbenden Stoffen dem Marmor verleihen, um ihn etwas wärmer zu machen? Wieweit darf aus den vorhandenen Farbenresten überhaupt auf allgemeine Bemalung der Statuen in antiker Zeit geschlossen werden? Färbte man, wie man das Haar und andere Theile der Statue vergoldete, vielleicht nur die Gewänder? Gehören die gefundenen Farbüberreste der ursprünglichen Bemalung an, oder sind sie nicht vielleicht der ungeschickten Auffrischung späterer Zeiten zuzuschreiben? Sehen wir uns, da hierauf die Antwort kaum zu geben wäre, in anderen Zeiten um. Ich springe tausend und einige Jahre vorwärts; wir haben im Berliner Kupferstichcabinet bemalte Exemplare Dürer'scher Stiche, die im Jahrhundert ihrer Entstehung sorgfältig und fein ausgeführt worden sind: hat Dürer sie selbst bemalt? Oder sind sie nach seinen Angaben bemalt worden? Hatte er bei seinen Stichen eine Bemalung als letzte Vollendung im Auge? Springen wir noch ein paar Jahrhunderte der Gegenwart zu: das Berliner Kupferstichcabinet besitzt einen schönen Abdruck des Müller'schen Stiches der Sistinischen Madonna, vor Vollendung der Platte abgezogen —: da sind die Füße der Jungfrau mit einem leichten Schimmer von Roth übergangen: sollte die Absicht vorgelegen haben, den ganzen Stich zu bemalen und Müller damit eine Reform des Kupferstiches vorgehabt haben?

Wie würde ein solcher bemalter Kupferstich wirken?

Gerade so wie eine bemalte Statue.

Es ist von denen, die das Bemalen der Statuen am liebsten vielleicht gleich zu einer nationalen Sache machen möchten, mit Emphase auf das Quattrocento hin-

Digitized by Google

gewiesen worden, als auch in Deutschland die Kirchen voll bemalter Statuen standen, die berühmten hölzernen „Götzen", gegen die der Sturm in den zwanziger Jahren des Reformationszeitalters zumeist gerichtet war. Da sehe man ja, wie die Bemalung der Sculptur so recht aus dem Herzen des Volkes komme. Will man auf die Frage, ob wir unsere Statuen bemalen sollen, in der That eine erschöpfende Antwort, so wende man die Blicke vielmehr auf die bildhauerische Production der drei Jahrhunderte, in deren mittelstem die großen italienischen Meister blühten. Italien war derzeit angefüllt von bunten Statuen. Was heute noch davon übrig ist, zählt kaum noch und steht uns doch, freundlich genug an die alten Zeiten erinnernd, überall noch in Fülle vor Augen: die bemalten Terracotten, die buntglasirten Heiligen und Porträts, die farbenreichen Ornamentstücke innerhalb und außerhalb der Häuser; was die Alten wollten und konnten, wo sie Statuen bemalen, ist beinahe gleichgültig, wenn wir dies wunderbar wirkende Renaissancematerial in Betracht ziehen, von dem das Berliner Museum ausreichende Musterstücke jeder Art besitzt. Warum denn nun aber, da man im Cinquecento die natürlichen Farben mit so sicherer Technik und in so überzeugender Wahrheit auf Werke der erhabnen Bildnerei zu bringen wußte, da die verschiedenen Künstler, die den Namen della Robbia tragen — und viele andere neben ihnen — geradezu entzückende Arbeiten dieser Art hervorgebracht haben, warum haben die großen Meister doch nie daran gedacht, ihren Statuen die gleiche Wohlthat angedeihen zu lassen? Wie würde Michelangelo's Moses wirken mit fleischfarbigen Armen, dunklem oder hellem Barte und den Tönen auf Stirn und Nase, die eine Fußwanderung durch die Wüste doch ohne Zweifel mit sich brachte, oder — um auch den Idealisten das Wort zu lassen — mit nur zart gerötetem Fleisch, aber jedenfalls mit bunten Gewändern und aufgemalten Augensternen? Und wie die hingestreckte Aurora auf dem Sarkophage von San Lorenzo? Michelangelo hätte ja mit der höchsten Delicatesse hier verfahren können. Im Handzeichnungszimmer der Nationalgallerie steht der Marmorkopf einer schönen Frau, den ein moderner Künstler gemeißelt und weniger mit Farbe bemalt, als, man möchte sagen, angeblasen hat: Andeutungen leichter, eleganter Töne, durch die der weiße Marmor überall durchleuchtet, so daß die gebrochenen Töne harmonisch zusammenklingen. Eine Spielerei von anmuthigem Effecte. In anderer Weise ist das Problem von einem anderen Bildhauer kürzlich angegriffen worden, der den Marmor erst vergoldet und auf das glänzende Gold grelle Farben, ebenfalls etwas durchsichtig aufgetragen, hat. Ein großer Maler, der zugleich Bildhauer, könnte ja sein feinstes Kunstgefühl hier walten lassen. Warum hat Michelangelo, der doch ein Maler war, nie daran gedacht? Und würde einer unserer Bildhauer ersten Ranges seinen Arbeiten eine Zugabe dieser Art wünschen?

Möchte gerade von diesen Künstlern heute etwas zur Belehrung des Publicums ausgesprochen werden, das in seiner Hast auf neue Gesichtspunkte den Glauben hegen könnte, sie selber verlangten nichts Besseres als die neue Aera der bunten Sculptur und in ihrem Interesse sei jetzt für die „gefärbte Statue" zu agitiren.

Wir erlauben uns zu folgenden Sätzen zu bekennen.

Jemehr ein Bildhauer in die Tiefen seiner Kunst eingedrungen ist, um so mehr wird er die natürliche Weiße des Marmors zu schätzen wissen. Je edler der ungefärbte, reine Marmor ist, um so leuchtender wird die Macht des Künstlers hervortreten, den todten Stein mit Leben zu erfüllen, und den ohne Pupille und Augenstern starrenden Marmoraugen Blick und Leben zu verleihen. Der Geist des Künstlers belebt den reinen Marmor, wie er dunkle Bronze oder bleiches Elfenbein zum Leben erweckt. Wo der beseelende Geist des Künstlers fehlt, da wird keine aufgetragene Farbe seinen Statuen verleihen, was er ihnen ohne sie nicht zu geben vermochte. Würde die Mode bei uns einreißen, Statuen zu bemalen, so würde den Bildhauern ersten Ranges die Gelegenheit genommen werden, zu zeigen, was sie bei höchster Anspannung aller Kräfte vermögen. B. K. F.

Digitized by Google

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte April.

Vor sechs Wochen mit 196 bis 197, vor vier Wochen mit 203 bis 204 notirt, ist der russische Papierrubel während des letzten Monates auf 209 bis 210 Pfennige, d. h. auf etwa 70 Procent seines Nennwerths gestiegen. Mit dieser Ziffer ist das Wesentliche dessen gesagt, was über die allgemeine politische Lage dieses Mal zu sagen wäre: Befestigung des Friedens und der Friedenssicherheit im östlichen und mittleren Europa. Darauf aber kommt es in unsern Tagen zunehmender innerer Präoccupation der Culturländer des Westens wesentlich an. Während sonst die Meinung war, der zündende Funke werde westlich von den Vogesen in das europäische Pulverfaß geworfen und von dort aus der Osten in Brand gesteckt werden, wissen wir seit nächstens fünf Jahren, daß das umgekehrte Verhältniß das wahrscheinlichere geworden, oder — um die Sache in die neueste Beleuchtung zu rücken — gewesen ist. Die russischen Course reden die Wahrheit, wenn sie von nichts als von zunehmender Befestigung der Friedensstimmungen in der östlichen Hälfte des Welttheils berichten. Unter Mitwirkung des russischen Botschafters am goldenen Horn ist der zwischen der Pforte und dem ökumenischen Patriarchate ausgebrochene Streit soweit beendet worden, daß der formelle Abschluß desselben bei dem dritten Factor, der ökumenischen Synode liegt. In den ehemals türkischen Vasallenstaaten sieht es ruhiger denn seit Jahren aus; Herr Jonin hat das Land, dem er die Unzufriedenheit seines Gebieters zum Bewußtsein bringen sollte, wieder verlassen, um sich zur Rückkehr auf seinen brasilianischen Posten vorzubereiten, und Staatsrath Persiani, der Herrn Jonin nach Kräften in Belgrad secundirt hatte, ist schon seit einiger Zeit mit der Schnürung seines Reisekoffers beschäftigt. — Entsprechend dieser äußeren Abrüstung schickt sich auch die slawistische Petersburger Presse an, ihre Friedenseinrichtungen zu treffen, d. h. die bisher auf Berlin und Wien visirt gewesenen Geschütze auf den „inneren Düppel", auf die fremden Elemente in den westlichen Grenzprovinzen zu richten, um im Kleinen zu beginnen, was sich im Großen noch nicht durchführen läßt. Warschau soll einmal wieder im Handumdrehen aus einer polnischen in eine russische Stadt verwandelt werden, in Littauen dem trotz aller Gewaltmaßregeln allmächtig gebliebenen Lateinerthum (der polnisch-katholischen Kirche) das Lebenslicht ausgeblasen werden, — den Sitz des deutschen Uebels in den Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland aber glaubt man in der Dorpater theologischen Facultät entdeckt zu haben, der die Publicisten des „Nowoje Wremjä" in irgend einer von den Gräueln des Westens unbefleckt gebliebenen Provinzialstadt Großrußlands eine neue Stätte zu bereiten wünschen. Alles das ist schon dagewesen, mehr wie einmal dagewesen, auf die Tagesordnung aber immer nur gesetzt worden, wenn der Slawismus auf die Erfüllung der „größeren und wichtigeren" Aufgaben zeitweiligen Verzicht leisten mußte, zu denen er sich am goldenen Horn und an der unteren Donau berufen glaubt. Von südslawischer Politik wollen Kaiser Alexander III. und dessen diplomatische Rathgeber zur Zeit so wenig

Digitized by Google

hören, daß nicht einmal seitens der Nächstbetheiligten an der für den Mai d. J. bevorstehenden Wiederbesetzung des General-Gouverneurpostens in Philippopel lebhafterer Antheil genommen zu werden scheint, und daß die großbulgarischen Versuche, bei dieser Gelegenheit die Wiedervereinigung der durch den Berliner Congreß von einander getrennten beiden altbulgarischen Länder auf das Tapet zu bringen, vollständig gescheitert sind. Von der noch vor einigen Monaten viel besprochenen ostrumelischen Candidatur des Prinzen Peter Karageorgewitsch ist mit keiner Silbe mehr die Rede gewesen, — alle Welt macht sich vielmehr darauf gefaßt, die Vollmachten des Fürsten Bogorides verlängert zu sehen, — desselben Fürsten Bogorides, mit dessen Unzuverlässigkeit Russen, Türken, Griechen und Bulgaren gleich zahlreiche Erfahrungen gemacht haben. — Ebenso scheint der Streit über die Wiederbesetzung des seit Jahresfrist erledigten Patriarchenstuhles von Etschmiasin (dem auf russischem Gebiete belegenen Rom der gregorianischen Armenier) in friedliche Bahnen gebracht werden zu sollen. Der mit dem stolzen Titel eines Katholikos geschmückte höchste Geistliche dieser Glaubensgemeinschaft wird bekanntlich von einer Minderheit russischer und einer Mehrheit türkischer Gemeinden gewählt und von dem Kaiser von Rußland bestätigt. Da die Stimmenvertheilung nach dem russischen Reglement für die gregorianische Kirche anders festgestellt ist, als nach dem entsprechenden türkischen Berat von 1869, und da beide Theile auf ihrem guten Rechte bestehen zu wollen erklärten, hatte Rußland mit der vollständigen Ausschließung der türkisch-armenischen Diöcesen und mit einem Schisma gedroht, welches den Fortbestand und die Einheit der seit vierzehnhundert Jahren bestehenden, von Gregor dem Erleuchteten begründeten armenischen Kirche ins Herz getroffen und die Verschmelzung der russischen Diöcesen derselben mit der russischen Staatskirche zu einer bloßen Frage der Zeit gemacht hätte. Obgleich Rußland als Beherrscher des von Gregor selbst zum armenischen Nationalheiligthum erhobenen Klosters von Etschmiasin unbedingter Beherrscher der Situation ist und obgleich die Pforte sich der Sache ihrer armenischen Unterthanen von jeher nur höchst lau angenommen, ja die separatistischen Bestrebungen des ehrgeizigen Erzbischofs von Cilicien ziemlich unverhohlen begünstigt hat, will man es auch hier nicht zum Aeußersten kommen lassen, sondern eine Verständigung mit der in Constantinopel versammelten armenischen Nationalsynode anstreben. — Auf der gesammten, durch zwei Welttheile gezogenen Linie der russischen auswärtigen Politik wird Frieden und nichts als Frieden gepredigt, — den im Innern fortdauernden Hader der Parteien und der verschiedenen Völkerschaften aber sucht man mit möglichst dichten Schleiern zu verhängen. Auf der Tagesordnung der industriellen und merkantilen Kreise steht das Verlangen nach Erhöhung der Holz- und Eisenzölle, von einer Fortbewegung auf dem Wege der Verwaltungsreform verlautet aber seit Monaten nichts mehr. Der vor einigen Wochen verstorbene Nestor der Hof- und Staatsmänner alter Schule, Graf Adlerberg, ist am Ende seines auf 94 Jahre gebrachten Lebens Zeuge einer Periode des Beharrens und Abwartens gewesen, wie sie in der neueren russischen Geschichte nur ein Mal, während der zweiten Hälfte der Regierung des Kaisers Nikolaus und des von Adlerberg geübten, übrigens ziemlich bescheiden gewesenen Einflusses erlebt worden war.

Die beruhigenden Wirkungen der von dem St. Petersburger Cabinet geübten Abstinenz-Politik haben sich in dem gesammten, von Rußland dependirenden Südosten des Welttheils geltend gemacht. Selbst der niemals stillestehende Nationalitätenstreit in Oesterreich-Ungarn beginnt mildere Formen anzunehmen. Von den rumänischen und serbischen Parteiführern in Pest heißt es, daß sie eine Verständigung mit der Regierung anstreben; aus Bosnien treffen keine anderen als beruhigende Nachrichten ein und um nicht völlig brach zu liegen, haben die heißblütigen magyarischen Patrioten an einem Zwischenfall dritten Ranges, der von dem niederösterreichischen Statthalter angeordneten gesundheitspolizeilichen Untersuchung des von Preßburg nach Wien kommenden Schlachtviehs, zu einem Zeitungskriege Veranlassung nehmen müssen. — Diesseit der Leitha ist man nach wie vor mit der Aufsuchung der Fäden beschäftigt, welche die Wiener und Pester Anarchisten mit deutschen und schweizerischen Gesinnungsgenossen

Digitized by Google

geknüpft hatten, um mit revolutionärem Aushängeschilde Verbrechen der gemeinsten Art zu verdecken. Seit man sich auch in Genf, Lausanne und Bern zu Maßregeln gegen den Mißbrauch des Asylrechts entschlossen hat, ist in Wien der Widerspruch gegen den seit dem 30. Januar d. J. über die Reichshauptstadt verhängten Ausnahmezustand vollständig verstummt und von den eifrigsten Gegnern dieser Maßregel anerkannt worden, daß man es mit Ausnahmezuständen zu thun gehabt habe, die ihres Gleichen höchstens in Irland zu finden vermöchten. — Von dem Fortgange der so aussichtsvoll begonnenen socialreformatorischen Gesetzgebungsart der österreichischen Regierung hat die Außenwelt seit dem Jahreswechsel nichts mehr zu hören bekommen. Der Wiener Reichsrath ist in die Ferien gegangen, ohne daß ihm über die Thätigkeit der mit der Prüfung des Unfallversicherungs-Gesetzes beauftragten Commission auch nur Bericht erstattet oder daß solcher Bericht verlangt worden wäre. Vorgängen von größerer Bedeutung sind wir auch auf dem rein politischen Gebiete nicht begegnet. Der bei Gelegenheit der Budgetberathung aufgetauchte Antrag des Abg. Ruß, das Königreich Böhmen unbeschadet seiner administrativen Einheit und des Fortbestandes seiner Repräsentativ-Einrichtungen in drei sprachlich geschiedene Bezirke (einen deutschen, einen czechischen und einen gemischten) zu zerlegen, ist trotz — oder *wegen* der ihm zu Theil gewordenen günstigen Aufnahme ad meliores fortunas vertagt worden. Man will auf die Sache zurückkommen, wenn die durch den Wurmbrand'schen Antrag auf Anerkennung der deutschen Staatssprache erzeugte Bewegung sich gelegt und die im czechischen Lager angeblich bemerkbar gewordene versöhnliche Stimmung an Festigkeit gewonnen hat. An der Zweckmäßigkeit dieser Entschließung darf gezweifelt werden, nachdem die Neuwahlen für die Prager Handels- und Gewerbekammer die Unversöhnlichkeit des nationalen Gegensatzes in Böhmen abermals bescheinigt und neues Oel in das niemals erloschene Feuer gegossen haben. Auf den Ruß'schen Plan ist man, nachdem Prag der Schauplatz neuer Kämpfe geworden, auch in der Presse nicht wieder zurückgekommen. Dafür gibt man sich im deutsch-liberalen Lager neuen Hoffnungen auf einen allgemeinen Umschwung im Sinne des Centralismus hin, dessen Anzeichen zunächst in Mähren bemerkbar geworden sein sollen. Um dieser Wendung zu Hilfe zu kommen, den reinen Föderalisten den Boden abzugewinnen und die denselben vielfach assimilirten, kirchlich-katholischen Elemente für den „Reichsgedanken" zu gewinnen, hat ein Theil der deutsch-liberalen Presse Westösterreichs Schonung der Interessen des Clerus gelobt und eine maßvolle Behandlung kirchlicher Fragen empfohlen. Wäre dieser gute Rath nicht zu elfter Stunde ertheilt worden, so konnte derselbe von Nutzen sein — bei der Heftigkeit und politischen Kurzathmigkeit der Betheiligten ist aber weder auf consequente Befolgung desselben noch überhaupt auf dasjenige Maß von politischer Nüchternheit zu rechnen, dessen es zur Nutzbarmachung einer „Wendung" bedürfte. Unvermittelt wie die Uebergänge von Hoffnungslosigkeit zu Zuversichtlichkeit stellen sich auch die Stimmungsumschläge jenseit der böhmischen Berge dar und nur darin ist der deutsch-österreichische Liberalismus bisher consequent geblieben, daß er die Tragweite augenblicklicher Erfolge überschätzte und in guten Tagen nicht Maß zu halten wußte. — Im Uebrigen ist auf die politische Wetterkunde, insbesondere die österreichische, noch weniger zu geben, wie auf die physikalische. Anzeichen einer bevorstehenden „Wendung" sind von überfichtigen Leuten seit dem ersten Tage des Ministeriums Taaffe beobachtet, so häufig und so zuverfichtlich verkündigt worden, daß die Prognostiker derselben ein eigentliches Publicum nicht mehr besitzen. Vermöchte man von der Erfahrung zu lernen, so müßte man sich überdies sagen, daß für die bleibenden Interessen des Kaiserstaates die Weiterführung der begonnenen Socialreform und energische Ausnutzung der günstigen Lage im Orient ungleich richtiger sein würden, als auf rein politischem Gebiete anzustellende Experimente. Ließe man sich's angelegen sein, die Sache des versprochenen, aber immer noch nicht begonnenen Ausbaues der Balkan-Eisenbahnen und der nach Saloniki führenden Linie nachdrücklich in die Hand zu nehmen, so würde das nicht nur der internationalen Position, sondern zugleich der inneren Kräftigung der habsburgischen Monarchie zu Gute kommen und dem deutschen

Digitized by Google

Elemente Gelegenheit bieten, seine Unentbehrlichkeit praktisch zu beweisen. So lange Oesterreich seine Großmachtsstellung wirksam behauptet und so lange es für die Sicherheit des Welttheils unentbehrlich bleibt, wird der Bestand dieses Staates von dem Hader seiner Völker nicht erschüttert werden und das Gewicht seiner Masse stark genug sein, um die widerstrebenden Elemente unter das Gesetz der Schwere zu beugen.

Was sich während den letzten Wochen im Süden und Westen des Welttheils zugetragen hat, ist in der Summe wenig erquicklich gewesen. In Italien hat sich eine der Ministerveränderungen vollzogen, die der Sprachgebrauch als Krisen zu bezeichnen pflegt, ob sie mit naturgesetzlichen Veränderungen des Staatskörpers gleich nicht das mindeste gemein haben. Periodisch fühlen die einzelnen Coterieen, aus welchen die parlamentarische Mehrheit in Rom zusammengesetzt ist, das Bedürfniß, ihre Ansprüche auf einen Platz am Ministertische auf Unkosten der Sache, der sie zu dienen vorgeben, geltend zu machen, sich gegen die Männer aufzulehnen, die sie eben erst ins Amt gehoben hatten. Dieses Mal ist es der Unterrichtsminister Baticelli gewesen, den man unter den nichtigsten Vorwänden beseitigt hat und dem einige seiner Collegen in das Privatleben gefolgt sind, — die Herren Depretis und Mancini hat man ängstlich zurückgehalten, weil ihr Rücktritt die Sache der an Talenten nicht eben überreichen italienischen Linken allzusehr compromittirt hätte. Reichliche drei Wochen hat der widerwärtige Handel in Anspruch genommen, weil die Zahl der Bewerber um die erledigten Portefeuilles eine ungewöhnlich große war und weil bei der Schwäche des Parteizusammenhanges ungezählte Rücksichten genommen werden mußten, wenn man wenigstens auf einige Monate Ruhe behalten wollte. — An dem Auslande ist diese sogenannte Krisis ebenso spurlos vorübergegangen, wie an der Masse des italienischen Volkes, dessen Gleichgültigkeit gegen das hundert Mal erlebte Schauspiel einer aus rein persönlichen Absichten hervorgegangenen Partei-Revolte von Zeugen aller Richtungen und Parteien als eine vollendete bezeichnet worden ist. Den mit Italien verbündeten und den auf das italienische Bündniß speculirenden Mächten des Auslandes genügte es, daß der Minister-Präsident und der Leiter der auswärtigen Angelegenheiten ihren Stellungen erhalten blieben und daß nicht einmal Versuche zur Lösung der mit den Cabinetten von Wien und Berlin geschlossenen Verbindung Italiens angestellt werden konnten. —

Wie die Dinge gegenwärtig in Frankreich und England liegen, wäre die Absurdität derartiger Unternehmungen freilich eine vollendete zu nennen gewesen. Selbst zur Zeit des letzten großen Krieges und der russischen Aufkündigung des Pontusvertrages (Herbst 1870) hat die Welt eine kümmerlichere Politik nicht gesehen, als diejenige, deren Schauplatz das heutige England geworden ist. Daß Mr. Gladstone's Sonne sich zum Untergehen neigt und daß der um alle Entschlußfähigkeit gekommene Premier in Aegypten ein Spiel treibt, dessen Fortsetzung allen Theilnehmern das Verderben androht, ist während der letzten Wochen mit unwidersprechlicher Deutlichkeit zu Tage getreten. Die Erfolge Graham's sind unbenutzt gelassen, die Geschicke Gordon's und der Stadt Chartum einer Hand voll feiger und meuterischer ägyptischer Soldaten preisgegeben, die der Regierung des Vicekönigs gebliebenen Ueberreste von Autorität durch abermalige Ministerveränderungen erschüttert worden — an der maßgebenden Stelle aber begnügt man sich mit allgemeinen Redensarten über die Unfähigkeit Aegyptens zur Selbsthilfe und mit abermaliger Abwägung der Gründe, welche für und wider die Uebernahme einer britischen Schutzherrschaft über das Nilthal geltend gemacht werden können. Während Englands gesammte orientalische Stellung genugsam compromittirt worden ist, um Gedanken an eine türkische Expedition zur Rettung des Sudan aufkommen zu lassen, zeigt der leitende Londoner Minister für die Sache seiner Wahlreformbill ungleich größeren Eifer als für diejenige Gordon's und der mit der Vertheidigung der indischen Wasserstraße betrauten Truppenabtheilungen seines Landes. Man läßt sich daran genügen, daß Osman Digma neuen Zusammenstößen mit dem Graham'schen Corps aus dem Wege geht und daß die zwischen dem

Digitized by Google

Nil und der Rothenmeer-Küste lebenden Araberstämme die Offensive gegen Suakim mit einer Art Neutralität vertauscht haben, und nimmt die Niederlage, welche Gordon vor den Thoren Chartums erlitten, mit einem Fatalismus auf, der von völligem Verzicht auf diese wichtige Position nicht mehr zu unterscheiden ist. Die eifersüchtigste aller Nationen aber läßt das über sich ergehen, weil sie zu der Opposition ebenso wenig Vertrauen hat, wie zu der Regierungspartei und weil Niemand den Muth zeigt, die Opfer zu verlangen, deren es zu einer Befreiung aus der selbstverschuldeten schwierigen Lage bedürfte. Wie in Zeiten des tiefsten Friedens hat das Parlament sich über das Osterfest vertagt, ohne es zu einer einzigen energischen Kundgebung gebracht und die Regierung zu Entschließungen über die fernere Behandlung der ägyptischen Angelegenheit bestimmt zu haben. Obgleich die Abwendung der öffentlichen Meinung von den Erwählten der Apriltage des Jahres 1880 auch neuerdings durch eine ganze Anzahl im oppositionellen Sinne ausgefallener Nachwahlen bezeugt wurde, ist es der Regierung gelungen, die Wahlreformbill über Wasser zu halten und an den ersten parlamentarischen Klippen vorüberzulootsen. Der schließliche Ausgang der Sache wird wesentlich davon abhängen, ob es Mr. Gladstone gelingt, seinen Freunden das Verlangen nach einer gleichmäßigeren Abgrenzung der Wahlbezirke und nach Festsetzung eines bestimmten Verhältnisses zwischen der Zahl der Wähler und ihrer Erwählten auszureden oder ob das Ministerium darauf besteht, sein Vorhaben auf die Vermehrung der Zahl der ländlichen Wähler zu beschränken. An einer Neuregulirung der Wahlkreise sind in erster Reihe die Schotten interessirt, deren von $3^3/_4$ Millionen Menschen bewohntes Land nur 60 Volksvertreter zu erwählen hat, während das um bloße $1^3/_4$ Millionen stärkere Irland deren 103 in das Unterhaus sendet und einzelne Wahlbezirke aufzuweisen hat, in denen es nicht mehr als 300 bis 400 Stimmberechtigte gibt. — Von dem Oberhause heißt es nach wie vor, daß dasselbe an seiner Opposition gegen die Gladstone'sche Bill festhalten und dieselbe mit Rücksicht auf die Bedenklichkeit einer Democratisirung des Wahlrechtes in Irland verwerfen werde. Daß die britische Pairie auf diesem non possumus auch für den Fall einer definitiven Zustimmung des Unterhauses zu den Gladstone'schen Vorschlägen verharren werde, erscheint nach den im Laufe der letzten Jahre gemachten Erfahrungen indessen höchst zweifelhaft. Seit das Zweikammersystem von dem alten Ansehen, dessen es in seinem Vaterlande genoß, das beste Theil eingebüßt hat, geht das Haus der Lords Zusammenstößen mit der populären Meinung behutsamer denn je aus dem Wege. Besonders vorsichtig sind die geistlichen Peers geworden, deren privilegirte Stellung von der liberalen Partei mit zunehmender Heftigkeit bestritten wird; der letzte bei den Gemeinen eingebrachte Antrag auf Ausschließung der Bischöfe aus dem Oberhause hat eine sehr viel größere Zahl von Stimmen für sich gehabt als irgend ein früherer.

Die letzten in den Pariser gesetzgebenden Versammlungen geführten Streitigkeiten haben gleichfalls dem Verhältniß zwischen Senat und Repräsentantenhaus gegolten. Dem von den Gambettisten angestellten Versuche, das zur Zerquetschung der kleineren selbständigen Kreise bestimmte System der Listenscrutinien zunächst bei den Pariser städtischen Wahlen in Anwendung zu bringen, ist seitens des Senates mit einem nachdrücklichen „principiis obsta" geantwortet und dadurch dem radicalen Verlangen nach einer Revision der jüngsten großstaatlichen Verfassung in Europa für den Augenblick ein gewisser Vorschub geleistet worden. Aber nur für den Augenblick, — denn seit der Ablehnung des Barodet'schen Dringlichkeitsantrages steht fest, daß Mehrheit und Ministerium darüber einig sind, die Revision auf so enge Grenzen zu beschränken, daß die vorzunehmenden Verfassungsänderungen diesen hochklingenden Namen nicht mehr verdienen werden. Die Dauer der dieser Tage begonnenen Parlamentsferien ist freilich so reichlich bemessen worden, daß während dieser Frist tiefgreifende Veränderungen der gesammten, für die Regierung verhältnißmäßig günstigen Lage eintreten können. An ein plötzliches Hervortreten der Monarchisten glaubt heute freilich Niemand mehr, wo der Ungrund der in dem Schnerb'schen Circulair angedeuteten Befürchtungen genugsam bescheinigt worden ist. Was man fürchtet, sind Ueberraschungen in

Digitized by Google

Madagascar und Tonking und Ausbrüche der Unzufriedenheit des nothleidenden Arbeiterstandes. Die große Arbeitseinstellung von Anzin scheint allerdings zu Ende zu gehen und die anfänglichen Befürchtungen von einem schürenden Einfluß der auf Clemenceau's Verlangen niedergesetzten parlamentarischen Enquête-Commission haben sich gleichfalls nicht erfüllt. Dafür weiß man in den Regierungskreisen mit der nöthigen Genauigkeit, daß die Zahl der unbeschäftigten Arbeiter in Paris und den größeren Departemental-Städten langsam aber stetig zunimmt und daß die eingebrochene wirthschaftliche Krisis die Budgets der Staatsbürger noch sehr viel empfindlicher beeinflußt, als den Staatshaushalt, der während der beiden ersten Monate des Jahres 1884 elf Millionen Francs weniger vereinnahmt hat, als in den Januar- und Februartagen des bereits wenig erfreulich gewesenen Vorjahres. Bleibt Alles im Gleise, lassen unerwartete Ausgaben und Erschütterungen des öffentlichen Vertrauens sich vermeiden und gelingt es, die Ausgiebigkeit der Branntweinsteuer mit Hilfe der von Herrn Tirard vorgeschlagenen Pressionsmittel zu erhöhen, so wird man nothdürftig durchkommen können. Sichere Rechnungen sind indessen unmöglich, weil der Fortgang der unternommenen überseeischen Expeditionen von incalculabeln Umständen abhängt und weil man die Empfindung hat, daß das unter der Asche glimmende Feuer der socialistischen Agitation durch den Mangel gehöriger Beschäftigung der arbeitenden Classen reichlich genug gespeist werde, um in helle Flammen ausbrechen zu können. Aus diesem Unsicherheitsgefühl ist es zu erklären, daß die zu der Regierung haltende republikanische Mehrheit während der beiden letzten Monate ein Maß von Disciplin und Bescheidung bewährt hat, das nach den Vorgängen von 1882 und 1883 nicht erwartet worden war. Man weiß, was auf dem Spiele steht und hat praktischen Menschenverstand genug, um vermeidbare Störungen wirklich zu vermeiden.

Von der nächsten Zukunft der deutschen Dinge wird sich erst reden lassen, wenn über das Socialistengesetz und über die Stellung der Centrumspartei zu demselben die Würfel gefallen sind. Für die Getheiltheit dieser Partei hat die von derselben herbeigeführte Verweisung des Regierungs-Antrages an eine Commission ungewöhnlich deutliche Belege geliefert. Die Commission kann doch nicht mehr thun, als das Plenum zu thun haben wird, nämlich „Ja" oder „Nein" sagen und dadurch bekunden, ob man sich der Eventualität einer Reichstagsauflösung bereits gegenwärtig gewachsen fühlt. Die Centrumspartei wollte Zeit gewinnen, weil sie von der Zeit Rath erwartete, und die Parteien der liberalen Opposition haben sich das gefallen lassen, weil die Herbeiführung einer beschleunigten Entscheidung nicht in ihrem Interesse lag und weil die Heidelberger Erklärung vom 23. März die Möglichkeit einer Annäherung zwischen Nationalliberalen und Conservativen und eines dadurch herbeigeführten politischen Scenenwechsels in Aussicht gestellt zu haben schien. Nach den inzwischen gewechselten Erklärungen der Parteien kann indessen für ausgemacht angesehen werden, daß die alten Gegensätze wenigstens vorläufig ihr Recht behaupten werden. Damit ist zugleich den Gerüchten über bevorstehende Ministerveränderungen der Boden entzogen worden und nur die eine Frage übrig geblieben, ob und wann es zu dem, von dem Reichskanzler beabsichtigten Austritt aus dem preußischen Staatsministerium kommen wird. Von Muthmaßungen über Fragen dieser Art haben die Verständigen unserer Nation sich längst entwöhnt.

Bewahrheiten die aus Rom neuerdings eingetroffenen Nachrichten sich, so wird die kirchenpolitische Chronik des Jahres 1884 ein wirkliches Ereigniß zu verzeichnen haben. Graf Ledochowski hat sich endlich entschlossen, seinen Verzicht auf die Diöcese auszusprechen, von deren Leitung er seit länger als zwölf Jahren ausgeschlossen gewesen ist. Die Versicherung, daß noch zweifelhaft sei, ob Papst Leo XIII. die Verzichtleistung des streitbarsten der preußischen Erzbischöfe annehmen werde, steht zu Allem, was man über die Intentionen des Oberhaupts der römisch-katholischen Kirche weiß, in zu ausgesprochenem Gegensatz, um ernsthaft genommen werden zu können. Das Haupthinderniß einer Verständigung mit der Berliner Regierung gewaltsam festzuhalten, sich von dem Cardinal Ledochowski an Friedfertigkeit übertreffen zu lassen,

Digitized by Google

und das Odium der Unversöhnlichkeit öffentlich auf sich zu nehmen, ist der gegenwärtige Inhaber des Stuhles Petri nicht der Mann. Es darf im Gegentheil angenommen werden, daß der Wunsch des Papstes für die Entschließung des Cardinals maßgebend gewesen, und daß der gewichtigste aller dem Fortgange der deutsch-römischen Verhandlungen im Wege stehenden Steine endlich beseitigt worden ist. — Der Humor der Geschichte hat gewollt, daß dieselben Zeitungsblätter die Nachricht von Ledochowski's Verzicht und von der stürmischen Kölner Osterversammlung gebracht haben, in welcher die Wiedereinsetzung des seit dem 3. Februar 1874 außer Activität gesetzten Kirchenfürsten kategorisch verlangt worden war. — Voraussichtlich wird eine Verständigung über die Erzdiöcese Köln der Wiederbesetzung des Stuhls von Posen und Gnesen auf dem Fuße folgen und damit der offene Krieg, dessen Zeugen wir gewesen, zu Ende sein.

Literarische Rundschau.

Der naturalistische Roman.

Le roman naturaliste par Ferdinand Brunetière. Paris, Calmann Lévy. 1883.

Der geistvolle und strenge Kritiker der „Revue des deux mondes" hat in diesem Bande die wichtigsten seiner, während der letzten sieben Jahre in der genannten Zeitschrift veröffentlichten Essays zusammengestellt: sie reichen von 1875, wo durch die großen Erfolge Zola's die Stellungnahme gegenüber dem sog. „Naturalismus" im Roman zur unabweisbaren Pflicht ward, bis zu 1882, wo Brunetière in „Nana" und „Pot-Bouille" die krassesten Auswüchse desselben unerbittlich verurtheilt.

Wer einigermaßen mit dem neueren Gange der literarischen Bewegung in Frankreich vertraut ist, der weiß, mit welcher Entschiedenheit die tonangebende französische Revue, d. h. ihr literarischer Redacteur, Herr Brunetière, von ihrem ersten Auftauchen an jene Richtung mit allen Gründen des gesunden Menschenverstandes, der Logik und Aesthetik bekämpft hat; aber erst jetzt, aus dem Zusammenhange, wird man die Methode dieses Kampfes deutlich erkennen und mit Genugthuung bemerken, wie scharf der französische Kritiker unterscheidet zwischen dem, was als berechtigtes Element des Naturalismus gelten muß — übrigens kein neues, sondern so alt, wie die Dichtung überhaupt — und dem, was übertrieben, unkünstlerisch und verwerflich in demselben ist; mit einem Wort: zwischen Balzac, Flaubert und Daudet auf der einen, den Brüdern Goncourt, Zola und den „kleinen Naturalisten, die in Herrn Zola's Spuren schreiten", auf der anderen.

Wiewohl nur eine Sammlung von Aufsätzen, die gelegentlich und unabhängig von einander entstanden sind, bildet das Buch dennoch ein einheitliches, von einer durchgehenden Idee getragenes Ganzes. Jeder Aufsatz, so verschiedenartig auch der Ausgangspunkt sein mag, strebt nach einem und demselben Ziel hin, und jeder folgende dient dazu, den vorangehenden zu ergänzen oder zu modificiren. Diese Art der Behandlung hat, auf lebende Autoren angewandt, ihren eignen Reiz. Wir sehen z. B., wie die Meinung, welche Herr Brunetière von Alphonse Daudet hegt, von Werk zu Werk sich steigert; eine Wahrnehmung, die wir durch die Besprechung seines neuesten Romans in der Revue (15. février, 1883, p. 916 ff.) bestätigt finden. Freilich hat das Verfahren auch sein Bedenkliches; und besser aus der Reihe dieser Aufsätze wäre der über Miß Rhoda Brougham fortgeblieben, eine Schriftstellerin zweiten oder dritten Ranges, und in keiner Weise typisch.

Die Methode des Herrn Brunetière ist die wissenschaftliche des analytischen Verfahrens und seine Kritik ruht auf dem sichern Grund einer umfassenden allgemeinen Bildung und gründlicher Specialstudien. Nichts reizt ihn so sehr in der Erscheinung Zola's, als dessen Coquettiren mit Kenntnissen, die er in der That nicht besitzt, und Nichts ist amüsanter als die Manier, in der er ihn deswegen abfertigt; immer und immer wieder wirft er ihm seine Ignoranz vor, „cette vigoureuse ignorance", mit vernichtender Ironie weist er ihm die großen und kleinen Sünden, die Mißverständnisse, die Plagiate nach, die derselbe sich hat zu Schulden kommen lassen. Denn Herr Brunetière beherrscht mit Meisterschaft das weite Gebiet der classischen und modernen Literaturen; erst eben hat er von der Academie française für seinen Band: „Etudes littéraires sur le XVII^e siècle" einen Preis erhalten, und nicht weniger als die französischen, kennt er die fremden großen Schriftsteller, mit Einschluß der deutschen. Wie gut er z. B. seinen Lessing studiert hat, zeigt sich bei Gelegenheit einer Bemerkung über Daudet, wo Herr Brunetière die Untersuchung „über die Grenzen der

Digitized by Google

Malerei und Poesie" gegen das Bestreben der Naturalisten anwendet, durch das Wort zu malen. Ebenso führt er Zola, der sich auf seine „érudition" so viel zu Gute thut, ad absurdum, indem er ihm mit boshafter Ueberlegenheit nachweist, daß er eines der Motive der „Nana" von dem englischen Dramatiker Otway Wort für Wort ge—borgt habe — d. h. nicht einmal von dem Dramatiker selbst, sondern aus der Analyse seines „Venice preserved" in Taine's Literaturgeschichte.

Herr Brunetière führt eine scharfe Feder und würzt seine Sätze reichlich mit attischem Salz. Dennoch ist die Lectüre seiner Essays keine leichte; sie setzt gute Leser voraus. Sein Stil, wiewohl immer präcis und höchst sorgfältig bis in's Kleinste, wird nicht selten schwer, das was der Engländer „heavy" nennt. Es ist eine Arbeit, ihn zu lesen; aber keine unfruchtbare. Man wird bereichert durch ihn: er macht positive Kritik. Stets legt er die höchsten Maßstäbe an, prüft die Werke unter dem Gesichtspunkt ihrer Dauer, geht den Erscheinungen auf ihren letzten Grund nach und sucht daraus das allgemeine Gesetz herzuleiten. Er ist ein ernsthafter Denker und zwingt seine Leser, mit ihm zu denken.

Wir rechnen es Herrn Brunetière hoch an, daß er sich ausdrücklich dagegen verwahrt, bei einem Kunstwerk die Frage der Moralität oder Immoralität zu stellen; er stellt nur die Frage der künstlerischen Principien und des Stils. Im Vordergrunde der Betrachtung steht bei ihm stets die Aesthetik, so sehr, daß selbst der Ideengehalt der Werke nicht als solcher, sondern nur insoweit berücksichtigt wird, als er die künstlerische Behandlung beeinflußt hat, oder von ihr beeinflußt worden ist. Sein letztes, bittres Wort über Zola, gleich schmeichelhaft für diesen, wie für seine Leser, ist: daß es nicht die Vorzüge, sondern die Fehler dieser Romane sind, denen sie ihren ungeheuren Erfolg verdanken, das „Assommoir" seine siebenundneunzig, und „Nana" ihre einhundertundsechszehn Auflagen. Flaubert hat von Balzac die große Kunst der Composition, Daudet vom englischen Roman die Wissenschaft der Psychologie gelernt: Zola besitzt weder das Eine, noch das Andere. Alle die legitimen und durchaus erlaubten Mittel des „Naturalismus", welche von Flaubert, einem, der die Sprache der Dinge versteht und sie wiederzugeben weiß, und von Daudet aus künstlerischem Bewußtsein zu künstlerischen Zwecken angewendet werden, machen in den Uebertreibungen Zola's den widerlichen Eindruck der Rohheit, weil es ihm an Geschmack und Bildung fehlt. Der naturalistische Roman Zola's und seiner Schule wird nur ein Moment, und noch dazu ein sehr unbedeutender, in der Entwickelungsgeschichte des modernen Romans sein; er verdankt seinen augenblicklichen Erfolg nur einem „abaissement de l'esprit public".

Das, was man mit seinem neuesten Namen „Naturalismus" nennt, verwirft darum Herr Brunetière keineswegs. Er weist vielmehr nach, daß seit Richardson und Rousseau jeder Romanschriftsteller von einigem Werth oder nur Ruf darnach gestrebt habe, die Natur und die Wirklichkeit darzustellen; daß aber die Begriffe von Natur und Wirklichkeit mit den Fortschritten der Zeit und Gesellschaft immer complicirtere und umfassendere geworden seien. Herr Brunetière hätte, wenn er gewollt, hier auch die Zeugnisse von Schiller und Goethe für sich anführen können. Für das, was im Zola'schen Sinne „Naturalismus" ist, brauchte Goethe (in den „Propyläen") den Namen „Naturwirklichkeit", als der „Kunstwahrheit" dem Idealismus entgegengesetzt; und er sagt: „wer nur nach Naturwirklichkeit strebt, erniedrigt sich auf die niedrigste Stufe". Desgleichen sagt Schiller (in seiner Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung"), wo er der wirklichen Natur die wahre gegenüberstellt: „Wirkliche menschliche Natur ist jede moralische Niederträchtigkeit, aber wahre menschliche Natur ist sie hoffentlich nicht; denn diese kann nie anders als edel sein. Es ist nicht zu übersehen, zu welchen Abgeschmacktheiten diese Verwechslung wirklicher Natur mit wahrer menschlicher Natur in der Kritik wie in der Ausübung verleitet hat."

In zwei, gewissermaßen parallel mit einander laufenden, sehr eingehenden, sorgfältigen und gewissenhaften Studien über den französischen und den englischen Naturalismus acceptirt Herr Brunetière nicht nur diese Bezeichnung, sondern er weist auch an den beiden hervorragendsten Vertretern der Richtung in beiden Literaturen die Berechtigung

Digitized by Google

und Gesetze des Naturalismus nach. Für den französischen Naturalismus ist dieser Repräsentant Flaubert, oder vielmehr der Verfasser der „Madame Bovary". Flaubert ist ihm vor Allem der „artiste", der sein „métier" verstand, und zwar besser noch als selbst Balzac; schöpferisch in der Präcision des Ausdrucks und der Concentration der Erzählung, ein Erfinder in der ganz modernen Behandlung des „ensemble", der großen Scenen, wie z. B. der bewunderungswürdigen Preisvertheilung in „Madame Bovary". Hierin ist ihm Daudet gefolgt, während — wie Herr Brunetière mit beißendem Spott bemerkt — Flaubert die Brüder Goncourt verantwortlich dafür machen darf, daß seine feine Kunst des Details sich in den Händen Zola's vergröbert hat. Aber dennoch, so hoch ihn Herr Brunetière auch stellt, sieht Flaubert doch nur das Sichtbare; Meister des „milieu extérieur", hat er kein Verständniß für das „milieu intérieur". Seine Psychologie ist nur physiologisch; er besitzt nicht die der intellectuellen Kräfte. Aber gerade dieser Defect ist es, welcher „Madame Bovary" zu Dem gemacht hat, was sie in der Gesammtarbeit Flaubert's ist und in der Geschichte der zeitgenössischen Literatur voraussichtlich bleiben wird.

Den höchsten Rang nimmt die bis jetzt unerreichte Repräsentantin des englischen Naturalismus, George Eliot, ein. Sie hat die tiefe Sympathie des Geistes und des Herzens für diese „monotonen Existenzen" der Alltäglichkeit, während Flaubert z. B. dieselben mit Ironie behandelt; sie findet in diesem Kleinleben das, was gut und ehrenwerth, Flaubert und die Andern Das, was lächerlich und häßlich darin ist. „Die Nachsicht und der Spott mäßigen einander in den Werken der George Eliot; die Nachsicht nimmt dem Spott das, was er zuweilen des allzu Herben haben möchte, und der Spott andererseits hält und drängt das zusammen, was ich gern das Ueberfließen der Sympathie nennen würde". Vortrefflich ist, was Herr Brunetière über die Moral der George Eliot sagt — das Wort nicht in dem Alltagssinn gebraucht, nach welchem die Pflicht ein für allemal dogmatisch geregelt ist, ohne Rücksicht auf die Umstände; sondern in der Auffassung Herbert Spencer's, welcher sagt: „Die Moral hat ein weiteres Feld, als man ihr gewöhnlich anweist. Außer dem Verhalten, gemeiniglich als gut oder schlecht angenommen, erstreckt sie sich auf jedes Verhalten, welches begünstigt oder verhindert, direct oder indirect, unser Wohlsein und das der Anderen." Es ist die Moral der Solidarität im Unterschied von oder im Gegensatz zu der Moral des Interesses und Egoismus.

Die Werke der George Eliot, in welchem ihre Vorzüge am reinsten hervortreten, und welche darum Herrn Brunetière so unvergleichlich erscheinen, daß er aus ihnen gleichsam den Canon des modernen Romans deducirt, sind: „Scenes of Clerical life", „Adam Bede", „the Mill on the floss" und „Sils Marner"; in den späteren ist eine Abnahme der Kraft bemerkbar. „Romola" nennt er einen Roman „à demi manqué"; geradezu langweilig findet er „Middlemarch" und vor Allem „Daniel Deronda". Hier in diesen schwächeren Werken kommen auch die Schwächen des englischen Romans im Vergleich mit dem französischen zu Tage. Die Theorie der Kunst für die Kunst sei wesentlich lateinisch; man muß sie nicht ganz annehmen und nicht ganz verwerfen. Jedenfalls sei die Kunst und Schönheit der Ausführung, die Technik in Frankreich ungleich höher entwickelt als in England; während andererseits das, was drei Jahrhunderte einer starken protestantischen Erziehung dem englischen Naturalismus an moralischem Werth eingeflößt haben, dem französischen Naturalismus wahrscheinlich immer fehlen werde. Was dennoch bewunderungswürdig in „Middlemarch", das sei das getreue Bild des Provinzlebens. Auch „Madame Bovary" betitelt sich: „mœurs de province". Aber in Frankreich lebt die Provinz nicht mehr von ihrem eigenen Leben, sondern von dem Leben, welches sie aus Paris erhält. Der englische Roman wie das englische Leben sei individueller als der Roman und das Leben in Frankreich. Die Kunst der Composition in den Romanen Balzac's und Flaubert's scheine dem englischen Naturalismus der Gegenwart zu fehlen; wie dem französischen Naturalismus, allgemein gesprochen, jene Sympathie zu fehlen scheine, welche die bescheidenen Gestalten des englischen Romans leben mache, die Weber und Zimmerleute George Eliot's. Herr

Digitized by Google

Brunetière schließt mit der Frage, ob es nicht irgend Einem vorbehalten sein könne, diese beiden Vorzüge, die sich auszuschließen scheinen, zu vereinigen? Es sei das ästhetische Problem der Zukunft.

Bemerkenswerth ist, daß während in der Schätzung Frankreichs ein Schriftsteller wie George Eliot immer höher steigt[1]) und in der dortigen Lesewelt immer breiteres Terrain gewinnt, bei uns ein Schriftsteller, wie Zola, den Markt überschwemmt, in den Auslagen der Buchhändler den Ehrenplatz einnimmt und sogar in den Boudoirs der Damen gefunden wird. Als einen Bundesgenossen im Kampfe gegen diese verderbliche Richtung begrüßen wir das vorliegende Buch des Herrn Brunetière, welches wir darum auch dem deutschen Publicum nicht dringend genug empfehlen können.

J. R.

Renan über den Islam und die Wissenschaft.

Der Islam und die Wissenschaft. Vortrag gehalten in der Sorbonne am 29. März 1883 von Ernest Renan. — Kritik dieses Vortrags vom Afghanen Scheik Djemmal eddin und Ernest Renan's Erwiderung. Autorisirte Uebersetzung, Basel. Verlag von M. Bernheim. 1883.

In dem hier übersetzten glänzenden Vortrag entwickelt Renan die Ansicht, daß die asiatische Wissenschaft ihre Ueberlegenheit über die europäische im Mittelalter nicht der arabischen Nation als solcher und am wenigsten dem Islam zu verdanken hatte. Die Wissenschaft, welche sich der arabischen Sprache bediente, war darum noch nicht arabisch im strengen Sinn, und die Religion, welche ihr Gedeihen nicht hindern konnte, hat an diesem Gedeihen kein Verdienst; ist es ihr doch endlich gelungen, die echte Wissenschaft ganz zu unterdrücken. Können wir uns mit diesen Sätzen im Wesentlichen einverstanden erklären, so müssen wir doch an mancherlei Einzelheiten in dem Vortrage Anstoß nehmen. Solche geschichts-philosophischen Darlegungen werden ja leicht etwas einseitig und heben einige von den Kräften, deren Spiel die Geschichte des menschlichen Geistes bildet, auf Kosten anderer zu stark hervor. Einen etwas größeren Antheil an der muslimischen Civilisation möchten wir z. B. der arabischen Nationalität doch zuschreiben, als Renan. Die Höhe der persischen Geistescultur in vormuhammedanischer Zeit scheint er uns gar sehr zu überschätzen. Die Wage der wissenschaftlichen Ueberlegenheit hat zwischen Ost und West wohl noch länger geschwankt als bis zum Ausgang des 15. Jahrhunderts. Einen so originellen und tiefen Denker über Geschichte und Staatswesen wie Ibn Chaldûn und einen solchen Gelehrten wie Makrîzî hat Europa ums Jahr 1400 noch kaum gehabt, so sehr auch seine Bildung die des Orients auf manchen Gebieten damals schon übertraf. Seltsam ist es, daß Renan meint, die Verwaltung und besonders die Polizei sei unter den Abbasiden durchweg in den Händen von Christen gewesen und dieser Umstand habe das Aufblühen der Philosophie sehr befördert. Und so könnten wir noch gegen dies und jenes Einspruch thun; aber, wie gesagt, das sind nur Einzelheiten.

In einer dem Vortrag gewidmeten Kritik erhebt der gelehrte Afghane Dschemâl eddîn einige Einwürfe gegen die Unterschätzung der arabischen Nation, schließt sich den Vorwürfen gegen den Islam als Feind der Wissenschaft rückhaltslos an, dehnt diese Beschuldigung aber auf die Religionen überhaupt aus. Wir müssen gestehen, daß uns ein so offen ausgesprochener, bewußter und doch in keiner Weise frivoler Radicalismus auf religiösem Gebiet noch nie bei einem Muslim begegnet ist; ähnliche Gesinnungen haben freilich schon einzelne andere hervorragende Orientalen gehegt und auch leise angedeutet. Die Consequenz in seinen Gedanken macht dem Scheich Ehre, aber es ist zu bezweifeln, ob es ein Glück für die muslimischen Länder wäre, wenn

[1]) Man vergleiche z. B. M. E. Montégut's Studie über George Eliot in den beiden Märzheften (1883) der „Revue des deux mondes".

Digitized by Google

dort unvermittelt solche Ansichten Geltung gewönnen; ein plötzlicher Bruch in der Culturentwicklung hat überall sein Bedenkliches, besonders aber bei so dürftigem und so starrem geistigem Leben wie dem der meisten Orientalen.

In seiner Erwiderung betont Renan vornehmlich, wie er mit dem Scheich durchaus darin übereinstimme, daß auch das Christenthum der Wissenschaft mit Macht widerstrebt hat und noch widerstrebt. Er drückt sich über diese Punkte natürlich scharf und treffend aus; es fehlen aber auch nicht die etwas sentimentalen Betrachtungen über die Religion, die wir bei ihm kennen. — Vielleicht hätte Renan gut gethan, die, für uns allerdings selbstverständliche, Thatsache ausdrücklich hervorzuheben, daß die griechische „Wissenschaft", die zum großen Theil durch muslimische Vermittlung nach Europa gekommen ist, wir meinen namentlich Medicin, Mathematik und ein Stück aristotelischer Philosophie, an dem gewaltigen Aufschwung des occidentalischen Geistes einen viel geringeren Antheil hat als das Wiederbekanntwerden der antiken Dichter, Redner und Geschichtsschreiber, als der aufs Neue gefühlte Einfluß der humanen Bildung der Griechen. Gerade das Beste in der griechischen Literatur hatten weder der christliche, noch der muslimische Orient würdigen können. — Die Eleganz und Feinheit des Renan'schen Stils fühlt man durch die Uebersetzung hindurch. Freilich hätte diese selbst noch sorgfältig gefeilt werden sollen. Wir finden hier und da Härten, ja geradezu undeutsche Ausdrucksweisen (z. B. „ohne auf Kenntnisse *noch* auf persönliches Verdienst einen Werth zu legen" S. 5; „Alles, was griechisch geschrieben worden, ist nicht hellenisches Werk" S. 45, statt; „nicht Alles, was ... ist hellenisches Werk").

Wir können die geistvolle Schrift nachdenkenden Lesern aufs Beste empfehlen.

Th. N.

Louis Ehlert's letzte Notiz in der „Rundschau".

Wir erhalten vom königl. Musikdirector Herrn F. *Gustav Jansen*, Verfasser des trefflichen Buches über „die Davidsbündler", eine Zuschrift, der wir Folgendes entnehmen:

„— In dem Nekrolog *Louis Ehlert's* (Februarheft der „Deutschen Rundschau", S. 314) wird mitgetheilt, daß Ehlert sich die Notiz über die „Davidsbündler" von der Redaction der „Rundschau" zurückerbeten habe, „um einen Satz darin zu ändern", was aber durch den Tod des geistvollen Kritikers vereitelt sei. Daher ist denn auch (S. 318) die Anzeige der „Davidsbündler" *ohne* die beabsichtigte Aenderung abgedruckt; — vielleicht ist es von Interesse zu erfahren, worin dieselbe bestehen sollte.

Im October v. J. gelangte ich in den Besitz eines begeisterten Aufsatzes über Schumann, den Ehlert 1849 in der „Königsberger Zeitung" veröffentlicht hatte. Auf Veranlassung dieser ersten schriftstellerischen Kundgebung Ehlert's knüpfte ich mit diesem selber an und erhielt in Folge dessen ein paar Briefe von ihm, welche sich auf sein persönliches Verhältniß zu Schumann bezogen. Ehlert's erster Brief ist vom 3. November 1883. Nach einigen freundlichen Worten über meine „Davidsbündler" schreibt er, daß er kurz vor Empfang meiner Zuschrift eine literarische Notiz über mein Buch an die „Deutsche Rundschau" gesandt habe. Dann heißt es wörtlich: „Nehmen Sie mir darin eine kleine Bemerkung nicht übel und halten Sie sich an den gut gemeinten Ton des Ganzen. Sie werden s. Z. daraus ersehen, daß der von Ihnen verloren geglaubte *Fandango* existirt, und zwar im Besitze von Johannes Brahms." — Ich erwiderte ihm, daß ich über den Verbleib der Schumann'schen Composition unterrichtet gewesen, daß es sich mit dem verloren gegangenen Bogen derselben aber leider so verhalte, wie in meiner Schrift (S. 235) angegeben sei. Ohne Zweifel hat Ehlert in Folge dieser Berichtigung den Wunsch gehabt, die auf den Fandango bezügliche Bemerkung in der Anzeige der „Davidsbündler" zu ändern. — —"

Digitized by Google

rr. **La guerre prochaine entre la France et l'Allemagne.** Par Henri Boland. Paris. D.-Rolland. 1884.

Nachdem seit einem Jahrzehnt das Deutsche Reich sich als ein Hort des Friedens erwiesen hat, schreibt im December 1883 der Verfasser des obigen Buches (Seite 61): „L'empire allemand est fondé sur la guerre, il ne peut subsister qu'à la condition de guerroyer, tous ses actes politiques sont des agressions et des provocations à l'adresse de ses voisins", und er resümirt sich am Ende seiner Schrift wie folgt: Deutschland sucht den Krieg mit Frankreich, weil es den erdrückenden Friedensfuß nicht länger tragen kann, dem Bankerott nahe ist; weil in Deutschland das gräßlichste Elend herrscht, die Auswanderung in beängstigender Weise zunimmt, die Revolution in den Volksmassen, die Opposition in dem Parlamente, der Particularismus in den einzelnen Staaten das Reich zu zertrümmern drohen. Da es unklug sein würde, das Unvermeidliche zu verschieben, bis Frankreich sich ganz erholt hat, so ist Annibal ad portas (Seite 111). Die Verantwortung wird Deutschland allein tragen; denn es ruft den Krieg durch Erregung von Haß gegen Frankreich hervor, welchem letzteres seit mehr als zehn Jahren merkwürdige Kaltblütigkeit und Würde entgegengesetzt hat (Seite 110). — M. Boland erzählt, daß Gambetta — zu dessen Ruhme er (Seite 32 bis 39) einen Aufsatz unserer Zeitschrift heranzieht — ihn einmal in einer vertraulichen Mission nach Deutschland gesandt habe. Er hat auf dieser Reise wenig gelernt und kennt Deutschland nicht, oder er schreibt absichtlich Unwahrheiten. Seite 20 heißt es: „L'école en Allemagne a une odeur de caserne, les élèves y sont traités en recrues et maintenus dans les règles inflexibles du devoir par des punitions sévères, qui soulèveraient en France la réprobation générale." Ebenso unwahr spricht Herr Boland von dem Kriege 1870/71. Da haben die Preußen die Truppen der anderen deutschen Staaten voran gestellt, „leur réservant le premier choc, les offrant pour ainsi dire en hécatombe à l'ennemi, pendant que les troupes prussiennes formaient l'arrière-garde et, sans être exposées au même degré que les autres, recueillaient tous les fruits de la victoire." (Seite 66 und 67). Zum Beweise, daß die Deutschen außer Preußen unzufrieden sein müssen, folgt gleich (Seite 67): „Pour comble d'ironie, le chancelier de l'Empire a divisé lui-même les sujets de l'Allemagne impériale en Allemands de première classe (les Prussiens) et en Allemands de deuxième classe." Seite 71 wird gesagt: „Au surplus, en supposant qu'il prît au sérieux le principe de l'unité allemande, M. de Bismarck devrait s'empresser de restituer au Danemark le Holstein, dont la population est danoise." M. Boland hat von der alten französischen Grazie nicht das Geringste geerbt. Er will die Furcht vor Deutschland unter den Franzosen verbreiten, damit sie einiger werden, als sie sind und um seinen Zweck zu erreichen, beschimpft er die Deutschen. Wenn das gegenwärtige Frankreich solcher Aerzte und Mittel gebraucht, kann man nur sagen: Vult decipi Aber wir begen das Vertrauen zu dem vernünftigeren Theile der französischen Nation, daß sie sich durch solche Darstellungen nicht täuschen lasse.

xx. **Die Anfänge des katholischen Christenthums und des Islams.** Eine religionsgeschichtliche Untersuchung von H. J. Bestmann. Nördlingen, C. H. Beck. 1884.

Manch guter Gedanke, viel Phantasie, viel Geschichtsconstruction. Der Verf. weiß Allerlei, was man nicht gut wissen kann, und weiß Allerlei nicht, was er wohl wissen könnte. Er benutzt ohne Anstand bedenkliche Quellen und verknüpft nicht Verknüpfbares. Die Differenz zwischen Paulus und den Uraposteln sucht er als harmlos hinzustellen. Das vierte Evangelium ist ihm wieder ein Werk des Apostels Johannes (nirgends als in der Theologie wäre eine solche Verkennung der erwiesenen Thatsachen bei einem wissenschaftlich durchgebildeten Manne möglich!). B. legt übertrieben Gewicht auf verschiedene, wirklich oder angeblich von den Essaern ausgehende Secten, hinsichtlich derer ihm aber mehrfache Verwechslungen begegnen. Diese seltsamen Gemeinden sollen die eigentlich orientalische Form des Christenthums darstellen. Nun waren aber schon im 4. Jahrhundert weitaus die meisten syrischen Christen „katholisch". Gerade von denen im persischen Reich wissen wir das authentisch durch die Homilien des Aphraates, in denen nur schwache dogmatische Abweichungen vom römischen Christenthum zu entdecken sind. Daß Mohammed viel mehr durch das Judenthum als durch das Christenthum — und gar durch jene Secten — beeinflußt ist, bleibt trotz B.'s Erörterungen sicher. Was er über den Glauben der Christen in Medina sagt (S. 93 unten), beruht auf Verwechslung von Jathrib (= Medina) mit dem um 11 Breitengrade nördlicheren Litharba; in Medina gab es keine Christen. So identificirt der Verf. Hira und Harran (S. 90), zwei Städte, die in Lage und Namensform etwa so weit von einander sind wie Triest und Dresden Die Beurtheilung Muhammed's enthält einiges recht Brauchbare, aber auch manches Verkehrte. Wie konnte B., der die Biographieen Muhammed's, wenigstens in Uebersetzungen gelesen hat, die Denkart des arabischen Propheten so verkennen, daß er sagt, derselbe habe die Koreischiten „verachtet" (S. 102)! — B. gibt sich nicht für einen Orientalisten aus: da hätte er sich aber der sprachlichen Hypothesen enthalten sollen; die sind denn auch alle ganz verfehlt. Kurz, die Schrift ist zwar recht anregend für den, welcher mit den Gegenständen vertraut ist, aber den Nichtkenner kann sie nur verwirren.

xyz. **Cham**, Sa vie et son œuvre par Félix Ribeyre. Lettre-préface d'Alexandre Dumas Fils, etc. Paris, Plon. 1884.

Der eigentliche Name des „Caricaturisten" Cham: war Amédée Comte de Noë. Als Comte de Noë war er der Sohn eines Pair von Frankreich, dessen Familie bis ins 13. Jahrhundert zurückgeht und mit dem er als guter Sohn im besten Einvernehmen stand; als Cham gehörte

Digitized by Google

er zu denen, die ein Vierteljahrhundert lang den Pariser Witz dirigiren halfen.

Die Aufgabe eines richtigen Biographen wird unter allen Umständen die sein, seinen Helden auf eine Anzahl allgemein verständlicher Eigenschaften zu reduciren und diese dann mit viel Detail recht anschaulich zu machen. Mr. Felix Ribeyre gehörte zu Chams Kameradschaft und sah in ihm vor allen Dingen den liebenswürdigen, gutmüthigen Freund, der alle Welt liebte, den alle Welt liebte und den, als er starb, alle Welt betrauerte. In diesem Sinne ist das Buch mit etwa 3 bis 4 Mal soviel Worten geschrieben, als nöthig waren, und würde nichts enthalten, dessen man sich nach der Lectüre noch erinnerte, hätte Alexander Dumas (der Jüngere natürlicherweise) nicht in Gestalt einer Vorrede einen Brief dazu geschrieben, der uns Cham interessanter und zugleich lebendiger erscheinen läßt als das Buch selber. Cham hatte gelegentlich eine Person ins Haus genommen, die er nach langem Zusammenleben zur legitimen Comtesse de Noë machte und die sich nach seinem Tode selber den Tod gegeben hat. Von dieser Frau handelt Dumas' Brief. Niemand wird ihn lesen ohne in gewissem Sinne erschüttert zu sein, wie man sich stets fühlen wird, wo ein Stück Menschendasein in absolnter Wahrheit und Nacktheit uns entgegentritt.

Offenbar wäre über die Kräfte des Verf. gegangen, das in seinem Buche zu geben, dessen es bedurft hätte, um Cham's historische Stellung zu präcisiren. Er besitzt eine. Die Caricaturenzeichnung der Franzosen hat ihre Geschichte, innerhalb deren Cham ein bedeutendes Element gewesen ist. Da er mit seinen englischen Collegen in Verbindung getreten war und sogar für England gearbeitet hatte, so war gerade er geeignet, die Unterschiede in der Auffassung des Lächerlichen hier und dort zu markiren. Außerdem hätte der Inhalt dessen, was speciell er für lächerlich hielt und womit gerade er zum Lachen reizte, in Kategorien gebracht und gezeigt werden können, wo der Franzose zu lachen wünscht und wie er sich von den dazu angestellten Werkzeugen dazu bringen läßt.

Cham war eine der Existenzen, die nur in den ganz großen Städten emporkommen, ihre Aufgabe ist, „den Tag dem Tage zu zeigen", und ihre vornehmste Qualität die Unerschöpflichkeit. Eine gute Caricatur muß wie ein tüchtiger Rippenstoß treffen, ohne zu beleidigen, ein Caricaturist muß von Allen gefürchtet, von Niemand aber gehaßt werden, sein Charakter muß so sein, daß Jeder die innerste Ueberzeugung empfängt, mit einem liebenswürdigen harmlosen Menschen in ihm zu thun zu haben. So läßt Ribeyre den armen Cham erscheinen, arm, weil er von Anfang an den Keim der Brustkrankheit in sich trug, der er den 6. September 1879 erlegen ist. Das Buch schließt, wenn nicht mit einem Aufrufe, so doch mit der Andeutung, ihm ein Denkmal zu errichten.

ϱ. **Ober-Italien** von Dr. Th. Gsell-Fels. Vierte Auflage. Mit 6 Karten, 29 Plänen und Grundrissen, 15 Ansichten in Stahlstich, 1 Panorama und 45 Ansichten in Holzschnitt. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1884.

Rom und die Campagna von Dr. Th. Gsell-Fels. Dritte Auflage. Mit 4 Karten, 49 Plänen und Grundrissen, 18 Ansichten und 1 Panorama in Stahlstich und 47 Ansichten in Holzschnitt. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1883.

Aus berufener Feder brachten wir bereits vor längerer Zeit (Bd. X, S. 504 ff., 1877) eine sehr eingehende Würdigung der früheren Auflagen dieser vortrefflichen Reisebücher, auf welche wir hier verweisen können. Das Wert des Herrn Gsell-Fels wird dort „als verständiger, feinsinniger Führer, als die reichhaltigste Zusammenstellung, ja als anziehende Lectüre angelegentlich empfohlen." Diese Empfehlung gilt um so mehr von den neuen Auflagen, welche nicht nur in Hinsicht auf den Inhalt verbessert, vermehrt und auf den neuesten Stand der Information gebracht worden sind, sondern auch in ihrer äußern Gestalt wesentlich gewonnen haben und an Handlichkeit der Form und Dauerhaftigkeit des Einbands nichts zu wünschen übrig lassen. Die sauberen und exacten Karten, Pläne und Umrisse, die hübschen Landschafts- und Städtebilder in Stahlstich und Holzschnitt erhöhen den Werth beider Bücher während der Reise und machen sie zu einer angenehmen Erinnerung nach derselben. — Als ein sehr nützliches Vademecum empfiehlt sich Demjenigen, welcher der italienischen Sprache nicht vollkommen mächtig ist, der in demselben Verlag und im bequemsten Taschenformat erschienene italienische Sprachführer:

Konversations-Wörterbuch für Reisende von Dr. Rudolf Kleinpaul. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

ϰ. **An's Herz der Heimath!** Erzählung von Fritz Bley. Düsseldorf, L. Voß & Comp. 1883.

Das Buch verräth an manchen Stellen den Neuling auf novellistischem Gebiet, aber durchaus nicht den schriftstellerischen Novizen. Es ist leicht und flüssig geschrieben, nur in der Weiterspinnung der Fabel zeigt sich noch eine etwas unsichere Hand. Dafür entschädigt uns der Inhalt durch seine gesunde Tendenz, die warm und herzlich für die deutsche Malerei der Gegenwart eintritt und sich energisch gegen einen bestimmten auswärtigen Einfluß wendet. Der Verfasser ereifert sich vielleicht ein wenig zu sehr pro patria et arte; aber es ist uns lieber als das Gegentheil. Von großer Kraft sind die Schilderungen des deutschen Waldes, und die Figur des knorrigen Oberförsters ist ausgezeichnet gelungen; aber mit dem letzten Schurkenstreich des einen Malers gegen seine Braut hat der Verfasser entschieden zu viel des — Schlechten gethan und dem guten Eindruck des ganzen Buches nicht unwesentlich geschadet.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. April zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Anzeiger des germanischen Nationalmuseums. März 1884. 1. Band. Nr. 34. Leipzig, In Commission bei F. A. Brockhaus.

Aper. — Zwischen den Kriegskulissen. Aus den Erlebnissen eines ehemaligen französischen Gelegenheitsofficiers. 1870 — 71. Von Aper. Leipzig, Rudolf Lindes Verlag. 1884.

Benda. — Im wachen Traum. Novellen von Oscar Benda. Freiburg i. B., Kiepert & von Bolschwing. 1884.

Blüthgen. — Poiretheuse. Eine Erzählung von Victor Blüthgen. Groß-Lichterfelde bei Berlin, Wilhelm Vidéc. 1884.

Breitenstein. — „Zur Reform der Hochschulen in Oesterreich" von Max Breitenstein. Wien. Friedrich Otto Sintenis. 1884.

Club-Almanach. Annuaire international des cercles. 1884. 1er volume, 2e année. Paris, Hinrichsen & Comp.

Cramer. — Schneeflocken. Eine Erzählung von Nicolai von Cramer. Mitau, Victor Felsko (Fr. Lucas'sche Buchhandlung). 1883.

Daebert. — Senatus et la mort d'Agrippine. Étude historique par H. Daebert. Leide, E. J. Brill. — Paris, Emil Lechevallier. 1884.

Fischer. — Lieder und Romanzen von Wilhelm Fischer. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1884.

Franco-Gallia. Kritisches Organ für französische Sprache und Litteratur. Herausgegeben von Dr. Adolf Kressner in Kassel. I. Jhrg. Heft 1/2. Wolfenbüttel, Julius Zwissler.

Frenzel. — Nach der ersten Liebe. Roman von Karl Frenzel. 2 Bde. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt (vorm. Ed. Hallberger). 1884.

Frenzel. — Der Hausfreund. Novelle von Karl Frenzel. Leipzig, Phil. Reclam jun. (Universal-Bibliothek 1820.)

Friedrich. — Die altdeutschen Gläser. Beitrag zur Terminologie und Geschichte des Glases. Von Carl Friedrich. Herausgegeben vom Bayrischen Gewerbemuseum in Nürnberg. Nürnberg, G. P. J. Bieling.

Grosse. — Register zu Hettner's Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts mit Berücksichtigung aller Auflagen von Dr. Rudolf Grosse. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1883.

Hagen. — Medeinbörger Stadt- un Dörpgeschichten von Ulrich Hagen. Berlin u. Leipzig, Oscar Parrisius. 1884.

Höllrigl. — Die altdeutschen Gläser. Beitrag zur Terminologie und Geschichte des Glases. Von Carl Friedrich. Herausgegeben vom Bayrischen Gewerbemuseum in Nürnberg. Nürnberg, G. P. J. Bieling.

Hoernes. — Atlantis. Ein Flug zu den alten Göttern. Mythologisches Märchen von Moritz Hoernes. Wien, Karl Konegen. 1884.

Jonas. — Freie Gedanken zur Beurtheilung der Kirche und ihrer Geschichte von Justus Jonas. Stuttgart, Rieger'sche Verlagshandlung. 1884.

Kempen. — Vier Bücher von der Nachfolge Christi. Von Thomas von Kempen. (Görres' Uebersetzung.) Mit Original-Zeichnungen von Joseph Ritter von Führich. In Holzschnitt ausgeführt von K. Oertel. Volks-Ausgabe 1. Lfg. Leipzig, Alphons Dürr.

Koeber. — Das pathosophische System Eduard von Hartmann's von Dr. Raphael Koeber. Breslau, Wilhelm Koebner. 1884.

Kohler. — Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz von Dr. Jos. Kohler. 2 Lfg. Würzburg, Stahel'sche Univers.-Buchhandlung. 1884.

Kraszewski. — Auf Irrwegen (Szalona). Roman in zwei Büchern von J. J. Kraszewski. Autoris. Uebersetzung von A. Löwenfeld. 2 Bde. Berlin, Hugo Steinitz & Comp.

Krebs. — Die Physik im Dienste der Wissenschaft, der Kunst und des praktischen Lebens. Herausgegeben von Professor Dr. G. Krebs. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1884.

Kulke. — Richard Wagner, seine Anhänger und seine Gegner. Mit besonderer Berücksichtigung des Fundamental-Motivs „im Ring der Nibelungen". Von Eduard Kulke. Leipzig, G. Freytag; Prag, F. Tempsky. 1884.

Ladenburg. — Die kosmischen Consequenzen der Spectralanalyse. Rede bei Antritt des Rectorates gehalten von Dr. Albert Ladenburg, ordentl. Professor der Chemie. Kiel, Schmidt & Klaunig. 1884.

Laienpredigten. — Lose Blätter der Lebensweisheit. Erste Sammlung. Halle a. d. Saale, Otto Hendel. 1884.

Lehmann. — Der Bedeutungswandel im Französischen von Dr. Heinrich Lehmann. Erlangen, Andreas Deichert. 1884.

Leimbach. — Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Herausgegeben von Karl L. Leimbach. Erster Band. Dritte (Schluß-) Lieferung. Fünfter Band. Erste und zweite Lieferung. Kassel, Theodor Kay. 1884.

Lemcke. — Volksthümliches in Ostpreußen. Von C. Lemcke. Erster Theil. Nahrungen, M. E. Harich. 1884.

Lindenberg. — Berlin. Von Paul Lindenberg. Erstes Bändchen. Bilder und Skizzen. Leipzig, Reclam jun. (Universal-Bibliothek 1841.)

Ludwig. — Aus dem Waldleben. Bilder aus dem Leben im Forsthause. Von Ottilie Ludwig. Halle a. S., Otto Hendel. 1884.

Meßner. — Michael Servet. Historisches Drama in fünf Acten von Max Meßner. Leipzig, Rudolf Uhlig. 1884.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins. No. 3 u. 4. Berlin, Commissions-Verlag von G. S. Mittler & Sohn. Berlin.

Müller. — Karl Kraepelin. Zur Erinnerung an sein Leben und seine künstlerische Thätigkeit. Von K. Fr. Müller. Hamburg, Ferd. Schlotke. 1884.

Neues Wiener Theater. 116. Meister Pathelin. Mittrauzösischer Endkampf in drei Aufzügen. Ueberlegt und für die deutsche Bühne bearbeitet von Albrecht Graf Wickenburg. Wien, L. Rosner. 1883.

Otto. — Gräfin Lauretta. Historische Erzählung aus dem 14. Jahrhundert von Luise Otto. Leipzig, Carl Reißner. 1884.

Parrisius. — Gedenkblätter. Gewidmet den Freunden des verewigten Dr. Eduard Parrisius. Berlin & Leipzig, Oscar Parrisius. 1884.

Pastorius. — Franz Daniel Pastorius' Beschreibung von Pennsylvanien. Nachbildung der in Frankfurt a. M. im Jahre 1700 erschienenen Original-Ausgabe. Herausgegeben vom Crefelder Verein für wissenschaft. Vorträge. Mit einer Einleitung von Friedrich Kapp. Crefeld, Kramer & Baum. 1884.

Pauli. — Aufsätze zur englischen Geschichte von Reinhold Pauli. Neue Folge. Herausgegeben von Otto Hartwig. Leipzig, S. Hirzel. 1883.

Postbuch zum Gebrauch für das Publikum in Berlin (und Umgegend.) Herausgegeben im Auftrage der Kaiserl. Ober-Postdirection zu Berlin. 1884. Berlin, Reichsdruckerei.

Rebe. — Goldene Hauben. Federzeichnungen aus dem Gilag von Maria Rebe. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1883.

Rosenberg. — Die Lyrik des Horaz. Aesthetisch-kulturgeschichtliche Studien von Dr. Emil Rosenberg. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1883.

Rückert. — Gedichte von Friedrich Rückert. Auswahl des Verfassers. Mit Jugenden. Einundzwanzigste Auflage. Mit dem Bildniß des Verfassers. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag. 1884.

Schaefer. — Die Verstaatlichung des Feuerversicherungswesens insbesondere der Mobiliarversicherung. Von Dr. W. Schaefer. Hannover, Schmorl & von Seefeld. 1884.

Schulz. — Hamann für Hochtrabend'rit' von W. Schulz. Hannover, Arnold Weichelt. 1883.

Seitz. — Vom Fels zum Meer. Taschenliederbuch für's deutsche Jugend. Enthaltend zweihundert auserwählte Lieder ꝛc. ꝛc. Herausgegeben von Karl Seitz. Cuxhaven, Chr. Fr. Bieweg.

Seitz. — Singlang. Liederbuch für Teutschlands Töchter. Enthaltend 250 auserwählte Lieder ꝛc. ꝛc. Herausgegeben von Karl Seitz. Cuxhaven, Chr. Fr. Bieweg.

Soden. — Die Einflüsse unseres Gymnasiums auf die Jugendbildung. Von Dr. Freiherrn Arthur von Soden. Zweite erweit. Auflage. Tübingen, Franz Fues. 1884.

Spir. — Gesammelte Schriften von A. Spir. 1. Band: Denken und Wirklichkeit. 2/3 Lfg. Leipzig, J. G. Findel. 1884.

Spyri. — Heimatlos. Zwei Geschichten für Kinder und auch für Solche, welche die Kinder lieb haben. Von Johanna Spyri. Fünfte Auflage. Mit vier Bildern. Gotha, Friedr. Andreas Perthes.

Staacke. — Der Igtei-See. Eine Phantaste von J. Staacke. Berlin & Leipzig, Oscar Parrisius, 1884.

Stadion. — Zitzeuer-Reime aus dem Wanderbuche meines Lebens. Von Graf Emerich Stadion. Wien, Hugo Engel. 1884.

Taylor. — Jetta. Historischer Roman aus der Zeit der Völkerwanderung von Georg Taylor. Leipzig, S. Hirzel. 1884.

Telmann. — Lichter und Schatten. Novellen von Konrad Telmann. (Dritte Folge.) Hannover, Arnold Weichelt. 1883.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

„Unter uns".

Roman

von

Ossip Schubin.

III. Buch. Ostern.

I.

Die Charwoche in Rom! und volle sonnendurchglühte, italienische Frühlingspracht!

Selbst in das mystische Halblicht von St. Peter gleiten die Frühlingsschimmer, flimmern einen Augenblick in dem geweihten Wasser der Becken, streifen die neckischen Riesenengel und die complicirte Großartigkeit der Statuen und das feine Getäfel des Fußbodens — Alles mit dem kalten Glanz eines Lichtstrahls, der sich gegen die glatte Härte des Marmors bricht.

Die Stunden schwinden, eine nach der andern, die langen andächtigen Stunden am Charmittwoch in Rom. Dann ist der letzte Lichtschimmer verglommen, geheimnißvolle Dämmerung erfüllt den Petersdom, und um alle seine Pracht schwebt's wie ein durchsichtiger Trauerflor.

Man sieht die harten Steingrenzen nicht mehr, — der ganze ungeheure Tempel scheint, wie aus Schatten aufgebaut, und immer düsterer, geheimnißvoller, vom Himmel auf die Erde niedergleitend, schwebt's wie ein heiliges Mysterium.

Zinka kniet in der päpstlichen Capelle zwischen Gabrielle und Truyn, den Blick auf die krampfhaft gefalteten Hände gerichtet und betet mit dem Fanatismus eines jungen Gemüths, dessen von der Erde verstoßene Exaltation einen Anhaltspunkt im Himmel sucht. —

Rechts und links in feierlichem Ornat sitzen die kirchlichen Würdenträger in ihren geschnitzten Stühlen — indiscrete Fremde, neugierig, andachtslos, drängen sich zu ihren Füßen.

In herb modulirendem Recitativ tönt die Passionstragödie durch den heiligen Raum.

Das letzte der zwölf Lichter neben dem Altar ist verlöscht — — „Miserere mei" erschallt's mit furchtbarer Gewalt; dann schauerlich, und doch voll wunder-

Digitized by Google

samer Süßigkeit, bald in einen belebenden Hauch verklingend und dann wieder bis zum schrecklichsten Schmerzensschrei sich steigernd, klingt's durch das große Schweigen wie der ganze Jammer des Gottes der Liebe über den Schmerz, von dem er nicht vermochte die Menschheit zu befreien! Vor der Majestät dieses großen, selbstlosen Gottesleides beugt der kleine Menschenkummer das Knie.

Zinka senkt den Kopf. —

Es ist vorüber!

Der letzte Ton ist schluchzend verklungen. Die Menge schließt sich der Procession an, welche, einen Cardinal an der Spitze, durch die Kirche zieht. Truyn und die beiden Mädchen verlassen die Capelle, nähern sich dem Ausgang. Hinter ihnen klingen, durch ihren eigenen Widerhall übertönt, die Tritte der Procession wie das Rauschen von Engelsflügeln. Inmitten dieses schwermüthigen Friedens ist Zinka's fieberndes Herz eingeschlummert. Zum ersten Male seit Wochen hat sie vergessen . . .

„Sehr interessant, aber der Bassist war heiser."

Es ist Polyxena Jatinsky, die nun knapp neben Zinka dieser etwas summarischen Kritik der ergreifenden Ceremonie Worte leiht. Zinka blickt auf, Sempaly mit seiner Tante und seinen beiden Cousinen steht neben ihr. Sie haben vom Chor aus auf geschützten Protectionsplätzen der Ceremonie beigewohnt.

Unwillkürlich, einer peinlichen Begegnung vorbeugend, drängt Zinka hinaus, — doch schon ist Gabrielle auf die Damen zugesprungen. Man kommt ins Gespräch, die Jatinskys sind diesmal alle sehr freundlich gegen Zinka, selbst Polyxena reicht ihr die Hand — nur Sempaly hält sich fern.

Im Hinaustreten schlägt die Luft kühl, fast scharf an Zinka's Gesicht. Sie schaudert. Da hört sie eine wohlbekannte Stimme etwas brüsk dicht neben sich sagen: „Sie sind zu leicht angezogen und das Fieber hängt in der Luft. Nehmen Sie dieses Ding um," und damit hängt Sempaly ihr einen Reserve-Umwurf, den er für seine Cousinen am Arm getragen hat, um die Schultern.

„Ich danke Ihnen, mir ist nicht kalt, die Damen werden die Schärpe brauchen," ruft Zinka schnell und abwehrend.

Polyxena schweigt, findet es vielleicht immerhin eigenthümlich, daß ihr Vetter, aus Besorgniß um die kleine Fremde, ganz daran zu denken vergißt, ob sich seine zwei Cousinen allenfalls einer Erkältung aussetzen oder nicht. Nini aber ruft mit ihrer eifrigen Gutmüthigkeit: „Nein, nein, Fräulein, wir sind gut verpackt."

Der Truyn'sche Bediente, welcher bis jetzt spähend seine Herrschaft gesucht hat, meldet nun dem Grafen, daß der Wagen wartet.

Und während Zinka in Nini's Crêpe-de-Chine-Schärpe eingehüllt neben Gabrielle zwischen den plätschernden Springbrunnen, dann über die Engelsbrücke und durch die öden, schlecht beleuchteten Gassen dem Palazetto zufährt, pocht ihr's von Neuem in allen Adern — und die Sterne am blauen Himmel oben glänzen unnatürlich hell. Ihr Schmerz ist auferstanden und mit ihm das schreckliche lockende Gespenst aller Freuden, die sie verloren hat. Gott, wie deutlich sie sich an Alles erinnert — wie deutlich! — an die langen träumerischen Nachmittage am Palatin, an die wundervollen Stunden in dem einsamen Corsinigarten —

Digitized by Google

dort unter den Platanen neben der Fontaine, wo er ihr von Erzburg erzählte, während der Duft der Veilchen und Iris so süß entnervend hinauf zu ihnen stieg! Der Klang seiner Stimme, die Berührung seiner leichten, schlanken Hand, sein Lächeln, seine besondere Art, gewisse Worte auszusprechen, sie bei gewissen Gelegenheiten anzublicken — — —

Sie wandelt noch einmal neben ihm im Vatican, schönheitstrunken an den langen Reihen blasser Standbilder vorbei. Eintönig und träumerisch plätschern die Fontainen des Belvedere. Goldene Lichtschimmer gleiten über den Marmorboden wie die leuchtenden Fußspuren, welche die Götter hinter sich gelassen, ehe sie ihre Piedestale bestiegen; und durch die hohen Gänge geht ein geheimnißvolles Rauschen und Flüstern, wie von fernen, fernen Geisterstimmen . . .

Und dann einmal — vor San Onofrio war's, und ein weicher, sonnendurchleuchteter Nebel verdichtete die Luft. Zu ihren Füßen, in Dunst gehüllt, undeutlich und märchenhaft von dem Geist gestorbener Schönheit durchweht, lag Rom — Rom, der große Reliquienschrein der Welt; Rom, in dessen Denkmäler und Trümmer alle Menschenlaster und Tugenden ihre Stempel eingegraben haben und wo die Tragödien des Alterthums die Tragödie des Calvarienberges grüßen.

Sie hatten lange zusammen darauf niedergeblickt; dann hatte sie einen kleinen Veilchenstrauß verloren, den sie an der Brust getragen, und da sie sich suchend darnach umsah, merkte sie, daß er die Blumen heimlich aufgehoben und nun an seine Lippen drückte. Ihre Augen begegneten den seinen . . .

Ja, er hatte sie geliebt, wirklich geliebt, und liebte sie noch — sie wußte es. Sie sagte sich, daß impulsiv, überspannt wie er war, irgend ein ganz geringfügiger Zufall ihn ihr wiederschenken könnte.

Ob es wohl der Mühe werth sei, sich so unsinnig nach einem Menschen zu sehnen, den jeder Windhauch beeinflußte, das sagte sie sich nicht! —

Mitten zwischen den quälenden Gespensterreigen ihrer Liebeserinnerungen hinein — mitten zwischen das Dröhnen der Pferdehufe und Wagenräder auf dem schlechten Pflaster klingt ihr's in den Ohren „miserere mei!"

Aber an den Gott, der zur Erlösung der Menschheit starb, denkt sie nicht mehr dabei. Die stärksten Engelsflügel tragen uns nicht gen Himmel, so lange uns das Herz zur Erde hinabzieht.

„Gute Nacht!" sagt sie, Gabrielle zerstreut küssend, während der Wagen vor dem Palazetto hält.

„Wollen Sie mir nicht Nini's Echarpe für die Kleine geben?" sagt Truyn sie zurückhaltend, „ich fürchte sehr, mein kleiner Kamerad hat sich erkältet."

„Ah! mein Gott!" ruft Zinka erschreckend, dann hüllt sie die Kleine mit mütterlicher Sorgfalt ein und küßt sie wiederholt; „werde ich denn je aufhören, nur an mich zu denken?" fragt sie sich mit zorniger Beschämung. —

II.

Nun ist die Charwoche vorüber. Die katholischen Glocken, in dumpfem Schweigen erstarrt durch die Erinnerung an die große Calvarienberg-Tragödie, regen von Neuem die ehernen Zungen. Es ist Ostermontag!

Abbildungen der Auferstehung in den verschiedensten Stoffen — Zucker,

Digitized by Google

Wachs, Seife u. s. w. ausgeführt — zieren die Schaufenster aller Zuckerbäcker-, Seifensieder- und sonstigen Läden von Rom. Die Baronin Wolnitzka ist frisch, heiter und unternehmender denn je zurückgekehrt von ihrem Ausflug nach Neapel, wo sie sich nicht nur, in poetischer Stellung an eine Säule lehnend, in den Ruinen von Pompeji hat photographiren lassen, sondern auch, trotz ihrer dergleichen Expeditionen sehr erschwerenden Corpulenz mit der Hilfe zweier Führer und eines ungewöhnlich kräftigen Maulthiers, den Vesuv erklommen hat. Dank dem Neffen eines Cardinals, welchen sie auf die Möglichkeit hin, irgend einen Nutzen aus ihm ziehen zu können, auf der Eisenbahn angesprochen hat, ist es ihr endlich gelungen, wenn auch nicht gerade eine Privat-Audienz, so doch wenigstens die Erlaubniß zu erreichen, einer Privatmesse Seiner Heiligkeit beizuwohnen — im Verein mit etwa dreihundert andern katholischen Seelen die Communion aus seiner Hand zu nehmen.

Heute Vormittag ist sie im Palazetto gewesen, zugleich um Abschied zu nehmen von ihrer Schwester Clotilde, — ein letztes Mal tactvoll nach Sempaly zu fragen, über die Ceremonie im Vatican genauen Bericht zu erstatten — und einen Vortrag über die philosophische Bedeutung der Communion im Allgemeinen zu halten.

Slávа, deren Katholicismus jetzt geradezu schwärmerischer Natur geworden, und die am Charsamstag heroisch die Scala santa auf den Knieen hinaufgerutscht ist, vervollständigt den Bericht ihrer Mutter mit folgendem interessanten Detail: „Es war sehr exclusiv, wir waren ganz unter uns, nur ein paar Familien aus der polnischen Gesellschaft, — ich hatte mein mit Jet gesticktes schwarzes Atlaskleid an und hinter mir hörte ich einen Herrn sagen: „Diese Dame ist die einzige, deren Schleier geschmackvoll gesteckt ist.““

Sterzl ist während der Visite der Damen gar nicht zum Vorschein gekommen, Zinka hat freundlich und zerstreut zu ihren Erzählungen gelächelt, und die Baronin Clotilde sehr viele Fragen an ihre Schwester gerichtet.

Nun sind die Wolnitzkys fortgeeilt, um noch, ebenfalls auf eine Einladung des Cardinalsneffen, eine Bischofsweihe mitzumachen, bei der die Damen in der Sakristei mit Blumen und Erfrischungen bewirthet werden sollen.

— — —

Es mochte etwa sechs Uhr sein, als der General in den Salon des Palazetto eintrat. Das Zimmer machte seit letzterer Zeit keinen so reizend wohnlichen Eindruck mehr, wie sonst. Die Möbel waren jetzt plump symmetrisch aufgestellt, dem pedantischen Geschmack des Bedienten entsprechend, und in den sonst so geschmackvoll gefüllten Vasen standen gewöhnliche Sträuße von Veilchen und Magnolien. Zinka dachte nicht mehr daran, die Blumen zu ordnen.

„Wie schön, daß Sie gerade heute kommen!“ rief sie dem General entgegen; ihre großen leuchtenden Augen und tiefrothen Lippen verriethen, daß jenes unerträgliche Frühlingsfieber in ihr schleiche, welches an lauen April- und Maitagen erregten jungen Gemüthern solch' rasende Qual bereitet.

Sie saß neben Cécil auf dem kleinen rothen Divan, wo sie so oft mit Sempaly gesessen. Unweit davon lehnte die Baronin in einem Fauteuil und fächelte sich. Ihr ganzes Wesen athmete eine Art triumphirender Feierlichkeit.

Digitized by Google

Auch Cécil befand sich augenscheinlich in erhöhter Stimmung, wobei seine Haltung freilich nichts von ihrer üblichen Natürlichkeit einbüßte.

„Guten Tag, General! — Unangenehmes, schwüles Wetter,“ lispelte die Baronin. „Es ist unglaublich, daß Sie uns um diese Stunde alle zu Hause finden, aber wir haben eben Alle den heiligsten Respect vor dem Gedränge auf den Straßen an einem Feiertags-Nachmittag.“

„Oh, Mama!“ unterbrach sie Zinka, „nicht nur wegen des Feiertagsgetümmels sind wir zu Hause geblieben, sondern weil wir unsre Freude alle zusammen genießen wollen; nicht wahr, Cécil?“

Er nickte und fuhr ihr leicht über den Scheitel. „Ja, Zini!“

„Denken Sie nur, Onkel — Sie wissen vielleicht schon, daß Cécil's Buch über Persien großes Aufsehen gemacht hat; doch ist das nicht Alles. Er ist ... zum Chargé d'affaires nach Constantinopel designirt worden!“

Der General gratulirte Sterzl und schüttelte ihm kräftig die Hand.

„Ich hätte mir keinen bessern Posten wünschen können,“ sprach dieser; „dort gibt es doch immer noch etwas zu thun, man kann etwas leisten und vorwärts kommen.“

Er freute sich ehrlich und ohne arrogante Gleichgültigkeit zu fingiren über die ihm zu Theil gewordene Auszeichnung.

„In fünf Jahren sind Sie Gesandter,“ sagte der General mit der aufmunternden Uebertreibung, an der man es bei solchen Gelegenheiten nie mangeln läßt.

„So schnell geht's nicht,“ lachte er; „doch hoffe ich, es jedenfalls noch einmal zu etwas zu bringen. Wirst Du stolz auf mich sein, Schmetterling, bis man mich Excellenz nennt?“

„Ich bin es jetzt schon,“ versicherte Zinka, „Du weißt ja, wie eitel ich bin und wie sehr ich auf solche Dinge halte.“

Es war das erste Mal seit Langem, daß der General die Geschwister in so herzlicher Art mit einander verkehren sah. Er freute sich daran.

„Und das Klima ist günstig,“ fuhr Sterzl fort; „es soll das beste sein in ganz Europa. Auch gibt es in der kleinen Fremdencolonie sehr angenehme Leute. Es wird Dich interessiren, die orientalischen Zustände aus der Vogelperspective zu studiren, Zini. Und die Luftveränderung wird Dir gut thun!“

„Nimmst Du mich mit?“ frug sie plötzlich erbleichend.

„Nun, versteht sich. Die Bai von Constantinopel ist wunderschön, Zini, und wir müssen oft ins Meer hinausrudern, — und im Herbst, falls ich Zeit habe, machen wir einen kleinen Abstecher nach Griechenland. Was Du für eine weitgereiste Person sein wirst, Zini!“ Er streckte ihr gutmüthig den Zeigefinger unter das Kinn und blickte ihr mit besorgter Zärtlichkeit in das abgemagerte Gesichtchen. Aus dem aber war jede Spur von Farbe gewichen. Der Glanz, welchen die Freude über den Erfolg des Bruders in Zinka's blauen Augen entzündet, war erloschen.

„Es wird sehr schön sein,“ sagte sie matt, „sehr schön — ich danke Dir, Cécil ... Du bist so gut ... wann sollen wir abreisen?“

„In einer Woche könntet Ihr aufbrechen. Die Seereise wird Dich nicht sehr ermüden, in Athen kannst Du ausruhen. In den heißen Monaten ziehen

Digitized by Google

wir in die Berge ..." sie plötzlich scharf in das Auge fassend, änderte sich sein ganzer Gesichtsausdruck; er runzelte die Stirn und fast barsch auffahrend rief er: „Wenn Du nicht willst, so kannst Du ja hier bleiben, ich zwing' Dich zu nichts!"

Da erschien die Kammerjungfer und meldete, daß eine Kiste vom Bahnhof gekommen sei.

„Die neuen Ballkleider!" rief die Baronin aufgeregt; „ich bin nur froh, daß sie noch zur rechten Zeit eintreffen, ich wäre au désespoir gewesen, wenn wir keine neuen Toiletten für den Ball bei der Brancaleone gehabt. Es hätte rücksichtslos geschienen gegen die Fürstin ... Was die Fanet wohl Neues erfunden hat?" Damit raschelte die alberne Frau hinaus.

Indessen fuhr Zinka mit einem starren Lächeln — sie sah aus wie eine zum Tode Verurtheilte, der man den Tag der Urtheilsvollstreckung bestimmt hat — unruhig an ihren Fingern herumzupfend fort: „Natürlich will ich, Cécil ... wie kannst Du nur ... und Mittwoch in acht Tagen könnten wir abreisen ... Mittwoch wird das beste sein ... nun möchte ich mir aber doch gerne mein neues Kleid ansehen ... spotten Sie nicht über mich, Onkel ... ich möchte mich gern so hübsch als möglich machen zum Abschied!"

Damit eilte sie fort, wobei sie an ein Möbel anstieß und ein Buch auf die Erde warf. Sie blieb stehen, hob das Buch auf, blätterte darin, legte es nieder, kehrte dann um, legte zögernd und als wolle sie ihm ein Unrecht abbitten, ihre durchsichtige Hand dem Bruder auf die Schulter — „ich danke Dir," murmelte sie, „ich freu' mich wirklich — wirklich, und ich bin stolz auf Dich! und ..."

Er sah zu ihr auf, seine Augen trafen in die ihren — sein Gesicht zuckte vor Zorn — dem Zorn, welchen große, selbstlose, aber despotische Naturen darüber empfinden, wenn sie nicht im Stande sind, die, welche sie lieben, glücklich zu machen. Sie erschrak vor ihm, zuckte zusammen, „ah, mein Ballkleid!" rief sie, und huschte hinaus.

Nun herrschte ein Weilchen lautlose Stille.

Dann begann der General: „Zinka geht morgen zu Brancaleone?"

„Ja," erwiderte Sterzl, „wenigstens hat sie mir's versprochen; ob sie nicht auch diesmal im letzten Moment ihren Sinn ändert und zu Hause bleibt, kann ich natürlich nicht sagen." Er trommelte ungeduldig auf die Platte des Tischchens, neben dem er saß.

„Nun, diesmal scheint sie sich selbst darauf zu freuen," meinte der General. „Ihre Toilette hat sie doch offenbar interessirt."

„Ihre Toilette! ... Sie hat ja nicht einmal mehr gewußt, von was sie spricht. Sie ist hinausgeflogen, damit man ihre Thränen nicht sieht ..." rief Sterzl, alle Selbstbeherrschung verlierend, heftig aus. Dann sah er den General finster an, als ärgere er sich, ein Geheimniß Preis gegeben zu haben. Die traurige Physiognomie des alten Herrn schien ihn jedoch zu beruhigen. „Es ist ohnedies unnütz, sich vor Ihnen zu verstellen," sagte er; „Sie müßten ja blind sein, wenn Sie den Jammer nicht bemerkt haben sollten ... Es ist aus, Herr General! Sie ist gebrochen ..."

Er sprang auf, ging ein paar Mal rasch auf und nieder, blieb dann stehen,

Digitized by Google

machte eine rathlose Handbewegung, zuckte mit den Achseln und murmelte: „Ihr ist nicht zu helfen ... nicht zu helfen!“ Dann setzte er sich nieder und stützte den Kopf in die Hand.

Der General räusperte sich, haschte nach einem Wort und konnte nichts herausbringen, als: „Es wird sich Alles wieder geben, Sie müssen Geduld haben!“

„Geduld!“ wiederholte Sterzl mit einer unbeschreiblichen Betonung, „Geduld! ... wenn ich nur hoffen könnte, daß es noch besser wird. Sehen Sie, Herr General, Anfangs, da war mir's ärgerlich, daß man es ihr gar so ansah ... sie hätte sich mehr zusammen nehmen sollen, dachte ich ... Aber jetzt, du lieber Himmel! sie thut ja, was sie kann, und daß ihre arme Gesundheit zu Grunde geht — das ist nicht ihre Schuld. Wenn sie doch wenigstens verdrießlich wäre, aber nein ... sie beklagt sich nie, sie ist immer mit Allem zufrieden, sie widerspricht nicht einmal mehr der Mama! Und dann ... das ist das Allerschlimmste, — ihr Zimmer liegt über dem meinen — in der Nacht hör' ich sie leise, leise, als ob sie Angst hätte, Jemanden zu wecken, auf- und abgehen, stundenlang ... und manchmal hör' ich sie weinen ... Bei Tag weint sie nie! ...“ Er schöpfte tief Athem. „Und wenn es noch Jemand wäre, der dafür stünde!“ grollte er; „aber dieser blauäugige, charakterlose, nichtswürdige Bube! ... Ich hätte sie nicht aus ihren Verhältnissen herausreißen, ich hätte den Umgang mit ihm nie zugeben sollen. Ich weiß, daß er ihrer nie werth gewesen wäre, selbst wenn er — wie ich mir einbildete — lachen Sie über meine Verblendung — die Gnade gehabt hätte, Ernst zu machen ... Ach, Sie wissen nicht, was es heißt, ihm alle Tage zu begegnen — ihn immer wieder sagen zu hören: „Wie geht's Deinen Damen?“ ... Es droht mich zu ersticken, ich möcht' ihn zertreten wie einen Wurm ... und ich muß höflich sein! Ich darf nicht einmal zeigen, daß er mich gekränkt hat!“

Hier trat die Baronin in den Salon zurück. „Superbe!“ sagte sie mit ihrem gezierten Lächeln, „superbe! Zinka hat noch nie eine Toilette gehabt, die ihr so gut gelassen hätte!“

„Schön,“ sagte Cécil zerstreut, „aber wo ist Zinka?“

„Sie hat sich niedergelegt, sie hat eine starke Migraine,“ lispelte die Baronin, „die jungen Mädchen von heute halten gar nichts mehr aus; ich in ihrem Alter ...“

Da der General nicht in der Stimmung war, Jugenderinnerungen mit seiner gezierten Freundin auszutauschen, empfahl er sich. Noch im Vestibül drückte er Sterzl kräftig die Hand: „Das Glück ist Ihnen günstig, Sie haben eine glänzende Zukunft vor sich, und Zinka wird in ihren neuen, sehr angenehmen Verhältnissen gewiß bald vergessen,“ sprach er zum Abschied. „Ich freue mich auf Ihr neues Leben!“

Ja ... auf sein neues Leben! —

III.

Der Palazzo Brancaleone ist einer der schönsten in Rom und befindet sich auf dem Abhange des Quirinals. Besonders berühmt sind seine Gärten, welche sich terrassenförmig an den Hügel emporstufen und in welche man direct aus dem ersten Stock des Palastes treten kann.

Digitized by Google

Getanzt wurde in einem beinahe viereckigen Saal, an den sich eine, theilweise mit alten Bildern geschmückte lange gewölbte Gallerie schloß. Gegen den glänzenden farbigen Wandschmuck hob sich da und dort der strenge Marmorernst einer berühmten Antike ab. Kronleuchter in wunderbarer venetianischer Glasarbeit hingen von der Decke. Am Ende dieses Spiegelsaals führten zwei Stufen in ein durch Säulen von dem übrigen Raum abgetrenntes kleines Heiligthum, in welchem die auserlesensten Juwelen der Gallerie Brancaleone — leider neben manchem plump modernen Unding — hingen. Von hier aus führte eine Thür in den Garten.

Zinka kam spät. Eine gewisse fieberhafte Erregung gab ihren Zügen momentan die verlorne Frische wieder und ihre schwermüthige Schüchternheit verlieh ihrem Wesen etwas noch Anziehenderes, als ihr ehemaliges naives Siegesbewußtsein. Es kleidete sie ihre neue Toilette auch ganz vortrefflich.

Offenbar war ihre alte Beliebtheit nicht gänzlich verschwunden; denn bald hatte sich ein kleiner Kreis von römischen Swells um sie gebildet. Die Gräfinnen Jatinsky verloren sogar ein paar ihrer Getreuen.

Truyn war bei dem Balle nicht anwesend. Die Erkältung, welche sich sein Töchterchen in der Charwoche geholt und welche sich leider zu einer ernsten Krankheit zu steigern drohte, hielt ihn neben dem Bett des Kindes fest.

Zinka mit ihren gleitenden Bewegungen, ihrem leicht zurückgeworfenen Köpfchen und verschleierten Blick sah immer sehr hübsch beim Tanzen aus. Sie erregte allgemeines Aufsehen. Die Musik, die glänzende Festlichkeit der ganzen Umgebung, das Bewußtsein, schön gefunden zu werden, all' dies versetzte sie in eine gehobene Stimmung. Forschend glitt ihr Blick über die Menge ... Nein ... er war nicht da. — — —

Mit dem General plaudernd stand Sterzl in einer Thür und freute sich an den kleinen Triumphen, dem lieblichen Aussehen der Schwester. Viele hervorragende Persönlichkeiten gratulirten ihm zu der ihm zu Theil gewordenen Auszeichnung. Er dankte dafür sehr einfach und herzlich. Er hatte seinen guten Tag. Bald nach Mitternacht verschwand er, dringender Angelegenheiten halber — die Zeiten waren damals sehr unruhig — in das Palazzo di Venezia berufen.

Kurze Zeit darauf kam Sempaly. Er hatte — dies war eine ganz neue Leidenschaft bei ihm — die Nacht zuvor, wie man allgemein wußte, beim Spiel verbracht und Unsummen verloren, sah übernächtig und verdrießlich aus. Ein sehr fauler Tänzer, hatte er so lange gezögert, eine seiner hübschen Cousinen um den Cotillon zu bitten, bis beide denselben vergeben hatten. Ihm war dies augenscheinlich so gleichgültig, daß Nini heimlich Thränen darüber vergoß.

Jetzt machte er, die Hände in den Taschen, das Monocle im Auge, den neben ihm stehenden jungen Männern ungezogene Bemerkungen über den Wuchs dieser oder jener Dame und dachte sich lebhaft in die Lage des legendären Wilden hinein, der zum ersten Mal dem Tanzvergnügen in einem europäischen Ballsaal zusieht. Plötzlich verstummte er. Irgend etwas fesselte seine Aufmerksamkeit.

Die Musik spielte einen derzeit allgemein beliebten Walzer von Tosti, „Stringi mi" betitelt. Die Luft in dem Saal fing an, schwül zu werden. Es

Digitized by Google

war der Moment, wo bei einem Ball die Locken der Tänzerinnen sich aufzuringeln beginnen und ihre Bewegungen, die am Anfang des Tanzes fast immer etwas Steifes, Bewußtes haben, eine gewisse hinschmachtende Schmiegsamkeit erhalten. Etwas von Gewitterelektricität hängt in der Luft und des gleichgültigsten Zusehers bemächtigt sich eine Art von Aufregung.

Crespigny und Zinka glitten vorüber. Inmitten ihrer leidenschaftlich erregten Umgebung war Zinka blaß und ruhig. Sie lebte nicht in der Gegenwart — sie träumte.

Plötzlich prallte Crespigny, welcher sehr schlecht walzte, mit einem andern Paar zusammen, verwickelte sich in eine Schleppe und stürzte sammt seiner Tänzerin jählings zu Boden. Mit impulsiver Rücksichtslosigkeit drängte sich Sempaly durch die Menge und richtete glücklich allen Andern zuvorkommend das junge Mädchen auf. Ohne die vielen kritisch auf ihn gerichteten Blicke im Mindesten zu beachten, beugte er sich zu Zinka nieder — ihre ganze alte Macht war über ihn gekommen. Verwirrt und schwindlig mochte sie anfänglich kaum bemerkt haben, wer ihr eigentlich den Dienst erwiesen; mit geschlossenen Augen klammerte sie sich an seinen Arm. Als er ihr ein paar theilnehmende Worte zuflüsterte, blickte sie auf, erröthete und schrak sichtlich vor ihm zurück.

„Ein unangenehmes Intermezzo! Sehr unangenehm!“ flüsterten ein paar Damen.

Indessen drückte Sempaly Zinka's kleine Hand mit sanfter Gewalt in seinen Arm und führte sie aus der Schwüle des Ballsaals in eines der anstoßenden Gemächer.

IV.

Der Zufall, den sie sich vom Himmel erbeten, war gekommen — der Zufall, der sie und ihn zusammen führte. Sein altes Gefühl war erwacht. Sie merkte es — las es aus seinen Augen. Alle Selbstbeherrschung verwendete sie nun darauf, ihre Freude zu bergen — nicht etwa aus berechnender Coquetterie, sondern aus edler weiblicher Scheu. Er sprach krauses, gefühlvolles Zeug — sie unterbrach ihn mit den nüchternsten Fragen. —

Er hatte ihr ihren Umwurf gebracht. In die weiße Hülle eingewickelt, ging sie von einem der in dem Gemach zwischen Fächerpalmen gelblich hervorleuchtenden Statuen zur andern. Mitunter richtete sie das Wort an eine oder die andere ihrer durch den Saal promenirenden Bekannten. Der Saal wurde leerer und leerer. Die Pause für das Souper war gekommen, man verfügte sich zum Büffet.

Zinka's kalte Haltung, auf welche er keineswegs gefaßt war, reizte Sempaly. Ihm war jetzt plötzlich, wie wenn es auf der Welt nichts Schöneres gebe, als sie einmal in den Armen zu halten und sie halbtodt zu küssen. Alle seine Gedanken strebten dem einen seligen Momente zu. Darüber hinaus dachte er nicht. Er mußte sie haben um jeden Preis, und sollten darüber auch er und sie und die ganze Welt zu Grunde gehen.

„Zinka,“ flüsterte er heiser. „Zinka, die Fastenzeit ist vorüber — die Ostern sind gekommen!“

Digitized by Google

„Was meinen Sie?“ frug sie sich noch immer beherrschend, fast herb.

„Ich meine“ — seine glühenden Augen hefteten sich auf ihr Gesicht — „ich meine, daß ich meine Buße ausgebüßt habe und daß ich glücklich sein will!“

Sie standen jetzt in dem erhöhten, von dem großen Saal durch zwei Säulen abgetrennten Raum. Sie waren allein. Eine irre, bis zum Schmerz übertriebene Freude überkam Zinka. Das Glück schlich sich ihr durch die Adern wie eine süße Betäubung; aber sie blieb stumm, lächelte nicht, schlug nicht einmal die Augen zu ihm auf. Sie hätte nicht lächeln können, wenn sie es auch gewollt — sie war wie gelähmt.

Ihm aber schien es, als stelle sie sich taub gegen seine Worte. „Zinka,“ drang er in sie, „wollen Sie mir denn nie verzeihen, daß ich sechs Wochen lang mit einer Narrenkappe geklingelt habe, um die Sphärenmusik nicht zu hören? Wollen Sie mir's denn nicht verzeihen um der Qualen willen, die ich diese Wochen über erlitten habe? Ich halt's nicht länger aus — ich ergebe mich auf Gnade und Ungnade — ich kann nicht sein ohne Dich! —“

Ihr geschwächter Körper war dieser Aufregung nicht gewachsen; die furchtbare Spannung, welche ihr Stolz in der letzten Viertelstunde ihren Nerven abgezwungen, ließ nach, ein Zittern durchlief ihre Gestalt, sie tappte mit den Händen um sich, schwankte. Er legte den einen Arm stützend um sie und stieß zugleich mit der andern Hand eine nur leicht angelehnte Glasthür auf.

„Treten Sie hinaus, die Luft wird Ihnen gut thun,“ murmelte er kaum verständlich. Sie traten hinaus in den einsamen Garten. Sein Arm schloß sich fester um sie, er zog sie an sich. Unwillkürlich erwartete er, sie würde sich mit irgend einer Bewegung widerstrebender Angst von ihm losringen; doch nein, sie sah nur aus Thränen überströmten Augen selig zu ihm empor und flüsterte: „Ich sollte Ihnen nicht so leicht verzeihen . . . .“ und angstlos und vertrauensvoll wie ein krankes Kind sich an die Brust der Mutter schmiegt, ließ sie ihr Köpfchen auf seine Schulter niedergleiten und schluchzte vor Glück. Ihn durchfuhr etwas Eigenthümliches. Von unten tönten die Glocken irgend einer Kirche zu ihm herauf. Da küßte er ganz leise mit zärtlicher Andacht ihre Stirn und murmelte: „Meine Braut, mein Heiligthum!“

Sie war gerettet.

V.

Als der General, aus dem Spielzimmer tretend und eben im Begriff fortzugehen, noch einen letzten flüchtigen Blick in den Tanzsaal warf, nahte der Cotillon mit seinen reizend ausgeklügelten Arabesken und Ordensspenden seinem Ende. —

„Eine unselige Idee, in dieser Hitze noch einen Ball zu geben,“ tönte es klagend aus den Reihen der chaperonirenden Damen.

Unter diesen bemerkte er die Baronin, die mit einem außerordentlich verdutzten Gesichtsausdruck, das Lorgnon an den Augen, unruhig in dem Saal herumspähte. Siegburg, welcher, wie der General gewußt, mit Zinka den Cotillon hatte tanzen sollen, tanzte gar nicht. Als der General an ihn herantrat, um ihn nach dem Grund seiner Müßigkeit zu fragen, sagte er ruhig: „Er glaube, Zinka sei unwohl geworden und habe den Ball verlassen.“

Digitized by Google

Die Art, wie er dies sagte, brachte den General auf den Gedanken, daß er die Muthmaßung nur äußere, um irgend eine Uebereilung Zinka's zu decken. Er hatte sie zuletzt in dem Spiegelsaal mit Sempaly gesehen, — er eilte hin, um sie zu suchen. In alle Blumennischen blickte er vergeblich. Er trat in das Boudoir hinter den Säulen, auch das war leer; aber die eiserne Thüre nach dem Garten stand offen. Die Sache wurde ihm unheimlich. Er eilte hinaus.

Draußen herrschte eine unbeschreibliche feuchte Schwüle. Eine hoffnungslose Müdigkeit und beklommene Aufregung überkam ihn. Der Scirocco brütete über Rom mit seinem tödtlich lähmenden Zauber.

— — —

Nordländer, welche nie in Rom waren, machen sich von der Natur des Scirocco keinen Begriff. Die Meisten halten ihn für einen heißen Sturm.

Nein! . . . Wenn die Luft schwül ist, doch feucht, von subtilen Wohlgerüchen durchspielt, nicht durchweht, dann mischt der Scirocco sein Gift. Er mischt es aus dem Duft der Blumen, die er ins Leben ruft, um sie zu verderben — aus den Dünsten des Tiber, dessen gelbe Wellen, wie mit Schlamm vermischtes Gold über die in seiner Tiefe ruhenden Leichen und Schätze dahin rauschen; aus dem Moderhauch der Gräber und aus dem Weihrauchqualm der Kirchen von Rom.

Der Scirocco umgaukelt unsere Seele mit verführerischen Trugbildern und erfüllt unser Herz mit drückender Traurigkeit; er begeistert unsere Einbildungskraft zu großen Thaten und streckt unsern Körper in üppiger Trägheit auf ein Ruhebett aus. Bis in die kühlen Klosterzellen schlüpft er. Er streichelt nach Andacht ringenden jungen Nonnen die bleichen Gesichter und erzählt ihnen einen alten, schönen Traum.

Und Alles, was traurig und Alles was schändlich, und viel von dem, was schön ist in Rom, das hat der Scirocco gezeugt. Er ist der Schöpfer von herrlichen Phantasien und scheußlichen Thaten.

Fast möchte es scheinen, als hätten nach jenem Tag, wo Cäsar unter dem Dolch des Brutus fiel, Scirocco und Tramontana einen letzten Kampf gefochten um Rom — und der Scirocco hätte gesiegt! —

— — —

Ein grauer Wolkendunst bedeckte den Himmel und verschleierte die Scheibe des schon verbleichenden Mondes.

Träumerisch tönte das Geplätscher der Cascade, welche den Quirinalhügel herab von Terrasse zu Terrasse sich aus einer Fontaine in die andere stürzt. Schon blitzte der fahle Morgen ernüchternd in den Zauber der Mondnacht hinein. Licht und Schatten waren ausgelöscht. Das Colorit zeigte den verwischten, ins Graue spielenden Schimmer eines halb weggeriebenen Pastells.

Der General warf spähende Blicke in die Alleen von eckig zugestutzten Lorbeerbüschen, welche reihenweise den Gartenhügel entlang laufen. Aus den Lorbeerbüschen ragten die mächtigen Stämme von immergrünen Eichen empor, bis in die Kronen mit Epheu und Kletterrosen überwuchert. Hin und wieder leuchtete

Digitized by Google

etwas Weißes aus dem abgestorbenen Grün. Er eilte darauf zu — es war eine Statue oder ein Blumenstrauch.

Rosen und Magnolien streckten ihre Kelche lauschend vor. Jeden andern Duft beherrschend, zog der Geruch der Orangeblüthe durch den Sciroccodunst. Bisweilen glitt durch die Blätter, wie ein leichter Schauer oder ein leiser Seufzer, der Fall einer hinsinkenden Blüthe.

Dem alten Herrn stockte der Athem. Er rief: „Zinka, Sempaly!" Niemand antwortete. Plötzlich hörte er leise sprechen aus der berühmten Sarkophag-Allee heraus. Er ging darauf zu. Durch eine Lücke des Blättergewirres drang Morgenlicht. Da, auf einer Bank saßen Zinka und Sempaly Hand in Hand und plauderten weltvergessen innig mit einander. Zinka erblickte den General zuerst. Sie blieb völlig unbefangen.

„Ach, Onkel!" rief sie, „die Mama sucht mich, nicht wahr? O schelten Sie mich nicht, ich bitte Sie! . . ."

Gott! . . . die seligen, unschuldigen Augen, die sie zu ihm aufschlug! . . . Ueber solche Reinheit hatte der Scirocco keine Macht. Ihr konnte der General unmöglich böse sein — ihm aber . . .!

„Sempaly!" rief er entrüstet, „was ist Ihnen eingefallen?"

„Ich habe mich endlich entschlossen, glücklich zu sein," sprach er innig und zog Zinka's Hand an seine Lippen. „Das ist Alles!"

„Nicht wahr, ich hätte ihm nicht gar so schnell verzeihen sollen?" flüsterte Zinka durch des Generals strengen Blick eingeschüchtert und senkte das Köpfchen.

„Man hat Zinka vermißt, Sie wissen, wie böse die Welt ist!" rief der General hastig, ohne die Sentimentalität der Situation zu respectiren.

Sempaly schnitt ihm mit einer ungeduldigen Geberde die Rede ab.

„Eigentlich," murmelte er nachdenklich, „hätte ich Lust, direct mit Zinka in den Ballsaal zu gehen und einigen mir besonders nahe stehenden Persönlichkeiten meine Verlobung mitzutheilen."

Im nächsten Augenblick hatte er sich's schon anders überlegt.

„Ich kann nicht," rief er unruhig, „ich kann leider nicht. Ich muß Dich sogar bitten, Zinka, über unsere Verlobung noch zu schweigen, selbst bei Dir zu Hause."

„Beeilen Sie sich, Zinka," sagte der General trocken, „mein Fiaker wartet auf der Piazza. Wenn ich nicht irre, führt ein Thürchen hier hinaus. Gut, da ist es. Ich werde Ihrer Mama vor mehreren Zeugen sagen, daß Sie unwohl geworden und vor dem Cotillon mit Lady Julia nach Hause gefahren sind."

Nachdem Zinka mit dem alten Vertrauenskutscher des Generals in das Palazetto gerollt war, trafen die Blicke der beiden Männer in einander.

„Unerhört!" stieß der General unwillig hervor.

Da fuhr Sempaly auf. „Denken Sie von mir so schlecht Sie wollen — aber streifen Sie Zinka nie mit dem Schatten eines unreinen Verdachts. Sie wissen, wenn man dem Teufel ein Kreuz vors Gesicht hält, so zerbricht seine Macht!"

Digitized by Google

Ohne ihn einer Antwort zu würdigen, ging der General an Sempaly vorbei und rasch durch den Garten in den Ballsaal zurück.

Er fand noch Zeit, die Thüre des Boudoirs gegen den Garten hin abzuschließen.

Im Tanzsaal erwiderte er der Baronin, die ihn athemlos fragte: „Wo ist Zinka, haben Sie Zinka nicht gesehen?“: „Zinka fühlte sich nach ihrem Sturz nicht recht wohl — sie ist schon vor längerer Zeit mit Lady Julia nach Hause gefahren.“ Er sagte das so deutlich als möglich und in französischer Sprache, damit ihn mehrere Personen hören und verstehen sollten.

„Sie hätten mich auch avisiren können,“ ereiferte sich die Baronin.

„Wir suchten Sie, gnädige Frau, konnten Sie jedoch leider nicht finden,“ entgegnete er.

Er log zum ersten Mal in seinem Leben.

— — —

Den nächsten Morgen besuchte er zu ganz unerhört früher Stunde Lady Julia, um sie in die Mysterien der verflossenen Nacht einzuweihen, auf daß sie nicht zufällig seinen Aussagen widersprache. Da er sie selber zu ihrem Wagen begleitet hatte, so schien Alles vortrefflich geordnet. Obgleich ihr das Lügen ebenso unangenehm war, wie dem General, zeigte sie sich dennoch bereit, seine Fiktion zu unterstützen. Dabei sagte sie ein über das andere Mal: „Armes kleines Ding!“ und „I hope it may all come right!“

VI.

„Liebe Zinka, meine liebe, süße kleine Braut!

„Mein Bruder ist heute Nacht angekommen. Er ist auf dem Wege nach Australien, bleibt zum Glück nur wenige Tage. So lange er aber bleibt, werde ich mir große Entbehrung auferlegen müssen und Dich beinahe gar nicht sehen können, da er von unserer Verlobung nichts ahnen darf.

Soll ich Dir den platten, nüchternen Grund gestehen, der mich zum Verbergen meines Glücks bestimmt? Ich habe in diesen letzten qualvollen Wochen, nur um die Zeit todt zu schlagen, hoch und immer unglücklich gespielt und dem entsprechend Schulden gemacht. Mein Bruder wird sie zahlen wie immer, so lange die Umstände normal bleiben. Aber . . . doch . . . schreiben läßt sich nicht darüber. . . . Glaube nur ja nicht, daß seine engen Ansichten mich Dir gegenüber zu beeinflussen vermögen, wenn ich mich ihm auch anscheinend füge. Ich halte es für unnütz, seinen Zorn herauszufordern. Sobald er sich jedoch eingeschifft hat, steht unserer Verlobung nichts mehr entgegen. Wir heirathen sogleich. Dem fait accompli gegenüber wird er sich fügen. Wenn ich irgend kann, so komme ich heute Abend zu Euch in das Palazetto, um mir einen Kuß und ein freundliches Wort zu holen. Bis dahin bleibe ich, Dich um absolutes Schweigen bittend,

Dein Dir grenzenlos ergebener
N. S.“

Diesen Brief erhielt Zinka den Tag nach dem Ball, da sie etwas später als

Digitized by Google

gewöhnlich und zwar mit wahrem Reconvalescenten-Appetit allein in ihrem Zimmer frühstückte. Sie wechselte die Farbe. Ihre Augen glühten zornig. Seine Kälte, seine Vernachlässigung hatte sie ertragen — der Beweis kleinlicher Schwäche, moralischer Feigheit aber, welchen sein Brief ihr lieferte, erniedrigte ihn in ihren Augen fast bis zur Erbärmlichkeit. Ihr war's, als fiele ein plötzliches Licht auf seine ganze Persönlichkeit; als habe sie nicht ihn, sondern einen ganz Anderen geliebt. Der Sempaly, den sie geliebt, war ein stolzer junger Gott, der sich, wenn es gerade so gekommen wäre, erlauben durfte, von seiner sublimen Höhe herab einem armen, unbedeutenden Mädchen, das ohnehin glücklich genug sein konnte, ihm begegnet zu sein, das Herz zu brechen; aber er war kein charakterloser, nervöser Schwächling, der sich zu allerhand kleinlicher Verstellung bequeme, aus Angst, einem Zornesausbruch seines Bruders die Stirn bieten zu müssen. Sie gerieth außer sich. Ihr ganzer Stolz, der in der letzten Zeit schmerzbetäubt geschlafen, erwachte. Augenblicklich an ihren Schreibtisch eilend, schrieb sie folgende Zeilen:

„Mich gegen den Willen Ihres Bruders mit Ihnen zu verbinden, das wäre ich allenfalls im Stande gewesen. Sie aber hinter seinem Rücken zu heirathen, könnte ich mich nie entschließen. Ich könnte ihm trotzen, aber nie ihn hintergehen. Kommen Sie nicht in das Palazetto, es sei denn, Sie wären vollständig einig mit sich. Nur dann, wenn ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß ich zu Ihrem Glücke nothwendiger bin, als die freundliche Gesinnung Ihres Bruders, könnte ich mich entschließen, Ihnen die Hand zu reichen. Indessen entbinde ich Sie mir gegenüber jeder Verpflichtung und lösche die Worte, welche Sie sich gestern in der Aufregung zu sprechen hinreißen ließen, aus meinem Gedächtniß.

Ihre ergebene Zinka Sterzl."

Dieses sehr kategorische Schreiben steckte Zinka in einen Umschlag, adressirte es, schellte ihrer Jungfer und ertheilte ihr die Weisung, den Brief augenblicklich in das Palazzo di Venezia zu schicken.

„Soll ich um eine Antwort bitten?" fragte die Jungfer.

„Nein!" sagte Zinka kurz.

Kaum war die Jungfer verschwunden, so gerieth die arme Zinka natürlich in eine entsetzliche Aufregung und bereute fast, so zornig geschrieben zu haben. Sie hätte ihm ja Alles, was in dem Briefe stand, sagen können, ohne gerade einen so harten Ton anzuschlagen! Dann durchflog sie seine Zeilen noch einmal, zog die feinen Brauen zusammen, schüttelte das Köpfchen — indem fiel ihr Blick auf ein zweites Schreiben, das man ihr zugleich mit Sempaly's Epistel überbracht, das sie aber anfänglich gar nicht beachtet hatte.

Jetzt erkannte sie die Schrift Truyn's. Hastig erbrach sie es. Das Briefchen enthielt nur wenige Worte:

„Liebe Zinka!

Der Zustand meines armen Kindes hat sich über Nacht bedenklich verschlimmert. Der Arzt gibt wenig Hoffnung. Die Kleine sehnt sich nach Ihnen, wenn sie bei Bewußtsein ist und in ihren Fieberphantasien. Kommen Sie, wenn Sie können.

Ihr alter Freund Truyn.

P. S. Die Krankheit ist nicht ansteckend — eine Lungenentzündung."

Digitized by Google

Zinka fuhr empor. — Sie vergaß Alles — ihr Glück, ihren Schmerz, ihren Zorn, Alles, was mit Sempaly zusammenhing; sie dachte nur noch an die Güte, welche Truyn ihr stets bewiesen, an den Schmerz, der ihm nun drohte.

„Es ist keine ansteckende Krankheit,“ murmelte sie vor sich hin; „der Arme! Auch jetzt noch denkt er an die Andern — während ich . . . ich . . .“ Eine brennende Röthe steigt ihr in die Wangen; sie denkt an den Abend in der Charwoche, da das Kind im Wagen neben ihr zu frösteln begonnen und sie es nicht gemerkt. „Ich hatte den Kopf verloren, weil er ein freundliches Wort zu mir gesprochen —,“ sagt sie über ihre Schwäche entrüstet.

Wenige Minuten später eilt sie athemlos, über den Corso, der Piazza di Spagna zu. Ihr Mädchen hat Mühe, sich ihrem eiligen Schritt anzuschließen. Sie sieht nicht, was um sie vorgeht, bemerkt keinen von den Passanten, stößt auf der Piazza di Spagna beinahe in eine Gruppe von Menschen hinein, die soeben aus dem Hôtel de Londres tritt, und fühlt sich von einer weichen Hand am Arm berührt.

Aufsehend erkennt sie Nini.

„Guten Morgen, wohin stürmen Sie denn so eilig?“ sagt die junge Gräfin freundlich.

Zinka grüßt zerstreut, hastig, — „ich eile in das Hôtel de l'Europe . . . Gabrielle Truyn scheint sehr krank zu sein und verlangt nach mir!“

Jetzt erst bemerkt Zinka, daß neben Nini ein hoher breitschultriger Mann steht, mit stolzer Haltung und schönem braunen Gesicht. Er betrachtet sie mit discretem Wohlwollen und Nini stellt ihr ihn als den Fürsten Sempaly vor. Nun bemerkt sie auch Niklas Sempaly mit Polyxena. Die Leidenschaft leuchtet ihm aus den Augen; dennoch zieht er nur mit der fremdesten Förmlichkeit den Hut. Zinka verliert keinen Gedanken über sein Benehmen, die ganze Begegnung macht auf sie gar keinen Eindruck, sie fühlt sich nur aufgehalten . . . „Verzeihen Sie, Gräfin,“ sagt sie, Nini freundlich zulächelnd und ihr, ohne sich im Geringsten an die sociale Kluft, die zwischen ihnen liegt, zu erinnern, herzlich die Hand drückend, „der arme Graf Truyn erwartet mich!“ Damit eilt sie hinweg.

„Wer ist denn dieses reizende Mädchen, Nini?“ fragte der Fürst; „natürlich hast Du vergessen, mir ihren Namen zu nennen.“

„Ein Fräulein Sterzl, Schwester eines unserer Secretäre,“ antwortet Nini.

„Sterzl?“ wiederholt der Fürst etwas enttäuscht.

„Zenaïde Sterzl!“ ruft Polyxena spöttisch über ihre Achsel hinüber.

Aber dem Fürsten entgeht die Komik, welche sie in die Betonung des absonderlich romantisch plebejischen Namens legt; er ist ein viel zu großer Herr, um sich über kleine Leute zu mokiren, und sagt nur, „Sterzl . . . der Name ist mir übrigens bekannt . . . Sterzl . . . ich habe eine Zeitlang unter einem Obersten Sterzl bei den X . . . Uhlanen gedient. Er war ein sehr anständiger Mensch.“ —

Indessen fliegt Zinka vorwärts in das Hôtel de l'Europe. In dem sonnigen Hof stehen zwei große Rosenbäume in voller Blüthe, ein rother und ein weißer, — zwei kleine, braunlockige Knaben spielen in einem Winkel mit Stöcken Duell — zwei englische Familien in großen Landaus bereiten sich auf eine Ausfahrt vor

Digitized by Google

und schicken immer wieder nach etwas Anderem, das sie noch vergessen haben, in das Hôtel zurück. Der ganze Hof ist voll Rosenduft, Sonnenschein und Heiterkeit. Eine von den Engländerinnen lacht laut auf über irgend Etwas, und eine zweite weist sie leise zurecht. „Hush!“ murmelt sie und deutet zu ein paar Fenstern hinauf, „bedenke die Kranke!“

Zinka wird kalt ums Herz, sie eilt die wohlbekannte Treppe empor. Im Salon sitzt Gabrielle's englische Erzieherin — sehr gerad, sehr bekümmert und sehr unbeholfen. „Darf ich zu der Kleinen?“ fragt Zinka.

„Nein, warten Sie ein wenig, der Arzt ist d'rin.“

Indem tritt Truyn mit dem berühmten Doctor E . . ., dem deutschen Consiliar-Arzt, aus dem Krankenzimmer, nickt Zinka traurig zu und geleitet den Doctor hinaus. Er hat die starren, weißen Züge von sehr guten, selbstlosen Menschen, die gewöhnt sind, ihren Schmerz allein mit sich auszukämpfen.

Da er in den Salon zurück- und an Zinka herantritt, sagt er, ihre Hand in die seine nehmend: „Die Kleine frägt alle fünf Minuten nach Ihnen, aber . . .“ ihr kopfschüttelnd in die feuchten Augen, in das blasse zuckende Gesichtchen schauend, „werden Sie es über sich vermögen, dem Kinde Ihre Besorgniß um dasselbe zu verbergen?“

„Sie können sich auf mich verlassen,“ erwidert Zinka, sich tapfer die Thränen aus den Augen reibend. Zwei Secunden später gleitet sie in das Krankenzimmer, „still und heiter wie ein Sonnenstrahl.“ —

VII.

Irgend Jemand mußte Zinka und Sempaly bei ihrem Mondscheinspaziergang belauscht, oder trotz des Generals Vorsichtsmaßregeln nachträglich davon Kenntniß erhalten haben; der Beweis hiervon war ein abscheulicher Artikel, der in einem französisch verfaßten römischen Blatt am Freitag nach dem Balle erschien.

Der Artikel war: „Ein Mondschein-Cotillon“ betitelt.

Er fing mit einer genauen Beschreibung Zinka's an, welche er seinen Lesern als „Fräulein Z . . . a St . . . l, Schwester eines Secretärs der österreichischen Botschaft“ vorführte, berief sich auf die Sensation, welche sie in dem Jane Grey-Bild bei Ilsenbergh erregt, beschrieb sie als eine begabte Aventurière, eine „professional beauty“ von Rom, und sprach von ihren verschiedentlichen mißglückten Versuchen, eine geschlossene Krone zu erobern; Versuchen, welche schließlich in einem Mondscheinspaziergang culminirt hatten, der kürzlich bei einem Ball der römischen Societät stattgefunden, und an Kühnheit Alles überboten habe, was die Chronique scandaleuse der römischen Fashion bis jetzt zu verzeichnen wisse. „Wird dem Verdienste *seine Krone* werden, wird das »High life« bald eine „mariage dans le monde“ ankündigen können? . . . That is the question!“ So schloß der Artikel.

Das »High life« — so hieß die mit besagtem schönen Artikel verzierte Zeitung — war ein verpöntes Blatt, das von der ganzen Gesellschaft verurtheilt, von einem großen Theil derselben heimlich gehalten, und von einem noch größeren Theil derselben, freilich mit Entsetzen und Entrüstung, aber endlich *doch* gelesen wurde.

An jenem verhängnißvollen Freitag war das »High life« ausverkauft. Ehe

Digitized by Google

die Sonne im Niedersteigen war, befand sich Zinka's Name bereits in Jedermanns Munde.

Was sagte Rom zu dem Artikel? Lady Julia weinte, trank Thee und legte sich zu Bett; Mr. Ellis sagte: „shocking", versicherte seiner Gattin, daß er von Zinka's Unschuld überzeugt sei, und auch, daß sie über die Verleumdung den Sieg davon tragen würde, worauf er phlegmatisch zu andern Dingen überging und zwei volle Stunden eine besonders schwierige Passage auf der Concertina übte.

Die Bräuers, jene schon erwähnten Landsleute der Sterzls, welche theilweise in die römische Gesellschaft aufgenommen, aber zu dem Ball Brancaleone nicht geladen worden waren, trugen am meisten dazu bei, den Artikel zu verbreiten, wobei jeder Theil des seltenen Paares ihn auf seine Weise commentirte.

Frau Bräuer nahm eine Miene perfiden Mitleids an und sagte, die Sache sei sehr bedenklich für Zinka's Ruf, obzwar sie selber an einem unschuldigen kleinen Mondscheinspaziergang mit einem guten Bekannten nichts Sonderbares finde. Herr Bräuer, welchen die ganze Familie Sterzl sehr wenig regardirt hatte — die Baronin aus Hochmuth, Zinka und Cécil aber nur, weil er wirklich ein durch und durch schaler, affectirter und prätentiöser Patron war — versicherte mit dem ironischesten Lächeln: „ihm hätte die Ste. ni-touche-Manier der kleinen Aventurière, die sich so dreist in Kreise eingedrängt hatte, mit denen zu verkehren sie keineswegs berufen war, nie gefallen. Er habe ihr Benehmen von jeher unpassend gefunden; der Herzogin Brancaleone würde es wohl sehr unangenehm sein, daß sich eine so skandalöse Begebenheit in ihrem Hause zutragen konnte, sie würde ein ander Mal sorgfältiger in der Wahl ihrer Gäste sein."

Mesdames Ferguson und de Gandry fanden den Artikel drollig geschrieben; nicht, daß sie solchen Indiscretionen das Wort geredet hätten! — Unter solchen Umständen wäre man ja seines Lebens nicht sicher; freilich in ihrem eigenen Fall müßte sich die Journalistik erst etwas erfinden, was in dem Fall Zinka's wohl nicht nöthig gewesen .... Im Übrigen schickten sie den Artikel allen ihren Bekannten und versicherten sie: „Dies Vorkommniß beweise, wie nothwendig es sei, vorsichtig zu sein bei der Aufnahme einer Fremden in die Gesellschaft. Zinka sei ihnen gleich von Anfang „suspecte" gewesen, „car après tout, ce n'est pas du vrai monde!"

Ueber diese lästerlichen und kühnen Redensarten, welche sich die beiden Damen vor der Fürstin Vulpini vorzubringen erlaubten, und zwar in dem Atelier des Generals Klinger, welches bekanntlich ein beliebter Zusammenkunftsort der Gesellschaft, eine Art fashionables Forum, immer von Besuchen überfüllt war, sobald es ein besonders packendes sociales Ereigniß zu besprechen gab, gerieth die Fürstin außer sich.

„Ich bin eine Oesterreicherin, meine Damen, und als solche in Ideen erzogen, deren Exclusivität sie weder nachzudenken, noch nachzuempfinden vermögen. Ich fühle in jeder Beziehung streng conservativ. Aber Zinka ist eine Elite-Natur, eine reizende Ausnahme, der die Regel Platz macht. Ich hätte es platt und albern gefunden, mir, einem socialen Dogma zu Ehren, das Vergnügen zu versagen, welches der Verkehr mit ihrer liebenswürdigen Persönlichkeit mir bot!"

„Ausnahmen haben es immer schlecht!" murmelte der General.

Digitized by Google

Die Gräfin Ilsenbergh, welche in Ehrensachen ganz ebenso correct dachte, wie in Etiquettefragen, fühlte sich durch den Artikel sehr unangenehm berührt. Sie äußerte ein paar wuchtige Schlagworte gegen die Preßfreiheit, und gestand im Uebrigen, daß die Dinge, gleichviel, ob Zinka schuldig oder unschuldig, für Sempaly schlecht stünden.

Graf Ilsenbergh entwickelte die gewaltigste Beredsamkeit, und hielt eine stupende Vorlesung über die sociale Frage. „Unsere verehrte Fürstin hat ganz Recht," versicherte er; „Fräulein Sterzl ist eine reizende Ausnahme, — wenn man in der Gesellschaft überhaupt für irgend Jemanden vom Hergebrachten abweichen könnte, so müßte man es für sie thun. Aber unser verehrter General hat ebenfalls Recht, Ausnahmen haben es nun einmal überhaupt schlecht auf der Welt und man kann nicht die ganze Gesellschaft in ihrem innersten Wesen bedrohen, um das individuelle Loos des Einzelnen zu erleichtern. Man darf keine Präcedenzfälle schaffen!"

Hierauf fuhr er fort, die schreckliche Unordnung zu betonen, welche einer solchen Mischung der Stände entspränge, verwies seine Zuhörer auf Frankreich und proponirte, zur Befestigung der europäischen Gesellschaft und Beruhigung ehrgeiziger Gemüther, eine strenge Einführung des altindischen Kastensystems. —

Als ihm hierauf seine eigene Frau den Einwand machte, „daß die europäische Gesellschaft noch nicht auf dem von ihm projectirten Gipfel exclusiver Vollkommenheit stehe, und man in Folge dessen, anstatt soweit auszuholen, sich mit der aus ihren jetzigen Mängeln entsprungenen Unannehmlichkeit zu befassen habe —" meinte er: die Sache läge auf der Hand .... „Entweder lügt das »High life«, dann hat Sempaly nichts weiter zu thun, als den Artikel energisch zu dementiren, sein Alibi zu beweisen und dem Redacteur seine Reitgerte um die Ohren zu hauen; ist hingegen die von dem »High life« berichtete Begebenheit eine Thatsache, nun, dann bleibt ihm unter den Umständen und da er sich einem früher völlig unbescholtenen Wesen gegenüber befindet, nichts Anderes übrig, als . . ." er zuckte die Achseln . . .

„. . . Als Fräulein Sterzl zur Gräfin Sempaly zu machen —" rief die Gandry; „ich finde es doch etwas stark, daß eine junge Abenteurerin für das beispiellose dévergondage ihres Benehmens mit einer neunspitzigen Krone belohnt werden soll! Ah Pardon, General . . . ich hatte ganz vergessen, daß sie mit deren Familie befreundet sind!"

„Und ich," rief der General, der todtenblaß vor Zorn aufgesprungen war, mit zitternder Stimme, „ich hätte beim Haar vergessen, daß ich eine Dame vor mir habe!"

Jetzt nahm die Fürstin Bulpini das Wort. „Sie sagten ja selbst, Gräfin," sprach sie, „daß Sie von Anfang an die Intimität mit Zinka gemieden haben. Nun, ich habe Zinka seit ihrer Ankunft in Rom fast täglich gesehen, ich habe ihr Benehmen mit jungen Männern beobachtet, ich habe ihre Gespräche mit jungen Mädchen belauscht, und ich versichere Ihnen, daß man das Wort „dévergondage" auf ihr Benehmen beiläufig so treffend anzuwenden berechtigt wäre, wie auf mein jüngstes Töchterchen, das erst drei Jahre zählt! — Und ist sie in jener Ballnacht wirklich mit meinem Vetter in den Garten hinausgegangen —

Digitized by Google

so ist das nur ein Beweis unvorsichtiger Schwärmerei, ein Beweis von einem so hohen Grad von Unschuld, daß er sie von vornherein gegen alle Gefahren schützen müßte. Ich habe heute Nacht neben Zinka an dem Krankenbett meiner kleinen Nichte gewacht und solch' reinen Blick, solch' freundlich unbefangenes Lächeln wie sie, hat kein Geschöpf, dem eine häßliche Erinnerung die Seele verdunkelt. Ich lege für Zinka die Hand ins Feuer!"

Die Fürstin sah so stolz, so ernst, so hoheitsvoll aus, während sie dies sprach, sie maß die Gandry mit einem solch' wegwerfenden Blick, daß diese, unwillkürlich eingeschüchtert, etwas Unverständliches vor sich hin murmelte, worauf sie sich sammt ihrer Freundin Ferguson zurückzog. Die vier Oesterreicher blieben allein. —

„Wen ich bei der ganzen Sache nicht begreife, das ist Sempaly," sagte die Fürstin. „Gleich nachdem mir dieses abscheuliche Blatt in die Hände gerieth, schickte ich zu ihm in seine Wohnung im Palazzo Venezia. Dort hieß es, er sei soeben mit den Jatinskys ausgefahren. Ich fuhr ins Hôtel de l'Europe, um mit meinem Bruder zu reden. Der schlief gerade. Ich hatte nicht den Muth, ihn zu wecken. Zu was auch, nützen hätte er doch nichts können, und ich mochte seine Freude über die eingetretene Besserung in der Gesundheit der Kleinen nicht stören. — Und so bin ich denn zu Ihnen gekommen, um Ihnen mein Herz auszuschütten, General!" —

„Sempaly wird den Artikel noch nicht gelesen haben," muthmaßte Ilsenbergh. Die Fürstin zuckte die Achseln. Die Gräfin Ilsenbergh äußerte ein letztes Mal: „daß die Sache sehr unangenehm sei und daß sie Alles vorausgesehen habe," worauf sie ihren Gatten mit großer Mühe davor zu bewahren vermochte, noch eine zweite Vorlesung zu halten, und aufstand, um sich zu entfernen.

In diesem Moment trat der Fürst Vulpini mit freudestrahlendem Gesicht in das Atelier. „Ah, vous voilà, ich habe im Vorübergehen die Wagen unten erkannt," rief er: „Wißt Ihr das Allerneueste?"

„Sempaly hat sich mit Zinka verlobt?" rief die Fürstin.

„Nein . . .," erwidert der bekanntlich ultrapäpstlich gesinnte Principe; „der Wind hat heute Nacht die italienische Fahne vom Quirinal herabgerissen! — Hoch lebe die Tramontana!"

VIII.

Ein paar Minuten später war der General allein. Einen Moment zögerte er, dann nahm er seinen Hut und eilte mit raschen energischen Schritten in das Palazetto, um sich über die Situation zu orientiren. Er war zugleich einer derjenigen, welche am spätesten von dem skandalösen Artikel erfuhren, und auch einer von jenen, die sich dadurch am tiefsten verletzt fühlten. Vielleicht hatte sich Sempaly bereits mit Zinka verständigt, sagte er sich, und bei diesem Gedanken beschleunigte er den Schritt.

Es war der Jour der Baronin. Die alberne Frau saß geziert und geschniegelt, die eine Hand mit einem perlgrauen Handschuh bekleidet und affectirt mit dem zweiten tändelnd, hinter einem Plateau mit Foudants. „Voilà qui est gentil!" rief sie, als der General eintrat. Diese stereotype Willkomms-

Digitized by Google

Formel flatterte von ihren schmalen Lippen immer ohne die geringste Variante allen ihren Besuchern kühl und farblos wie eine Schneeflocke entgegen.

Kaum, daß er die Baronin begrüßt, sah sich der General nach Zinka um, ohne sie anfänglich finden zu können. Erst, als ihm ein heiteres Stimmchen zurief: „Da bin ich Onkel, kommen Sie und geben Sie mir einen Kuß!“ erspähte er sie. In dem finstersten Winkel des Salons, in einem großen Fauteuil zurückgelehnt, sah sie übernächtig und schläfrig, aber wunderhübsch und äußerst vergnügt aus.

„Ach Onkel, ich bin müde, müde, Sie glauben's gar nicht, wie müde!“ rief sie, ihre Wangen liebkosend an seine Hand schmiegend, „und die grausame Mama behauptet, ich müsse trotzdem in dem Salon bleiben, weil es ihr Jour ist, und da schlaf ich denn, da sich Gott sei Dank bisher noch keine Besuche eingefunden haben, beinahe die ganze Zeit hindurch hier in meinem Fauteuil. Ich habe die gestrige und heutige Nacht neben Gabrielle verbracht ohne das Auge zu schließen. Ich freute mich darüber, daß mein kleiner Schatz die Arznei von Niemandem als von mir nehmen wollte, und ich freute mich, als die Kleine heute Nacht endlich durch meine Märchen eingewiegt, an meiner Schulter einschlief. Aber, als ich dann, aus Angst sie zu stören, sechs Stunden still sitzen mußte, ohne mich auch nur rühren zu dürfen, da fühlte ich mich doch wie ans Kreuz genagelt! Und heute bin ich krumm und lahm.“ Dabei reckte sie ihren schlanken Hals nach rechts und links, und machte eine allerliebste, Müdigkeit ausdrückende Bewegung mit der Schulter.

„Sie sollten sich zu Bett legen,“ ermahnte der General väterlich.

„Bewahre. Ich habe schon Vormittags geschlafen. Auch ist mir meine Müdigkeit selbst von recht nebensächlicher Bedeutung. Die Hauptsache ist, ... meine kleine Kranke ist außer Gefahr. Ach, wenn ihr etwas geschehen wäre!“

Zinka schauderte; „ich mag mir die Trauer gar nicht ausdenken! Graf Trutyn bildet sich fest und steif ein, ich hätte zu der Besserung seines Kindes etwas beigetragen, und beim Abschied küßte er mir aus Dankbarkeit die Hände, als ob ich das leibhaftige Bambino gewesen wäre. Ich lachte ihn aus und weinte dabei, und jetzt ist mir das Herz so leicht — so leicht, wie ein Kinderballon, den man an einem Bindfaden zurückhalten muß, damit er nicht kerzengerade in den Himmel hinauf fliegt. Aber, was machen Sie denn für ein Gesicht, freuen Sie sich doch mit mir, Onkel ...“

Die Baronin warf einen Blick auf die Uhr und äußerte ihre Verwunderung darüber, „daß heute noch kein Mensch gekommen sei.“

„Sie sind offenbar kein Mensch, Onkel, nein, nur mein lieber, grillenhafter, alter Freund,“ sagte Zinka mit ihrem gerührt klingenden, weichen Lachen. Sie hatte heute eine ganz besonders zuthunliche, träumerische Anmuth. Dem alten Herrn gingen die Augen über, das Herz blutete ihm in der Brust.

Indem näherte sich der Thür ein rascher, schwerer Tritt, der Tritt eines Mannes, der ein schweres Unglück mitschleppt; die Thür wurde aufgerissen, und gelb, keuchend, den Schaum auf den Lippen, ein Zeitungsblatt in der Hand, stürzte Sterzl herein.

„Was hast Du, was ist geschehn?“ rief Zinka sehr besorgt.

Digitized by Google

Er aber beugte sich mit einem schrecklichen Blick über sie.

„Warst Du bei dem Ball während des Cotillons wirklich mit Sempaly in dem Garten?“ röchelte er.

„Ja!“ sagte sie zitternd.

Er zuckte zusammen, schwankte — dann richtete er sich hoch auf, und warf ihr das Zeitungsblatt verächtlich vor die Füße — ihr, seinem Schmetterling, seinem Sonnenstrahl!

„Lies,“ befahl er kurz.

Der alte Herr wollte ihr den Artikel entreißen, Sterzl aber hielt ihn mit Gewalt zurück. „Ihr Zartgefühl ist hier nicht mehr am Platz,“ sagte er mit erloschener Stimme. „Die kann Alles lesen.“

Zinka las. Plötzlich sprang sie auf, stieß einen kurzen, scharfen Schrei aus, das Blatt entglitt ihrer Hand.

Das Alpha und Omega der ganzen Sache verstand sie auch jetzt nicht, sie wußte nicht, wessen man sie eigentlich beschuldigte; nur daß es sich um etwas Abscheuliches, Widerliches und Schändliches handle, begriff sie.

„Cécil!“ rief sie empört und bohrte die großen Augen in die seinen, „Cécil!...“ dann bedeckte sie ihr anfangs tief erblaßtes, jetzt wie mit Purpur übergossenes Gesichtchen mit beiden Händen.

Die Unsinnigkeit seines Verdachtes wurde ihm klar; er bereute nun auf das Heftigste seinen Jähzorn und seine Rohheit. „Zini! verzeih' mir, ich war toll, ganz toll!“ sprach er, und versuchte sie in seine Arme zu schließen. Sie aber wehrte ihn von sich ab.

„Laß mich! laß mich!“ stöhnte sie, „ich kann Dir nicht verzeihen. O Cécil! und wenn es in allen Zeitungen der Welt gestanden hätte, Du habest falsch gespielt, denkst Du, ich hätte es geglaubt?“

Er senkte fast demüthig das Haupt. „Das ist doch etwas Anderes, Zini,“ murmelte er; „ich sage es nicht, um mich zu vertheidigen, aber es ist etwas Anderes. Du kannst das eben nicht verstehen, weil Du ein Kind, ein Engel bist, mein armer, armer Schmetterling!“ Er zog sie nun mit Gewalt an seine Brust und preßte mitleidige Küsse auf ihr blondes Haar; doch drückte ihre Haltung immer noch das stärkste Widerstreben gegen ihn aus.

„Um was handelt sich's?“ fragte die Baronin indessen zum zwanzigsten Male. Da sie noch immer keine Antwort erhielt, bückte sie sich endlich nach dem Zeitungsblatt, das vergessen auf dem Teppich lag, erblickte den bezeichneten Artikel, las etwas davon und brach hierauf in einen Strom von Klagen gegen ihre Tochter aus, zählte alle Vergehen auf, deren Zinka sich während ihres ganzen Lebens, und besonders in letzterer Zeit schuldig gemacht, und schloß endlich mit den Worten: „Du kannst Cécil noch um seine ganze Carrière bringen!“

„Still, Mutter!“ gebot Sterzl ungeduldig. „Wer denkt jetzt noch an meine Carrière, — an unsere Ehre haben wir zu denken, und an ihr Glück!“ Dann sich besorgt über die vor Schrecken und Schmerz zitternde Gestalt seiner Schwester beugend, drang er in sie: „Sprich, Zini! erzähle mir genau, wie sich Alles zugetragen hat!“

Sie hatte sich von ihm losgewunden, die Arme fest an die Brust gepreßt,

Digitized by Google

stand sie nun vor ihm — ihre Haltung hatte etwas Erstarrtes und ihre Stimme klang flach und monoton, während sie ihm mit der unschuldigsten Gewissenhaftigkeit, zitternd und erröthend, ihren armen kleinen Bericht erstattete.

Da sie geendet, athmete Sterzl schwer — „und seitdem hat Sempaly nichts von sich hören lassen?" frug er.

„Den nächsten Morgen schrieb er mir."

„Zinka, sei mir nicht böse, zeig' mir den Brief!"

Sie verließ den Salon, kam bald darauf mit dem Schreiben und reichte es Sterzl. Dieser las dasselbe sehr ernst und offenbar mit der größten Aufmerksamkeit durch, runzelte die Stirn und frug, den Brief langsam zusammenfaltend: „Hast Du ihm geantwortet?"

„Ja!" erwiderte sie kurz.

„Und was?"

„Sehr einfach . . . ihn ohne die Einwilligung seines Bruders zu heirathen, wäre ich bereit, aber seinen Bruder zu hintergehen — nicht!"

Inmitten all' seines Jammers brach ein Licht zärtlich brüderlichen Stolzes aus Sterzl's düsteren Augen.

„Brav, Zini!" murmelte er, „und diese Antwort hat er schweigend hingenommen?"

Zinka mußte sich erst besinnen. „Ja," sprach sie dann, „nein . . . doch nicht, er hat mir ein Billet ins Hôtel de l'Europe geschickt."

„Und was schrieb er darin?"

„Ich habe es noch nicht gelesen, es kam gerade, während es mit Gabrielle am schlimmsten stand, und dann vergaß ich daran . . . aber . . .," in die Tasche ihres blauen Sergekleides greifend, „da ist's." —

Sterzl schüttelte den Kopf, musterte seine Schwester mit einem eigenthümlichen Blick, worauf er das Billet erbrach. Es enthielt die Worte:

„Mein Glück, mein Heiligthum, meine liebe, stolze, zornige kleine Braut!

Gleich nach Empfang Deines wilden Briefchens stürzte ich zu Euch. Der Portier meldete mir, Du seiest nicht zu Hause, sondern an dem Krankenbette Deiner kleinen Freundin Gabrielle. Ich wage natürlich nicht, Dich neben dem armen Kind zu stören, obzwar ich gerade heute gern ein paar Jahre meines Lebens hergäbe, um einen Blick, um einen Kuß von Dir. Lieber als Dich verlieren, breche ich augenblicklich mit Allem. Befiehl und ich gehorche . . . Aber nein, ich muß doch Vernunft haben für zwei, muß warten, bis meine Geschäfte geordnet sind. Es geht nicht anders — verzeih' mir. Ich küsse Deine Hände und den Saum Deines Kleides — ich bin Deiner nicht würdig, aber ich liebe Dich grenzenlos. Sempaly."

Nachdem Sterzl die Lectüre dieses äußerst charakteristischen Schriftstückes beendet, ging er ein paar Mal mit schweren Schritten auf und nieder, schließlich blieb er vor seiner Schwester stehen, nahm ihre Hand, küßte dieselbe und sprach: „vergieb mir, Zini, — ich bin stolz auf Dich, Du hast Dich benommen wie ein Engel . . . er aber . . . er ist ein erbärmlicher Schuft!" — —

Das jedoch vertrug sie nicht. „Ich vertheidige ihn nicht," rief sie mit er-

Digitized by Google

hobener Stimme, „das Eine aber steht fest; er liebt mich und versteht mich. Er hätte nie an mir gezweifelt ... und ... und ..."

Doch umsonst suchte sie nach einem weitern Wort, das sie zu seinen Gunsten hätte sprechen können — sie fand keines. Da raffte sie recht mühsam ihren Stolz zusammen, und schritt, den Kopf hoch in der Luft, der Thüre zu. Als sich dieselbe hinter ihr geschlossen, hörte man sie schluchzen.

Die Baronin machte Miene, ihr nachzueilen. Sterzl vertrat seiner Mutter den Weg.

„Wohin willst Du?" frug er streng.

„Zu Zinka! Ich muß ihr doch klar machen, was sie eigentlich angerichtet hat. Unerhört ..., mit dreizehn Jahren war ich nicht so tactlos!"

Sterzl lächelte sehr bitter. „Mag sein, Mutter," sprach er; „doch bitte ich Dich entschieden, Zinka vorläufig allein zu lassen, sie leidet ohnehin schwer genug!"

„Soll man ihre Kopflosigkeit hinnehmen, ohne ihr auch nur einen Verweis zu geben?" eiferte die Baronin.

„Ja, Mutter," sprach er fest, „es ist nicht an uns, ihr Vorwürfe zu machen; an uns ist es, sie zu schützen und zu trösten!"

Der Diener meldete, daß servirt sei. Sterzl forderte den General dringend auf, zu Tisch zu bleiben, da, wie er versicherte, er noch mancherlei mit ihm zu besprechen habe. Er wollte es offenbar vermeiden, mit seiner Mutter allein zu sein. Ehe er sich zu Tisch setzte, verfügte er sich noch zu Zinka, um nachzusehen, ob sie nicht wenigstens eine Tasse Bouillon nehmen wolle; doch kam er bald und sehr verstört zurück. „Sie hat gar nicht mit mir reden mögen," murmelte er, „sie ist ganz außer sich ..."

Bei Tisch saß er stumm, aß nichts, trank wenig, zerkrümelte sein Brot und quälte seine Serviette.

Jedesmal, wenn unten die Thüre ging, wandte er horchend den Kopf. Die Mahlzeit wurde rasch und zerstreut abgefertigt. Als man in dem Salon den Kaffee nahm, brachte der Diener einen Brief für Sterzl. Dieser nahm ihn hastig, musterte spähend die Adresse, erkannte die Schrift nicht und erbrach endlich den Umschlag. Er enthielt nichts, als einen halben Briefbogen, auf dem mit wenigen scharfen Strichen eine leichtfertige Caricatur hingeworfen war — Sterzl als Auctionator, den Hammer in der einen, ein kleines Püppchen in der andern Hand, vor ihm die geschlossenen Kronen von Rom.

Sterzl erkannte sich im ersten Augenblick, und wenngleich die Schwerfälligkeit seiner Gestalt auf das Lächerlichste übertrieben und sein ganzes Aeußere sehr grotesk dargestellt war, zuckte er nur die Achseln dazu und meinte gleichgültig: „Die Leute denken wirklich, daß mich heute so etwas noch kränken kann. Da sehen Sie selbst, Herr General! Sempaly wird wohl der Schöpfer dieses Meisterwerks sein!"

Natürlich hätte der General das Bild am liebsten vernichtet, ehe es Sterzl verstanden; doch früher, als er sein Vorhaben auszuführen vermocht, blickte Jener ihm über die Schulter, dann entriß er ihm das Blatt. „Da steht ja etwas geschrieben," bemerkte er, die in Sempaly's lässiger, undeutlicher Schrift in eine

Digitized by Google

Ecke gedrängten Worte entziffernd: „Mademoiselle Sterzl zum ersten . . . zum zweiten . . . und zum dritten Male! — Ah! jetzt begreife ich!"

Das Blut stieg ihm zu Kopf, er athmete laut und mühsam.

„Diese Zusendung ist eine Erbärmlichkeit," rief der General; „Sempaly hat die alberne Charge gezeichnet, ehe er Zinka kannte, ich war dabei!"

„Was bedeutet das!" entgegnete Sterzl; „die Sache bleibt im Grunde genommen dieselbe. In dieser Weise also hat man die Situation aufgefaßt? . . . Eigentlich hatten die Leute Recht, ich habe eine glänzende Partie für Zinka gesucht; . . . nun . . . ich meinte es gut, aber . . . ich habe uns Alle lächerlich gemacht, und meine Schwester ruinirt!"

Seine Unruhe steigerte sich unerträglich. Unaufhörlich ging er auf und ab, blieb plötzlich stehen, trat an das offene Fenster, horchte hinaus und begann von Neuem auf und nieder zu gehen.

„Sempaly ist mir unbegreiflich," murmelte er, „unbegreiflich. — Ich habe in der letzten Zeit überhaupt nicht mehr viel von seinem Charakter gehalten; aber solcher Nichtswürdigkeit und Grausamkeit hätte ich ihn nicht fähig geglaubt. Was sagen Sie dazu, daß er sich heute nicht blicken läßt?"

„Er wird das Blatt ganz einfach nicht gesehen haben," muthmaßte der General; „er ist mit seinem Bruder und seinen Cousinen ausgefahren."

„Nun, ich setze den Fall, er habe die Zeitung nicht gelesen," meinte Sterzl; „immerhin bleibt es sehr sonderbar, daß er, so wie die Sachen zwischen ihm und Zinka stehen, zwei Tage verstreichen läßt, ohne den Versuch zu machen, sie zu sehen."

Der General schwieg.

„Hm! Sie kennen ihn besser als ich," begann Sterzl nach einer Weile von Neuem, „und sie haben ja, wie die Kleine erzählte, theilweise dieser romantischen Mondscheinverlobung beigewohnt. Glauben Sie, daß er die Absicht hat, Zinka . . . zu heirathen?"

„Ich weiß, daß er wahnsinnig in sie verliebt ist, und selbst die Ilsenberghs, welche vor mir mit der Fürstin Bulpini die Angelegenheit besprochen, sehen nicht ein, wie er, ganz abgesehen, ob ihn sein Gefühl dazu bestimmt, es umgehen könnte, ihr seine Hand anzubieten," antwortete der alte Herr ausweichend.

„Vederemo!" murmelte Sterzl. Er blickte auf die Uhr, „halb zehn!" rief er aus, „die Sache wird immer unerklärlicher, ich möchte doch noch einmal in den Palazzo Venezia, nach ihm sehen; vielleicht weiß sein Jäger wenigstens, wo er ist, wann er zurückkommen soll. Ich bitte Sie, erwarten Sie mich hier, Herr General," und ganz leise setzte er hinzu, „verhindern Sie meine Mutter, Zinka aufzusuchen; die Kleine wäre der Aufregung nicht gewachsen."

Er eilte fort. Eine halbe Stunde später kehrte er zurück.

„Nun?" frug der General.

„Er ist mit dem Fürsten, den Jatinskys und Siegburg schon um ein Uhr nach Frascati gefahren," sprach Sterzl dumpf. „Als ich den Jäger frug, ob er heute noch zurückkehren werde, erhielt ich zur Antwort: „ja gewiß, denn der Herr Graf reist morgen um elf Uhr mit Sr. Durchlaucht ab . . ." Ja, er hat gezögert, seine Verlobung zu erklären, aus Angst vor einer Scene mit seinem

Digitized by Google

Bruder — er reist ab aus Angst vor einer Scene mit mir — das ›High life‹ lag aufgeschlagen auf seinem Schreibtisch! —“

Sie vernahmen das Rauschen eines leichten Gewandes. Sie sahen sich um — hinter ihnen stand Zinka mit verworrenem Haar und ängstlich horchenden, schrecklich verweinten Augen.

„Zinka!“ rief Sterzl, entsetzt auf sie zueilend. Ihre Augen wurden starr, sie schwankte, tastete unruhig um sich herum — und sank dann ohnmächtig in seine Arme. Er drückte ihr blondes Köpfchen liebkosend an seine Schulter und trug sie fort. —

IX.

Sempaly hatte ein außerordentlich reizbares Nervensystem und ein sehr sensitives Ohr, in Folge dessen auch eine fanatische Abneigung gegen Scenen, die mit Aufregung und lauten Worten verbunden sind. Außerdem hatte er eine, verwöhnten Schicksalskindern übrigens häufig eigenthümliche Gewohnheit, unvermeidliche Unannehmlichkeiten nur recht weit hinauszuschieben in der Hoffnung, irgend ein Deus ex machina würde schließlich doch Alles bequem applaniren.

Seine Neigung für Zinka war durchwegs echt, zugleich leidenschaftlich und zärtlich. Weit davon zu erblassen, hatte sie in den letzten drei Tagen eher zugenommen. Wenn die träumerisch und unschuldig im Mondschein mit ihm verplauderte Stunde Zinka's Sehnsucht momentan beruhigt, so hatte sie im Gegentheil die seine nur gesteigert, wenn seine ängstliche, verstellte Handlungsweise ihn vor Zinka erniedrigt, so hatte ihre einfache stolze Haltung ihren Reiz auf ihn noch erhöht.

Er litt Folterqualen, was jedoch nicht verhinderte, daß er seine enormen Schulden ruhig von seinem gutmüthigen älteren Bruder begleichen ließ und daß er sogar, um diesen braven, ehrlichen Bruder zu begütigen, fortfuhr, seinen Cousinen anscheinend den Hof zu machen.

Zu seiner Entschuldigung muß übrigens angeführt werden, daß er letzteres nicht so sehr absichtlich, als instinctiv that, weil er, mit einem unüberwindlichen Hang zur Liebenswürdigkeit behaftet, sich's nicht versagen konnte, sein Möglichstes zur Verbreitung einer angenehmen Stimmung in seiner Umgebung beizutragen und sei's auch auf Kosten seiner Gewissenhaftigkeit.

Wenn er während dieser drei Tage nur einmal mit Zinka zu reden vermocht, so hätte sich vielleicht Alles anders gestaltet. Ihm wär's wahrscheinlich leicht gelungen, sich durch den beinah unwiderstehlichen Zauber seiner Persönlichkeit das bei ihr verlorene Terrain zurückzuerobern; sie hätte ihn möglicher Weise durch ihre stolze Ehrlichkeit zu einer geraden Handlungsweise beeinflußt. Aber Zinka an dem Krankenlager ihrer kleinen Freundin stören, konnte er nicht, und eine trockene Auseinandersetzung mit Sterzl vom Zaun zu brechen, lockte ihn wenig. So ließ er eine Stunde um die andere verstreichen, bis am Freitag Vormittag im Palazzo Venezia, mit einer verstellten Schrift an ihn adressirt, das unselige Zeitungsblatt in seine Hände fiel. Er gerieth in große Aufregung; schon war er im Begriff, in das Palazetto zu stürzen, da erinnerte er sich, daß ihn um ein Uhr sein Bruder zu einer Partie nach Frascati abholen solle. Er

Digitized by Google

tauchte die Feder ein, um ein Absagebillet in das Hotel de Londres zu senden, als es plötzlich an seine Thür klopfte und eine halbe Stunde vor der vereinbarten Zeit sein Bruder mit den beiden Cousinen eintrat.

„Welche unerwartete Ueberraschung ... welche Ehre!“ sprach Sempaly betroffen.

„Das wollen wir meinen,“ lachte Polyxena, „hm! es riecht etwas stark nach türkischem Tabak bei Dir, aber das Ensemble ist hübsch.“

Indessen spähte Nini mit ihren schüchternen Rehaugen still und aufmerksam herum. Bekanntlich gehört eine Junggesellenwohnung zu den interessanten Mysterien, mit denen sich die Neugier junger Damen gar viel zu schaffen macht.

„Die Mädchen wollten durchaus Deine Garçonhöhle sehen,“ rief der Fürst heiter, „und da mußte ich sie denn nolens volens heraufführen, während Siegburg unten die Mama unterhält!“

„Du hast selbst proponirt, Oscar,“ rief Nini.

Während Sempaly, sich tief verbeugend, galant sprach: „Von diesem Augenblick an sind diese Räume geweiht!“ — lag die ganze Zeit das »High life« auf seinem Schreibtisch und eine eiserne Faust schnürte ihm das Herz in der Brust zusammen. Wäre sein Bruder allein heraufgekommen ... aber mit den zwei Mädchen! ... Die Situation war wirklich fatal.

Xena fing nun an, mit neckischem Uebermuth in seinen Nippes herumzustöbern, seine Bücher aufzuschlagen, wagte sich lachend an seinen Schreibtisch heran und streckte die schmale Hand nach dem »High life« aus.

„Halt da!“ rief Sempaly, „das ist nichts für Dich, Xena.“

„Non toccare,“ sagte der Fürst gutmüthig lachend, „es ist nicht gerathen für ein so junges Dämchen wie Du, die Gegenstände in einer Junggesellenwohnung gar zu genau zu untersuchen; man hat einen Scorpion angefaßt, eh' man sich dessen versieht. Uebrigens dürfen wir die Mama nicht länger warten lassen, Kinder; mach' Dich fertig, Nicki.“

Sempaly suchte erst Ausflüchte, dann überlegte er, daß es wirklich nicht der Mühe werth war, Oscar noch die letzten Stunden zu verbittern, daß man dies doch noch anders arrangiren könne — bat, ihm Zeit zu gönnen, ein Billet hinzuwerfen, und kritzelte in der That an Sterzl einen kurzen Brief, in dem er in aller Form um Zinka's Hand anhielt. Diesen Brief übergab er unten im Vorübergehen dem Portier mit der Weisung, ihn auf das Secretariat hinaufzutragen. —

Anfänglich war er jetzt ganz zufrieden mit sich; aber je weiter der Nachmittag hereinbrach, desto peinlicher steigerte sich seine Unruhe und daran waren hauptsächlich die zärtlichen Blicke schuld, mit welchen der Fürst abwechselnd ihn und Nini betrachtete. Immer mehr hatte er die Empfindung, als dränge man ihn in eine Sackgasse. In der Villa Aldobrandini traf er eine letzte Vorsichtsmaßregel. Neben der großen Fontaine befand er sich plötzlich mit Nini allein, was hauptsächlich der Bereitwilligkeit des Restes der Gesellschaft, ihm ein tête-à-tête mit der jungen Dame zu verschaffen, zuzuschreiben war. Diesen günstigen Moment benutzte er dazu, sich sein Herz zu erleichtern. Er nannte sie seine Schwester, gestand ihr seine heimliche Verlobung, und bat sie um ihre Freundschaft für

Digitized by Google

seine Braut. Nini, der es war, als stieße man ihr einen Dolch in die Brust, hielt sich sehr tapfer und bemühte sich natürlich, wie alle edlen weiblichen Gemüther, schon aus Angst ihren Herzenszustand zu verrathen, seiner Verlobung einen Beifall zu zollen, welchen sie unmöglich fühlen konnte.

Er küßte ihr gerührt die Hand und wich den Rest des Tages nicht von ihrer Seite.

Der Fürst, welcher diese heimlichen Conferenzen zwischen dem jungen Paare merkte, schmunzelte verständnißvoll, und theilte der Gräfin Jatinsky freudig seine Beobachtungen mit.

Eine sehr warme, große Natur ohne jegliche Subtilität, vermochte er es nicht zu begreifen, von was ein junger Mann einem jungen, sehr schönen Mädchen zugleich so geheimnißvoll und zärtlich erzählen könne, wenn nicht von seiner Liebe zu ihr.

Der Tag ging vorüber; mit einer Unvorsichtigkeit, die sich nur Ausländer in Rom zu Schulden kommen lassen, machte man sich sehr spät auf den Heimweg und traf im Hôtel de Londres erst gegen zehn Uhr ein. Hier erreichte Sempaly die Nemesis. —

Zu Ende des Soupers, welches von der kleinen Gesellschaft in den Appartements der Jatinsky eingenommen wurde, und bei welchem die geheimnißvollen Vertraulichkeiten zwischen Sempaly und seiner Cousine sich weiter spannen, erhob der Fürst mit einem Lächeln, das den intensivsten Stolz auf seine schlaue Divinationsgabe verrieth, sein Glas, und rief: „Auf das Wohl unseres Brautpaars!“

Nini wurde dunkelroth — Sempaly sehr blaß. Er hatte das Ende der Sackgasse erreicht. An die Wand gedrängt, blieb ihm nun nichts weiter übrig, als sich umzudrehen und dem unentrinnbaren Feinde die Stirne zu bieten. Ein unwiderstehlicher Drang befiel ihn, sich die widerliche Maske vom Gesicht herunterzureißen.

„Von welchem Brautpaar sprichst Du?“ frug er.

„Nun, thu' nur nicht so geheimnißvoll, Nicki!“ rief der Fürst herzlich, „von Dir und . . .“ ein Blick auf Gräfin Nini veranlaßte ihn, zu verstummen.

„Von mir und Fräulein Zinka Sterzl,“ sagte Sempaly mit Nachdruck und die Worte zornig hervorstoßend.

Dem Fürsten schoß alles Blut zu Kopf; er verlor vor Zorn und Schrecken für einen Augenblick die Sprache. Die Gräfin Jatinsky lächelte betroffen, Polyxena verzog spöttisch den Mund und Nini reichte dem Taugenichts die Hand und versicherte: „An mir soll Deine Braut immer eine Freundin finden.“

Nun aber brach die Entrüstung des Fürsten los — er tobte geradezu, schwor, daß er dieses unsinnige Ehebündniß niemals zugeben würde, begriff nicht, wie sein Bruder sich im vernünftigen Mannesalter noch solch' knabenhafte Thorheiten in den Kopf zu setzen vermocht. Die Damen zogen sich zurück. Sempaly, dessen ganzes früher so unschlüssig hin und her schwankendes Wesen plötzlich in einer Art eisigen Trotzes erstarrt war, ließ von einem Kellner die verhängnißvolle Nummer des »High life« bringen. Als der Fürst jedoch den skandalösen Artikel gelesen, war sein erstes Wort nur: „Da entstünde schöne Unordnung auf der

Digitized by Google

Welt, wenn Jeder, der sich von einer hübschen Abenteurerin zu einer Unvorsichtigkeit hinreißen ließe, durch eine Heirath dafür büßen sollte!"

Bei dem beleidigenden Ausdruck, mit welchem der Fürst Zinka bezeichnet, fuhr Sempaly auf. — Er schonte sich nicht; mit dem rücksichtslosesten Freimuth, mit vollständiger Objectivität und scharfer Redegewandtheit führte er das Plaidoyer für Zinka gegen sich. Egoistisch, nervös, physisch und moralisch verzärtelt, war er doch von aller Gemeinheit frei. Er konnte jetzt kein Maß in seiner Selbstanklage finden; es kam ihm vor, als ob er durch die Invectiven, die er immer freigebiger auf sich häufte, die Niedrigkeiten auszulöschen vermöge, zu denen er sich in den letzten Tagen verleiten ließ. Er erzählte Alles; daß er Zinka vom ersten Augenblick an geliebt, daß er hart daran gewesen, ihr seine Hand zu bieten, und ihn nur ein Zufall im rechten Moment aus allen Himmeln seiner Begeisterung heruntergerissen; — erzählte, wie er sie vernachlässigt, wie er durch beständigen Verkehr mit seinen schönen Cousinen eine Schranke aufzurichten versucht zwischen Zinka und dem Drängen seines Herzens, — wie er unerwartet bei Brancaleone mit ihr zusammengetroffen, und wie, als er sie dann plötzlich in seinen Armen von ihrem Sturz aufgerichtet, die Leidenschaft über ihn gekommen war gleich einer bösen Gewalt; — ja, er erzählte Alles, Alles, bis zu dem Moment, wo sie das Köpfchen auf seine Schulter gelegt. „Vor solcher Unschuld beugt man das Knie!" schloß er „und, daß das Gute, was ich von ihr gesagt, nicht übertrieben, kann Dir ganz Rom bestätigen; frage, wen Du willst, Marie Vulpini, Truyn, ja die Ilsenberghs selbst, — Siegburg hier!"

Der Fürst wendete sich an diesen. „Ich verstehe mich in das Ganze nicht hinein. Ist das, was er von dem Mädchen spricht, wahr oder phantasirt er?" frug er ihn.

Siegburg's Antwort war einfach, warm und klar. Bekanntlich ist es einem jungen Manne schwer, ein sehr schönes Mädchen in unschädlicher Art zu loben. Das Zeugniß, welches er für Zinka ablegte, war ein kleines Meisterstück von tactvoll zurückhaltendem, achtungsvoll gedämpftem Enthusiasmus.

Das Gesicht des Fürsten verdüsterte sich mehr und mehr. „Es handelt sich doch um das junge Mädchen, dem wir neulich auf dem Platz hier begegnet sind?" frug er.

„Ja!" erwiderte Sempaly.

„Sie ist die Schwester des Legationssecretärs, den mir der Botschafter gestern vorgestellt hat, und die Nichte meines alten Obersten?"

„Ja!"

„Nach dem, was Ihr alle sagt, eine nicht nur völlig unbescholtene, sondern allgemein beliebte Persönlichkeit?"

„Ja!"

Der Fürst schwieg einen Augenblick. Er wurzelte mit allen Fibern seines Wesens in den Gewohnheiten der Kaste, in der er geboren, für die er erzogen war. Die Verbindung zwischen einem Fräulein Sterzl und einem Sempaly war für ihn eine Ungeheuerlichkeit. Er besaß im höchsten Grade die Achtung vor der Tradition, das was der Graf d'Alton Shée „le respect des ruines" nennt;

Digitized by Google

aber es mußten schöne, großartige Ruinen sein, sonst machten sie ihm keinen Eindruck.

Den Kopf in der Hand, saß er noch immer an dem unabgedeckten Soupertisch, auf welchem das Licht in den halbgeleerten Champagnergläsern funkelte und die Blumensträuße, welche für die Damen vorbereitet gewesen, neben ihren Tellern liegen geblieben waren. Plötzlich hob er den Kopf und auf das »High life« deutend, frug er: „Du hattest diesen Artikel bereits gelesen, als wir in den Palazzo Venezia zu Dir kamen?"

„Ja!"

Der Fürst richtete sich hoch auf, — „und Du bist nicht in Rom geblieben, um das Mädchen zu vertheidigen?" — seine großen schwarzen Augen trafen voll in die blauen des Bruders. — „Du bist mit uns ausgefahren, hast den Ruf dieser jungen Dame einen ganzen Tag der Lästergier aller bösen Zungen von Rom Preis gegeben, aus Angst vor einer unangenehmen Auseinandersetzung, aus Angst vor ein paar bösen Worten von mir? — Du hast Dich in dieser Sache von Anfang bis zu Ende charakterlos benommen gegen dieses junge Mädchen und gegen unsern armen Engel dort drinnen," mit einer Hand nach der Thür deutend, hinter welcher die beiden Comtessen mit ihrer Mutter verschwunden waren. „Verhungern laß ich Dich natürlich nicht, Deine Apanage soll Dir ausbezahlt werden wie bisher — im Uebrigen aber ist Alles aus zwischen uns. Wir verstehen einander nicht, Du und ich. Geh!" —

X.

Ja, der erwartete Deus ex machina war ausgeblieben.

Die gefürchtete Scene zwischen den Brüdern war, wenn auch um einige Stunden verzögert, schließlich doch ausgebrochen, und Sempaly hatte durch sein zauderndes, doppelsinniges Benehmen nichts weiter erreicht, als daß er, anstatt einfach den Zorn seines Bruders herauszufordern, zugleich seine Verachtung auf sich geladen hatte, und daß seine projectirte Verbindung mit Zinka, als er sich endlich gezwungen sah, die Verlobung mit ihr dem Bruder zu erklären, von einer Aufsehen erregenden, romantischen Liebesheirath, — einer Art erotischen Paladinsstückchens zu jener plattesten Sorte von Ehebündnissen, einer „mariage de conscience" herabgesunken war.

Die Erinnerung an die peinliche Scene, die Qual der darauf folgenden schlaflosen Nacht noch in allen Fibern, müde, den Kopf auf seinem Kissen hin und her zu schieben, ohne die Augen schließen zu können, stand Sempaly den nächsten Morgen früher auf als gewöhnlich.

Mit sich selbst zerfallen, gerührt und überrascht von der stolzen Großmuth seines Bruders, beschämt von dem Gedanken an die Beschimpfungen, welchen er Zinka durch sein zögerndes Schweigen ausgesetzt. — befand er sich in jenem Zustand grenzenloser Ueberreiztheit, in dem man Jedem, dem man begegnet, etwas von der Verantwortlichkeit für die eigene Schuld anhängen, und Jeden für die Pein, die man selbst empfindet, leiden lassen möchte. —

Auf das Frühstück wartend, ging er in seinem Wohnzimmer, halb Salon, halb Fümoir, auf und nieder, als der General bei ihm eintrat.

Digitized by Google

Zum ersten Mal in seinem Leben begrüßte er den alten Herrn unfreundlich. „Guten Morgen," rief er, „was verschafft mir so früh das Vergnügen Ihres Besuches?"

„Nun," sprach der cholerische alte Herr, sich mühsam beherrschend, „es wird Sie vielleicht nicht verwundern, daß ich als der Pathe und alte Freund Zinka's gekommen bin, Sie nach dem Grund Ihres seltsamen Benehmens zu fragen!"

„Ich denke, das wäre wohl eher Sterzl's Sache," sagte Sempaly barsch.

„Es geschieht, um einem zu heftigen Zusammenprall zwischen Ihnen und Sterzl vorzubeugen, daß ich so früh bei Ihnen vorspreche," entgegnete der General, der offenbar eher zu einem Reiterofficier als zum Diplomaten geschaffen war. „Sterzl ist außer sich, und da ich weiß, daß Sie es im Grunde doch ehrlich mit Zinka meinen, so . . ." indem fielen die Augen des alten Herrn auf ein kleines Reisenecessaire, wie es verwöhnte junge Herren auf ihren kürzesten Ausflügen mitschleppen, und das vorbereitet auf einem Divan lag. „Sie reisen ab?" frug der General befremdet.

„Ich hatte die Absicht, meinen Bruder heute nach Ostia zu begleiten, und morgen früh zurückzukehren, . . . aber es wird nichts daraus, ich habe mich mit meinem Bruder brouillirt — mit meinem braven, edlen Bruder brouillirt auf Nimmer-wieder-gut-werden. Sind Sie zufrieden? . . ." Er stampfte mit dem Fuße.

„Bin ich etwa Schuld an Ihren früheren Uebereilungen, die diesen Bruch nothwendig gemacht haben?" entgegnete der General heftig.

Indem klopfte es scharf an der Thür, und auf Sempaly's kurzes „Avanti!" trat Sterzl ein. Ohne Sempaly's lässig zum Gruß hingestreckte Hand zu nehmen, zog er ein Zeitungsblatt aus der Tasche, breitete es vor Sempaly aus und frug herb: „Hast Du diesen Artikel gelesen?"

„Ja," murmelte Sempaly ärgerlich zwischen den Zähnen.

„Gestern vor Deiner Ausfahrt?" fuhr Sterzl fort. Diese beinahe wörtliche Wiederholung der Frage des Fürsten weckte Sempaly's unangenehmste und beschämendste Erinnerungen an die gestrige Scene. Seine Augen sprühten zornig und er blieb stumm.

Sterzl kannte sich nicht mehr. Die ganze Bitterkeit, welche ihm die letzten sechs Wochen in das Herz gegossen, gährte in ihm, und plötzlich fielen auch seine Augen noch auf das unglückselige Reisenecessaire. Jetzt schoß er über das Ziel hinaus.

Was nun geschah? . . .

Wie ein Blitz leuchtete es an dem General vorüber, unerwartet und unabwendbar.

Sterzl trat einen Schritt vorwärts und schlug Sempaly das verruchte Zeitungsblatt ins Gesicht.

Im selben Augenblick war der Jäger mit dem Frühstücksgeschirr hereingetreten.

Einige Minuten später schritten Sterzl und der General, todtenstill und ohne einander anzusehn, über die Steintreppe des Palazzo Venezia herab.

Digitized by Google

Draußen auf dem Platz blieb der junge Diplomat einen Moment stehen und athmete tief auf.

„Sempaly wird mir im Laufe des Vormittags seine Zeugen schicken; ich muß Sie bitten mich zu vertreten,“ begann er.

Der General nickte stumm.

„Crespigny werde ich ebenfalls avisiren,“ fuhr er fort, „und dann machen Sie, was Sie wollen!“

Der General erwiderte nichts, seine stumme Haltung irritirte Sterzl. „Ich habe doch nicht mehr ertragen können!“ murmelte er wie im Fieber, Sie meinen . . . doch . . . zu heftig . . .“

Sie waren in den Corso getreten; da kam Siegburg auf sie zu, heiter und frisch wie gewöhnlich und den Hut nonchalant auf dem Hinterkopf.

„Freue mich der Erste zu sein, der Ihnen gratulirt, Sterzl,“ rief er.

„Zu was denn?“ fuhr Sterzl auf.

„Nun zur Verlobung Ihrer Schwester mit Sempaly . . , wissen Sie denn am Ende noch nicht davon?“

Sterzl gerieth außer Fassung. „Von was reden Sie, — ich verstehe Sie nicht,“ stotterte er.

„Wie, Sie wissen noch nicht?“ begann Siegburg, „gestern Abend ist die Bombe geplatzt, d. h. Nicki hat uns seine Verlobung erklärt. Oscar, dem das Ganze neu war . . . Treten wir ein wenig in dieses Café, da will ich Ihnen Alles genau mittheilen, es spricht sich nun einmal schlecht von gewissen Dingen auf der Straße.“

„Ich . . . ich habe keine Zeit,“ murmelte Sterzl, mit starren, stumpfen Augen, und dabei schoß er raschen, hastigen Schrittes an Siegburg vorbei. Seine Haltung war schwankend und er stieß beim Gehen in die Passanten.

„Was hat er nur?“ frug Siegburg, ihm nachblickend. „Ich wollte ihm eine Freude machen und nun . . . Da soll sich einer in die Menschen hinein verstehn! — Diese Verlobung wird Sensation erregen in Wien, nicht wahr, Herr General? Aber ich stimme bei, ich stimme vollständig bei. Wir stehen an der Schwelle einer neuen Aera, wie Schiller — oder wer denn? — Bismarck vielleicht gesagt haben soll und unsern Kindern können wir erzählen, — wir sind dabei gewesen. Aber was haben Sie denn alle Beide — Sie und Sterzl? Ça! Sie kamen aus dem Palazzo Venezia, wären Sterzl und Nicki am Ende . . . durch ein Mißverständniß . . . aneinander gerathen . . .?“

Der General bejahte trocken.

„Das wird sich ja jetzt applaniren lassen,“ meinte Siegburg tröstend.

XI.

Als Sterzl in das Palazetto zurückkehrte, fand er den bewußten Brief Sempaly's. Der Portier hatte denselben nämlich richtig im Auftrage des Grafen in das Secretariat geschickt. Da Sterzl aber an jenem Tage gar nicht in das Secretariat gekommen, war das Schreiben dort liegen geblieben. Erst heute hatte es ein Canzleidiener in das Palazetto gebracht. Nachdem Sterzl es gelesen, sank sein Kopf in seine Hände.

Digitized by Google

Kurze Zeit darauf präsentirten sich bei ihm Sempaly's Zeugen, Siegburg und der damalige russische Militärattaché.

— — —

Nein, es ließ sich nicht applaniren — das „point d'honneur" gab unter den Umständen keinen gütlichen Ausgleich zu. Was ist das „point d'honneur?" — Ein sociales Vorurtheil, das zum guten Ton gehört, und ... die Religion des Cavaliers!

Sterzl sollte vor seiner definitiven Abreise nach Constantinopel in Berufssachen heute Nacht mit dem Elf-Uhr-Zug nach Wien fahren. Die Angelegenheit mußte in Folge dessen noch denselben Tag abgewickelt werden. Außer der Zeitbestimmung des Duells überließ Sterzl Alles seinen zwei Secundanten, Klinger und Crespigny.

Degen, sieben Uhr Abends in der Kirchenruine, dem Metella-Denkmal gegenüber, lautete das Uebereinkommen.

Nach sechs Uhr brachen die drei Herren, Sterzl mit seinen Zeugen, auf. Durch das dumpfe, dunkle Straßengewinkel, welches zum Forum führt, rollte der Wagen dann am Fuße des Palatin und neben dem Colosseum vorbei, durch den Constantinsbogen in die Via Appia, immer weiter zwischen grauen, grün angeschimmerten Mauern, über welche bräunliche Ruinen und hohe schwarze Cypressen zu ihnen herüberblickten.

Die Mauern verschwanden, bauschige grüne Hecken von wuchernden Schlinggewächsen durchwunden, umsäumten die Straße. Mit ihrer süßschauerlichen Schwermuth, mit ihrem giftigen Blüthenzauber von Orchideen und Asphodelen, der wie ein wilder Fiebertraum jeden Frühling über ihre öde Eintönigkeit hinschwebt, breitete die Campagna ihren grünen Teppich über die Fläche.

Sterzl saß, seinen Zeugen gegenüber, stumm auf dem Vordersitz des Wagens. Er nahm sich nicht die Mühe, eine Contenance zur Schau zu tragen. Sehr muthige Männer stehen dem Tode oft gleichgültig, fast nie leichtsinnig gegenüber.

Der Tod ist immerhin ein großer Herr, dem man Ehrfurcht schuldet!

Es drückte ihn etwas; aber die beiden Herren, welche nicht nur seinen Charakter, sondern auch die das Duell begleitenden Umstände kannten, wußten, daß dieses Etwas nicht die Sorge um sein Schicksal war.

Nein! — Das Unglück, welches schließlich er allein durch seine maßlose Heftigkeit, seinen Mangel an Selbstbeherrschung verschuldet, ging ihm nicht aus dem Sinn. Daran, daß diese durch eine Reihe von Uebereilungen und Zufällen erzwungene Verlobung kaum zu einer harmonischen Ehe hätte führen können, dachte er nicht. Sempaly's Fehler hatte er vergessen. Nur Eines wußte er noch: daß seine Schwester den Mond hätte haben können, und daß er, *er allein* sie um dieses Märchenglück betrogen! —

Ein wundersamer Duft drang aus den Orchideen, aus den blühenden Hecken, aus dem zarten Laub der Bäume, durchschwebte die Atmosphäre, wie die holde Seele des Frühlings und trug dem düster vor sich hinbrütenden Manne süße Jugenderinnerungen ins Herz hinein. Er dachte an den großen, ungepflegten Obstgarten in Alinkau, an einen Morgen im letzten Maimond, den er vor seinem Eintritt ins Theresianum dort verbracht. Die alten Apfelbäume trugen ihr

Digitized by Google

rosiges Blüthenkleid. Die Schmetterlinge gaukelten durch die Luft und die ersten Vergißmeinnicht blühten zwischen den Brombeerranken am Ufer des Bächleins, das sich schläfrig murmelnd, im Schatten phantastisch verstutzter Erlen, quer durch den Garten zog. Es duftete aus dem Boden, aus den Bäumen, aus den Blüthen genau wie heute; und Zinka, die damals noch ein ganz kleines Baby war, trippelte an Cécil heran und sagte so recht vertraulich und wichtig:

„Gelt, da hat der liebe Gott wieder einmal die Thür des Himmels offen gelassen, drum riecht's so gut!“

Sie trug ein weißes Aermelschürzchen und hatte langes, goldenes Haar, und klammerte sich gar zuthunlich an den großen Bruder mit ihren zarten, hilflosen Fingerchen. Er aber hob sie in seine Arme und antwortete ihr: „Ja, Zini, der liebe Gott hat die Himmelsthür offen gelassen und Du bist herausgeschlüpft, mein kleiner Engel!“ O, die großen verdutzten Augen, mit denen sie ihn hierauf angeblickt! . . .

Sie war immer sein Liebling gewesen; noch sterbend hatte ihm sein seliger Vater die Sorge um die Kleine ans Herz gebunden, und nun . . . „armer kleiner Schmetterling!“ murmelte er halblaut vor sich hin. —

„Schonen Sie ihn nicht gar zu sehr!“ rief ihm eine tiefe Mannesstimme zu. Crespigny war's, der ihn aus seinen in die Jugend und Heimath zurückschweifenden Träumen weckte — „schonen Sie ihn nicht gar zu sehr!“ rief er. „Sie haben Alles für sich, die Uebung, die Geschicklichkeit und die Kraft! — Sempaly aber — ich kenne seine Fechtkunst genau — hat eine außerordentlich gefährliche Eigenschaft — er ist unberechenbar!“

Sterzl blickte über seine Achsel. Vor ihm ragte das Metella-Denkmal empor, das Ziel der Fahrt.

XII.

Dem Metella-Grabmal mit seiner ernsten heidnischen Großartigkeit und seinem mittelalterlichen Befestigungsaufputz gegenüber, steht halb verfallen, gänzlich verödet, eine primitiv-gothische Ruine, der der blaue Himmel zum Dach dient. Ein verwittertes Kreuz, das über der zerbröckelten Thüröffnung in das morsch gewordene Mauerwerk eingelassen ist, bezeichnet das Kirchlein aus schwärmerisch frühen Christenzeiten. Dem Eintritt gegenüber bekundet eine noch unversehrte Wölbung den Ort, wo sich der Altar befunden. Keinerlei Schmuck, auch nicht der kleinste Trümmerrest eines Basreliefs ist hier zu sehen. Nur zarte Farrenkräuter, weiches smaragdfarbenes Frauenhaar schmiegt sich an das alte Gemäuer. Der Boden ist platt, wie der eines Parquets, von feinem Rasen bedeckt, aus dem im Frühling viel Tausend weiße und roth gesprenkelte Maßliebchen zum Himmel aufläcHeIn. Dumpfriechende taube Nesseln wuchern in den Ecken und am Fuße der Mauern entlang.

Die Gegenpartei war schon am Platze, als Sterzl mit seinen Secundanten eintrat. Sempaly plauderte gelassen, aber ohne gekünstelten Leichtsinn mit dem russischen Militärattachè und grüßte beim Erscheinen der Herren mit ernster Courtoisie. Seine Haltung war vollendet. Neben all' seinen launischen Charakterschwankungen und Nervositäten hatte er doch im gegebenen Moment, und zwar

Digitized by Google

im höchsten Maß, jene unerschütterliche Gemüthsdisciplin des Weltmanns, bei dem es sich ebenso von selbst versteht, daß er sich bei gewissen Gelegenheiten duellirt, wie er bei andern Gelegenheiten den Hut abzieht.

Siegburg wechselte beständig die Farbe, die Andern waren alle correct.

Man untersuchte, ob sich keine unberufenen Lauscher in der Nähe befänden. Todtenstille herrschte. Kürzlich vom Fieber verheert, war die Vigna, welche sich hinter dem Kirchlein ausbreitet, unbewohnt.

Die Formalitäten waren rasch abgethan; Sempaly und Sterzl hatten Rock und Weste abgelegt und standen auf den von den Secundanten markirten Plätzen.

Die Zeugen gaben das Zeichen. „Los!" tönte es durch die Stille, gleich darauf das erste „klick" der aneinander prallenden Degen.

Wer je die Aufregung einer langsam heranrückenden, bestimmt ausgeprägten Gefahr durchgemacht hat, wird sich dessen erinnern, wie, wenn der gefürchtete Entscheidungsmoment einmal gekommen ist, die überreizten Nerven plötzlich erschlaffen, die Unruhe sich verflüchtigt, die Angst erlischt und das ganze Seelenleben sich in eine Art athemloser Neugier concentrirt.

Dies war bei dem General und Siegburg der Fall. Sie verfolgten das Duell mit beinah' kalter Spannung.

Sempaly war zuerst „losgegangen", und zwar sehr scharf. Sterzl hielt sich streng in der Defensive. Er hatte die deutsche Gewohnheit, seinen Stößen zuweilen mit dem Gewichte des ganzen Körpers nachzuhelfen, was ihm bei seiner sonstigen Virtuosität einen furchtbaren Vortheil über einen physisch schwächeren Gegner verlieh. Das Gefühl seiner Superiorität schien ihn anfangs zu lähmen. Das Duell gestaltete sich vom rein technischen Standpunkte ungemein interessant. Sempaly entwickelte eine fabelhafte und — wie Crespigny sich ausgedrückt — unberechenbare Behendigkeit, die an Sterzl's eisener Ruhe abprallte. Offenbar rechnete dieser darauf, seinen Gegner zu ermüden, dann mit einer leichten Verletzung desselben den Kampf zu beschließen. Er versetzte Sempaly einen Stich in die Achsel — Sempaly jedoch ließ seine Wunde nicht gelten; es sei nichts, versicherte er. Nach einer kleinen Unterbrechung begann der Kampf von Neuem.

Sempaly fing an, blaß und erschöpft auszusehen, seine Bewegungen wurden kurz, scharf und heftig. Sterzl's Gesicht hingegen belebte sich. Wie jeder passionirte Fechter im Laufe eines längeren Kampfes, hatte er sich erwärmt und focht wie auf dem Fechtboden, ohne die Tragweite seines Thuns zu überlegen. Die Sache stand schlecht für Sempaly.

Da . . . durch die Todtenstille klang aus der Ferne, von einem flachen, dünnen Knabensopran gesungen:

„O Mai, du des Frühlings liebliche Zeit!
Schon webt der Baum sein Gewand von Blüthen . . ."

Sterzl durchzuckte es, er dachte an den Abend, an dem Zinka Sempaly das Stornello gesungen. Das Stück Romantik, welches mit seiner Natur so eng verwachsen war, brach sich Bahn. Er verlor den Kopf; aus Angst Sempaly zu schaden, vergaß er sich zu schützen, und stellte sich mit einem Mal linkisch und als ob er nie einen Degen in der Hand gehabt hätte — vollständig bloß. Die Zeugen wollten einschreiten — zu spät!

Digitized by Google

Mit dem kaum hörbaren Laut, mit dem ein scharfer Stahl in das Fleisch dringt, war Sempaly's Degenklinge in des Gegners Seite gefahren. Sterzl's gelbes Flanellhemd färbte sich mit Blut — seine Augen wurden starr, die Waffe fiel ihm aus der Hand — er machte ein — zwei Schritte vor — dann brach er bewußtlos zusammen. — Das Duell war vorüber.

XIII.

Eine Viertelstunde später war der Nothverband angelegt — in dem nunmehr geschlossenen Landau, wo man dem Verwundeten so gut es ging, die Polster zwischen die Sitze stopfend, ein Lager bereitet hatte, fuhr der General, den bewußtlos Röchelnden im Arm, mit diesem und dem Arzt nach Rom zurück — langsam — langsam.

Die Dämmerung breitet sich über die Campagna; von Zeit zu Zeit wirft der General einen Blick hinaus, um zu sehen, wie weit man sich der Stadt genähert hat. Immer einsamer und unheimlicher wird's auf der Gräberstraße. Einmal rasselt ein Karren mit laut singenden Campagnabauern an ihnen vorüber — etwas weiter stehen ein paar weiße Mönche mit röthlich flackernden Fackeln vor einer Kirche . . ., dann ist die Straße leer. Pechschwarz ragen die Cypressen in den fahlen Abendhimmel und die Campagna wird grau. Der Constantinsbogen wölbt sich über ihnen, die Hufe der Pferde schlagen scharftönend gegen das Straßenpflaster an. Langsam . . . langsam . . .

Die schläfrigen Laternen Rom's blinzeln in die fahle Abendluft hinein — sie haben den Corso erreicht. Es ist die Stunde, wo er von Wagen fast gänzlich geräumt, von herumstehenden Müßiggängern überfüllt ist. Aus den Café's dringt grelles Licht. Der langsam hinrollende, geschlossene Landau erregt Aufsehen. Die Gaffer drängen sich in Gruppen zusammen und flüstern hinter den Vorüberfahrenden. Diese haben das Palazetto erreicht, biegen in die Durchfahrt ein, steigen aus. Der Portier tritt aus seiner Loge, sein Hund hüpft an dem General empor und bellt laut. — „Still!“ ruft der General, „still!“ — Die Domestiken stürzen die Treppe herab, die Weiber schluchzen und wieder, nur gebietender, eindringlicher, beschwichtigt der General — „still, still!“ — als ob etwas noch davon abhinge, daß Zinka das große Unglück um eine Minute später erfährt.

Mühsam tragen sie den großen Körper die Treppe hinauf, ihre schweren strauchelnden Tritte dröhnen durch das Schweigen.

Plötzlich hören sie Zinka's Stimme ängstlich auffahrend, dann eine rauhe Zurechtweisung der Baronin, die Thüren werden aufgerissen und Zinka stürzt ihnen entgegen! . . . Ein ächzender, halberstickter Schrei ringt sich aus ihrer Brust, der Schrei, mit dem man sich aus einem bösen Traum zu wecken trachtet! —

— — —

Traurig wehrten sie die Frauen von ihm ab und trugen ihn in sein Zimmer. Während sie noch um sein Lager beschäftigt waren, führte der Bediente Dr. E . . ., den schon einmal erwähnten deutschen Consiliarius, in das Krankenzimmer. Sempaly, der scharf fahrend, Rom um eine volle Stunde früher erreicht, als der General mit dem Verwundeten, hat ihn geschickt. — Mit der

Digitized by Google

größten Aufmerksamkeit untersuchte Dr. E... den Patienten, befestigte den Verband mit seiner anerkannten Virtuosität, schrieb ein Recept und verordnete Eisumschläge. Den an der Thüre des Krankenzimmers ängstlich seines Ausspruchs harrenden Damen drückte er im Vorübergehen theilnehmend die Hand und versicherte ihnen mit seinem wohlwollend zur Hoffnung aufmunternden Lächeln, dem er die Hälfte seiner exquisiten Praxis verdankt, die Nacht werde ruhig sein.

Vor dem General aber, der ihn die Treppe hinabgeleitete, verschwand das Lächeln.

„Ist die Wunde gefährlich?" frug der alte Herr mit klopfendem Herzen.

Der Arzt schüttelte den Kopf. „Sind Sie ein Verwandter des Patienten?" frug er.

„Nein, ein sehr alter Freund."

„Die Wunde ist tödtlich," sagte Dr. E..., „... ich kann mich irren ... ich kann mich irren ... die Natur wirkt bisweilen Wunder und der Patient hat einen großartigen Organismus. Welche Muskulatur! mir ist selten Aehnliches vorgekommen, — aber endlich soweit die menschliche Voraussicht reicht, so ..." er machte eine Geste, die Sterzl's Todesurtheil deutlich unterzeichnete. „Es ist für die Zurückbleibenden immerhin ein Trost, daß Alles, was die Katastrophe verhindern hätte können, geschehen ist und," fuhr er fort, „ich komme morgen früh um nachzusehen. Schicken Sie das Recept in die Apotheke der französischen Gesandtschaft, es ist die sicherste. Gute Nacht!"

Mit diesen Worten stieg er in seinen vor dem Hausthor wartenden Wagen.

Der General übergab das Recept dem Portier. Dienstfertig und mit italienischem Mangel an Ziererei stürzte dieser ohne Hut hinaus, um es bereiten zu lassen. Als ob es Eile gehabt hätte! ...

Mit mühsamer Fassung trat der alte Militär in das Krankenzimmer zurück. Zinka stand ängstlich zitternd mit fast demüthiger Haltung am Fußende des Bettes, blaß und thränenlos. Die Baronin schritt schluchzend auf und nieder, wobei sie abwechselnd die Hände rang und sich die Haare von den Schläfen zurückstrich. Sie bestürmte den General natürlich mit Fragen bezüglich der ärztlichen Diagnose. Seine ausweichenden Antworten genügten, sie mit unvernünftigen Hoffnungen zu erfüllen und jenen Instinct der Weltlichkeit, den die Angst um ihr Kind für einen Augenblick eingeschüchtert, von Neuem zu beleben. „Ja, ja, die Nacht wird ruhig sein!" wimmerte sie; „es wird sich Alles geben, es wäre zu schade um die glänzende Carrière ... aber mit Constantinopel ist es zu Ende ..."

Zinka war noch blasser geworden bei den Worten des Generals, aber sie blieb stumm.

Daß ein Duell stattgefunden, hatte sie ebenso wie ihre Mutter errathen. Was folgerte sie daraus, was dachte, was fühlte sie? Sie hat es später nie zu sagen gewußt. In ihrer Seele war's dunkel — in ihrem Herzen war's kalt. Ihr ganzes Sein war in einem maßlosen Schrecken erstarrt.

Durch langes, dringliches und geschicktes Zureden gelang es dem General, die Baronin zu bewegen, das Zimmer zu verlassen, und sich ein wenig niederzulegen, um sich „für den Kranken zu schonen."

Digitized by Google

Kaum hatte sich die Thür hinter ihr geschlossen, so trat der Bediente leise herein und meldete den Grafen Truyn.

Bei diesem Namen wendete Zinka den Kopf. Der General eilte ihm entgegen. „Darf ich ihn hereinführen?“ frug er. Zinka nickte.

Von Siegburg avisirt, war Truyn noch um elf Uhr in der Nacht in das Palazetto gestürzt.

Stumm kam er nun auf Zinka zu. Die einfache Herzlichkeit, mit der er, ohne ein Wort zu reden, ihre beiden Hände in die seinen nahm, das tiefe Mitleid, der grenzenlose Schmerz darüber, nicht helfen zu können, der aus seinem Blick sprach, erwärmten sie; die Starrheit, welche ihr ganzes Wesen gefangen hielt, löste sich. Die Thränen stürzten aus ihren Augen, ein leises Wimmern kam über ihre Lippen; dann, mühsam das Schluchzen zurückhaltend, murmelte sie, kaum verständlich: „es ist gar keine Hoffnung . . . gar keine Hoffnung!“

Die lauten Schmerzensäußerungen seiner Mutter hatten den Sterbenden nicht gestört; der erste halb erdrückte Wehlaut, der von Zinka's Lippen kam, weckte ihn. Er begann unruhig mit den Gliedern zu zucken, dann öffnete er langsam die großen Augen, deren Weißes dunkel, wie polirtes Silber glänzte, und heftete sie auf die Schwester. Von ihr glitt sein Blick müde und schleppend auf ein blutiges Tuch, das man vergessen hatte, wegzunehmen, dann auf den General. Langsam, mühsam schien er sich die Situation zusammen zu reimen. Er rang nach Athem, machte ungeduldige Bewegungen mit Händen und Schultern, dann durchzuckte eine starke Convulsion seinen Körper. Das Bewußtsein war ihm gekommen, er schöpfte tief Athem.

Das Erste, dessen er sich entsann, waren seine Berufspflichten. „Haben Sie den Botschafter avisirt?“ frug er den General fast heftig.

„Nein, noch nicht.“

„So eilen Sie, ich bitte Sie . . . es muß nach Wien telegraphirt werden.“

„Gut, gut,“ beruhigte ihn der General, „ich werde es besorgen. Wollen Sie so freundlich sein und hier meine Wiederkehr abwarten,“ wandte er sich an Truyn; damit eilte er hinaus.

Einen Moment herrschte lautlose Stille, dann begann Sterzl leise: „Wissen Sie, wie's kam, Graf Truyn?“

Truyn senkte den Kopf.

„Und Du, Zini!“ frug Sterzl und heftete traurig den Blick auf das blasse Gesicht des Mädchens.

„Ich weiß, daß Du leidest,“ erwiderte sie; „das ist mir genug!“

„Oh Zini! . . .“

Sterzl rang nach Athem, streckte die Hand nach Zinka aus und sprach heiser und schwer verständlich: „Zini . . . Schmetterling . . . ich war an Allem schuld . . . hab' Dir Alles verdorben . . . ich allein . . .“

Sie wollte ihm Einhalt thun — „rege Dich nicht auf,“ flüsterte sie, sich liebevoll über ihn beugend; „laß das Alles, bis Dir besser ist — ich weiß ja, daß Du mich lieb hast, und daß Du mir die Sterne vom Himmel herunter geholt hättest, wenn Du sie nur hättest erreichen können!“

Eine qualvolle Unruhe kam über ihn.

Digitized by Google

„Nein, Zini, nein, ... Du hättest die Sterne haben können," stieß er in einer Art kurzen, dumpfen, athemlosen Staccato hervor; „die schönsten Sterne ... Sempaly war nicht im Fehler ... nur ich ... der Fürst war verständigt ... aber ... ich war gereizt ... ich hab' mich vergessen ... und da war's mit Allem vorbei! ... Einen Tropfen Wasser, Zini, ich bitte Dich ..."

Sie reichte ihm das Wasser, er trank gierig. Die Hand, mit der sie ihm sanft die Lippen zu schließen versuchte, wehrte er von sich ab und fuhr heftig, wenn auch mit ganz schwacher Stimme fort: „ich muß Dir's sagen ... es zerdrückt mir sonst das Herz. Dort in meinem Schreibtisch, Graf ... in dem kleinen Fach links ... liegt ein Brief an Zinka ... reichen Sie ihr ihn! ..."

Graf Truyn that nach seinem Willen. Der Brief war versiegelt und mit Sterzl's schöner, starrer Schrift an Zinka adressirt. Sie erbrach das Couvert, es enthielt das Schreiben, welches Sempaly vor seinem Ausflug nach Frascati verfaßt. Sterzl hatte für den Fall, daß Zinka dasselbe erst nach seinem Tode in die Hände bekommen sollte, ein paar erläuternde Worte hinzugefügt. Sie las. Angstvoll betrachtete der Sterbende den Ausdruck ihrer Züge. Dieser Ausdruck veränderte sich nicht im Mindesten. Die Worte Sempaly's glitten über ihr Herz, ohne dasselbe zu berühren. Nachdem sie die Lectüre beendet, schwieg sie. Zwei rothe Flecken brannten auf ihren weißen Wangen.

„Ich habe ... den Brief ... zu spät erhalten," sprach Sterzl trostlos; „der General ... wird Dir sagen ... wie Alles kam ... ich verlor den Kopf — aber ... ich habe ihn geschont! ... drum verzeih' mir ... und thut ... als ob ich ... nie gewesen wäre ... ich werde erst dann ... ruhig liegen ... im Grabe ... wenn ich weiß ... daß Du glücklich bist! ..."

Sie schwieg noch immer, ihre großen Augen waren sehr dunkel geworden: doch war's nicht Schmerz um verlornes Glück, das darin glühte.

Plötzlich zerriß sie den Brief rasch in zwei Stücke, die sie auf den Teppich gleiten ließ — „und wenn er zehn Briefe geschrieben hätte," rief sie aus, „das änderte nichts mehr. Mach' Dir keine Sorgen, Cécil — es ist vorüber! Wenn auch gar nichts zwischen mir und ihm läge, ich könnte seine Frau nicht werden. Ich hab' ihn nicht mehr lieb! — Er kommt mir neben Dir so klein vor!" —

XIV.

Die Rechnung war abgeschlossen zwischen den Geschwistern, die Dissonanz gelöst. Noch über vierundzwanzig Stunden lang rang er mit dem Leben. Zinka wich nicht von seiner Seite. Das Bewußtsein ihrer gegenseitigen, rückhaltlosen Zuneigung schien eine Art beruhigender Wehmuth in den großen Schmerz der Beiden zu mischen. Die physische Pein, die er erduldete, war entsetzlich, besonders in der ersten Nacht und an dem darauf folgenden Vormittag. Doch ertrug er seinen qualvollen Zustand mit der größten Tapferkeit, und nur aus dem leisen Zucken seiner Hände und aus der unwillkürlichen Verzerrung seiner Züge konnte man sein Leiden errathen. Fast die ganze Zeit blieb er bei Bewußtsein.

Die lindernden Opiate Dr. E ... 's wies er zurück; er wünschte so lange als möglich seinen „Kopf zu behalten."

Als Zinka ihn mit den zärtlichsten Umschweifen bat, sich mit den Sterbe-

Digitized by Google

sacramenten versehen zu lassen, willfahrte er ihrem Wunsche. „Wenn's Dich beruhigt, Schmetterling!“ hauchte er und empfing den Priester mit der gebührenden Ehrfurcht und vollständigsten Fassung.

Nachmittags wurde ihm etwas leichter — Zinka fing an zu hoffen. „Dir ist besser,“ flüsterte sie flehend ein um das andere Mal; „Dir ist besser, nicht wahr?“

„Ich leide viel weniger,“ antwortete er.

Dann machte sie Pläne für die Zukunft — er lächelte trübe.

Unmöglich konnte man mit mehr Würde sterben, — und das Sterben fiel ihm schwer!

Die Theilnahme an dem großen Unglück, welches ihn betroffen, war allgemein. Wie ein Lauffeuer hatte sich die Schreckenskunde durch die ganze Stadt verbreitet. Eine Art Panik ergriff die Gesellschaft. An jenem Tag gab's Keinen, dem nicht irgend ein Wort, das er einmal leichtsinnig über Sterzl oder seine Schwester geäußert, schwer auf das Herz gefallen wäre. Jeder kam oder schickte nach dem Palazetto, um Erkundigungen einzuziehen.

Von Zeit zu Zeit brachte die Baronin im Triumph eine eingebogene Visitenkarte von besonderer Vornehmheit an das Krankenbett und berichtete: „Ilsenbergh war persönlich hier, um nach Deinem Befinden zu sehen.“

Nachmittags versank er in einen unruhigen Fieberschlummer. Zinka und der General rührten sich nicht aus seinem Zimmer. Die Fenster waren geöffnet; doch war die Luft, welche von draußen herein durch die herabgelassenen Stores drang, dumpf und schwül. Vor dem Palazetto lag Stroh, gedämpft tönte das Räderrollen der Corsofahrt bis in das Sterbezimmer.

Die Dämmerung brach herein, das Wagenrollen hatte aufgehört.

Da durchtönten die unregelmäßigen langsamen Schritte einer großen Menschenmenge, von einer grausig feierlichen Melodie begleitet, die Abendstille. Zinka sprang auf, um das Fenster zu schließen. Zu spät!... Schon hatte der Schlummernde die müden Augen geöffnet. Er horchte hinaus — „Ein Begräbniß!“ murmelte er.

Von da an wurde er unruhig. Die Schmerzen begannen von Neuem. Er riß an seiner Decke, schob den Kopf unaufhörlich in seinen Kissen herum, sprach von seinem Testament, ersuchte den General, kleine Aenderungen zu notiren, und wenn Zinka ihn bat: „quäle Dich nicht, laß das bis später,“ schüttelte er den Kopf; dann murmelte er mit vor Schmerz bebender, erloschener Stimme: „ich hab' Eile ... Eisenbahnfieber ... Eisenbahnfieber!...“

Wie Zinka aber, ihrer nicht mächtig, hinaus eilen wollte, um ihre Thränen zu verbergen, hielt er sie zurück, „Bleib' nur, Alte ... bleib' Zini,“ sagte er; „wein', wenn Dir's das Herz erleichtert ... wein' nur!... Armer kleiner Schmetterling!... ein wenig fehlen werd' ich Dir doch!“ — —

Ein einziges Mal verließ ihn seine Fassung ganz. Das war spät Abends. Er hatte gebeten, man möchte in den Palazzo Venezia nach einer englischen Zeitung schicken, die ihn einer besonderen, damals schwebenden politischen Frage wegen interessirte.

Se. Excellenz brachte die Zeitung selbst und trat tief ergriffen an das Bett.

Digitized by Google

„Wie geht's ... wie geht's? ... Sie haben Recht gehabt, Sterzl! Ignatiew hat wirklich ... merkwürdig ... Sie haben eine wahre Divinationsgabe ... Ich werde Sie sehr entbehren, wenn Sie in Constantinopel ..." er konnte nicht weiter sprechen. Eine peinliche Pause trat ein.

„Es geht etwas weiter als nach Constantinopel, ..." murmelte Sterzl endlich; „möcht' wissen, wer an meine Stelle kommt? ..." Seine Stimme versagte, und er barg das Gesicht stöhnend in die Polster. —

Gegen Mitternacht fing der Todeskampf an. Dr. E ... hatte den General darauf aufmerksam gemacht, daß derselbe fürchterlich sein werde. Umsonst versuchte man Zinka zu bewegen, das Zimmer zu verlassen — umsonst! Die ganze Nacht kniete sie neben dem Sterbenden in ihrem zerknitterten weißen Kleidchen und betete.

Um fünf Uhr Morgens verstummte das Röcheln. Schon schien's, als ob Alles vorüber sei — da begann der Sterbende einzelne Worte auszustoßen. Ein eigenthümlich sprechender Blick, der in weite Fernen zu sehen schien und den man nur bei Sterbenden beobachtet, leuchtete in seinen Augen. „Wein' nicht, Kind!" hauchte er, „es wird noch Alles gut!" — dann machte er eine mühsam tastende Handbewegung, als ob er etwas suchte, schien einem Gedanken nachzujagen, den er nicht mehr zu fassen vermochte, — seine Augen richteten sich ein letztes Mal auf die Schwester; „leg' Dich zu Bett, Zini," hauchte er kaum hörbar, „mir ist besser ... bin schläfrig ... Constantino ..."

Er kehrte den Kopf gegen die Wand und schöpfte tief und ruhig Athem. — Es war vorüber — er hatte seine Reise angetreten! — Der General drückte ihm die Augen zu und führte Zinka hinaus. — Draußen auf dem Arkadengang stand eine gebückte Gestalt. Es war Sempaly. Von Reue und Unruhe gequält, hatte er sich in das Palazetto geschlichen. Blaß, verstört, stand er da, mit zitternden Händen und stieren Augen.

Sie schrak nicht vor ihm zurück, sie ging an ihm vorüber, — sie sah ihn nicht! — —

— — —

Das herrliche Morgenlicht des Südens lag warm und goldig auf dem von Arkaden umsäumten Hof. In einem mit schwarzen Schatten ausgefüllten Winkel tummelte sich eine Schar hellblauer Falter, wie ein in tausend Fetzen zerrissenes Stück Himmel.

Es war der Winkel, wo die Amazone stand!

XV.

Dank den wie immer äußerst tactvollen Indiscretionen Siegburg's wußte bald ganz Rom, daß der Fürst am Abend vor dem Duell seine Einwilligung zu der Heirath seines Bruders mit Fräulein Sterzl gegeben. Man wußte von Sterzl's Jähzorn und von seiner großen, mit jenem Fehler in keinem Verhältniß stehenden Buße. Die feste, nicht einen Augenblick schwankende Freundschaft, mit welcher die edle Fürstin Vulpini Zinka in diesen Tagen zur Seite stand, schüchterte die bösen Zungen ein und rettete Zinka's Ruf.

Ein ungeheurer Umschwung zu Gunsten der Sterzl's fand in der Stimmung

Digitized by Google

der Gesellschaft statt. Es galt plötzlich für unpassend, kleinlich, ja mauvais genre, Zinka zu verdächtigen; Zinka und Cécil waren nun „des gens tout à fait exceptionnels!" —

Der Verstorbene hatte gewünscht, in heimischer Erde begraben zu werden. Die Leiche wurde einbalsamirt und in einem großen, öden Saal, in welchem die Baronin einmal einen Ball hatte geben wollen, prachtvoll aufgebahrt. Blumen bedeckten die Wände, den Fußboden, den Katafalk. Es war eine echt römische Insiorata. Die Fenster waren verhängt — Hunderte von mächtigen Wachskerzen durchflimmerten mit ihren milden, röthlichen Flammen den weiten Raum.

Die Gräfin Ilsenbergh und die Jatinskys erschienen bei der Einsegnung. Es wimmelte um den Katafalk von vornehmen Menschen in feierlichem Schwarz. Noch nie war ein „jour" der Baronin so glänzend besucht gewesen! Man konnte es ihrem gezierten Gesichte ablesen, daß sie dieser Umstand mit einer, in diesem Augenblick geradezu schauerlichen Genugthuung erfüllte. Da stand sie, in weiche, lang nachschleppende, mit Crêpe besetzte Draperien eingehüllt, ein schwarz bordirtes Taschentuch in der Hand, zwei kümmerliche Thränen auf den Wangen, neben dem Sarg und . . . empfing.

Man drückte ihr die Hand und sagte ihr theilnehmende Phrasen, und sie flüsterte: „das thut wohl!" —

Und nachdem man die Mutter abgefertigt, sah man sich nach der Schwester um; man hätte es ihr wirklich gern bewiesen, wenigstens gezeigt, wie aufrichtig man an ihrem großen Leid Theil nahm. Man konnte sie nicht finden, und als endlich eine der Damen leise, halb erschrocken flüsterte: „dort ist sie," da blickten alle in den düstern Winkel, wo sich die Fürstin Vulpini mit geradezu mütterlicher Zärtlichkeit über ein todtbleiches, zitterndes, völlig fassungsloses Geschöpf beugte; aber keine hatte den Muth, sich zu nahen. Nur die Gräfin Nini, die beinahe so elend aussah wie Zinka selbst, schritt auf sie zu, nahm sie in die Arme und küßte sie. —

Den nächsten Morgen wurden die heiligen Messen bei St. Marco im Botschaftspalais gelesen. Ein Vocalquartett sang jenes selbe schmelzend süße Allegretto aus der siebenten Symphonie, das man um kaum drei Monate früher zu dem Jane Grey-Tableau gespielt.

Eine Woche später reisten Sterzls von Rom ab. Noch bis zur letzten Stunde empfing die Baronin Condolenzvisiten. Immer wiederholte sie ihre eintönige Schmerzensformel: „eine so glänzend begonnene Carrière!"

Zinka erschien nie im Salon und nur Wenige wagten es, sie in ihrem kleinen Boudoir aufzusuchen. Zu einem Schatten abgemagert, mit klein geweinten, erloschenen Augen und geschärften Zügen, sah sie herzzerreißend aus, und schien, nachdem sich die Heftigkeit des ersten Schmerzes gelegt, nur noch trostloser zu werden.

Es ist so bei allen tieferen Naturen.

In seinen Anfangsstadien ist der Schmerz um einen Todten immer mit einer Art Auflehnung gegen das Schicksal verbunden — ein Rausch, in dem wir schließlich Alles vergessen, selbst die Ursache unsrer Thränen. Erst, wenn unsere Augen trocken geworden sind, und das Herz sich müde geschlagen hat, wenn wir uns

Digitized by Google

das erste Mal gesagt haben: „ergieb Dich drein!“ — dann sehen wir die große Lücke, die der Tod in unsere Existenz hinein gerissen hat; wir fühlen, wie leer, still und kalt es um uns geworden ist.

Täglich mehrte sich bei Zinka die Erkenntniß dessen, was sie verloren. Es war, als taste sie beständig nach dem starken Arm, der sie so liebevoll gestützt. Der General und die Fürstin Vulpini thaten abwechselnd ihr Möglichstes, um ihr über die schreckliche Zeit hinwegzuhelfen. Derjenige, mit dem sie sich am Wohlsten fühlte, war Truyn; und manchmal nach sieben Uhr, wenn sie sicher sein konnte, Niemandem auf der Straße zu begegnen, schlich sie in das Hôtel de l'Europe zu Gabriellen, und es war rührend, wie zart dies kleine Mädchen den Schmerz der älteren Freundin mitzuempfinden, wie liebevoll ihn zu bemitleiden verstand.

Am Morgen der Abfahrt kamen Truyn und der General auf die Bahn. Truyn stieg noch zu den Damen in das Coupé, um ein Fenster, mit dem die Kammerjungfer nicht fertig werden konnte, zu öffnen oder zu schließen. Nachdem er damit zu Stande gekommen, legte Zinka beide Hände in die seinen: „Gott vergelte Ihnen Ihre Güte,“ sprach sie, und dabei hob sie ihr Gesichtchen empor, um sich küssen zu lassen. Er zögerte einen Moment, dann machte er das Zeichen des Kreuzes auf ihre Stirn und berührte hierauf ihr blondes Haar leise mit seinen Lippen.

„Auf Wiedersehn!“ murmelte er mit gebrochener Stimme, verbeugte sich noch einmal vor der Baronin und verließ das Coupé.

Als er auf die Plattform zurück trat, war er sehr roth und seine Augen glänzten. Baarhaupt blickte er dem davon sausenden Zuge nach, aus dem ein kleines Gesicht hervor grüßte.

„Wenn man wenigstens das Recht hätte, sich um sie zu kümmern!“ murmelte er.

XVI.

Und jetzt nur noch wenige Worte zum Abschied. —

Die Baronin Sterzl war eine von den seltenen Persönlichkeiten, die überhaupt kein redeeming point haben. Auf dem mährischen Landgut, wohin sie sich nun zurückzog, langweilte sie sich fürchterlich, und behandelte Zinka mit der liebloseſten Härte. Vollständig verkümmert und verbittert, wimmerte sie beständig und machte durch ihr saures Gesicht und ihr lamentoses Wesen Jeden, der ihr in die Nähe kam, unglücklich. Nach Ablauf des Trauerjahrs regte sich in ihr ein Drang nach Zerstreuung. Sie machte Abstecher in die Bäder und auch nach Wien, wo sie die Trümmer ihres alten Kreises um sich versammelte und alle ihre Bekannten durch das Auskramen ihrer großartigen römischen Reminiscenzen in Erstaunen zu setzen trachtete. Dabei trug sie noch immer sehr viel schwarzen Crêpe auf ihren Kleidern, und bediente sich schwarz-umränderten Briefpapiers. Sie sprach unaufhörlich von ihrem gebrochenen Mutterherzen und versuchte, sich eine Art Niobe-Nimbus zu geben; im Grunde jedoch war ihre zur Schau getragene Trauer nichts als ein letztes Piedestal für ihre Eitelkeit.

Der grimmige Maler-General behauptete immer, sie sei eigentlich stolz darauf, daß ihr Sohn von „einem Sempaly“ erstochen worden war.

Digitized by Google

Sie starb etwa drei Jahre nach der Katastrophe an einem Lungenkatarrh, den sie nur deshalb tödtlich verschlimmerte, weil sie, die Symptome desselben schon fühlend, sich dennoch nicht abhalten ließ, an einem sehr kalten Apriltage in der Hofburg mit einer Freundin aus dem sacré-cœur der Fußwaschung beizuwohnen.

Zinka betrauerte den Verlust ihrer Mutter weit heftiger, als je zu vermuthen gewesen wäre.

Sie verbrachte Sommer und Winter, Jahr aus, Jahr ein in Alinkau, wo Gabrielle Truyn sie oft mit ihrer englischen Erzieherin für ein paar Wochen besuchte. Truyn kam selten, und blieb nie länger als einige Stunden. Welches Opfer er ihr jedoch dadurch brachte, daß er sich um ihretwillen von seinem kleinen Kameraden trennte, kann nur derjenige bemessen, der wußte, wie er mit dem Kinde zusammen gewachsen war.

Mit der Fürstin Vulpini blieb Zinka in freundschaftlichster Correspondenz. Ihr Schmerz verblaßte nur sehr, sehr langsam; doch erschien sie durch denselben, wie alle wirklich edlen Naturen, wundersam geadelt. Sie widmete ihre ganze Existenz der aufopferndsten Wohlthätigkeit; die einzige Freude, welche noch jahrelang ihrem kranken Gemüthszustande entsprach, war die Linderung fremden Leids. —

* * *

Bald nach dem Tode der Baronin verließ der General Europa; erst vorigen Frühling kehrte er zurück, schiffte sich in Hâvre-de-grace aus, und wollte über Paris, wo er sich ein paar Tage aufhielt, um den Salon zu studiren, nach Hause reisen.

Dank der Gefälligkeit eines bekannten Künstlers durfte er schon an dem sogenannten Vernissagetage — dem Tage vor der eigentlichen Eröffnung des Salons — diesen besuchen.

Zwischen den vielen „femmes du monde“, welche sich unter der Aegide ihres Zeichenlehrers oder des „artiste de la maison“ ganz unberechtigter Weise herein geschlichen hatten, um die Primeur des Salons zu genießen, fiel ihm eine junge Dame von ungewöhnlicher Schönheit auf, die, den Kopf hoch in der Luft, mit ungemein leichtem und zugleich energischem Gang von einem Gemälde zum andern schritt und die sie rings umgebenden Meisterwerke mit der unerbittlichen Strenge und Naseweisheit einer fanatischen Kunstnovize herunterkanzelte.

Es war etwas so Vornehmes in ihrer lieblichen Erscheinung, etwas so Neckisches in ihrer naiven Arroganz, etwas so kindlich Zutrauliches in der Art, wie sie mit dem alten Herrn, einem der berühmtesten Pariser Künstler, der ihr durch dieses Labyrinth den Führer zu machen schien, verkehrte, daß der alte Militär nicht umhin konnte, sie mit großem Wohlgefallen zu beobachten.

Plötzlich bemerkte sie ihn, fixirte ihn, und kam mit dem liebenswürdigsten Freimuth auf ihn zu. „Herr General, sind Sie endlich zurück? Wie wird sich der Papa freuen! — Sie haben sich auch nicht um ein Haar verändert ...“

„Sie aber um so mehr, Gräfin Gabrielle,“ erwiderte er.

„Nun freilich. Wann haben wir einander denn zum letzten Male gesehen — vor vier Jahren bei Zini, nicht wahr? da war ich ja noch ein Kind,“ plauderte sie, „jetzt bin ich aber erwachsen, und noch etwas — denken Sie nur, Herr

Digitized by Google

General, ich habe ausgestellt — ein ganz kleines Aquarell," hier erröthete sie ein wenig, wobei sie ihrem Vater sehr ähnlich sah; „nicht wahr, Sie werden sich mein Bildchen ansehen?"

„Natürlich," versicherte er, dann glitt sein Blick über ihren Anzug; „mir scheint, Sie sind in Trauer," bemerkte er.

„Ja," sagte sie, in Halbtrauer um die arme Mama; „es ist bald ein Jahr her seit ihrem Tod" — ein momentaner Ernst überschattete ihre Züge — „ach, da ist Papa," rief sie dann, plötzlich wieder munter werdend, aus, „wir verlieren einander immer im Salon — wir haben völlig verschiedenen Geschmack, wissen Sie — Papa ist noch ganz vieux jeu!"

Truyn begrüßte den General mit großer Herzlichkeit. Gabrielle's Blick zuckte indessen muthwillig von ihm zu dem alten Herrn. Die schelmischsten Grübchen tauchten in ihren Wangen auf. Schließlich trat sie knapp an ihn heran und flüsterte ihm leise etwas zu.

Erst zögerte er, dann sprach er nicht ohne eine kleine Spur von Verlegenheit: „Wir fahren jetzt in das Hôtel Bristol, wo wir bei meiner Schwester frühstücken sollen. Es würde meine Schwester gewiß außerordentlich freuen, wenn Sie sich uns anschlössen."

Der General brachte anfänglich etwas von Indiscretion ꝛc. ꝛc. vor, ließ sich jedoch eine sanfte Gewalt anthun und fuhr mit den Beiden durch den regengetränkten Blüthenzauber der Champs Elysées auf die Place Vendôme.

„Tante," rief Gabrielle lustig, in den Salon tretend, „rath', wen wir Dir mitbringen?"

„Ach!" sagte die Fürstin freundlich, „Sie kommen wie gerufen, General!" — Plötzlich schweifte sein Blick von ihr ab; dort, etwas hinter ihr, — stand Zinka.

Der Stempel eines großen Herzeleids hatte sich unauslöschlich ihren Zügen eingeprägt; doch glänzte in ihren Augen ein Schimmer stillen, innigen Glücks, das sich mit der Erinnerung an alte Trauer wohl vertrug.

Der holde Mai ihres Lebensfrühlings war verweht: aber ihre ganze Erscheinung dennoch von so unendlichem Liebreiz, daß selbst Gabriellens achtzehnjährige Frische ihr keinen Eintrag zu thun vermochte.

Truyn ging auf sie zu — ein linkisches Schweigen folgte. Plötzlich fing Gabrielle an herzlich zu lachen.

„Errathen Sie denn gar nichts, Herr General," rief sie aus.

„Es ist noch nicht officiell," stammelte Truyn, „aber Sie nehmen so warmen Antheil . . ." er faßte Zinka bei der Hand.

Des Generals Gesicht strahlte vor Freude — er schloß Zinka in seinen Arm und reichte Truyn zugleich glückwünschend die Hand.

Sie aber fing bitterlich zu weinen an; „ach, Onkel!" flüsterte sie, „wenn Cécil das erlebt hätte!"

— — — —

Und Sempaly?

Nach jener schrecklichen Katastrophe verschwand er vom Schauplatz — reiste in den Orient, dann tauchte er wieder in der Carrière auf. — Einem Sempaly ist Alles möglich!

Digitized by Google

Heute gilt er für einen der genialsten unter unsern Diplomaten.

Eine seltsame Verwandlung hat sich an ihm vollzogen. Aus dem liebenswürdig tändelnden Bummel-Attaché ist ein starrer Diplomat geworden. Auch sein Aeußeres hat sich verändert. Die Distinction seiner Erscheinung tritt noch stärker hervor als sonst, seine Züge aber haben sich geschärft. Er ist reizbar, hochmüthig und rücksichtslos, scheut sich nie, das giftigste Wort zu sagen, das ihm auf der Zunge sitzt — Männern, sowie Frauen gegenüber. Dennoch, und mehr noch als je, übt er einen fast grenzenlosen Zauber aus über Alle, die mit ihm in Berührung kommen.

Unlängst, als der General auf einer ungarischen Grenzstation auf den Anschluß des Wiener Zuges wartete, frappirte ihn die wohllautende Stimme eines Reisenden in einem Otternpelz und tief in die Stirn geschobener Reisemütze, der seinem Kammerdiener irgend eine kurze knappe Weisung gab. Der alte Herr sah auf, seine und die Augen des Fremden trafen ineinander — es war Sempaly, der aus dem Orient nach Wien reiste. Sie kamen ins Gespräch — wechselten banale Phrasen, ohne sich recht erwärmen zu können.

Plötzlich begann Sempaly mit seiner jetzt in der ganzen Welt sprichwörtlichen Brüskerie: „Sie waren ja in Paris, waren Zeuge bei der Trauung. Was sagen Sie denn zu Truyn's Heirath?"

„Sehr glücklich bin ich darüber!" erwiderte der General.

„Nun ja, Alles scheint selig, Marie Vulpini ist entzückt, und Gabrielle hat für den Papa angehalten — schrieb man mir ... Enfin tout est pour le mieux dans le meilleur des mondes possibles," sagte er in seiner scharfen hastigen Manier — „und Zinka — wie sieht sie aus — in der Zeitung stand, sie sei sehr schön gewesen."

„Sie ist noch sehr reizend," sagte der alte General mit der zerstreuten Geschwätzigkeit des Alters; „übrigens die Freude verklärt immer ... sie bedauert nur Eines, daß Cécil dies Alles nicht erlebt hat!"

Indem fiel ihm die enorme Tactlosigkeit ein, welcher er sich schuldig gemacht, und um das Gespräch auf ein neutrales Gebiet zu lenken, fing er eilig an, von Sempaly's ungewöhnlich rascher Carrière zu reden und meinte, daß es ihn glücklich machen müsse, einen so angemessenen Wirkungskreis für seine glänzenden Fähigkeiten gefunden zu haben.

Sempaly blickte ihn forschend an und lächelte seltsam. „Es ist ein eigen Ding, General," versetzte er, mit den Achseln zuckend — „die Jugend fordert das Glück vom Schicksal wie ein Recht — in reiferen Jahren bettelt man um Frieden wie um ein Almosen! — Man erreicht doch noch leichter, was man fordert, als das, um was man bettelt — aber — man hält's nicht fest!"

Digitized by Google

Der Zug Schill's nach Stralsund.

Aus dem Nachlaß eines Zeitgenossen [1]).

Die Lebensbeschreibung des Königl. preuß. Majors von Schill [2]) hat mir Ereignisse lebhaft ins Gedächtniß gerufen, von welchen ich im Monat Mai 1809 ein unfreiwilliger, aber aufmerksamer Zeuge war.

Da diese Ereignisse die Begebenheiten der letzten Lebenstage des bis dahin glücklich gewesenen, kühnen und braven Parteigängers Schill berühren, so scheinen sie mir für Freunde der Mittheilung nicht unwerth. Viele Notizen, die ich an Ort und Stelle in mein Tagebuch eintrug, setzen mich dazu in den Stand. Das Aufschreiben derselben brachte mich einst in Gefahr, arretirt zu werden, oder doch mein Tagebuch zu verlieren; beiden entging ich nicht ohne Mühe. Außerdem machten jene Ereignisse einen so lebhaften Eindruck auf mich, und regten meine Theilnahme in solchem Grade an, daß ich glaube, die nachstehenden Mittheilungen für völlig wahr ausgeben zu können, wenigstens kann ich die Versicherung geben, daß ich nichts verschönert, übertrieben oder entstellt habe. Meine militärische Stellung gegen Schill und dessen Gefährten war freilich, dem Aeußern nach, feindlich; es bedarf indeß wohl keiner Versicherung, daß ich als guter Deutscher dessen Unternehmen den besten Erfolg von ganzem Herzen wünschte, ohne mich jedoch meines Eides und meiner Pflichten gegen den Herzog von Mecklenburg-Schwerin entbunden zu halten. Die Unfälle, die mir begegneten, wurden mir minder drückend, als wären sie von einem verhaßten Feinde gekommen,

---

[1]) Der Verfasser nachfolgender Blätter ist der 1868 im achtzigsten Lebensjahre verstorbene Königl. hannöversche Obrist a. D. C. von Scriba, und wir verdanken die Mittheilung derselben seiner Tochter, Frau M. von Roß. Der Werth dieses authentischen Berichts, welcher naturgemäß manches Bekannte wiederholt, liegt vorzüglich in der Fülle des vom Verf. sogleich an Ort und Stelle tagebuchartig niedergeschriebenen Details, welches den Verlauf jener erschütternden Episode mit all' ihren Nebenumständen zu einer greifbaren Wirklichkeit für uns macht.

Die Red. der „Deutschen Rundschau".

[2]) Es ist offenbar das Haken'sche Buch: „Ferdinand von Schill", Leipzig 1824 (2 Bände) gemeint, und daraus ließe sich auf die Zeit der Abfassung unseres Memoirs schließen, wo dem Verf. die Ereignisse noch in frischer Erinnerung waren. Der letzte Abschnitt, welcher die Einweihung des Denkmals in Wesel betrifft, wäre dann eine spätere Hinzufügung und ist in der That im Manuscript als „Nachtrag aus dem Jahre 1835" bezeichnet. Die Red.

Digitized by Google

und das gänzliche Mißlingen der Expedition, sowie der Tod des braven Anführers waren mir sehr schmerzlich.

Vielfältig ist dieser wackere deutsche Held getadelt worden; Unverstand, Bosheit oder Eigendünkel haben ihn von seiner Höhe herabzuziehen gesucht; es muß daher jeden wahren Deutschen freuen, ihn in seiner Lebensbeschreibung wahr und vortrefflich geschildert zu sehen.

I.

Im März 1809 marschirte ich mit dem 2. Bataillon des Herzogl. Mecklenburg-Schwerin'schen Rheinbund-Contingents nach Stralsund, das damals noch zu Schweden gehörte. Das Bataillon bildete dort mit dem 1. Bataillon desselben Contingents, ferner mit drei Compagnien französischer Artillerie und drei Escadrons polnischer Ulanen die Garnison. Gouverneur von Pommern war der General Salvellier de Candras Baron de la Tour du Pré (diesen Zusatz seines Namens soll er für eine unter den Augen Napoleon's ausgeführte Waffenthat bekommen haben). Die Werke der vormals berühmten Festung waren bei unserm Einmarsche schon größtentheils abgetragen, zum Theil war man noch damit beschäftigt.

Die Stimmung war den Franzosen ungünstig; den mecklenburgischen Officieren gelang es jedoch durch die den deutschen Militär auszeichnende gesellige Bildung, durch ritterlichen Anstand und ein durchaus nicht knauseriges Benehmen sehr schnell, die Einwohner, besonders der höheren Stände, für sich einzunehmen. Viel trug hierzu bei, daß mehrere Officiere Verwandte unter dem pommerschen Adel hatten. So waren wir bald in allen ersten Familien heimisch, während die Franzosen nur wenig, die Polen aber fast gar keinen Zutritt hatten. Ich darf in dieser Hinsicht wohl behaupten, daß unser Officiercorps ohne alle Anmaßung gleichsam den Ton angab. — In dieser Lage überraschte uns im Anfang Mai die Nachricht, daß Schill mit seinem Corps plötzlich Berlin verlassen habe, um im Königreich Westfalen und an der Elbe einen allgemeinen Aufstand gegen die französische Herrschaft zu bewirken.

Ueber den Aufbruch Schill's theilte mir nachmals ein gefangener Schill'scher Officier Folgendes mit: Es war Schill nicht verborgen geblieben, daß der westfälische Gesandte in Berlin (ein Baron von Linden) in Folge der Arrestation des Landmannes Romberg an den Thoren Magdeburgs, durch welchen Schill und seine Freunde Verbindungen in Westfalen unterhielten, vom preußischen Gouverneur von Berlin, General Grafen von Kalckreuth, die Auslieferung des Majors verlangte. Da der König aber noch in Königsberg abwesend war, so gab der Graf v. Kalckreuth vor, dieserhalb erst an Se. Majestät berichten zu müssen, indem er nach einer alten noch bestehenden Ordre sich nicht ermächtigt halten könne, einen Stabsofficier auszuliefern. — Jetzt mußte die Expedition unternommen werden, wenn eine Menge Menschen nicht in Gefahr gerathen oder doch sehr compromittirt werden sollten. Am 28. April 1809 rückte Schill wie gewöhnlich mit seinem, dem 2. brandenburgischen Husaren-Regimente zum Exerciren aus. Die Husaren hatten gepackte Mantelsäcke wie immer, dieses Mal aber — wie schon einige Male vorher — zur Erleichterung ihrer Pferde nur

Digitized by Google

mit Heu oder Stroh gefüllt. Die Manövres, welche dieses Mal nur vorwärts, nie rück- oder seitwärts gemacht wurden, entfernten sie immer weiter von Berlin, so daß die Dämmerung eintrat und die Husaren der Meinung waren, sie würden vor Mitternacht nicht wieder in Berlin einrücken. Plötzlich ließ Schill Halt machen, einen Kreis formiren und sagte nun mit lauter Stimme: „Ich habe geheimen Befehl vom Könige, nach dem Königreiche Westfalen zu marschiren, dort eine Insurrection zu unterstützen und hierauf ganz Norddeutschland gegen unsern Erbfeind in Aufstand zu bringen; der Augenblick ist günstig und es leidet gar keinen Zweifel, daß das große Unternehmen gelingt. Niemand soll gezwungen werden, mir zu folgen; wer aber seinen König liebt und ein braver Soldat ist, wird gewiß nicht zurückbleiben." Hierauf rief er dem Könige ein Lebehoch aus, und Alle ohne Ausnahme entschlossen sich, zu folgen. Schill hatte bei jenen Worten Etwas in der erhobenen Hand, worüber die Meinungen, selbst der Augenzeugen, verschieden waren. Mein Referent hat es für ein wie eine Ordre zusammengelegtes Papier gehalten, so daß es auch viele Soldaten für die obenerwähnte angebliche geheime Ordre gehalten haben. Andere wollen jedoch eine Brieftasche erkannt haben, welche Schill ein Jahr vorher von der hochverehrten Königin Luise zum Geschenk bekommen haben soll. — Als der Aufbruch Schill's in Berlin bekannt wurde, folgten noch viele Officiere und Soldaten einzeln und in Trupps nach. Der Lieutenant von Quistorp folgte noch am 30. April (nach Andern sogar erst am 4. Mai) mit 153 Mann des Leib-Infanterie-Regiments und den Lieutenants von Pannewitz, von Hertel und von Mach; der Letztere erreichte jedoch das Corps nicht, sondern wurde auf einem Streifzuge angehalten und nach Berlin zurücktransportirt. Der Lieutenant von Quistorp stieß erst zum Major von Schill, als dessen Unternehmen schon beinahe mißlungen war. Eine Menge Officiere, die seit 1806 ohne Dienst waren, schlossen sich gleichfalls dem Zuge an. Ich will hier bemerken, was ich später von anderer Seite noch über die dem Major von Schill zugegangene Warnung in Erfahrung gebracht, auf seine Wahrheit zu prüfen aber keine Gelegenheit gehabt habe. Als die Anzeige von der Arretirung des Landmannes Romberg in Cassel eintraf und die Requisition, den Major von Schill auszuliefern, von dem westfälischen Gesammtministerium debattirt wurde, soll der damalige Referendar im westfälischen Ministerium der Justiz, Alexander von Bothmer, in einem Nebenzimmer Zeuge jener Verhandlungen gewesen sein. Seiner Anstellung schon damals überdrüssig, läßt es sich wohl begreifen, daß er über die Partei, welche er zu nehmen hatte, nicht lange in Zweifel war. Unter dem Vorgeben, daß dringende Familienangelegenheiten ihn in Anspruch nähmen, habe er von dem ihm wohlwollenden Justizminister Simon den erbetenen Urlaub erhalten. Mit Courierpferden eilte er nun nach Berlin und durch ihn soll Schill die erste Nachricht von der Gefahr, die ihm drohte, bekommen haben. Nach Cassel zurückzukehren war für Herrn von Bothmer mehr als gefährlich; er schloß sich daher gleichfalls dem Schill'schen Zuge an und soll sich der Expedition durch seine Geschäftsgewandtheit — leider vergeblich — sehr nützlich gemacht haben.

Außerdem soll er den Plänen des Tugendbundes nicht fremd gewesen sein. Bei der Einnahme von Stralsund war er nicht anwesend, sondern auf Mission,

Digitized by Google

um den in der Ostsee kreuzenden englischen Admiral Saumarez aufzusuchen. Später diente Herr von Bothmer in der österreichischen Cavallerie, stand seit 1813 aber in hannöverschen Diensten, wo er bis zum Generalmajor und Brigadier avancirt und nachmals in Harburg verstorben ist.

War, wegen des Krieges der Franzosen mit Oesterreich, der auch in dem übrigen Deutschland große Hoffnungen erregte, der Zeitpunkt gut gewählt, so war das Unternehmen Schill's doch zu wenig vorbereitet und wurde überdem noch vor dem Beginnen durch die Arretirung des Landmannes Romberg früh verrathen, mußte daher in der Ausführung übereilt werden und trug so den Keim des Mißlingens in sich. In unserer damaligen Lage änderte jene Nachricht anfangs gar nichts; vor wie nach wurden die aus Mecklenburg nachgeschickten Recruten täglich 7—8 Stunden exercirt, sonst aber lebten wir wie im tiefsten Frieden.

Sonntag den 14. Mai bekamen wir durch Briefe die Kunde, daß die kaum angefangene Expedition Schill's größtentheils mißlungen sei und daß er sich dem Norden Deutschlands zuwende. Scheinbar machte diese Mittheilung auf unsern Gouverneur keinen großen Eindruck; denn er äußerte prahlerisch in Gegenwart mehrerer unserer Officiere: mit drei Compagnien guter Infanterie mache er sich anheischig, die „brigands" von Schill zu vernichten. Späterhin ward er jedoch entgegengesetzter Meinung; denn als diese Vernichtung vor sich gehen konnte, wich er derselben mit einem vollzähligen Bataillon, drei Escadrons Cavallerie und mehreren Feldstücken vorsichtig aus. Freitag den 19. Mai traf die Nachricht ein, Schill habe durch Kriegslist die kleine mecklenburgische Festung Dömitz überrumpelt und ein Theil seines Corps, welches vielen Zulauf habe, sei auf dem Wege nach Rostock und Wismar. Jene Kriegslist soll darin bestanden haben, daß Schill mehrere große bedeckte Elb-Kähne (angeblich mit Getreide beladen) mit 300 seiner Parteigänger besetzte und im raschen Anlaufe die Garnison überrumpelte. Ich glaube, daß jene Kriegslist nicht nöthig gewesen wäre; denn die sehr schwache Garnison bestand nur aus einer Compagnie Invaliden, welche Karrengefangene bewachten, und in gleicher Art waren auch wohl die Mittel zum Widerstande beschaffen. Ich glaube vielmehr, daß jene Kriegslist nur eine Komödie war, um sich vor demnächstiger Verantwortung zu sichern.

Unser Gouverneur fing, wie gesagt, jetzt an etwas bedenklich zu werden; es war indeß noch einigermaßen zweifelhaft, ob er von Kampfeslust oder -Unlust beseelt war, er zeigte mindestens eine große Unruhe, und seine Aeußerungen über Schill wurden um Vieles milder. Kundschafter wurden ausgeschickt, besonders nach dem Preußischen und Mecklenburgischen, und seine Wißbegierde steigerte sich dermaßen, daß er selbst unsern Briefen große Aufmerksamkeit widmete. Letzteres gab er jedoch bald auf; denn einige meiner fröhlichen Kameraden waren so boshaft, ihm sehr bedenkliche Nachrichten mitzutheilen. Häufig ließ er unsere Stabsofficiere zu sich kommen und stellte ihnen allerhand auffallende Fragen, z. B. ob viele ehemals preußische Officiere in unserm Regimente dienten. Dieses war in der That der Fall und ich erinnere mich noch jetzt mit großem Vergnügen der wackern Kameraden von Pogwisch, von Pressentin I. und III., von Koppelow I., von Glöden, von Moltke, du Trossel, von Klein, von Flotow, von

Digitized by Google

Suckow, von Lowtzow u. s. w. Alsdann forschte der Gouverneur weiter, wie die Soldaten gegen Schill gesinnt wären, und ob sie sich über denselben äußerten? Ob wir mit unserer Lage zufrieden wären und ob er etwaigen Klagen abhelfen könne? Er zeigte überhaupt eine Höflichkeit, die man früher niemals an ihm bemerkt hatte, auch wurde er so gesprächig wie ein Kind im Dunkeln.

Sonnabend den 20. Mai waren wir (der Hitze wegen) Morgens 5 Uhr zum Exerciren ausgerückt. Kurz vor dem Abmarsche vom Exercirplatze, etwa gegen 10 Uhr, brachte ein Aide-de-camp des Gouverneurs den Befehl, aufs Schleunigste eine Compagnie nach dem Passe Damgarten marschiren zu lassen und mit den übrigen Compagnien des 2. Bataillons gegen Abend dahin zu folgen.

Die Compagnie, bei welcher ich stand, traf das Loos, vorauszumarschiren, und schon Mittags 12 Uhr traten wir bei ungewöhnlich heißer Luft den Marsch an. Eine Escadron polnischer Ulanen und zwei französische Kanonen folgten mehrere Stunden später, ohne uns jedoch einholen zu können. Der Weg von Stralsund nach Damgarten beträgt sieben Postmeilen, er war damals sehr sandig. Die Soldaten, welche am frühen Morgen schon über vier Stunden exercirt und kaum nothdürftig gegessen hatten, wurden bald marode, weshalb oft gehalten werden mußte. Die Stimmung derselben war zwar den Schillianern günstig, aber an Strenge und Disciplin gewöhnt, äußerten sie sich stets nur mit großer Vorsicht. In Berenshagen wurde Halt gemacht und den Soldaten erlaubt, in kleinen Abtheilungen und unter der Aufsicht des Lieutenant von Glöden sich aus dem dortigen Wirthshause Erfrischungen einzukaufen. In diesem Augenblicke erschien der General Candras in einem eleganten Reisewagen; der Compagnie-Chef, Capitän von Elderhorst, wurde an den Wagen gerufen und mit Vorwürfen überhäuft, daß man Halt gemacht und noch nicht weiter marschirt sei. Dieser entschuldigte sich durch Pantomimen, daß er kein Französisch verstände, was jedoch nicht völlig richtig war. Ganz erbost rief mich der Capitän und ging mit den lauten Worten vom Wagen weg: „Hören Sie doch, lieber Scriba, was der Patron will." — Ich vertheidigte nun ganz kurz den Halt mit der Unmöglichkeit, bei so starker Hitze und der großen Ermüdung der Leute den langen Marsch schneller zurücklegen zu können, und gab die Versicherung, für jede Unordnung verantwortlich sein zu wollen. In diesem Augenblicke stand ein schon lange gedienter Soldat sehr fatiguirt und auf sein Gewehr sich stützend dem Gouverneur gegenüber und sagte im Mecklenburger Platt: „Du hest da good schnaken in Dienem Wogen." Der General verlangte, ich sollte ihm übersetzen, was der Soldat gesagt hätte. Ich that es, so gut ich es vermochte, und möglichst wortgetreu, weil ich davon eine gute Wirkung voraussah. Der General lachte und sagte zu dem Soldaten in gebrochenem Deutsch: „Du habst Recht, bon camarade!" Dieses Intermezzo hatte auch wirklich den gehofften Erfolg; der General wurde sogar spaßhaft, ja er ließ den Soldaten gegen einen „Bon" (die damalige gewöhnliche Art französischer Bezahlung und nicht viel besser, als die sogenannten preußischen Almosen im siebenjährigen Kriege) reichlich Bier geben. Ohne weiteren Aufenthalt kamen wir am folgenden Morgen, Pfingstsonntag den 21. Mai, 3 Uhr, in Damgarten an und wurden sogleich einquartirt. Der Gouverneur nahm die nahe Umgegend von Damgarten in Augenschein, strich dieselbe sehr über die

Digitized by Google

Gebühr heraus, nahm gegen einen abermaligen „Bon“ ein déjeûner dînatoire und kehrte Nachmittags, nachdem der Rest des Bataillons eingetroffen war und er noch einige Befehle ausgegeben hatte, nach Stralsund zurück.

In nasser Jahreszeit ist die Position zwischen Damgarten und der mecklenburgischen Grenze freilich sehr haltbar. Der Fluß Recknitz, der etwa eine Meile davon in die Ostsee fällt, durchschneidet dieselbe, und seine Ufer sind auf etwas mehr als Kanonenschußweite so morastig und überschwemmt, daß sie selbst für den Fußgänger unpassirbar werden. Ein schmaler chaussirter Damm und eine hölzerne Brücke über die Recknitz bilden dann die einzige Verbindung zwischen den beiden Städtchen Damgarten und Ribnitz, von welchen letzteres mecklenburgisch ist. In trockener Jahreszeit (wie damals im Mai 1809) verändert sich indessen die Beschaffenheit des Terrains sehr; denn dann bietet nur der etwa zwanzig Schritt breite und langsam fließende, nicht sehr tiefe Recknitzfluß das einzige unbedeutende Hinderniß. Um 10 Uhr Morgens (21. Mai) wurde ich beordert, alle bei Ribnitz liegenden Schiffe und Böte mit einem Detachement von zwanzig Mann nach dem diesseitigen Ufer herüberzuholen, um dem erwarteten Feinde die Mittel zur Ueberfahrt zu nehmen. Ich konnte meine Ordre nur zum Theil ausführen, denn sowohl bei den Behörden von Ribnitz, als bei den dortigen Einwohnern, die sich in Masse versammelten, fand ich großen und lauten Widerstand, so daß ich es für gerathen halten mußte, die Gewehre laden zu lassen. Der Bürgermeister drohte, mich für jeden Gewaltschritt gegen die Unterthanen des Herzogs verantwortlich zu machen, und verweigerte geradezu alle Mitwirkung zur Wegnahme der Schiffe, welche einzig und allein den dürftigen Fischern zum Unterhalte dienten. Für einen Officier im einundzwanzigsten Lebens- und siebenten Dienstjahre war diese Lage ein Probirstein, und die Folgen konnten sehr unangenehm für mich ausfallen; demungeachtet mußte ich meiner Ordre Folge leisten und das Vertrauen, daß der Herzog demnächst die Umstände berücksichtigen werde, verließ mich nicht. Meinerseits wurde dem Bürgermeister gleichfalls mit Verantwortung gedroht, und dieses hatte wenigstens den Erfolg, daß er passiv blieb. Einige Rathsherren schienen jedoch die Consequenz einer hartnäckigen Widersetzlichkeit sehr zu fürchten; denn mit Hilfe einiger Rathsdiener und mehrerer einsichtsvoller Bürger verschafften sie mir die Mittel, meiner Ordre nach Möglichkeit nachzukommen. Die Mündung der Recknitz wird gleich unter Ribnitz ½ bis ¾ Meilen breit und mein Detachement war offenbar zu schwach, um eine solche Distance zu schließen. Ich ließ indeß rasch sieben Segelböte besetzen und mit diesen innerhalb der Mündung eine Linie bilden. Mit dieser Linie vorrückend, trieb ich alle Fahrzeuge vor mir her, den Recknitzfluß gegen Damgarten hinauf. Viele Schiffer und Fischer waren auf der Flucht; aber gerade dieser Umstand war mir nützlich, denn wären dieselben ruhig zu Hause geblieben, so hätte ich erst Succurs erwarten müssen, um alle die Böte fortschaffen zu können. Viele Böte kamen gerade aus der Ostsee, sie wurden aber durch Signale vom Lande her gewarnt und entgingen mir; einige andere waren kühn genug, meine weitgeöffnete Linie durchbrechen zu wollen, ich hielt sie jedoch bald durch einige Flintenschüsse auf. Wegen dieser Schüsse wurde späterhin eine schwere Anklage gegen mich erhoben; auch schien der Magistrat oder vielmehr nur der

Digitized by Google

Bürgermeister sich persönlich über mich beschweren zu wollen, eine einfache Meldung war indeß ausreichend zur Widerlegung, worauf die Kläger auf das Nachdrücklichste abgewiesen wurden. Auf die vorerwähnte Weise trieb ich zwei Stettiner Handelsschiffe und dreiundzwanzig größere und kleinere Fahrzeuge nach Damgarten an die pommersche Küste, wo sie sogleich militärisch besetzt wurden. Zu den weiteren Defensivmaßregeln gehörte noch die Ablösung der Bohlen der Recknitzbrücke, um sie schnell unpassirbar machen zu können, desgleichen wurde vor der Brücke ein Aufwurf für Schützen zur Vertheidigung der Brücke gemacht. Gleich jenseits derselben war das Grenz-Zollhaus, welches uns später sehr nachtheilig wurde, weil es jenen Aufwurf dominirte. Nahe an Damgarten wurde außerdem von requirirten Bauern eine Schanze für Artillerie angefangen, sie wurde jedoch kaum halb fertig.

Pfingst-Montag den 22. Mai, Morgens, wurden die zwei Kanonen in der erst angefangenen Schanze aufgestellt; sie fuhren aber Abends schon wieder nach Stralsund ab, und zwei von Rostock kommende Kanonen nahmen deren Stelle ein. Eine Compagnie wurde nach dem dreiviertel Stunden entfernten Dorfe Freudenberg detachirt, um den dortigen Uebergang über das Wasser zu beobachten und zu vertheidigen. Die übrigen fünf Compagnien blieben bei Damgarten concentrirt.

Per Estafette traf um Mittag die Nachricht ein, daß der Schill'sche Graf von Moltke mit einem Detachement Husaren am 20. Mai in Rostock eingerückt sei; daß die dortige Garnison mit demselben auf freien Abzug capitulirt habe und daß diese zu uns stoßen werde. Ich kenne jene Capitulation nicht genau; ich weiß aber gewiß, daß der Major von Bülow (nicht Oberst von Bülow, wie erzählt ist) nicht das Wort gegeben hat, gegen die Schillianer nicht zu dienen. Es ist mir im Gegentheil für bestimmt und glaubhaft erzählt, daß der Major von Schill mit der Capitulation sehr unzufrieden gewesen sei und laut geäußert habe: „Sie entgehen mir doch nicht." Vom Grafen von Moltke behauptete man, daß er als geborener und begüterter Mecklenburger sich seinem Herzoge und Lehnsherrn, sowie seinen Landsleuten habe geneigt zeigen wollen. Ob Letzteres wahr ist, mag dahin gestellt bleiben. Dienstag den 23. Mai, Morgens 8 Uhr, traf die Rostocker Garnison in Damgarten ein. Sie war nur 120 Mann Infanterie und 20 Husaren stark; die polnische Ulanen-Escadron marschirte dafür nach der Gegend gen Richtenberg ab, was uns sehr lieb war, denn sie zeigte neben tiefem Groll eine fast ängstliche Scheu vor den Schillianern, welche auf die Polen ganz besonders erbittert sein sollten. Mittwoch den 24. Mai, Vormittags, verließen uns auch die mecklenburgischen Husaren, und zwar auf ausdrücklichen Befehl des Herzogs. Da sie einzig und allein zur Aufrechthaltung der Polizei bestimmt waren und zu diesem Zwecke größtentheils nur von den Landständen unterhalten wurden, so mußte der Krieg ihnen fremd bleiben. Sie stießen auf dem Rückmarsche auf die Schill'sche Avantgarde, wurden zwar angehalten, doch ließ man sie nach einer Verständigung ungehindert ihren Marsch fortsetzen. Eine Fabel ist es, daß sie auf die Schill'sche Avantgarde Feuer gegeben und sich dann vor drei Infanteristen auf die feigste Weise in ein Bauerngehöft geflüchtet hätten. Unsere ganze Stärke belief sich nun — nach Abzug der

Digitized by Google

in Stralsund zurückgebliebenen Kranken und eines Depots unausgebildeter Recruten — in Allem auf 600 Mann. So drückend unsern Gefühlen auch die Stellung hierselbst sein mußte, so waren doch Alle — besonders aber die Officiere — einig, die militärische Ehre mit allen Kräften und Opfern aufrecht zu erhalten, und ich darf mit voller Wahrheit behaupten, daß dieser Uebereinstimmung auch von Denen ein Genüge geleistet ist, die sich später veranlaßt sahen, im Schill'schen Corps Dienste zu nehmen.

Der Major von Pressentin (nicht Oberst oder General, wie er irrig genannt ist, denn der General v. Pressentin, Vater des Majors, war derzeit als Gouverneur von Rostock in Pension) befehligte uns, indem der in der Anciennetät ältere Major von Bülow zum General Caudras nach Richtenberg berufen wurde, wahrscheinlich um zu erzählen, wie der gefürchtete Feind aussähe. Aus Mangel an Cavallerie besaßen wir kein Mittel, die Annäherung der Schill'schen Truppen zu erfahren und daher erschien dessen Avantgarde so unvermuthet und schnell, daß nur noch eben die Brücke abgetragen werden konnte. Es war Mittags 12 Uhr, als wir die ersten Schillianer zu Gesicht bekamen.

Ich war eben vom Piquet an der Brücke abgelöst und vereinigte mich mit der Compagnie vor der Schanze von Damgarten. Kurz zuvor hatte ich noch den Bewohnern des Grenz-Zollhauses dringend angerathen, sich und ihre Effecten in Sicherheit zu bringen; sie befolgten zwar diesen Rath, aber etwas zu spät, und haben daher, außer den Beschädigungen an ihrem Hause, große Angst ausgestanden, wie man aus dem Verlaufe dieser Mittheilungen ersehen wird.

II.

Auf einer Anhöhe in Front des chaussirten Dammes marschirten die Schill'schen Truppen auf und begannen nach einigem Aufenthalte von dort aus ihre Bewegungen. Der Feind hatte zwei Kanonen, welche gegen 1 Uhr ihr Feuer eröffneten und rechts und links sah man sehr deutlich starke Detachements abgehen. Das eine derselben wandte sich dem Dorfe Freudenberg gegenüber, das andere, bestimmt uns zu umgehen und möglichst in Rücken und Flanke zu nehmen, verloren wir bald aus dem Gesichte. Schill'sche Jäger — eine auserlesen brave Truppe — drangen en débandade, zum Theil kriechend, gegen das Grenz-Zollhaus vor, und nachdem sie trotz eines von unsern Schützen gut unterhaltenen Gewehrfeuers und mit nicht unbedeutendem Verluste jenes Bollwerk erreicht hatten, eröffneten sie vom Boden herab und aus den Fenstern ein lebhaftes Feuer auf unsere, hinter dem niedrigen Aufwurfe an der andern Seite des Flusses liegenden Schützen, die einen verhältnißmäßig bedeutenden Verlust erlitten. Unsere beiden nahe an Damgarten in der Schanze postirten Kanonen versuchten es zwar, das Haus zu demoliren, erreichten dasselbe auch, zerstörten aber nur theilweise das Fachwerk, die Brandmauern leisteten dagegen kräftigen Widerstand. Hinter diesen, und zwar in der Nähe, saß die unglückliche Hausfrau mit drei kleinen Kindern, indem Flucht unmöglich war; sie mußte dort bis zu Ende des Gefechtes aushalten. Beiläufig bemerke ich, daß sie glücklich der großen Gefahr entging, denn nur eins der Kinder soll, wie ich später erfuhr, von einem herabgeschossenen Steine leicht beschädigt worden sein. Die übrigen Hausgenossen

Digitized by Google

waren mit dem Transporte der Sachen beschäftigt und zu ihrem Glück abwesend. Das Gefecht hätte hier sehr lange unterhalten werden können, denn die Schill'schen Kanonen hatten gar keine Wirkung; aber dem Dorfe Freudenberg gegenüber erlangte der Feind immer mehr Vortheile. Es gelang ihm, sich eines der oben erwähnten Stettiner Handelsschiffe, wahrscheinlich mit Hilfe des Eigenthümers, zu bemächtigen, und von diesem Schiffe aus wurde unsere dort aufgestellte Compagnie wirksam beschossen. Bald darauf kamen den Schillianern noch einige preußische Küstenfahrzeuge zu Hilfe und immer mehr drängten sie die Compagnie zurück, welche sich unter dem Commando des Premierlieutenants Tarnow (eines Verwandten der bekannten Dichterin Fanny Tarnow) mit der besten Haltung vertheidigte.

Das Gefecht an der Recknitzbrücke gestaltete sich immer lebhafter; unsere Schützen wurden anfangs verstärkt, dann abgelöst. Mehrere Male machten die Jäger den Versuch, über die Balken der Brücke diese zu passiren, aber die vordersten stürzten todt oder verwundet in die Recknitz, was von weiteren Versuchen abschreckte. Nunmehr ging ein Schill'sches Detachement, bestehend aus abgesessenen Husaren, reitenden Jägern und Freiwilligen, in unserer linken Flanke schwimmend durch die Recknitz und nahm unsere Abtheilung bei der Brücke im Rücken. Nach allen Seiten wurden unsererseits Verstärkungen abgeschickt, das Gefecht neigte sich jedoch mehr und mehr zu unserm Nachtheile. Die Compagnie in Freudenberg zog sich — um nicht abgeschnitten zu werden — Schritt vor Schritt auf uns zurück, und zugleich traf die Nachricht ein, daß ein starkes Schill'sches Detachement uns die Rückzugswege nach Triebsees oder Stralsund abzuschneiden und im Rücken zu nehmen drohte. Es hatte mit Hilfe einiger Bauern auf einem bedeutenden Umwege das für unwegbar gehaltene Moor muthig passirt, und der Lieutenant von Pressentin III., welcher mit einer Meldung an den General Candras nach Richtenberg geschickt worden, war jenem Detachement nur soeben entgangen.

Unter diesen Umständen wurde der Rückzug unvermeidlich. Er ging anfangs auf der nicht chaussirten Straße von Triebsees in der größten Ordnung vor sich. Die Arrièregarde vertheidigte muthig noch eine Zeitlang die Uebergänge über die Recknitz und folgte dann dem Bataillon nach. Das durch die Recknitz geschwommene feindliche Detachement drängte zwar stark nach, wurde aber, unter anderm bei einer Windmühle, sehr ernsthaft abgewiesen. Gleich darauf — etwa gegen $7\frac{1}{2}$ Uhr Abends — lief von der Avantgarde die Meldung ein, daß Schill'sche Truppen bereits den Weg nach Triebsees verlegt hätten. Ich bin fest überzeugt, daß, wenn wir demungeachtet unsern Weg fortgesetzt, jene Truppen uns kein allzu großes Hinderniß dargeboten hätten. Der Commandeur schien jedoch anderer Meinung zu sein, denn er befahl, einen links abführenden Feldweg einzuschlagen, um auf die große Straße nach Stralsund zu kommen.

Die schmale Verbindung beider genannten Straßen bildete ein Defilée und verursachte Aufenthalt und Gedränge; sobald man jedoch die große Poststraße erreicht, war Alles bemüht, die verlorene Ordnung wieder herzustellen. Eben hiermit beschäftigt, brachen in unserer rechten Flanke etwa 130 Schill'sche Jäger aus einem kleinen nahen Gehölze ganz unerwartet und plötzlich mit einem Hurrah-

Digitized by Google

geschrei hervor und zugleich prallte unsere Arrièregarde schießend auf uns. Schill'sche Husaren waren nämlich, ohne die Herstellung der Brücke abzuwarten, durch die Recknitz geschwommen und hatten die Arrièregarde fast gesprengt. Auf diese Weise wurden wir von drei Seiten umzingelt. Einige Combination und ein energischer Entschluß hätten uns dieser mißlichen Lage vielleicht entziehen können, denn unsere Mannschaft zeigte noch immer eine so gute Haltung und Disciplin, daß der Feind nur vorsichtig verfolgte; auch hatte das Gros der Schill'schen Truppen die Brücke in diesem Augenblicke noch nicht passirt. Aber unser Commandeur schien unschlüssig zu werden, es drängten sich Rathgeber auf und der günstige Augenblick ging verloren. Unsere zwei Kanonen, welche von requirirten Pferden transportirt wurden, hatten den flachen Graben der Poststraße noch nicht passirt, als die eine Kanone auf Befehl des Commandeurs abprotzte und feuerte; hierdurch wurden die Pferde der andern Kanone scheu, rissen dieselbe mit fort, durchbrachen die Glieder der letzten Compagnien und warfen die Kanone in einen Graben. Ein wildes Gewehrfeuer, von der einen Seite geboten und von der andern untersagt, vermehrte die immer mehr einreißende Unordnung. En débandade rückten die Schill'schen Jäger näher, und zwar zuletzt ohne zu feuern. Sie winkten mit Tschackos und Mützen, zeigten die volle Flasche und riefen: „Hurrah! Kommt zu uns, brave Deutsche!" u. dgl. m. Alle Versuche, die verlorene Ordnung herzustellen, blieben fruchtlos, und das Gefecht endigte, wie wohl wenige endigen. Einige von uns wandten sich nach der allein noch offenen Seite, Andere blieben unschlüssig und verdutzt stehen, wurden umringt und gefangen, und unter diesen zunächst unser Commandeur. Die Schillianer brachten Branntwein, tranken unsern Soldaten zu, ließen bald den König von Preußen, bald den Herzog von Mecklenburg hochleben, und sehr schnell schien das Ganze nur ein Trupp von einer und derselben Armee zu sein.

So lange mir der geringste Ausweg blieb, war ich fest entschlossen, mich nicht gefangen zu geben. Die Mehrzahl meiner Compagnie war in diesem Augenblicke noch in meiner Nähe, ich forderte sie auf, mir zu folgen, denn ich konnte auf ihre Anhänglichkeit rechnen und so gelang es mir, mich mit etwa 36 Mann unbemerkt dem allgemeinen Tumulte und Trinkgelage zu entziehen. Auf ähnliche Weise, aber auf andern Wegen, entgingen noch mehrere Officiere und Soldaten der Gefangenschaft. Beinahe eine halbe Stunde marschirte ich mit meinen Soldaten ungestört fort; meine Absicht war, sobald als möglich die Straße nach Stralsund zu verlassen, welche Maßregel auch früher schon hätte genommen werden müssen, weil auch der Kurzsichtigste einsehen konnte, daß Stralsund das nächste und dringende Object Schill's sei. Dann wollte ich mich zu Schiffe entweder mit unserm ersten Bataillon vereinigen oder nach Mecklenburg zurück zu kommen suchen.

Mit Einbruch der Nacht (etwa gegen 10 Uhr) vergrößerte sich mein Detachement durch einzelne Flüchtlinge bis auf 90—100 Mann; auch stießen etwa vierzehn Officiere und Cadetten zu mir. — Gemeinschaftlich setzten wir unermüdet unsern Marsch fort, so daß wir erst gegen $11\frac{1}{2}$ Uhr von der Schill'schen Cavallerie eingeholt wurden. Es waren, soviel man in der Dunkelheit bemerken konnte, nur wenige Husaren. Um nun zum Requiriren einiger Wagen Zeit zu

Digitized by Google

gewinnen — denn zu Fuß wären wir, ehe wir den Weg nach Stralsund verließen, doch der Schill'schen Cavallerie zum Theil in die Hände gefallen — wurde das Heck oder Schlagbaum am Eingange des nahen Dorfes geschlossen und dieses militärisch besetzt. Die Husaren prallten gegen das Dorf an, wurden angerufen und bekamen ein derbes Feuer, worauf sie wieder verschwanden. Wohl eine halbe Stunde mußten wir uns hier aufhalten, dann wurden die schlechtesten Fußgänger und einige der älteren Officiere auf den requirirten Wagen vorausgeschickt, der Rest militärisch eingetheilt und in der besten Ordnung der Marsch fortgesetzt. Einzelne Husaren holten uns bald ein, sie wurden aber durch Schüsse der Arrièregarde entfernt gehalten, wobei uns das coupirte Terrain sehr zu Hilfe kam. Leider mußten wir dieses gleich hinter Behrenshagen verlassen und eine weite Haide passiren. Auf dieser wurden wir, noch ehe wir ein großes Gehölz, durch welches die Poststraße führt, erreicht hatten, von der Schill'schen Avantgarde eingeholt und völlig gesprengt. Gefangen wurden hier der Capitän von Elderhorst und die Lieutenants von Stein, du Trossel, von Bülow, von Klein und etwa 50 bis 60 Mann, von welchen wir später erfuhren, daß Schill bei diesem Vorfalle selbst gegenwärtig gewesen sei. Da die Schillianer wiederum einen Augenblick mit der Verfolgung zögerten, so erreichten wir Uebrigen das vorerwähnte große Gehölz, wo wir uns nach und nach sammelten. Einstimmig waren wir Officiere der Meinung, daß wir Stralsund nicht vor der Schill'schen Cavallerie erreichen würden; es wurde daher beschlossen, den nahen Weg auf das Städtchen Barth, unmittelbar an der Ostsee, einzuschlagen. Hier würden wir Gelegenheit finden, zu Schiff zwischen den Inseln hindurch nach dem Mecklenburgischen durchzukommen. Von den Soldaten sammelten wir, inclusive der Fahrenden, ungefähr 40 Mann, auch trafen wir drei Bagage-Wagen, welche zu Anfang des Gefechtes bei Damgarten nach Stralsund zurückgeschickt waren, und nahmen dieselben mit. Der Lieutenant Tarnow und ich übernahmen nun mit etwa acht Mann die Arrièregarde und ohne Aufenthalt wurde der Rückzug fortgesetzt. Wir hatten soeben das Holz seitwärts verlassen, als wir in einem Graben und an einer Hecke entlang mehrere Leute schleichen sahen; Tarnow hielt sie für Versprengte von den Unsrigen und wollte mich — da ich nicht seiner Meinung beipflichten konnte — überreden, Halt zu machen. Auf meinen Wunsch setzten unsere Soldaten ihren Marsch fort und wir Beiden näherten uns jenen Leuten. Unser Anrufen wurde anfangs gar nicht beantwortet, dann fielen einige Schüsse und da wir — bei nun hellem Mondenschein — die Schleicher sich vermehren sahen und nicht mehr zweifeln konnten, daß es Jäger der Schill'schen Avantgarde seien, so zogen wir uns auf unsern Trupp, welcher bereits den Weg nach Barth eingeschlagen hatte, zurück. Irre ich mich nicht, so wurde dem Lieutenant Tarnow bei diesem Begegniß der Federbusch durch- oder abgeschossen.

Jetzt hörte die Verfolgung ganz auf, und nur hin und wieder fielen in dem eben zurückgelegten Holze einige Schüsse, welche gleich Kanonensalven widerhallten. Zum Umfallen ermüdet, erreichten wir etwa um 1 Uhr Nachts das Städtchen Barth, wo man sich weigerte, uns das Stadtthor zu öffnen. Auf unsere Drohung, das Thor mit Kanonen (die wir nicht mehr hatten) einzuschießen, wurde zögernd aufgemacht; doch versuchte man dasselbe wieder zu schließen, als man unsere

Digitized by Google

Schwäche erkannte. Wir drangen indeß schnell ein und waren bald von vielen Einwohnern umgeben, die schon von unserm Mißgeschick unterrichtet schienen. Wir merkten bald, daß uns die Stimmung der Einwohner gänzlich entgegen war und zwar im Gegensatze von zwei Tagen früher; doch hielten sich die Leute, einige halblaute verdächtige Aeußerungen abgerechnet, ganz ruhig. Es fiel uns auf, daß, obgleich Mitternacht vorüber, der ganze Ort wach und auf den Beinen war; man hatte vielleicht Kanonen von Damgarten gehört. Unser Zug ging nun zuvörderst zum Bürgermeister, um Transportmittel zu requiriren; wir fanden jedoch bei diesem — einem entschlossenen Greise — einen totalen Widerstand, und sowohl gute Worte als Drohungen schienen vergebens; aber die Bemerkung, daß Schill's Aufenthalt in Pommern von kurzer Dauer sein würde, daß die Franzosen zurückkehren und wir ihn dann für jeden Unfall, der uns durch seine oder seiner Bürger Schuld zustieße, verantwortlich machen würden, sowie die Versicherung, daß der General Candras dem Schill'schen Corps entgegen rücke u. dergl. m. blieben endlich nicht ohne Eindruck auf ihn. Er versicherte, daß er in diesem Augenblicke über keine Transportmittel gebiete, daß die Schiffe im Hafen unter dem Befehle des Hafen-Capitäns ständen, daß er aber uns nach dessen Hause führen lassen wolle. Zwei Officiere wandten sich mit zehn Mann nach jenem Hause, während wir übrigen Officiere unsere Soldaten auf dem Markte aufstellten und die Gewehre in Stand setzen ließen, was nothwendig zu werden schien, aber auch den Erfolg hatte, die Einwohner ruhig zu erhalten. — Der Hafen-Capitän hatte sich wahrscheinlich versteckt, denn er war nirgends zu finden; unter allerhand Vorwänden weigerten sich nun auch die Schiffer zu fahren, und nur nach vielen Unterhandlungen, Versprechungen und Drohungen erlangten wir zwei große, offene Böte. Schnell wurde die Bagage hineingeworfen und die Mannschaft gleichmäßig auf beiden vertheilt. Es war etwa zwei Uhr Nachts als wir in See gingen, der Wind war zwar günstig, peinigte uns aber mit einer empfindlichen Kälte. — Donnerstag den 25. Mai, Morgens $5\frac{1}{2}$ Uhr, landeten wir auf der Insel Zingst. Mit 5 Mann ging ich nach dem Dorfe gleichen Namens voraus. Die Bauern machten wegen des weiteren Transportes große Schwierigkeiten, die aber durch das Versprechen baarer Bezahlung bald gehoben wurden. Doch nun war guter Rath theuer; wohin sollten wir uns wenden, fast allenthalben schien uns der Weg versperrt. Es wurde berathschlagt und sehr verschiedene Meinungen gaben sich kund. Leider behielt die Ansicht einiger der verheiratheten älteren Officiere die Oberhand und zu spät sah ich nachher ein, daß der Egoismus auch hier sein Spiel getrieben. Man beschloß nämlich den Weg bis zur Spitze Bornhövede fortzusetzen und von dort sollte ein sicherer Bote nach Stralsund auf Kundschaft geschickt werden; bis zu dessen Rückkunft wollten wir uns in dem Dorfe Bornhövede gegen Bezahlung einquartieren, wodurch wir unsern Aufenthalt zu sichern und die Einwohner uns mehr geneigt zu machen hofften. Bliebe uns dann der Weg nach der Insel Rügen offen, so wollten wir daselbst ein Schiff miethen und mit diesem nach Warnemünde segeln. Ferner wurde beschlossen, die Soldaten zu entlassen und unter sie die mitgebrachte Bagage zu vertheilen, weil man mit bewaffneter Hand doch nicht mehr durchkäme, Einzelne aber leicht nach Mecklenburg, selbst

Digitized by Google

durch Pommern, sich durchschleichen könnten. Hartnäckig widersetzte ich mich der Entlassung der Soldaten; ich fand es kränkend, daß man die Leute, die selbst im Mißgeschick eine so treue Ergebenheit und Anhänglichkeit bewiesen, nun verlassen wolle und erklärte, mich auf meine eigene Hand über die Halbinsel Dars nach Mecklenburg durchschlagen zu wollen. Einige jüngere Officiere schienen geneigt, auf meine Seite zu treten; man fand aber Gründe genug, mich zu überstimmen, sprach von Verantwortung u. dergl. m.; kurz ich mußte nachgeben und zwar um so mehr, als meine Baarschaft bereits sehr klein geworden war. Mit Thränen verließen uns die Soldaten, von denen die Mehrzahl ihr Vaterland erreichten und zwar auf dem auch von mir projectirten Wege, nämlich über die Halbinsel Dars, den auch wir, aber zu spät, erst am folgenden Tage einschlugen. Wir gingen nun wieder zu Schiffe und in Bornhövede angekommen, war ein Bote bald gefunden. Zu gleicher Zeit erklärte sich auch der Bediente des Hauptmanns von Engel bereit, in Bauernkleidung nach Stralsund zu gehen. Beide fuhren mit einer Sloop ab, begaben sich dann aber, der Verabredung gemäß, auf verschiedenen Wegen nach Stralsund. Da Beiden die möglichste Eile anempfohlen war, so durften wir hoffen, sie Abends gegen sechs oder sieben Uhr wieder zurückkehren zu sehen. In einem der besten Bauernhöfe fanden wir für Geld eine bereitwillige gute Aufnahme, ruheten dort aus, badeten uns in der Ostsee und vertrieben uns bis zum Abend die Zeit so gut als möglich. — Es wurde neun Uhr Abends und noch war keiner der beiden Boten zurück; wir wurden dadurch nicht wenig beunruhigt und Mehrere bestanden mit mir auf schleunigem Aufbruch, um nach Dars abzugehen. Dort konnte man die mecklenburgische Küste leichter erreichen; Andere aber, die ihre Frauen oder doch Effecten von einigem Werthe in Stralsund zurückgelassen hatten, und von daher Geld und Nachricht erwarteten, meinten, unsere Sicherheit erfordere es, die Rückkunft der Boten zu erwarten. Leider behielten sie wieder die Oberhand. Eine halbe Stunde früheren Aufbruchs hätte unserem Schicksale eine andere Wendung gegeben.

Endlich gegen elf Uhr Abends traf der Bediente des Hauptmanns von Engel bei uns ein; er brachte einen Brief von dessen Frau, etwas Geld und manche Neuigkeiten mit, aber nichts, was auf unser Schicksal einigen Einfluß hätte haben können. Ohne den andern Boten abzuwarten, wurde nun zu Wagen aufgebrochen. — Wir waren nunmehr noch neun Officiere und zwei Cadetten. Um Mitternacht erreichten wir mittelst einer Fähre wiederum die Insel Zingst und fuhren dann längs dem Ostseestrande hin. Weil es Fluth war, geriethen unsere beiden Wagen oft weite Strecken in die Ostsee hinein. Gegen zwei Uhr wollten Einige von uns, welche die Langeweile plagte, Tabak rauchen; da aber Niemand Feuer geben konnte, so wurden dieserhalb einige Fischer angerufen. Ich erwähne dieses an sich sehr geringfügigen Umstandes nur, weil er die Ursache war, daß wir sieben Stunden später kriegsgefangen wurden. Es passirte nämlich zwei Stunden nach uns der Schill'sche Lieutenant Graf von Moltke mit einem Detachement dieselbe Stelle, jedoch in entgegengesetzter Richtung; wir mußten ihm in der Dunkelheit irgendwo sehr nahe gewesen sein. Ein Husar jenes Detachements, der etwas zurückbleibt, um sich gleichfalls Tabaksfeuer geben zu

Digitized by Google

lassen, fragt die Fischer aus und man sagt ihm, daß zwei Wagen voll Militärs mit langen Federbüschen vorübergefahren wären; der Husar sprengt nun eiligst seinem Detachement nach und auf dessen Meldung setzt man uns nach. Diese Mittheilung wurde uns gemacht, als wir kriegsgefangen wurden. — Wir hatten nun zwar noch einen guten Vorsprung, kamen aber nur langsam vorwärts, ahnten auch unser baldiges Schicksal nicht. Um fünf Uhr früh setzten wir abermals mit einer Fähre nach der Halbinsel Dars über. Allenthalben sammelten sich die Einwohner um uns und sahen uns mißtrauisch an, da wir aber baar bezahlten, ließen sie uns unangefochten. — Nach $7\frac{1}{2}$ Uhr Morgens erreichten wir ein großes Dorf — ich glaube, es heißt gleichfalls Dars — und hier erfuhren wir, daß die nahe mecklenburgische Grenze am Abend zuvor von Schill'schen Truppen besetzt worden sei, daß wir aber zu Schiffe — das Dorf lag unmittelbar an der Ostsee — längs der Küste leicht nach Warnemünde kommen könnten. In diesem Dorfe hatte bisher ein Officier von unserm Regimente, Lieutenant von Pressentin I., mit einem Detachement, welches alle drei Monate abgelöst werden sollte, auf Commando gelegen, aber leider Niemand von uns. Wenn die Einwohner sich auch in diesem Augenblick passiv verhielten, so hatten wir doch einige Ursache, auf unserer Hut zu sein. — In dem am Ende des Dorfes und hart an der Ostsee gelegenen Wirthshause kehrten wir ein, forderten gegen Bezahlung ein Frühstück und trugen der Wirthin (einer dicken, verwegenen Frau) auf, uns ein Schiff nach Warnemünde zu miethen. Das letztere schlug sie rund ab und auf unsere Drohungen erwiderte sie sehr kurz: sie brauche nur aus dem Fenster zu rufen, so würden wir sämmtlich todt geschlagen; sie wisse recht gut, daß wir auf der Flucht wären und die Schill'schen wären nicht weit. Unsere Lage war in der That sehr bedenklich und es blieb nichts anderes übrig, als Gewalt zu gebrauchen. Einer unserer Officiere (Lieutenant Tarnow) hatte ein Paar guter Terzerole; eines derselben nahm der Lieutenant von Altrock, setzte es der todtbleichen Wirthin auf die Brust, zwang sie, sich in einen großen Stuhl in der Ecke der Stube niederzulassen und bewachte dieselbe mit der Drohung: er werde sie todtschießen, wenn sie sich rühre. Das andere Terzerol nahm der Lieutenant Tarnow und bewog draußen durch Versprechungen, Warnungen und Drohungen einen Schiffer, uns nach Warnemünde zu bringen. Bis das Schiff segelfertig war, wurde gefrühstückt und freudig überließen wir uns den besten Hoffnungen; denn wir glaubten jetzt am ersehnten Ziele zu sein. Aber wie schmerzlich und bitter mußten wir dieses frohe Gefühl büßen.

Ungefähr gegen neun Uhr Vormittags verließ Capitän von Spitznaß das Zimmer, trat aber gleich darauf leichenblaß wieder ein, rief den Hauptmann von Engel zur Seite, flüsterte diesem Etwas ins Ohr. Ich konnte leicht denken, daß etwas uns Betreffendes vorgefallen sei, denn auch Engel erschrak sichtlich; ich fragte nach der Ursache, aber statt der Antwort zeigten Beide stumm nach dem Fenster, in welches in diesem Augenblicke drei Husaren die Pistolen hineinrichteten mit der Aufforderung, uns gefangen zu geben. Jetzt entstand eine kurze, aber tumultuarische Scene. Wir sprangen von den Sitzen auf, Einige griffen nach den Säbeln; die ermuthigte Wirthin schrie aus vollem Halse um Hilfe, Lieutenant Tarnow — nur mit einem Stiefel an den Füßen, da er sich zufällig

Digitized by Google

umkleidete — ergriff das eine Terzerol, ich das andere; Einige riefen, wir sollten nicht schießen, es sei vergeblich und tollkühn; Andere forderten zum Schießen auf. Im nämlichen Augenblicke wurden Tarnow und ich von mehreren in die Stube hereinstürzenden Schill'schen Jägern gepackt und rücklings zu Boden gerissen; kurz, dieser Auftritt war das Werk weniger Secunden. So übermannt gaben wir unsere Waffen ab und erst als dieses geschehen war und wir auf Ehrenwort versichert hatten, keine Messer u. dergl. zu besitzen, wurden wir losgelassen.

Ein hübscher junger Husar trat nun mit theatralischem Anstande und Pathos in die Mitte des Zimmers und befahl seinen Kameraden, auch die andern Officiere zu entwaffnen, welches sofort, jedoch mit einiger Schonung und Höflichkeit geschah. Hätte unser obenerwähnter Kamerad gleich beim Eintritte in das Zimmer uns von der nahen Gefahr benachrichtigt, so würde der Eine oder Andere dennoch sein Heil in der Flucht gesucht und vielleicht gefunden haben, wozu sich Auswege boten. Das Zimmer hatte nämlich ein Fenster nach der Gartenseite und an den Garten stieß die Ostsee, auf welcher mehrere kleine Uferfahrzeuge lagen. Außerdem bot auch kaum zweihundert Schritt vom Hause entfernt ein dichtes starkes Gehölz einige augenblickliche Sicherheit dar; doch das Schicksal hatte anders über uns verfügt. Nach unserer Erklärung, vor Müdigkeit zu Fuße nicht fortkommen zu können, verließ uns unsere Bewachung, mit Ausnahme einiger Posten beim Hause, um Wagen zu requiriren. In diesem Augenblicke trat ein Holzwärter ins Zimmer, angeblich um einen Schnaps zu trinken, und von diesem erfuhren wir, daß die Frau seines Oberförsters — dessen neues schönes Haus wir neben dem obenerwähnten Holze sehen konnten — über unser Schicksal sehr betrübt sei und daß, wenn wir uns gleich nach ihrem Hause gewandt hätten, sie uns, obgleich ihr Mann abwesend sei, sicher nach dem Mecklenburgischen fortgeholfen haben würde, denn sie sei eine Mecklenburgerin von Geburt. Sie ließ zugleich fragen, ob wir Geld bedürften und von ihr annehmen wollten. Wir hatten bald Ursache, uns zu freuen, das edle Anerbieten ausgeschlagen zu haben; denn wir wurden rein ausgeplündert. Zum Lobe der Dorfbewohner muß ich noch erwähnen, daß sie sich auch nicht die geringste Unbill gegen uns erlaubten, ja selbst die Wirthin schien nach dem gehabten großen Schrecken kein Rachebedürfniß zu fühlen, denn sie machte uns eine Rechnung, die noch unter dem bescheidensten Maße war und erwähnte ihrer Gefangenschaft in dem Lehnsessel mit keinem Worte. Das Detachement, welches uns gefangen genommen hatte, bestand aus zehn Husaren, neunzehn Jägern und vielen nur halb oder gar nicht uniformirten Leuten, die man nach ihrer Waffe (der Pique) „Piqueniver" nannte. Der Anführer, ein älterer Wachtmeister, forderte unser Ehrenwort, daß wir bis zur Ankunft bei seinem Officier keine Gelegenheit zur Flucht benutzen wollten, was wir in der dermaligen Lage natürlich nicht verweigerten. Gleich darauf bestiegen wir die Wagen und machten nun fast denselben Weg, wie am frühen Morgen, wieder zurück.

Meine Stimmung und mein Gefühl bei dieser Fahrt und andern bald folgenden Auftritten mag ich nicht beschreiben; man kann sie sich ausmalen, wenn ich versichere, daß ich aus einer angenehmen Situation herausgerissen, mich plötz-

Digitized by Google

lich in eine Lage versetzt sah, in welcher ich meine Zukunft auch nicht einmal wahrscheinlich berechnen konnte, da von einer Ueberfahrt Schill's nach England oft die Rede war. Nach zweistündiger Reise wurde bei einem Holze auf der Insel Zingst Halt gemacht. Wir mußten aus dem Wagen steigen und nun ging es auf schmalem Fußpfade in dem Holze eine Viertelstunde fort, wobei ich den Ortssinn der Schillianer bewunderte, denn wir gingen auf oft durchkreuzten Wegen. Plötzlich signalisirte der Anführer unsere Ankunft mit zwei Pistolenschüssen, die sofort erwiedert wurden. Gleich darauf traten wir aus dem Holze und waren nahe an einem Bivouac, unweit dem Dorfe Zingst. Ein Husaren-Officier, welcher als der Lieutenant Graf von Moltke genannt wurde, empfing uns, den Umständen nach ziemlich artig. Er führte uns in das Dorf, setzte uns ein mehr als mageres Frühstück vor, zu welchem wir indeß keinen Appetit bezeigten und verabredete darauf mit uns unseren weiteren Transport. Es war uns nämlich empfindlich, mit einer großen Escorte in Stralsund — wo man uns kannte — einziehen zu sollen; der Graf bewilligte uns daher auf unsere Bitten den vorher erwähnten hübschen jungen Husaren als einzigen Begleiter; wir mußten dagegen schriftlich einen Revers ausstellen, daß wir diesem nicht entweichen wollten. Vom Grafen erfuhren wir noch, daß er Ordre habe, an der Küste die englische Flotte des Admirals Saumarez aufzusuchen und daneben die zersprengten mecklenburgischen Soldaten gefangen zu nehmen. Wir waren noch im Gespräch mit dem Grafen, als der Wachtmeister des Detachements, welches uns gefangen genommen hatte, mit zweien seiner Husaren in das Zimmer trat und ohne vom Grafen weiter Notiz zu nehmen, unser Geld, Uhren Ringe u. dergl. m. verlangte, wobei er bemerkte, daß dieses Kriegsgebrauch sei. Man machte sogar Miene, uns die Taschen durchsuchen zu wollen; diesem Vorhaben widersetzten wir uns jedoch hartnäckig. Einige Vorstellungen des Grafen sicherten uns auch vor dieser fatalen Handgreiflichkeit, dagegen mußten wir unsere Taschen selbst ausleeren und Alles auf den Tisch legen. Wegen der Uhren und Ringe ließen sie mit sich handeln, indem ihnen dafür bei unserm Eintreffen in Stralsund eine Summe Geldes versprochen und demnächst auch ausbezahlt wurde. Wir setzten nun unsere Reise fort. Anfangs gingen wir bis zum Binnenwasser zwischen Barth und den Inseln zu Fuß, dann bestiegen wir — leider bei fast völliger Windstille — ein Segelboot, um damit nach Barth überzufahren.

Während der Wasserfahrt, welche nahe an drei Stunden dauerte, setzte uns ein neues Ereigniß ein wenig in Alarm. Den Hauptmann von Kamptz, den Schiffer und mich ausgenommen, hatte sich die ganze Reisegesellschaft in Folge der gehabten Mühen und der von dem Wasser abprallenden stechenden Sonnenstrahlen, zum festen Schlafe niedergelegt. Jetzt stand der Schiffer leise auf und machte die Pantomime, den Husar über Bord werfen zu wollen. Ohne Geräusch standen von Kamptz und ich auf, ihn von diesem verabscheuungswürdigen Verbrechen abzuhalten. Er versicherte, uns um die Inseln herum sicher nach Warnemünde zu bringen; wir sollten ihn nur gewähren lassen. Nur auf die Drohung, den Husaren zu wecken, stand er von seinem Vorhaben kopfschüttelnd ab. Beim Aussteigen aus dem Schiffe empfing uns der Rittmeister von Alvensleben-Schlippenbach mit einem Detachement Jäger und Piquenirer, auch viele Ein-

Digitized by Google

wohner von Barth hatten sich eingefunden. Gegen unser Erwarten gaben sie uns Beweise von Theilnahme und Bedauern. Einzelne drängten sich durch, um Einem oder dem Andern die Hand zu drücken und wurden daran durchaus nicht gehindert. Ich muß bemerken, daß wir früher in Barth, auf dem Durchmarsche, mit den Honoratioren eine sehr vergnügte Tanzpartie gehabt hatten. Von dem Rittmeister von Alvensleben und seinem Detachement escortirt, gingen wir zu Fuß in die Stadt. Ich kann nicht leugnen, daß mir dieser Gang sehr sauer wurde; ich getraute mir kaum frei umherzublicken, denn allenthalben sah ich bekannte Gesichter in den Fenstern. Als ich mich meinem vormaligen Quartiere in einem Eckhause am Markte näherte, suchte ich mich den Blicken der Hausgenossen dadurch zu entziehen, daß ich mit einem Jäger der Escorte ein Gespräch anknüpfte und mich unbemerkt zwischen die Begleiter mischte; ich erreichte jedoch meine Absicht nicht und mir wurden unverkennbare, aber stille Beweise von Theilnahme gegeben. Bei einem Apotheker, der zugleich Wirth des dortigen Clubs war, wurde eingekehrt. Wir traten in ein Zimmer parterre und wurden hier mit Rang, Vor- und Zunamen in eine Liste eingetragen; wir wurden zugleich benachrichtigt, uns zur Abreise nach Stralsund bereit zu halten. Bald darauf trat der uns von früher bekannte Hauswirth in die Stube und fragte — noch ebenso freundlich und dienstfertig wie früher — was wir zu essen befählen. Unseres leeren Geldbeutels und unserer Lage eingedenk, war mir diese Frage fast komisch; doch antwortete ich ihm in froher Laune: „das Beste, was Sie haben", worauf er sich schnell entfernte. Mehrere meiner Unglücksgefährten äußerten die Besorgniß, daß ich sie hinsichtlich der Bezahlung compromittiren werde, und erklärten daher, von dem bestellten Essen nichts anrühren zu wollen, wenn ich nicht zuvor den Wirth hierüber zufrieden stelle. Um ihre Besorgniß zu heben und meinem Magen dennoch Befriedigung zu verschaffen, ging ich zu dem Wirthe hinaus, machte ihn mit unserer Lage bekannt und erklärte ihm, daß, wenn er auf sofortige Zahlung rechne, er im Irrthum sei, er könne jedoch auf demnächstige Berichtigung mit Sicherheit rechnen. Fast beleidigt antwortete mir der wackere Mann, wir könnten ihm bezahlen, wann es uns gelegen wäre, unser Mißtrauen sei ihm kränkend, er beklage unser Schicksal und meine es redlich und gut mit uns; zum Beweise bäte er, eine kleine Summe Geldes als Darlehn von ihm anzunehmen. Freudig überrascht und dankbar lehnte ich das Letztere ab, weil wir, wenn man Geld bei uns vermuthe, Gefahr liefen, nochmals ausgeplündert zu werden. Die sehr gute Bewirthung nahm ich indeß auf Credit an und will hier nur gleich bemerken, daß er schon am siebenten Tage nachher seine billige Rechnung bezahlt bekam.

Das Detachement war in der Straße zum Abmarsche versammelt; der Mangel an Disciplin unter den Piquenirern wurde uns hier recht anschaulich. Einer dieser Leute, das leibhaftige Bild eines Sansculotten in zerrissener schmutziger Kleidung, einen Strohhut auf dem Kopfe, trat nämlich in das Zimmer und fragte in etwas trotzigem Tone, ob sie nicht bald abmarschirten? Ohne die Antwort abzuwarten, trat er an unsern Tisch und trank stillschweigend einem unserer Officiere das Glas Wein vor der Nase aus, wozu er sich ein Stück Braten und Brot nahm. Die Weisung des Herrn von Alvensleben: „Scheer' Dich hinaus!"

Digitized by Google

schien er nicht zu beachten; denn er sagte trotzig: „Diese Herren sind Kriegsgefangene und leben lustig und in Freuden, an uns denkt Niemand; wenn man aber weder Montirung noch Geld bekommt, so muß man wohl zulangen." Dieser Auftritt schien Herrn von Alvensleben sehr in Verlegenheit zu setzen, denn er entschuldigte die üble Lage dieser Menschen mit den täglichen starken Märschen; uns aber stimmte dieser Auftritt begreiflicher Weise sehr ernst. — Gegen vier Uhr brachen wir auf, trafen gegen neun Uhr Abends in Stralsund ein und traten im Hause des Rittmeisters a. D. von Parsenow — eines vormaligen Regiments-Kameraden von Schill im preußischen Dragoner-Regiment Königin — ab. In diesem Hause, am Neumarkte, hatte Schill sein Quartier genommen. — Man führte uns in ein Zimmer parterre, welches aber so warm war, daß wir den Aufenthalt auf dem Hausflur vorzogen. Unser Husar blieb stets in unserer Nähe und durch ihn erfuhren wir, daß man den Major von Schill jeden Augenblick erwarte. Viele hundert Menschen waren neugierig vor dem Hause versammelt. Die Thätigkeit Schill's war in Stralsund außerordentlich groß und soll, seit er eine Aufsehen erregende Rolle spielte, immer so gewesen sein. Selten überließ er sich einiger Ruhe; so lange es Tag war, streifte er — fast immer zu Pferde — herum, um die Vertheidigungsanstalten oder die weitere Organisation seines Corps zu betreiben. Bedenkt man die schreckliche Lage, in welcher Schill sich in Stralsund befand, so ergreift jeden wahren und echten Deutschen inniges, herzliches Mitleid und man beklagt, daß der brave, hochherzige deutsche Mann so früh ein Opfer der Zeitumstände geworden ist.

Wir waren kaum etwas über eine Viertelstunde auf dem vorerwähnten Hausflur und ich stand zufällig in der offenen Hausthür, als der Major von Schill im Galopp über den Neumarkt gesprengt kam, schnell vom Pferde sprang, dasselbe einem Ordonnanz-Husaren übergab und rasch in das Haus eintrat. Die Masse der Zuschauer empfing ihn mit stürmisch lauten Acclamationen. Unser Husar übergab ihm einen Brief des Rittmeisters von Alvensleben, den er schnell erbrach und hierauf trat er in unsere Mitte. Wenn wir auch keine üble Behandlung fürchteten, so übertraf doch der Empfang unsere besten Erwartungen. Auf eine verbindliche Weise sagte er, freundlich und rasch sprechend, fast ganz wörtlich: „Es thut mir leid, Ihre Bekanntschaft auf eine so unangenehme Weise machen zu müssen; ich werde Ihnen Ihre Lage nach Möglichkeit zu erleichtern suchen, auch hoffe ich, daß wir in Kurzem sehr gute Freunde sein werden" (er erwartete nämlich, daß wir Dienste bei ihm nehmen würden, wozu uns später und fast täglich scheinbar vortheilhafte Anträge gemacht wurden). „Ich habe dem Magistrate Befehl ertheilt, gute Quartiere mit Verpflegung für Sie bereit zu halten, denn ich bin von Ihrer Ankunft schon vor einer Stunde von dem Grafen Moltke benachrichtigt. Sie haben Ihr Ehrenwort gegeben, nicht zu entweichen; Sie können daher frei und ungehindert in der Stadt und innerhalb der Festungswerke umhergehen. Haben Sie Wünsche oder Klagen, so wenden Sie sich dreist an mich selbst oder in meiner Abwesenheit an das Büreau im Nebenhause." — Wir dankten für seine Fürsorge, mußten dann unsere Namen nennen und mit den Worten: „Gute Nacht, meine Herren!" ging der Major rasch fort in ein Zimmer parterre. Unsere Säbel wurden uns zurückgegeben und ein Unterofficier vom

Digitized by Google

Büreau begleitete uns zum Rathhause auf dem alten Markte, wo wir Quartierbillette empfangen sollten. Mit Anstrengung konnten wir auf dem Billet-Amte durch die Hunderte durchdringen, welche ein- oder umquartirt werden wollten. Die Herren vom Billet-Amte hatten seit dem Einzuge Schill's weder bei Tage noch bei Nacht das Rathhaus verlassen dürfen. Einer dieser uns schon bekannten Herren war trotz des entsetzlichen Lärms dem Einschlafen nahe, als ich, an einem Unterkommen schon verzweifelnd zu ihm drang, ihm freundlich auf die Schulter klopfte und um ein Billet bat. Kaum hatte er mich erkannt, als er mit der bereitwilligsten Artigkeit mir und meinem treuen Freunde Altrock (er wurde ein Opfer des Feldzuges von 1812 in Rußland) ein Billet schreiben ließ, wobei er uns zuflüsterte, wir sollten zufrieden mit ihm sein. — Es war nun schon etwas spät geworden, als wir durch die noch sehr belebten Straßen nach der uns bekannten Baderstraße wanderten und bei einem Weinhändler — den wir aus dem Schlafe klopfen mußten — eine vortreffliche Aufnahme fanden. Derselbe hatte sich vor Schill'scher Einquartierung gefürchtet; wir waren ihm daher um so willkommener.

Das Gefecht bei Damgarten, um noch einmal zu recapituliren, würde wohl einen andern Ausgang genommen haben, wenn Gandras uns zu Hilfe gekommen wäre. So jedoch leidet es keinen Zweifel, daß wir nutzlos geopfert wurden. Den Verlust der mecklenburgischen Truppen kann ich nicht angeben; ich glaube indeß gehört zu haben, daß, als das Bataillon am 1. Juni aus der Gefangenschaft befreit und wieder gesammelt wurde, etwa 81 Mann fehlten, daß sich aber später noch mehrere, nach dem Mecklenburgischen entkommene Soldaten wieder einfanden. Der Verlust der Schillianer wurde an Todten und Verwundeten auf 68 Mann angegeben; da wir nun zu Anfang des Gefechtes etwas mehr gegen das Gewehrfeuer gesichert waren, so glaube ich, unsern Verlust auf 50 Mann Todte und Verwundete mit Sicherheit annehmen zu können. Schill war uns übrigens schon an regulärem und des Kampfes lustigem und gewohntem Militär um das Doppelte überlegen und aufrichtig gesagt — wir standen ihm gegenüber wie Jemand, der kein gutes Gewissen hat. Bei Waterloo war das anders! ich habe lebhaft den Unterschied gefühlt und könnte recht viel über diesen Gegenstand sagen. — Selbst die Piquenirer zeichneten sich bei dem Dorfe Freudenberg durch Kühnheit und Muth aus und ihr deutscher Zuruf verfehlte seines Eindrucks auf unsere Leute nicht. Gandras hätte um vier oder fünf Uhr sehr gut bei uns sein können. Aber Nachmittags zwischen sechs und sieben war er noch in Richtenberg mit seinen Officieren beim Diner beschäftigt. Um diese Zeit kam der, mit der Meldung vom Gefechtsfelde an ihn abgesandte Lieutenant Pressentin III. an; ein sehr lebhafter junger Mann, riß er heftig die Thür des Speisesaals auf und stürzte mit den Worten herein: „Mon général, nous sommes tous perdus!“ Diese unwillkommene Unterbrechung brachte den General in schnelle Bewegung; er ließ Alarm schlagen und in kaum zwanzig Minuten war der Ort von seiner lästigen Einquartierung befreit. Doch marschirte Gandras nicht etwa Schill entgegen, er schlug vielmehr die entgegengesetzte Richtung ein und marschirte die ganze Nacht durch bis vor Anklam. Hier wollte man gegen seinen Einmarsch protestiren, aber Gandras hatte triftige Gründe, gegen die Protestation taub zu

Digitized by Google

bleiben. Auch in Anklam — auf preußischem Gebiete — hielt er sich nicht sicher, er war der pommerschen Grenze, die unweit der Thore ist, noch zu nahe; deshalb marschirte er in Eilmärschen in der Richtung von Stettin weiter, dort hatte man im Nothfalle ein sicheres Asyl. Die lustige Stimmung der mecklenburgischen Soldaten (er hatte das erste Bataillon bei sich) wurde verdächtig, er mochte wohl einigen Spott oder Hohn wittern — deshalb marschirte er für seine Person stets in der Mitte zwischen der französischen Artillerie und der polnischen Cavallerie, die trotzdem nicht besonders aufgeräumt schienen. Es war von vornherein ein unsinniges Unternehmen gewesen, mit etwa höchstens 2300 Mann die Grenzen einer ganzen Provinz vertheidigen zu wollen. Zu diesem Endzwecke zersplitterte Candras seine Mannschaften; ein Kampf mit vereinten Kräften oder noch besser die Vertheidigung von Stralsund hätte wahrscheinlich ein anderes Resultat geliefert. Vor Stralsund konnte Schill von seiner Hauptmacht, der Cavallerie, keinen Gebrauch machen und des Restes wäre man ohne bedeutende Anstrengung Herr geworden, da Schill Stralsund nicht einmal wirksam zu blockiren vermochte, weil die Verbindung mit der Insel Rügen immer offen blieb. Ueberdies liegt die Stadt in einer völlig baumleeren, offenen Gegend, so daß sich ungesehen auch nicht ein Mann zu nähern im Stande gewesen. Candras hatte den Kopf verloren und wie er anfangs den Feind zur Ungebühr gering schätzte, so unmäßig hoch scheint er ihn später angeschlagen zu haben. Er retirirte soweit in das Preußische hinein, daß er zum Angriff auf Stralsund (am 31.) nicht mitwirken konnte; ob er überall zu dieser Mitwirkung aufgefordert ist, weiß ich nicht, aber ehrenvoller wäre es jedenfalls gewesen, sich dazu zu stellen. Ich habe es bewundert, wie M. Candras später so gänzlich aller Verantwortung entgangen ist; aber Napoleon war damals in Schönbrunn und mag wohl mit anderen wichtigeren Dingen zu sehr beschäftigt gewesen sein.

Indessen während wir gekämpft hatten, geschlagen worden und in Gefangenschaft gerathen waren und Candras sich in Stettin befand, war Schill, wie gesagt, in Stralsund eingerückt. Was über dieses letztere merkwürdige und mit der tragischen Katastrophe abschließende Ereigniß mir von vielen gebildeten und durchaus glaubhaften Zeugen erzählt worden ist, will ich nun im Folgenden wiedergeben, und ich habe Grund, Alles für genau und völlig der Wahrheit entsprechend zu halten.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Alessandro Manzoni.

Von

F. von Sarburg.

III.

Sein ganzes Leben hindurch hat Manzoni die Leiden einer gebrechlichen und niemals vollkommenen Gesundheit getragen. Dieser mächtige und gesunde Geist war in einen Körper eingeschlossen, dessen äußerst zarte und nervöse Constitution freilich das geeignete Organ für die so feine, sensible Seele abgab, dafür aber mit fortwährenden Nervenleiden bezahlte. Von dem Gesetze, welchem alle fein organisirten Naturen unterliegen, war also auch der Dichter der „Promessi sposi“ nicht befreit. Schon in seinem Jugend- und besten Mannesalter war er von quälender nervöser Unruhe, von Schwindel und Neurosen befallen, die ihm das Ausgehen ohne Begleitung schwer machten, wie er denn die bis zuletzt bewahrte Gewohnheit annahm, nur von einem oder mehreren Freunden begleitet das Haus zu verlassen. Daß ein ruhiger Landaufenthalt unter diesen Umständen für ihn die geeignetste Existenz bot, lag auf der Hand; daß die Enthaltung von der Theilnahme an öffentlichen Geschäften und einer aufreibenden politischen Thätigkeit geboten war, mochte er bei seinem zurückhaltenden Naturell und seiner doch vorwaltend contemplativen Natur kaum schwer empfinden. Die Freuden des Landlebens erhöhte und sicherte sich Manzoni durch jenes Mittel, welches seit den Tagen der alten Römer so mancher von der Welt abgekehrte Staatsmann oder Weltweise gegen die Hauptgefahr dieser Lebensweise, die Langeweile, angewendet hat: er wurde Landwirth im strengsten Sinne und betheiligte sich geradezu fachmännisch an der Hebung der Agricultur in der Lombardei, ein Gebiet, auf welchem seine Leistungen vollste Anerkennung gefunden haben [1]). Ein eingehendes Studium der agronomischen Literatur der Alten wie der Neuen, praktische Versuche, mit Verständniß und Liebe fortgesetzt, machten ihn zu einem genauen Kenner mehrerer Zweige dieser für die Volkswirthschaft so wichtigen

[1]) Vgl. A. Galanti, Alessandro Manzoni agronomo, eine in der Mailänder „Perseveranza“, 1873, XV., Nr. 4907 veröffentlichte Monographie.

Digitized by Google

Wissenschaft. Namentlich der Weinstock und der Seidenbau beschäftigten ihn. Lange Jahre bevor man sich in Italien mit der Cultur der Baumwolle officiell abgab, pflanzte sie Manzoni auf seinem Gute, wie ihm überhaupt die erste Einführung verschiedener Culturpflanzen in der Lombardei zu verdanken ist. Ein eigenes Gefühl überkommt mich, wenn ich die Briefe wieder lese, in denen Manzoni von seinem jungen Freunde, dem nun auch in das Alter der grauen Haare eingetretenen Ruggero Bonghi, sich Samen verschreibt oder wo er sich über die Ursachen des Bouquets unserer heimischen Weine ausläßt[1]).

Aber die liebenswürdige Beschäftigung mit Pflanzen, Bäumen und Blumen konnte die Einsamkeit des großen Dichters nicht ganz ausfüllen: Größeres beschäftigte seinen Geist, seitdem ihn das Schicksal in engste Beziehungen zu demjenigen gesetzt hatte, welchen er „l' uomo incomparabile" — den Unvergleichlichen — zu nennen liebte.

Ja, der Unvergleichliche, Antonio Rosmini! Wie jetzt, wo ich diese Zeilen niederschreibe, sein Bild auf mich herabblickt, — Ceroni's wundervoller Stich nach F. Hayez' Gemälde, dessen Original im Besitz des Grafen Stampa in Mailand ist und von dem eine Copie über dem Sterbelager des großen Todten zu Stresa hängt, — da fühle ich es mehr denn je: kein mächtigeres Haupt, keinen edlerern Geist hat meine Kirche in diesem Jahrhundert gezeugt als ihn. Dies Bild, mir doppelt werth als Gabe der letzten noch lebenden Freunde, die einst, vor dreißig Jahren, dies Sterbelager umstanden, weist eine Vereinigung von Hoheit und Anmuth, von Genialität und Güte auf, wie ich es in einem an Begegnissen mit bedeutenden Menschen nicht armen Leben nur einmal, bei John Henry Newman, wiedergefunden — den einzigen in der That, den ich, was Gaben des Geistes und des Herzens und den guten Gebrauch von beiden betrifft, unmittelbar neben den Begründer des Istituto della Carità stelle!

Paris hatte Manzoni mit der französischen Philosophie bekannt gemacht; sie war nicht derart, daß sie ihn befriedigen konnte. Lamennais' Lehre von dem „Sens commun" konnte ihm nicht einleuchten, wenn er ihrem Urheber seine Achtung auch nicht versagte: sein ganzes Wesen widerstrebte einem Fundamentalsatze wie demjenigen des unglücklichen Einsiedlers von La Chenaie: „il faut pousser l'homme jusqu'au néant pour l'épouvanter de lui-même; le consentement commun est pour nous le sceau de la vérité; il n'y en a pas d'autre." Derselbe gesunde Menschenverstand, welcher ihn davor bewahrte, einen Satz anzunehmen, der alle kirchlichen und politischen Extravaganzen der Lamennais-Veuillot'schen Schule eingeleitet hat, mußte ihn der kantischen Philosophie geneigt machen, deren Kenntniß damals in Oberitalien durch Pasquale Galluppi's „Saggio filosofico sulla critica della conoscenza" (1819) verbreitet wurde. Cantù vermuthet, Manzoni habe Rosmini mit Galluppi's Schrift bekannt gemacht und ihn so veranlaßt, sich mit der Kantischen Ideenlehre zu befreunden. Sie hat auf Rosmini's bedeutendste Arbeit, den „Nuovo Saggio sull' Origine delle Idee" einen nicht zu unterschätzenden Einfluß geübt. Begonnen in Roveredo 1824, in Mailand, in Manzoni's Nähe 1826 fortgesetzt, in Domodossola

[1]) Epistolario II, 240 f.

Digitized by Google

1828 abgeschlossen, erschien das Werk 1830 zuerst: seither hat Rosmini's Ideologie trotz der bittern Feindschaft der Jesuiten steigenden Einfluß gewonnen und sie beginnt eben, solchen auch im Auslande zu üben, in welchem naturgemäß, bei dem Mangel an Uebersetzungen, Rosmini's in italienischer Sprache geschriebenen Hauptwerke nur langsamer bekannt werden konnten. Nicht ohne Weiteres ergab sich Manzoni dem Rosmini'schen Ontologismus; aber er nahm schließlich die Grundlehre desselben an, nach welcher die Idee des Seins uns durch sich selbst klar, die einzige dem menschlichen Geiste eingeborne Idee ist, durch welche uns die Objectivität der Wahrheit gewährleistet ist. Die daraus sich ergebende befestigte Grundlage für die Sittenlehre muß ihm namentlich imponirt haben, und bald steht er nicht mehr an, den Roveredaner den Philosophen nach seinem Herzen — il filosofo della sua mente — zu nennen. Aber er ist ihm noch mehr gewesen. Nachdem Rosmini jenen Verein von Geistlichen gegründet, welchem die Pflege der christlichen Wissenschaft, der Unterricht und die Werke der Nächstenliebe als Zweck vorgeschrieben, nachdem Gregor XVI. das Istituto della Carità bestätigt und seinen Stifter zu dessen ersten Generalobern ernannt, ging Manzoni eine Ahnung von Rosmini's providentieller Sendung auf, und er konnte in den maßlosen Bitterkeiten und Verfolgungen, welche ihn und sein Werk trafen, nur eine Bestätigung dieser Ahnung sehen. „Alle Stifter religiöser Genossenschaften," schreibt er 1849 von Lesa aus, „hatten Verfolgungen zu erleiden, und wenn ich mich nicht täusche, erlitten sie dieselben meistens von Personen des geistlichen Standes: eine eigne Fügung der Vorsehung, die ihre geheimen, zuweilen auch ihre leicht erkennbaren Pläne hat! Armer Rosmini, rufe auch ich von Herzen! Der aber ist ein Mensch, den man nur lieben darf wie er sich selbst liebt, d. h. mit einer Liebe, die zu jeder Prüfung, zu jedem Opfer bereit ist — eine Art der Freundschaft, bequem für die Eigenliebe, schwer für jede aufrichtige Freundschaft."

Ist das nicht eine Weissagung jenes bodenlosen Hasses, der sich gerade in diesen unsern Tagen gegen Antonio Rosmini und die Seinigen wieder erhebt?

Ich will hier nicht sprechen von Rosmini's Stellung zu den großen Ereignissen der Jahre 1848 und 1849; Manzoni kann der Mission seines Freundes in Rom, dem Aufsteigen seines Einflusses und dem Zusammensturz seiner politischen Hoffnungen nicht ohne die größte Theilnahme zugesehen haben. Rosmini kehrte von Gaëta in Manzoni's Nähe zurück, um sein gebrochenes Herz auf den Tod vorzubereiten.

Wer kennt nicht, wenigstens aus der Beschreibung unserer Reisebücher, jenen wundervollen See, dessen Glanzpunkt, die Isola Bella, schon 1654 ein Mailänder Governatore „das schönste Reich Italiens" genannt hat? Pallanza, Baveno, die borromäischen Inseln ziehen die Fremden vor allem an; mir ist Stresa das Liebste in diesem irdischen Paradies. Man steigt hinter dem Flecken zwischen freundlichen Gärten eine Viertelstunde hinauf nach dem Kloster, in welchem die Väter des „Istituto della Carità" jetzt eine blühende Lehranstalt halten. Wie ein Fürstenschloß liegt das Gebäude da mit seiner kleinen Kirche, in deren Gruft wir Vela's herrliches Marmordenkmal des Stifters bewundern.

Digitized by Google

Unbeschreiblich schön ist die Aussicht, welche die Hauptfaçade des Klosters mit ihren Loggien und dem heitern vor ihr terrassenförmig absteigenden Garten gewährt. Man hat die Isola Bella gerade vor sich; die Eisfelder und Schneespitzen der Alpen bilden den Abschluß des Panorama's, das den Simplon und Monterosa begreift. Der See liegt vor unserem Auge fast in seiner ganzen Ausdehnung, geziert mit einem Kranze leuchtender Städtchen und Dörfer, über denen die nächsten Hügel mit ihren Kastanienwäldern und ihren fröhlichen Weinlauben, die entfernteren Berge mit dunklem Waldgürtel emporsteigen. Hier hat, von 1849 bis 1855 Rosmini meistens gelebt; hier hat Italiens reinster und bester Geist sich als stummer Zuschauer von Dingen verzehrt, die er nicht loben konnte und nicht anklagen mochte — sedebat solitarius et tacebat[1]). Aber nicht nach dem See und dem paradiesischen Ausblick zu hatte er seine Wohnung gewählt. Man erstaunt über Rosmini's höchst einfaches Arbeits- und Sterbezimmer. Es geht in einen häßlichen Hof; warum hat der demüthige Mann die Façade mit ihrer Aussicht gemieden! War sein Blick über die Schönheit dieser Welt schon hinaus, nur den Herrlichkeiten der jenseitigen mehr aufgethan? Da steht das ärmliche Lager, auf dem er geruht und gestorben; da stehen die vierzig Bände seiner hinterlassenen Schriften und Briefe, von denen noch lange nicht Alles bekannt ist. Da hängen, von den Brüdern als Reliquien bewahrt, die einfachen Kleider, die er getragen, und daneben in dem Schranke, dem Bett gegenüber, der Purpur, den er nie getragen und der Cardinalshut, den er nie aufgesetzt hat.

Manzoni bewohnte in jenen Jahren in der Sommerzeit vielfach Lesa, das etwa eine deutsche Meile südöstlich von Stresa an dem See, Arona zu, liegt, offenbar um in der Nähe Rosmini's zu sein, der ihn hier, auf dem Rückwege von Gaëta und Rom, am 2. November 1849 zuerst begrüßt hatte. Man sah sich fast täglich, und wenn Witterung oder Befinden den einen der Freunde abhielt den andern aufzusuchen, so vermittelten kurze und herzliche Billette den Verkehr. Ungetrübt waren jene Tage gewiß nicht; was mochte das Herz der beiden Männer empfunden haben, als — um nur an Eines zu erinnern — im Jahre 1852 eine Person im weltlichen Gewande den Kammerdiener Rosmini's zur Vergiftung seines Herrn verführen wollte. Ach, dies Gift, das er in seiner Chokolade trinken sollte, war nicht der bitterste Trank, der ihm und den Seinigen bereitet wurde! Uebermäßige geistige Anstrengungen, schmerzliche Seelenleiden untergruben Rosmini's Gesundheit, und eine seit 1827 schon aufgetretene Leberkrankheit führte ihn seit Anfang 1855 einem raschen Ende entgegen. Nichts ist rührender als der Bericht über die letzten Lebenstage des Kranken[2]). Am 16. Juni langte Manzoni mit dem Mailänder Arzte Pogliaghi in Stresa an; Letzterer hatte zuerst mit einem andern Arzte eine Consultation am Bette des Patienten; dann sagte diesem sein Secretär und späterer Biograph, Don Francesco Paoli, jetzt Vorsteher des Hauses in Roveredo und dort unser liebenswürdiger Gast-

[1]) Klagelieder 28.

[2]) Zuerst publicirt 1855, dann 1857 wiederholt in den Cenni biografici di Antonio Rosmini, Mil. 1857; am vollständigsten bei Paoli, Della vita di A. R. 1880, 529 f.

Digitized by Google

freund: „Padre, der Doctor Pagliaghi bringt Ihnen von Mailand die allerbeste Medicin mit“; worauf Rosmini sein Auge weit öffnete und antwortete: „Wie? Manzoni ist also gekommen? warum lasset Ihr ihn warten? bringt ihn gleich her.“ Paoli kam sofort mit Manzoni und dem gemeinsamen Freunde Pestalozza wieder; sie stellten sich rechts und links neben den Kranken, dessen Blick sich sofort auf den zuerst eingetretenen Manzoni gerichtet hatte; dann brach Letzterer das Schweigen und es fand folgendes Zwiegespräch statt: „Ach, mein lieber Rosmini, wie steht's?“ — „Ich bin in der Hand Gottes und befinde mich also wohl. Aber Sie, Manzoni, wie kommen Sie nach Stresa in diesem Wetter und kaum hergestellt (der Dichter war eben schwer erkrankt gewesen); ich fürchte, Sie leiden.“ — „Ich weiß nicht, was ich gethan haben würde, um meinen Rosmini zu sehen.“ — „Ja, Sie haben einen Act wahrer Freundschaft geübt; schließlich bleibt Manzoni stets mein Manzoni, in Zeit und Ewigkeit, wo immer ich bin.“ — „Hoffen wir, daß der Herr Sie noch unter uns erhalten wolle, und Ihnen Zeit gebe, so viel Schönes zu Ende zu führen, das Sie begonnen: Ihre Gegenwart unter uns ist zu nöthig.“ — „Nein, nein, Gott hat Niemanden nöthig. Die Werke, die Gott begonnen, wird er auch vollenden mit den Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen, und diese Mittel sind zahlreich, unerschöpflich: wir können vor diesem Abgrund göttlicher Allmacht uns nur anbetend niederwerfen. Was mich anlangt, so bin ich ganz überflüssig, ja ich fürchte, sogar schädlich, und diese Befürchtung läßt mich den Tod nicht nur mit Ergebenheit, sondern geradezu mit Sehnsucht erwarten.“ — „O, um des Himmels Willen, sprechen Sie so nicht! Was soll denn aus uns werden?“ — „Anbeten, schweigen, zufrieden und froh sein,“ — adorare, tacere e godere.

Rosmini, tief ergriffen, drückte Manzoni stärker die Hand, zog sie an sich und küßte sie. Manzoni, hiervon überrascht und ganz verwirrt, neigte sich nieder, um auch seinerseits die Hand zu küssen, die er in der seinen hielt, dann aber, wie er selbst später erzählte, besann er sich, daß er sich damit gewissermaßen auf eine und dieselbe Stufe mit dem Sterbenden stelle; er eilte zu dem Fußende des Lagers und bückte sich, um die Füße Rosmini's zu küssen, „die einzige ihm zukommende Stellung“, wie er sich ausdrückte; Rosmini protestirte dagegen mit Hand und Zunge und meinte dann: „dies Mal bleiben Sie Meister, weil ich keine Kraft zu widerstehen mehr habe.“

Am 24. Juni kam auch Tommaséo. Paoli führte den fast erblindeten Gast in das Krankenzimmer, wo ihn der Freund wie einen Knaben ans Herz zog. Dann kamen auch Manzoni und die Uebrigen herein und man betete gemeinsam. Am folgenden Morgen ließ Rosmini Manzoni allein zu sich bitten, und Beide hatten eine lange Besprechung, deren Zeuge Niemand gewesen ist. Am 30. Juni war Manzoni zugegen, als der Bischof Moreno von Ivrea Rosmini besuchte und ihm als seinem geistlichen Vater den glühendsten Dank für das darbrachte, was er ihm, seiner Kirche, Piemont gewesen. Er möge, wenn er im Paradiese sei, seiner, seiner Kirche, des Vaterlandes eingedenk sein. Mit Mühe brachte Rosmini noch die Worte hervor: „ich bin beschämt — sono confuso! sono confuso!“ und „grazie! grazie!“ Es war das Letzte, was der herrliche Mund gesprochen. Nach Mitternacht, gegen zwei Uhr, den 1. Juli 1855 entschlief Ros-

Digitized by Google

mini in Gegenwart des Arztes, des Grafen Stampa und des Padre de Vit[1]). Wenige Tage vorher, am 27. Juni, hatte Manzoni seinem Schwiegersohne, Professor Giorgini zu Siena, über den Zustand des Kranken jenen schönen Brief geschrieben, den Sforza uns mittheilt[2]). Am 25. Juli 1855 spricht er in einem Schreiben an Don Francesco Paoli[3]) seine bestimmte Erwartung aus, Rosmini's Stiftung zu großen Dingen berufen zu sehen; am 12. Juli 1856 gratulirt er Bonghi, daß dieser das theure, heilige, herrliche und verehrte Andenken des Mannes vertheidigen will, dessen Namen er nunmehr nicht schreiben oder aussprechen könne, ohne daß ihm das Herz sich zusammenschnüre. — — —

Daß ein Verhältniß wie dasjenige zwischen Manzoni und Rosmini nicht dreißig Jahre bestehen kann, ohne daß in dem, was beiden Männern zunächst am Herzen lag, in Dingen der Religion, ein intimes Einverständniß herrschte, versteht sich von selbst, auch wenn nicht der Eine oder der Andere Gelegenheit genommen hätte, es zu bekräftigen. Es ist nicht unwichtig, noch einen Augenblick bei diesem Gegenstande zu verweilen. Alle Schriften Manzoni's, von den Hymnen angefangen bis zu dem Roman, bezeugen, wie ganz und voll sich Alessandro Manzoni seit dem, was er seine Bekehrung nannte, dem katholischen Christenthume angeschlossen hatte; ihm war, wie Rosmini, die Religion die Luft geworden, in der er allein zu athmen, zu leben, zu denken vermochte. Aber die Art, wie Beide den Katholicismus erfaßten und begriffen, war nicht diejenige, welche wir heute unter dem Ultramontanismus verstehen. Er liebte, als Verehrer der Schriftsteller des Port Royal, die Jesuiten nicht; doch mißbilligte er die maßlosen und leidenschaftlichen Angriffe, welche Michelet, Eugène Sue, Gioberti auf den Orden machten, und er lobte Dupanloup und Berryer, als sie, Thiers und Cousin entgegen, gleiches Recht für Alle verlangten und jedes Ausnahmegesetz gegen die Jesuiten bekämpften. So war ihm überhaupt jede Maßlosigkeit und jede Leidenschaftlichkeit zuwider. Als Gioberti seinen „Gesuita moderno" schrieb, sprach er seine Unzufriedenheit mit dem Buche offen aus und ebenso fand er es weder eines Priesters würdig, noch politisch, als derselbe die Lombardei durchzog, um den unmittelbaren Anschluß derselben an Piemont herbeizuführen; und doch hatte Gioberti mehr als irgend Jemand ihm zugejauchzt, indem er die „Promessi sposi" das „grandioseste und wundervollste Werk" hieß, „das seit der Divina Commedia und dem Furioso (Ariost's Rasendem Roland) in Italien veröffentlicht worden." Und so hat Manzoni auch in diesem Falle bewiesen, daß seine Idee der Religion den Erdengeschmack abgestreift hatte; wie er das in einem der „Fragmente" so schön ausspricht: „Alles das, was nicht auf das zukünftige Leben hinführt; alles das, was uns vergessen machen kann, daß wir uns auf der Wanderschaft befinden; alles das, was wir als bleibende Wohnstätte ansehen — ist Eitelkeit und Irrthum. Die Religion erfüllt all' unser Denken in Betreff der irdischen Dinge mit der Idee der Vergänglichkeit, des Mißverhältnisses

[1]) In Rom kennen Alle den einfachen, bescheidenen Greis, Padre Vincenzo de Vit, den berühmten Herausgeber und Fortsetzer von Forcellini's Lexicon totius Latinitatis, der mit Paoli und den Engländern O. Hirst und Lockhart den Stamm des Istituto della Carità bildet.

[2]) Epistolario II, 248.

[3]) Eb. II, 253.

Digitized by Google

zu unserm Sehnen und unserm Endzweck, der Nothwendigkeit, dieses Irdische aufzugeben“ [1]).

Es kann nach dem Obigen nicht verwundern, daß Alessandro Manzoni auch den neuesten Phasen der religiösen und kirchlichen Entwicklung mit jener maßvollen Ruhe, jener alle Seiten eines Dinges abschätzenden Besonnenheit gegenüberstand, welche, weniger in seinem Vaterland als in Deutschland und Frankreich, so Manchen in unsern Tagen verlassen hat. Der kluge und an Vieles in seiner nächsten Nähe gewohnte Blick des Italieners verliert selten oder niemals das Gefühl, daß der liebe Gott die Bäume nicht in den Himmel wachsen läßt. So verstehen sich die Aeußerungen, welche Manzoni kurz vor seinem Tod, im October 1872, jenem schon erwähnten Neapolitanischen Gast gegenüber machte. „Man hat,“ sagte Manzoni damals, „über das Dogma von der Unfehlbarkeit großen Lärm schlagen wollen, als ob dies Dogma für uns etwas Neues wäre. Ich möchte wohl wissen, ob Jemand je in Zweifel gezogen, daß Leo X. in der Bulle gegen Luther infallibel gewesen. Sonderbarer Weise erkennen die Gegner dieses Dogma's selbst an, daß der Papst ein Bischof wie die Anderen ist, aber mit etwas mehr an Befugnissen als jene; und sie nehmen nicht wahr, daß dieses „etwas mehr“ nichts Anderes ist und sein kann als die Unfehlbarkeit, welche sie ihm gerade absprechen. Das Unheil ist, daß diese trefflichen (benedetti) deutschen Bischöfe Alles übertreiben und die Infallibilität des Papstes auf alle seine Handlungen und Worte ausdehnen; und das ist falsch. Zum Glück ist alle Uebertreibung ein Irrthum und diejenige, um welche es sich hier handelt, ist von vorneherein nicht lebensfähig, weil der kirchlichen Lehre fremd. Sie erinnern sich, daß die sog. Petite église in Frankreich, welche auch nach dem Concordat keine Concessionen machen wollte, schließlich verlassen wurde und verschwand. Und so wird es auch mit gewissen ultramontanen Uebertreibungen gehen.“ [2])

Ein Mann, der zwischen extremen und leidenschaftlichen Parteien den Weg der Mitte ruhig und unbeirrt geht, kann immer darauf gefaßt sein, dem Hasse Beider zu verfallen. Auch Manzoni ist dem nicht entgangen. Settembrini hat, wie wir schon gesehen, seinen Roman reactionär gefunden; Carducci, der „rasende Roland“ der modernsten „Italia irredenta“, klagt über das schwere Unheil, welches Manzoni's Erneuerung des Katholicismus und sein Neoguelfismus Italien gebracht habe [3]); Giudici, Petrucelli, Emiliani und De Sanctis bliesen dasselbe Lied, während von der andern Seite der „Osservatore cattolico“ von Mailand in Manzoni's Handlungen und Aussprüchen ein feines Gift (veleno fino) verspürte, das „Giornale degli studiosi“ vom 9. Juni 1873 ihm sein Votum für die Verlegung der Hauptstadt nach Florenz als einen entfernten Angriff auf den Papst vorwarf und Poujoulat in der „Union“ vom 16. Juni 1872 sogar Cesare Cantù wegen der Aeußerung tadelte, Manzoni wisse zugleich ein aufrichtiger Gläubiger und ein guter Patriot zu sein, während er doch ein schlechter Christ sei.

---

[1]) Cantù I, 337.
[2]) Epistolario II, 414. Cantù II, 306.
[3]) Carducci, Confessioni e battiglie, p. 80.

Digitized by Google

Freilich, ein schlechter Christ war Manzoni in dem Sinne, als er kein unbedingter Freund der weltlichen Herrschaft des Papstes war. Als ihm sein Schwiegersohn Massimo d'Azeglio Eugène Rendu's bekannte Broschüre „La Souveraineté pontificale et l'Italie" übersandt, schrieb er ihm zurück (9. April 1863): „auf dem Punkte, wo die Dinge jetzt stehen, muß ich bekennen: wenn es eine vernünftige Lösung dieser Frage gibt, so gibt es wenigstens in diesem Augenblick keine möglich e, und Gott weiß, wann es eine solche geben wird. Jede freiwillige Vereinbarung ist unmöglich; eine erzwungene Vereinigung wäre hier wie immer nur eine scheinbare Lösung und in Wirklichkeit nur der Anfang einer neuen Verwickelung (un da capo in realtà). Gerne zöge ich wie ein Zeitungsschreiber den Schluß: vedremo; aber bei mir und bei meinem Alter hieße das die Rechnung ohne den Wirth machen[1])." Aehnlich schrieb er bald darauf Rendu selbst: „ich sehe immer nur zwei Ultimatum vor mir, beide gleich unbeugsam[2])." In den „Adelchi" hatte er den Angriff der Longobarden auf den Kirchenstaat (insofern man damals von einem solchen sprechen konnte) entschieden gemißbilligt; doch hielt er auch für jene Zeiten die weltliche Herrschaft für nichts Wesentliches. Cantù hörte ihn sagen: „die Fortdauer der geistlichen Gewalt ist Glaubenssache; sie kann also nicht verwechselt werden mit der weltlichen Herrschaft, welche etwas Zufälliges ist: es gab eine Zeit, wo diese nicht existirte; sie nahm zu und ab, sie könnte einst aufhören, ohne daß damit die Kirche aufhörte". Daß die auch von ihm herbeigesehnte Einheit Italiens die weltliche Papstherrschaft nothwendig zerstören müsse, sah er nicht voraus; als es eintraf, zeigte er sich darüber nicht bestürzt. Einen französischen Benedictiner, welcher die Auffaugung des Kirchenstaates durch das Königreich unstatthaft fand, frug er: „würden Sie die Rechte des Papstes auf Avignon zugeben?" Und als dieser ihm antwortete: „aber mit Frankreich ist es eine andere Sache," meinte der Dichter: „wir sind aber doch auch irgend eine Sache." Als Rom annectirt wurde, protestirte er nicht: er nahm das ihm angetragene Bürgerrecht der ewigen Stadt an; daß er den Ausspruch gethan: „der Papst, welcher sich als Gefangener erkläre, komme ihm vor wie Einer, der mitten auf einem Platz rufe: ich bin stumm" — scheint mir unbewiesen und wenig wahrscheinlich.

Manzoni's politisches Glaubensbekenntniß kann nach all' dem Gesagten nicht zweifelhaft sein.

Die Grundlage seiner politischen Ueberzeugungen war ein gemäßigter Liberalismus. Er sah in der Freiheit die Achtung alles dessen, aber auch n u r dessen, was gerecht ist. Die Herrschaft der brutalen Masse war ihm gleich widerlich wie die knechtische Gesinnung, welche in Frankreich auf die Revolution gefolgt war. Im Jahre 1814 protestirte er gegen die von dem italienischen Senat beschlossene Proclamation Beauharnais' als König von Italien, indem er die Einberufung der Comitien als der einzigen legitimen Vertretung des Volkes forderte. Murat's Versuch, ein einiges Italien zu schaffen, begrüßte er, wie anderseits die Restauration in Frankreich als Erlösung von Napoleon. Die

[1]) Epistolario II, 310.
[2]) Eb. II, 312.

Digitized by Google

Verurtheilung des „Avenir“ durch die Encyclica Gregor's XVI. vom 15. August 1830 schmerzte ihn, weil ihm die Encyclica die Verurtheilung aller Freiheiten auszusprechen schien. Der Aufstand der Polen von 1830 war ihm sympathisch. Mit den Oesterreichern sich irgendwie einzulassen, hat er sich stets geweigert. Ein freundliches und ehrendes Anerbieten des Erzherzogs Maximilian lehnte er ab[1]); das konnte ein Mann nicht anders, der einmal erklärt hatte, daß keine österreichische Uniform seine Treppe heraufkommen dürfe[2]). Wie er früher über Napoleon III. gedacht, weiß ich nicht; doch hatte er über den Kaiser freundliche Worte an Nigra, als dieser ihm im Auftrage Napoleon's dessen Geschichte Cäsar's überfandt; des Kaisers Regierung, meint er, stelle nach so vielen fruchtlosen Versuchen die Möglichkeit einer ruhigen staatlichen Entwicklung dar (1865)[3]); es war der Nachhall des Enthusiasmus, welchen 1859 alle Lombarden für den Verbündeten Victor Emanuel's gehegt. In Hinsicht Italiens dachte er verschieden von seinem Freunde Rosmini, der für die Conföderation war, während Manzoni für die Einheit schwärmte. „Der Bundesstaat,“ äußerte er früher einmal, „ist eine häßliche, der Einheitsstaat eine schöne Utopie.“ Als die Utopie anfing Wahrheit zu werden, ging Manzoni mit jugendlicher Begeisterung auf die Ereignisse ein. Er, der sein ganzes Leben jede Auszeichnung abgelehnt hatte, von welchem Fürsten sie auch angeboten sein mochte, ließ sich bestimmen, von Victor Emanuel eine hohe Decoration, den Großcordon des Mauritiusordens mit einer Pension anzunehmen, auf welcher der von den zurückgegangenen Vermögensverhältnissen des Dichters unterrichtete König bestand; er nahm 1862 den Besuch Garibaldi's in Mailand an und schloß den General in seine Arme, doch lehnte er (1863) die Ehre ab, in das Comité für Errichtung eines Denkmals zu Ehren Anita Garibaldi's einzutreten. Zum Senator des Königreichs ernannt, nahm er zweimal an den Sitzungen der Körperschaft Theil: am 16. Februar 1861, wo er die Abtretung Savoyens und Nizza's und die Proclamation des italienischen Königreichs votirte, und 1864, wo er für die Verlegung der Residenz nach Florenz stimmte, zum großen Verdruß seiner piemontesischen Freunde[4]) und seines Schwiegersohnes d'Azeglio. Aber er sprach nicht im Senat und beschränkte seine Thätigkeit darauf, daß er Cialdini ein Glas Zuckerwasser mischte. Der Conflict zwischen Staat und Kirche erfüllte ihn mit Trauer; doch vertraute er auf die Vorsehung, welche die Kirche auch nach ihrer Beraubung und in der Verfolgung beschützen werde. In Ansehung des Kirchenstreites verglich er die heutigen Staatsmänner Leuten, welche in eine Camera obscura eintreten, wo man anfangs nichts unterscheidet, bis das Auge allmälig sich gewöhnt und man Personen und Dinge wiedererkennt.

---

[1]) Canth II, 290.

[2]) Eb. 276.

[3]) Epistolario II, 328.

[4]) Carlo Promis, der bekannte Architekt und Archäolog (gestorben 1878, 20. Mai), hat ihm das nie verziehen, obwohl er Manzoni so bewunderte, daß er neben dem „Orlando furioso“ jedes Jahr im September die „Promessi sposi“ wiederlas. Vgl. Epistol. II, 163, und Lumbroso, Mem. e lett. di C. Promis, p. XXX.

Digitized by Google

IV.

Manzoni's Briefwechsel, soweit er bis jetzt vorliegt, wird Manche enttäuscht haben. Jedes, auch das kleinste Billet, ist der Ausdruck eines edlen und vornehmen Geistes, dessen tiefernster Grundton das Walten eines stets wohlwollenden und öfter gegen sich selbst als gegen Andere gerichteten Humors nicht ausschließt. Aber des Dichters Natur war zu wenig expansiv, um seinem Briefwechsel jenen Werth zu geben, welchen in seinem eigenen Vaterland wie namentlich in Frankreich und England die großen Vertreter der epistolographischen Literatur beanspruchen. Immerhin enthalten die Briefe des Werthvollen genug, um auch von dem berichtet zu werden, welcher einstmals versuchen wird, eine Geschichte dieser Gattung von Geisteserzeugnissen zu schreiben — ein Versuch, den leider noch Niemand unternommen hat, und der doch lohnende Resultate abwerfen würde, wollte man die so verschiedene Entwickelung dieses Literaturzweiges von den Alten herab durch die Periode der christlichen Kirchenväter, wo Basilius, Gregor von Nazianz, Synesius, Chrysostomus, Cyprian, Hieronymus, Augustinus in diesem Genre hervorragen, weiter durch das Mittelalter und den Humanismus hindurch bis zur Gegenwart verfolgen und die Psychologie der Völker und der Zeiten an diesen intimsten Offenbarungen des Menschengeistes studiren.

Manzoni's Briefe umspannen, wie schon bemerkt, eine lange Zeit: siebenzig Jahre (1803—73), mehr als den Meisten von uns überhaupt zu leben gegönnt ist. In der ersten Periode waltet der freundschaftliche und literarische Verkehr mit Monti, Pagani, Calderari, vor Allen mit Claude Fauriel vor; auch an Degola, Giudici, Tosi wird häufig geschrieben. Dem Marchese Cesare Taparelli d'Azeglio (gest. 1830) ist ein langes Schreiben über Romanticismus und Classicismus gewidmet (1823, 22. Sept.), der Gräfin Diodata Saluzzo (gest. 1840), einer nicht übel berufenen Dichterin, schreibt er über Lamennais (Ep. I Nr. 115). Viele Briefe aus dem Ende der zwanziger und den dreißiger Jahren gehen an den Canonicus Borghi in Florenz und betreffen sprachliche Auseinandersetzungen; andere sehr zahlreiche, an Tommaséo, an Cesare Cantù, an Antonio Rosmini. Mit dem trefflichen venezianischen Israeliten Marco Coen unterhält Manzoni (um 1832) eine Correspondenz über dessen Uebertritt zum Christenthum. Viele Briefe an den Marquis de Montgrand in Marseille werden durch die von diesem unternommene Uebersetzung der „Promessi sposi" veranlaßt; ähnlich derjenige an den Greifswalder Gymnasialdirector Friedrich Mohnicke, welcher den „Cinque Maggio" ins Deutsche übertragen hatte. Reizende Billette richtete Manzoni an seine Tochter Vittoria. Dem Ende der dreißiger und späteren Jahre gehört der Briefwechsel mit dem Cavaliere Carlo Morbio an, dem Verfasser der „Storie de' Municipi italiani" (Mil. 1836—46), dessen reiche Bibliothek gerne von Manzoni benutzt wurde[1]). Das Verzeichniß der von ihm s. Z. entliehenen

[1]) Morbio starb am 27. Jan. 1881. Er war der glückliche Besitzer einer auserlesenen Sammlung altchristlicher und mittelalterlicher Kunstschätze und Alterthümer, welche im J. 1883, am

Digitized by Google

Werke (Epist. I 513) gibt willkommenes Zeugniß für die Richtung, in welcher sich die Lectüre des Dichters bewegte.

Im zweiten Bande des Epistolario handeln zahlreiche Briefe an den Turiner Gonin u. A. über die illustrirte Ausgabe der „Verlobten", andere betreffen den Nachdruck des letzteren durch den Florentiner Buchhändler Le Monnier, welcher schließlich zu einer Zahlung von 35,000 Lire an den Verfasser verurtheilt wurde (1860). Mit F. A. Rio, dem bekannten französischen Kunsthistoriker (gest. 16. Juli 1874), wechselt er einige Briefe, welche dessen Studien über die italienische Kunst betreffen. Die interessanteste Aeußerung an denselben findet sich nicht in dem „Epistolario". Sie steht in einem, so viel mir bekannt ist, noch unedirten Schreiben an Montalembert, von welchem Rio selbst diese Stelle veröffentlicht hat: „sagen Sie Herrn Rio, ich könne auf die Wirkung, welche sein Buch (l'Art chrétien) auf Sachverständige machen müsse, nach derjenigen urtheilen, welche es auf mich hervorgebracht hat, den unwissendsten Menschen in Dingen der Malerei, durchaus ungewohnt, ihre Einflüsse an sich zu erfahren. Nach der Lectüre des Werkes glaube ich eine lebhafte Empfindung des christlichen Ideals, welches die Malerei zum Ausdruck bringen kann, theils gewonnen, theils wiedergefunden zu haben, und was mich noch mehr überrascht, ist, daß mir das gelungen ist, ohne daß ich ein einziges jener Gemälde vor Augen hatte, welche Rio mit einem so hellen Auge und einem so christlichen Sinne beschreibt [1])."

Von anderen Correspondenten seien erwähnt: Ponjoulat, der Verfasser einer „Histoire de S. Augustin" (Par. 1844) und langjähriger Redacteur der legitimistischen „Union", welchem Manzoni 1843 eine interessante Notiz über das Cassiciacum der Bekenntnisse Augustin's (das Landgut, wo sich dessen Bekehrung vollzog) zusendet (Ep. II, No. 260); Giuseppe Giusti, der berühmte Dichter, Alexander von Humboldt, dem Manzoni 1844 seinen Dank für den, übrigens von ihm abgelehnten Orden pour le mérite, welchen Friedrich Wilhelm IV. ihm verliehen, ausspricht — ein Brief in französischer Sprache, der sich unter Varnhagen's Papieren wiedergefunden, und zwar mit der Bemerkung Humboldt's: er sei „en assez mauvais style" geschrieben, während Humboldt Manzoni selbst gegenüber dies Schreiben „admirable" nennt. Mit dem Heranwachsen seiner Kinder mehren sich natürlich die Familienbriefe, zu denen auch diejenigen an seinen Schwiegersohn, den Staatsmann, Dichter und Militär Marchese Massimo d'Azeglio, zählen. Die Beziehungen zu Rosmini führen, namentlich nach dessen Hinscheiden, Correspondenzen mit den Freunden und Bundesgenossen des letztern, de Vit, Paoli, mit Ruggero Bonghi, herbei. Mit dem letztern und dem damaligen Unterrichtsminister Emilio Broglio wird 1868 ein eingehender Briefwechsel über die Unificirung der italienischen Schriftsprache unterhalten, zu welchem Zwecke der Minister eine von Manzoni präsidirte Commission niedergesetzt hatte (Ep. II, 350).

10. und 17. September, in München versteigert wurden, leider ohne daß man die betheiligten Fachkreise in entsprechender Weise von dem Verkauf benachrichtigt hatte.

[1]) Rio, Epilogue à l'art chrétien. Par. 1870. II, 400.

Digitized by Google

Nach dem Tode Manzoni's sind eine Reihe Fragmente und von ihm selbst niemals der Oeffentlichkeit übergebene Gedichte und Versuche in Prosa von Anderen gedruckt worden. Man hätte den Willen des Dichters, der diese unvollkommeneren Proben seines Genies der Vergessenheit anheimgeben wollte, vielleicht erfüllen sollen; da es nun doch nicht geschehen, ersuchte ein Mitglied der Familie, Herr Pietro Brambilla, welcher mit Vittoria, Manzoni's Enkelin, Tochter seines Sohnes Pietro, verheirathet ist, Herrn Ruggero Bonghi, diese Fragmente und kleineren Schriften zu sammeln. Es konnte kein geeigneterer Herausgeber gefunden werden, als der langjährige Freund des Verewigten und der beste Kenner der italienischen Literatur. Bonghi hat bis jetzt einen Band herausgegeben[1]), welcher die poetischen Stücke und namentlich die Autographa und die verschiedenen Redactionen mehrerer seiner Gedichte, so des 5. Mai, enthält: eine für das literargeschichtliche Studium höchst willkommene Arbeit, auf die wir nach dem Erscheinen des zweiten Bandes an dieser Stelle zurückzukommen gedenken.

V.

Wer lange lebt, stirbt häufig. Auch Manzoni hat die Seinigen alle begraben müssen. Giulia Beccaria, seine geliebte Mutter, die dem Sohne ihren Geist eingehaucht, ward am 7. Juli 1841 zu Brusuglio beigesetzt. Henriette Blondel hatte ihren Gatten viel früher, am 25. December 1833, verlassen. Sie hatte ihn zum Vater von drei Knaben und fünf Mädchen gemacht: Manzoni malte sie und ihre Liebe in der Ermengard seines Dramas Adelchi, vielleicht auch in jener Scene des Grafen von Carmagnola: „Pensa alla moglia tua" u. s. f. Die älteste Tochter, Giulia, heirathete um 1833 Massimo d'Azeglio, wurde Mutter und starb am 20. September 1834; Cristina, Gattin von Cristoforo Baroggi, starb 1841, Sofia, die schönste, 1845, als Gattin von Lodovico Trotti, Matilde 1856 in Siena, bei ihrer Schwester Vittoria, welche als Gattin des Professors G. B. Giorgini noch lebt. Von den Söhnen schied der jüngere, Filippo, 42 Jahre alt, 1868, der ältere am 28. April 1873, wenige Wochen vor dem Vater. Vier Jahre nach Henriette's Tode hatte Manzoni sich zum zweiten Male, mit Teresa di Cesare, aus dem Hause der Grafen Borri (2. Januar 1837), verehelicht; Donna Teresa war Wittwe eines lombardischen Edelmannes, Stampa, und Mutter eines heranwachsenden Sohnes. Das Verhältniß der Stiefmutter zu den Kindern scheint nicht das glücklichste gewesen zu sein; auch die Freunde klagten, und der langjährige Hausfreund Grossi, der stete Genosse Manzoni's, verließ Brusuglio. Die Gräfin starb 1861.

Manzoni's Vermögensverhältnisse waren, wie wir gesehen, von Hause aus gut und hatten sich durch Carlo Imbonati's testamentarische Schenkung einer Rente von 10,000 Lire an seine Mutter noch verbessert. Als die schlimmen Jahre für die Landwirthschaft kamen und mit Giulia Beccaria's Tode diese Rente wegfiel, dagegen viele Kinder zu erziehen waren, verschlechterte sich seine

[1]) Rugg. Bonghi, Opere inedite e rare di Alessandro Manzoni. Vol. I. Milano, Rechiedei. 1883.

Digitized by Google

pecuniäre Lage, so daß er sich einschränken und selbst auf Wagen und Pferde verzichten mußte. Sein Mangel an Activität machte ihn nicht geeignet, Geld zu erwerben. Die damaligen Verhältnisse des italienischen Buchhandels gestatteten ihm bei der Menge der Nachdrucke nicht, aus seinem Roman den Nutzen zu ziehen, dessen sich heute unsere „großen" Romanciers zu versichern wissen. Später konnte er die Gesammtausgaben seiner Werke besser verkaufen; die ihm von Victor Emanuel gewährte oder vielmehr aufgenöthigte Pension setzte ihn dann in den letzten Jahren seines Lebens über alle Schwierigkeiten hinweg.

Im Jahre 1858 erkrankte Manzoni ernstlich, ganz Mailand war bestürzt, auch Erzherzog Maximilian ließ täglich sich nach dem Befinden des Kranken erkundigen; „er that ja Alles," meint Cantù, „um sich seine Eigenschaft als Oesterreicher verzeihen zu machen." Aber der Patient hatte noch Lebenskraft genug, um nicht nur die Krankheit, sondern die wahrscheinlich viel gefährlichere ärztliche Behandlung zu überstehen; achtzehn Aderlässe, mit denen er nach den Recepten der alten italienischen Schule heimgesucht wurde, brachten ihn nicht um. Wiederhergestellt, ward seine Gesundheit durch einen Fall in seinem eigenen Hause und einen zweiten bei einem Kirchgange aufs Neue erschüttert. Von da ab nahmen auch seine geistigen Kräfte ab, was er selbst nicht ohne tiefstes Leidwesen bemerkte. Als sein Sohn Pietro starb, war er bereits in einen Zustand von Apathie versunken. Am 22. Mai 1873 erlosch sein Lebenslicht.

Manzoni war von mittlerer Statur, im Alter etwas vorgebückt, leicht in den Bewegungen, rasch im Gange, so daß Rosmini, wie er sagte, seine Schritte verdoppeln mußte, wenn sie zusammen am Lago Maggiore spazieren gingen. In Kleidung und Einrichtung seiner Wohnung war er höchst einfach und von allem modernen Luxus weit entfernt, alles Auffallende vermeidend. Seine Constitution war kräftig, die Lungen gesund, aber die Nervosität stark ausgesprochen, so daß, wie schon gesagt, er sich meist nicht getraute, allein auszugehen; Gemüse und Vegetabilien konnte er kaum genießen, Verdrießlichkeiten griffen ihn heftig an. Schon 1816 schreibt er an Fauriel: „wenn die Melancholie mich befällt, mache ich längere Spaziergänge. Zuweilen fehlt mir dazu der Muth, und ich kehre um; überwinde ich mich weiterzugehen, so komme ich erleichtert wieder."[1] Im Jahre 1819 beschreibt die Mutter seinen Zustand so, „daß er nicht aus Schwäche, sondern aus einem convulsivischen Gefühl von Furcht, nicht einen Schritt allein zu machen wagte". Stadt und Straßen liebte er darum nicht.[2] Nicht einmal durch den Garten getraute er sich allein zu gehen. Und 1821 berichtet er Fauriel, er arbeite täglich vier bis fünf Stunden, sei dann aber so abgespannt, daß er nicht mehr denken könne. Nach dem Frühstück pflegte er aus einer Thonpfeife zu rauchen, auch schnupfte er gerne: beides wohl nicht zum Vortheil seiner Nerven. Hayez hat ihn mit der Tabaksdose in der Hand gemalt: sich selbst hat Manzoni sehr jung noch (1801) in einem Sonnett geschildert, das er später nicht unter seine Werke aufnahm, das aber nach seinem Tode veröffentlicht wurde. Braunes Haar, hohe Stirn, sprechendes Auge, lebhafte

[1] Vgl. Epistolario I, 137 f.

[2] Eb. I, 157: „les rues me paraissent une des plus vilaines œuvres des hommes".

Digitized by Google

Farbe, schmale Lippen und kleinen Mund; eckige Formen, aber ein edles Herz, legt sich der Jüngling bei; ehrgeizig nennt er sich, gut gegen die Guten, gut gegen die Traurigen, froh nur in der Einsamkeit, rasch zum Zorn, rascher zum Vergeben, Andern wenig, sich selber noch weniger bekannt[1]).

Zu Geschäften irgend welcher Art bekannte sich Manzoni gerne unfähig, ja er gefiel sich zuweilen das Motto „stremma nos exercet inertia — uns stählt ein rechter Müßiggang" zu wiederholen. Darum seine Abneigung gegen die Politik und gegen ausgedehnten Verkehr, den er sich gerne auf Berufung auf seine Gesundheit ferne hielt; darum schrieb er auch so ungern Briefe. Nichts war ihm verhaßter als wenn Autographensammler ihm einige Zeilen abverlangten oder Neugierige ihn sehen wollten[2]). Dagegen war ihm die Conversation mit den Freunden ein Bedürfniß, und diese bestätigen, daß er die Gabe der Unterhaltung in hohem Maße besessen, und daß ihm während derselben nicht selten sehr merkwürdige und bedeutende Lichtblicke wurden; er konnte sich nicht wie Schiller beklagen, daß ihm das Beste erst einzufallen pflege, wenn das Gespräch zu Ende war. Dem Humor und der Satire war er nicht abgeneigt, und er konnte in der Discussion mit Behagen Temperament und Charakter seiner Bekannten zum Verwechseln wiedergeben. Auf die Zeitungen und Zeitungsschreiber war er schlecht zu sprechen; der unersättliche Hunger des Publicums nach Neuigkeiten war ihm lächerlich. Von Hause aus unabhängig gestellt, sah er in der Schriftstellerei kein Mittel zum Erwerb, sei es von Geld, sei es von Ruf: beides ließ ihn ziemlich kalt und er schrieb vor Allem für sich. Napoleon's I. Tod hatte er in dem „Cinque Maggio" gefeiert, weil das tragische Geschick des großen Kaisers ihm persönlich nahe ging. Als man bei Napoleon's III. Tod ihm etwas Aehnliches zumuthete, lehnte er es ab; er sei zu alt — das Feuer, welches ein Greis noch haben könne, mache Niemanden warm. Gegen Longfellow äußerte er einmal über den „Cinque Maggio": „der Todte habe damals den Lebenden getragen." An Bonmots fand er stets Gefallen, und weder Zunge noch Feder versagten sich hier und da einen guten Stich. Sein Urtheil über Andere war nicht selten scharf, weit mehr in dem mündlichen Verkehr als in seinen Schriften, und er schonte auch die Koryphäen seiner eigenen Literatur nicht. Ariost fand er im Stil bewundernswerth, in der Erzählung, in der Erfindung und in seiner Moral inept. Tasso erkannte er weder eine große Intelligenz, noch einen großen Charakter zu, und wunderte sich, daß Goethe ihn zum Helden seines Dramas gewählt. Sehr günstig beurtheilte er Goldoni; für Schiller war er weniger als für Goethe eingenommen. Von Alfieri sprach er mit großer Verehrung; Metastasio warf er seine Unterwürfigkeit so gegen Maria Theresia wie gegen Pius VI. vor. Parini bewunderte er; Silvio Pellico's „Prigioni" nannte er ein gut ausgefallenes Buch (fortunato). An Guerazzi lobte er manche tüchtige Eigenschaft, tadelte aber die gekünstelte Sprache und seine Gottlosigkeit. Gioberti war er wegen dessen Rivalität mit Rosmini abgeneigt, seine politischen Ideen waren ihm zu specifisch piemontesisch. Am meisten fühlte er sich zu Pascal hin-

[1]) Bonghi a. a. O. I, S. 68 f.

[2]) Epistolario I, 333: „non vuol gente nuova", wie Tommaséo berichtet.

Digitized by Google

gezogen, mit dem ihn in der That eine gewisse Geistesverwandtschaft verband und dessen „Pensées“ er gerne citirte. Ein leidenschaftlicher Freund der Gartenkunst wie der Landwirthschaft, hatte er für Musik, auf die er sich nicht verstand, wenig Sinn. Auch im Spiel war er kein Held und er bekannte seine Untauglichkeit dazu. Seine Sprachkenntniß war nicht groß. Das Griechische verstand er wenig, das Deutsche nicht zu wissen, schämte er sich in reifem Alter, so daß er noch Unterricht darin nahm. Des Französischen war er durchaus mächtig, auch die italienischen Dialekte betrieb er fleißig, doch war ihm die moderne Sprachwissenschaft nicht erschlossen; sie galt ihm für nicht vielmehr als ein Zeitvertreib. Literarische wie politische Factionen, jegliches Parteiwesen war ihm verhaßt. Zu seinen geschichtlichen Studien fesselten ihn besonders Personen und Episoden, denen gegenüber, seiner Ansicht nach, die Geschichtschreibung früheres Unrecht gut zu machen hat. Das ist der Grundzug der „Storia della Colonna infame“; das erklärt, weshalb er in seinen letzten Jahren mit besonderer Vorliebe sich mit Marie Antoinette beschäftigte; gerne hätte er an diesem Stoff bewiesen, wie er selbst sich äußerte, daß „ein großer Dichter und ein großer Historiker sich, ohne sich gegenseitig zu schaden, im selben Menschen zusammenfinden können[1])“. Und das war der Grundzug seines Wesens: Güte, Wohlwollen, brüderliche Gesinnung; kann Jemand das schöner aussprechen, als er es am Schlusse des zweiten Actes im „Conte di Carmagnola“ thut:

„. . . Vereinigt Euch, liebt
Euch als Brüder! Die Hand reicht zum Bunde!
Fluch dem, der ihn verletzt, dem Meineidigen!
Der den Weinenden wagt zu beleidigen,
Der unsterbliche Geister betrübt!“

Das ist Manzoni's Vermächtniß an Italien: möchten die Besiegten von gestern, die Sieger von heute, möchten die hadernden Parteien das Wort des großen Patrioten in sich aufnehmen:

„Maledetto colui . . . .
Che contrista un spirto immortal!“

[1]) Del Romanzo Storico, p. 231.

Der erste Band des Corpus sämmtlicher Handzeichnungen Albrecht Dürer's.

Von

Herman Grimm.

I.

Die Handzeichnungen der großen Meister im Bereiche der neuern Kunst sind unter sehr verschiedenen Umständen entstanden. Sämmtliche Skizzen und Studien, die wir von Raphael besitzen, hatten nur den Zweck, bei Herstellung seiner Gemälde zu dienen. Kein Blatt finden wir darunter[1]), das etwa von sich selbst zu erzählen schiene, Raphael habe, erfüllt von der Schönheit oder der Größe eines Gegenstandes, sich hingesetzt, um mit der Feder oder dem Silberstifte oder mit Röthel den Anblick nur um seiner selbst willen festzuhalten. Nie, soweit wir wissen, hat er ein Porträt gezeichnet, das nur eine Zeichnung sein sollte. Raphael läßt sich die Mühe nicht verdrießen, die Natur so sorgfältig nachzubilden als er sie braucht, niemals aber sich verlocken, sie über den künstlerischen Gebrauch hinaus zu studiren. Dies der Grund, weshalb keines der gezeichneten Blätter, die von seiner Hand erhalten sind, den Anblick von etwas Fertigem, Abgerundetem bietet. Raphael, der, wo er malt, dem Publicum so sehr zu gefallen strebt, ist, wenn er zeichnet, von dieser Rücksicht frei.

Michelangelo arbeitet zum Theil wie Raphael, vertieft sich zugleich aber, wo er die Natur vor Augen hat, oft genug so völlig in sie, daß er seinen anfänglichen Zweck, in der Zeichnung das Hilfsmittel für eine bestimmte Arbeit zu gewinnen, vergißt. Er kann dem Reize nicht widerstehen, wenn er den menschlichen Körper zeichnet, die Lage der Muskeln zu verfolgen, so daß seine Arbeit aus einer künstlerischen zu einer wissenschaftlichen wird. Keine Spur dieses Bestrebens bei Raphael. Der menschliche Körper interessirt ihn nur, soweit er auf der Oberfläche sichtbar ist. Zwar gibt es ein paar scheinbare Ausnahmen: die im Gerippe gezeichnete zusammenbrechende Madonna für die Grablegung, ohne

[1]) Nur einige Federzeichnungen aus seiner frühesten Zeit könnten eine Ausnahme machen, kommen hier aber nicht in Betracht. Ebensowenig dürften die Blätter des venezianischen Skizzenbuches angeführt werden, da er diese noch als Schüler zeichnete.

Digitized by Google

Zweifel ein gefälschtes Blatt, und die Federzeichnung einer geripppeartigen Figur auf der Rückseite eines Studienblattes zur Giardiniera, über die ich mich noch nicht entscheiden will. Dies aber auch Alles. Nirgends deutet Raphael, wo er nach dem Nackten zeichnet, die Muskeln weiter an als er sie für das Gemälde braucht. Selten dagegen begnügt sich Michelangelo dabei: die anatomische Gelehrsamkeit bricht bei ihm durch, die er im langjährigen Studium des Cadavers gewonnen hatte.

Michelangelo hat Zeichnungen geliefert, bei denen er eine nachfolgende malerische Ausführung nicht im Sinne hatte: Compositionen, die er als Zeichnungen verschenkte. Auch Raphael hat in einzelnen Fällen gezeichnet ohne selbst malen zu wollen, dann aber nur, damit Andre Gemälde danach ausführten. Keins von den vielen Blättern, die Marc Anton nach Raphael's Zeichnungen gestochen hat, scheint nur für diesen Zweck gefertigt worden zu sein. Auch bei Michelangelo läßt sich Zeichnung für den Stich nicht sicher nachweisen: gezeichnete Blätter aber besitzen wir von ihm, die so fein und sauber vollendet sind, daß man denken könnte, er habe den Stich dabei im Auge gehabt.

Wieder anders verhält Lionardo da Vinci sich, wenn er zeichnet. Mit ihm verglichen haben Raphael und Michelangelo fast etwas Handwerkerhaftes. Wenn Lionardo in seinen Erfolgen als Maler und Bildhauer hinter beiden zurücksteht, so ist es nur, weil seine universal angelegte Natur sich auf abgegrenzten Arbeitsgebieten nicht intensiv genug zu bethätigen vermochte. All das zu entwickeln, was in ihm lag, hätte es übermenschlicher Kräfte bedurft. Er hat die verschiedensten Dinge zu gleicher Zeit betrieben: modellirt, gemalt, gebaut, geschrieben, experimentirt und dabei praktisch im Dienste gestanden. Lionardo, der mit einer gewissen Leidenschaft Alles verfolgte, was seinem Geiste Probleme bot, scheint nur nebenbei auch Maler, Bildhauer und Baumeister gewesen zu sein. Für ihn war Zeichnen etwas Umfassenderes als für Raphael und Michelangelo: unentbehrliches Hilfsmittel, Anschauungen jeder Art festzuhalten. Wie Shakespeare für jeden seiner besondersten Gedanken einen Vergleich findet, der diesen Gedanken als einen Theil der uns allen gemeinsamen menschlichen Gedankenwelt erscheinen läßt, so sucht Lionardo jeden Gedanken, der seine Stirne durchzieht, als organischen Bestandtheil eines wissenschaftlichen Ganzen zu fassen und festzuhalten, das in seiner Ahnung lebt und das er, ohne die Hoffnung, jemals mit einem Publicum zusammenzutreffen, dem er sich darüber aussprechen dürfte, ja ohne die Aussicht, jemals für sich selber sogar eine Darstellung der Einheit all der wie fallende Sternschnuppen seinen Geist durchleuchtenden Erscheinungen zu gewinnen, dennoch als die eigentliche Welt empfindet, in der er zu Hause sei. Lionardo's Kunstwerke erscheinen so betrachtet nur als Manifestationen von Gesetzen, die er in dieser Gestalt constatirt. Dies der Grund, weshalb ihm am Fertigwerden seiner Gemälde so wenig gelegen ist, bei denen ihm eine nie sich beruhigende Arbeit das Nothwendige erschien.

Lionardo's Handzeichnungen, von dem flüchtigen Gekritzel bis zu den mit wunderbarer Zartheit vollendeten Blättern, bieten eine Mannigfaltigkeit wie die keines anderen Künstlers. Lionardo scheint ununterbrochen geschrieben und gezeichnet zu haben. Man hat den von ihm herrührenden Sammelbänden von Handschriften

Digitized by Google

und Zeichnungen gegenüber das Gefühl, als sei jeder freie Moment benutzt worden, um irgend ein Problem zu verfolgen, dem seine ganze geistige Kraft zu widmen er vorhat. Was dabei herauskomme, scheint ihm gleichgültig. Es ist, als habe Lionardo seine Existenz, alles in allem, für ein großes Räthsel angesehen, dessen Elemente in Bild und Schrift unablässig zu fixiren, Lebensaufgabe für ihn sei. Als bildender Künstler zeichnet er manchmal im Sinne Raphael's, indem er Vorarbeiten für bestimmte Gemälde schafft, manchmal in dem Michelangelo's, indem er in das Körperliche eindringt: aber hier schon zeigt sich, wie weit er Michelangelo in seinen Gedanken überflügelt. Gegenüber dem Forschertriebe Michelangelo's sehen wir Lionardo von einem universalen Enthusiasmus erfüllt, in die Tiefen der Processe zu gelangen, die der menschliche Körper der Beobachtung bietet. Die Bewegungen der Haut, die statischen Gesetze der Bewegung, die Functionen der Nerven, die Effecte verschiedener Seelenstimmungen, die Unterschiede des Alters, die Lage der inneren Theile, ihren Zusammenhang, ihre Wechselwirkung studirt er: nicht zu einem Anatomen, wie Michelangelo, sehen wir ihn hier werden, sondern zu einem Naturforscher im modernen Sinne. Dabei hat er kein Ziel, auf das er los will: er untersucht nur.

Lionardo weiß nicht bloß aus Instinct, wie Raphael, daß die Menschen vom Künstler die Darstellung des Schönen begehren, sondern er verfolgt die Gründe dieses Begehrens und philosophirt praktisch über die Mittel, ihm gerecht zu werden. Erstaunlich ist, wie diesem durchaus wissenschaftlich angelegten Geiste die erfindende Phantasie zugleich dienstbar war. Lionardo fühlt, daß der Künstler die Dinge nicht zu geben habe, wie das gemeine Tageslicht sie Jedermann zeigt, sondern daß er sie unter dem besonderen Lichte darstellen müsse, unter dessen Scheine der menschliche Geist an ihrer Betrachtung sich zu freudiger Stimmung, zum Genusse unschuldigen und angenehmen Gedankenspieles erhöht fühle. Sein Bestreben ist, die Dinge in diesem Glanze zu erblicken und ihn festzuhalten. Auch der bloßen Zeichnung bedient er sich dazu. Kein Künstler hat zeichnend so zarte Linien gezogen, so weiche Schattenübergänge hervorgebracht als Lionardo. Keiner hat in der Manier selbst so reichen Wechsel dargeboten. Auch hier scheint Lionardo oft nur zu experimentiren, was sich erreichen lasse. Immer aber haben wir das Gefühl, als arbeite er für sich allein und werde uns nie gelingen, dem auf den Grund zu kommen, was er bei seinem Thun im Sinne gehabt.

Fassen wir Raphael, Michelangelo und Lionardo als Kinder ihres gemeinsamen Vaterlandes zusammen. Italien stand in den Zeiten, in die ihre Wirksamkeit fiel, an der Spitze der Nationen: keiner von ihnen dreien aber ist national im ausschließenden Sinne gewesen. Sie scheinen nur zufällig in Rom, Florenz oder Mailand festen Fuß gefaßt zu haben, nur zufällig, wie Dante einst, in dem Jahrhundert zu leben, in das ihre irdische Laufbahn verlegt wurde: mit ihren Gedanken und Anschauungen schweben sie über der Menschheit, als sei Vergangenheit und Zukunft ihnen gleichmäßig vertraut und hätten sie sich in ihren Arbeiten den Verhältnissen nur anzupassen gesucht, unter deren Drucke zu wirken sie nun einmal genöthigt waren.

Wie stellt diesen drei Männern Dürer sich gegenüber?

Digitized by Google

Auf den ersten Blick steckt er geistig in so beschränkten Verhältnissen, daß es kaum thunlich scheint, ihn überhaupt in eine Reihe mit ihnen zu bringen. Es würde bei einer Vergleichung doch nichts übrig bleiben, als Punkt für Punkt hervorzuheben, worin er zurückstehe. Dürer fehlte die Lebensluft, die jene umgab und die Lionardo nur in seinen letzten Jahren entbehrt hat.

Was nützte Dürer, Venedig und ein paar norditalische Städte, und in spätern Jahren die Niederlande gesehen zu haben? Er saß fest in Deutschland und in seinem Jahrhundert. Er hatte etwas Unmündiges fast bis zuletzt. Nie für sich allein scheint er zu arbeiten, als habe er kein Recht, mit seinen Gedanken eigne Wege zu gehen, sondern immer sehen wir ihn von der Ausführung der Aufträge ganz benommen, die er des Erwerbs wegen über sich nahm. Er hat eine philosophische, wissenschaftliche Neigung, erhebt sich aber nie über die Eindrücke, die ihm hier und da zufällig zu Theil werden und bei deren Verfolg er gleich von der Absicht ausgeht, brauchbare Lehrbücher zusammenzustellen. Sich mit Gedankenarbeit zu befassen, die nur ihn anginge, liegt ihm ferne. Allerdings notirt er, etwa wie Lionardo, gelegentlich in Schrift und Zeichnung Zufälliges, das das Leben bietet: Träume, seltsame Ereignisse, Erinnerungen: immer aber scheint er auch hier so zu verfahren, daß er nicht für sich allein schreibt, sondern Jedem begreiflich sein will, der die Blätter sähe oder läse. Dürer macht keinen Strich, bei dem nicht Jedermann ihm über die Schulter sehen und das Verlangen hätte stellen dürfen, zu verstehen, was da gezeichnet werde. Dürer beobachtet die Natur mit eingehender Liebe, bringt aber kein Studienblatt zu Stande, das nicht die Bestimmung gehabt hätte, als Arbeit für sich Jedem Freude zu machen, der in Besitz der Zeichnung gelangte. Hier liegt das, was Dürer als Zeichner von Raphael, Michelangelo und Lionardo unterscheidet und ihm seine besondere Stelle anweist: planmäßig verleiht er jedem Blatte, das er gezeichnet hat, stelle es dar was es wolle und sei es noch so flüchtig hingeworfen, das Aussehen einer fertigen Arbeit, die er mit der Jahreszahl und mit seinem Zeichen versieht. Als Interpret der Gedanken seines Volkes und seines Jahrhunderts hat er in dieser Richtung das geleistet, was uns ein Recht gibt, ihn zu nennen wo jene drei genannt werden. Wie Lionardo unermüdlich ist, Notizen niederzulegen über nur ihn allein betreffendes, nur für ihn allein geltendes, findet Dürer kein Aufhören, zu zeichnen, was er vor Augen hat, um es der Welt verständlich zu machen; er sieht die Dinge gleich als Zeichnungen und besitzt eine unbegreifliche Fähigkeit, die Striche seiner Hand mit der Gabe auszustatten, in die Phantasie der Betrachtenden Bilder hineinzutragen; er sitzt da wie ein Erzähler, um den es Tag und Nacht von Zuhörern nicht leer wird. Wenn den drei italienischen Meistern schlichtweg ihre historische Stellung gegeben werden soll, so sind Raphael und Lionardo Maler, ist Michelangelo Maler, Bildhauer und Architekt gewesen. Dürer dagegen ist der Zeichner. Seine Gemälde sind nicht zahlreich und umfassend genug, um ihn nur Maler nennen zu dürfen. Man würde, wie Dürer's eigne Zeit gethan[1]), Dürer den Kupferstecher par excellence tituliren, erschienen seine Zeichnungen heute nicht

[1]) Man vergl. die Charakteristik des Erasmus von Rotterdam.

Digitized by Google

als die Blüthe seiner Thätigkeit. Was er als Zeichner leistete, hat seinem Wesen den entscheidenden Stempel aufgedrückt. Raphael's, Lionardo's und Michelangelo's Handzeichnungen ließen sich allenfalls entbehren, wenn ihr Wesen bestimmt werden sollte, die Dürer's nicht: sie enthalten die zuverlässigste frischeste Niederschrift seiner Anschauungen. Das Mühsame, oft nur zum Theil Gelungene, das seinen Stichen innewohnt, fehlt den Zeichnungen, diesen Denkmälern der Momente, in denen Dürer die Natur am feinsten empfand. Zeichnen erscheint als eine natürliche Lebensäußerung bei Dürer wie Spielen bei Kindern. Stechen war Arbeit, um Geld zu verdienen. Unsere Pflicht ist, wenn wir das Gewicht geistiger Macht und Reichthums festzustellen haben, uns um keine äußerlichen Merkmale zu kümmern. Im sechzehnten Jahrhundert konnte noch darüber gestritten werden, ob Malerei oder Bildhauerei vornehmer sei, oder ob Jemand auf bloße Zeichnungen hin ein großer Meister genannt werden dürfe. Unsere Erziehung heute läßt uns freier denken. Für Handzeichnungen werden heute ebenso hohe Preise gezahlt wie für Statuen und Gemälde. Vergleichen wir den Geist des ein Kunstwerk in sich aufnehmenden Publicums mit einem weißen Blatte, auf das geschrieben wird: der Werth des bildenden Künstlers wird heute ohne Rücksicht auf die Natur des Materiales, in dem er sich bei seinen Schöpfungen bethätigt, nur nach der geistigen Haltbarkeit der Linien abgeschätzt, die auf diesem Blatte sich zeigen. Wie tief Jemand im Stande sei, in die Seele des Publicums einzudringen, danach wird seine schaffende Kraft ermessen. Fruchtlos die Bemühungen eines Künstlers, nach andern Gesichtspunkten einen besondern Maßstab für seine Leistungen uns aufzudrängen. Man sieht (oder hört) und das Gesehene (oder Gehörte) gräbt sich in unsere Seele ein; oder, man sieht und vergißt. Das Publicum auf sich aufmerksam zu machen, gibt es viele Mittel, es aber zu zwingen, sich dessen zu erinnern, was es nun einmal vergessen will, dazu fehlt das Recept. Es gibt beim Künstler, fühlen wir wohl, keinen Rangunterschied der Mittel, nur einen Rangunterschied der Wirkung. Dürer's Zeichnungen sind das, was am tiefsten in uns eindringt und wonach er zu beurtheilen ist.

Es ist wunderbar, welch' ein Leben diesen Blättern entströmt, während ganze Wände voll Gemälde anderer Maler nichts zu sagen haben. Ueberall wird heute nach historischen Schätzen gegraben. Versunkene Persönlichkeiten werden wieder zum Leben erweckt, ob etwas von geistigem Inhalte in ihnen stecke, der uns heute etwa dienlich sei. Das Wiederausgraben von Künstlern und Autoren zweiten, dritten, vierten Ranges ist fast zu einer wissenschaftlichen Arbeitsbranche heute geworden. Mag die Ecke noch so dunkel sein, in der sie sitzen: wir ziehen sie daraus hervor und zwingen sie, Rede zu stehen. Wie aber athmen wir auf, wenn bei diesen Nachforschungen nur ein elendes Blättchen mit ein paar Strichen von der Hand eines großen Meisters zum Vorschein kommt! Wenn wir eine Notiz finden, die ihn angeht. Ein beliebiger Briefschreiber, der einmal seiner Begeisterung über Raphael brieflich Ausdruck geliehen hat und dessen Brief durch irgend einen Zufall erhalten blieb, wird zu einer wichtigen Person. Dürer's Zeichnungen sagen am meisten über ihn aus. Heute erst empfinden wir dies, weil wir heute erst zu freien Anschauungen gelangt sind. Wir reißen alle Hemmnisse zu Boden, dringen querdurch in das vergangene Geistesleben ein und setzen seine Ge-

Digitized by Google

danken so unbefangen mit den unsrigen in Verbindung, daß die Fähigkeit, die gesammte Vergangenheit in unser Dasein hineinzutragen, als das eigenthümlichste Vorrecht unsrer Generation erscheint. Dürer's Zeichnungen passen sich, so fremdartig sie dem ersten Anblicke hier und da erscheinen müssen, mehr und mehr unsrer Art, die Dinge zu sehen, wieder an. Die Zeit wird kommen, wo man sie mit dem natürlichen Verständnisse wieder betrachten wird, das seinem eignen Jahrhundert verliehen war. Ja, wir werden Dürer's eignem Jahrhunderte gegenüber vielleicht im Vortheile stehen. Den Zeitgenossen wurden nicht, wie uns heute, Dürer's Werke in ihrer Gesammtheit in unzähligen treuen Nachbildungen dargeboten. Früher hatte man nur dies und jenes vor Augen, heute Alles. Früher gelangten nur Bevorzugte zu diesem Anblicke, heute Jedermann. Dürer's Handzeichnungen, nebst seinen Stichen und Holzschnitten, werden für die germanische Welt neben Shakespeare's Werke treten, dessen Gestalten in allmächtiger Herrschaft die Phantasie und die Gedanken vieler Millionen heute erfüllen. Wie Shakespeare's Gestalten werden die Dürer's in die Familien wieder eindringen, daß die Kinder in ihrem Anblicke aufwachsen. Nur Raphael wird da noch neben ihm stehen, aber ohne ihm den Platz streitig zu machen, vielmehr in so inniger Verbindung, daß beide zusammen ein Doppelgestirn bilden wie Schiller und Goethe.

II.

Dürer's Zeichnungen, Stiche und Holzschnitte sind von seinen Lebenszeiten ab immer geschätzt worden, zuletzt waren es aber doch nur einzelne Sammler und Gelehrte, die von ihm wußten. Im neunzehnten Jahrhundert ist die erste Bekanntschaft eines notorischen Mannes mit Dürer, von der das, was wir heute Dürerverehrung und Dürerforschung nennen, zu datiren wäre, die Goethe's mit ihm gewesen. Es ist nicht einseitige Verehrung, die uns Goethe's Namen hier nennen läßt. Für Raphael liegen ja gleichfalls in Goethe unsre Anfänge. Goethe ist der Mann gewesen, der in der Vorahnung dessen, was sein Jahrhundert bedürfte, die Dinge zu unserem Gebrauche vorbereitete. Der Instinct leitete ihn. Wir sehen, wie er als junger unerfahrener Anfänger, ohne Raphael und Dürer anders als vom Hörensagen zu kennen, ihre Bedeutung wittert und Person und Thätigkeit als untrennbares Ganzes nimmt, auf das loszugehen sei. Reihen wir die Stellen seiner gedruckten Correspondenz aneinander (die trotz ihrer Reichhaltigkeit doch nur ein ärmliches Ueberbleibsel der Gedanken ist, die ihn von Tag zu Tag erfüllten), so erkennen wir, daß, nachdem einmal angeknüpft worden war, Goethe's Beschäftigung mit Dürer und Raphael nicht wieder abreißt und daß der Drang, sie in immer größerem Umfange kennen zu lernen, so lang Goethe lebte in ihm lebendig war. Wer Goethe etwas Neues von Raphael oder Dürer geboten hätte, würde ihn in jeder Arbeit haben unterbrechen dürfen. Michelangelo und Lionardo standen ihm ferner. Wo Goethe in Original und Nachbildung von Dürer und Raphael etwas erwischen kann, hält er es fest und vertieft sich hinein. Ohne daß ihm Möglichkeit geboten wäre, die beiden Meister in ihrer Entwicklung zu überblicken, durchschaut er diese. Goethe würde in seinen kühnsten Wünschen den Besitz des Materiales nicht für möglich gehalten haben, das heute Jedem offen steht (denn auch der Unbemittelte kann es in öffentlichen

Digitized by Google

Sammlungen einsehen), aber er besaß ein angebornes Vorgefühl der geistigen Erscheinungen, das diesen Mangel ausglich und ihn auf die rechten Wege führte. Goethe hat unser Verhältniß zu Dürer eingeleitet. Mögen immerhin, wie Boisserée schreibt, von Tieck und Wackenroder die größeren Kreise auf Dürer zuerst hingelenkt worden sein, Goethe hat ihn zuerst verstanden.

Allgemein sichtbar in historischer Gestalt wurde Dürer aber doch erst wieder durch die Feier der Nürnberger Festtage von 1828, als dreihundert Jahre nach seinem Tode der Grundstein zu seinem Denkmal gelegt wurde. Zwei Publicationen erinnern an diese Tage: Campe's „Dürerreliquien" und seine „Nürnbergischen Denkblätter", kaum handgroße Büchelchen, in denen jedoch das auf Dürer bezügliche literarische Material nicht nur bereits ziemlich vollständig zusammengedruckt zu finden ist, sondern die auch Manches enthalten, das bei späteren Besprechungen Dürer's übergangen wurde. Dürer's Briefe und Tagebücher, die, allerdings im vorigen Jahrhundert schon gedruckt, von Campe dem Publicum wie zum ersten Male geboten wurden, gewährten beruhigenden Einblick in sein Leben und Denken. Von München gingen dann auch Strixner's vorzügliche Lithographien Dürer'scher Gemälde aus. Die Apostelbilder, Dürer's eigenes Bildniß, das Wohlgemuth's, sowie die Randzeichnungen zu Kaiser Max' Gebetbuch wurden herausgegeben.

Von Dürer's Handzeichnungen jedoch ist bei Campe noch kaum die Rede. In Heller's 1831 erschienenem umfassenden Kataloge sämmtlicher Arbeiten Dürer's nehmen Stiche und Holzschnitte gleichfalls den ersten Rang ein. Auch noch von Eye, dessen Leben Dürer's 1860 herauskam, wird auf die Handzeichnungen nur gelegentlich hingewiesen. Eye's Buch ist nicht die ihm gebührende Stellung eingeräumt worden. Die seinem Verfasser eigne Gabe, gut zu erzählen und anschaulich zu beschreiben, ist noch nicht anerkannt worden wie sie verdiente, ein Talent, das Thausing — „Dürer, Geschichte seines Lebens und seiner Werke, 1876" — nicht in gleichem Grade eigen ist. Eye's Buch ist ein abgerundetes Werk; das Thausing's, bei großer Fülle des Inhalts und scharfsinniger Ausführung, mehr eine Masse sorgsam ineinandergearbeiteter Studien.

Thausing lag als Director der Albertina zu Wien ein wahrer Schatz von Handzeichnungen zu ununterbrochener intimster Benutzung bereit. Aber auch er wendet den Stichen und Holzschnitten seine vornehmste Beobachtungskraft zu und geht von ihnen aus. Den richtigen Standpunkt nimmt erst Ephrussi ein, dessen „Albert Dürer et ses desseins" 1882 erschien[1]).

Dieses Buch, die Arbeit eines Nichtdeutschen, das, französisch geschrieben und in Paris edirt, dem eigenen Geständnisse des Autors zufolge, kein abgeschlossenes Werk, sondern eine Reihe in Zusammenhang gebrachter Untersuchungen sein soll, ist als das grundlegende Werk für weitere biographische Arbeit anzusehen. Hier sind die Handzeichnungen, deren Kenntniß der Autor auf langen Studienreisen

[1]) Die in der Gazette des Beaux-arts zuerst einzeln erschienenen Aufsätze, aus denen das Buch später zusammengeschweißt worden ist, verdienen immer noch Berücksichtigung, da sie Manches enthalten, das nicht herübergenommen worden ist. Beigegeben sind der Publication eine Fülle meist zum ersten Male bekannt gemachter Zeichnungen in ausgezeichneten Heliogravüren. Das Buch ist im Februarheft 1882 der „D. R." besprochen worden.

Digitized by Google

sich erworben hatte, als die Bausteine einer eventuellen Biographie Dürer's verwerthet, die nun allerdings noch zu schreiben wäre.

Nicht nur für dieses Buch hatten wir Frankreich, was Dürer anlangt, zu danken. Von Paris ebenfalls war die erste würdige Nachbildung sämmtlicher Stiche Dürer's ausgegangen, welche Amand-Durand veranstaltete und die jeden Privatmann heute nun gleichsam in deren Besitz setzt. Auch die Nachbildung der „Großen Passion" ist von einem Franzosen introducirt worden. Zu nennen wäre neben ihr als Deutsches Verdienst die Reproduction der „Apokalypse", die in Deutschland erschien, deren Herausgeber, Mr. Weale, jedoch ein Engländer ist. Alleiniger Initiative unsererseits sind nur das „Marienleben", die „kleine Passion" und die neue vorzügliche, in München veranstaltete Reproduction des „Gebetbuches des Kaiser Max" anzuführen. Alles übrige in Deutschland unternommene konnte sich mit den französischen Leistungen nicht messen.

Die Heliogravüren, mit denen Ephrussi's Buch ausgestattet ist, erregten Bewunderung, während die gemäßigte Schreibart des Textes vortheilhaft von der Manier abstach, in der in unseren Tagen leider nur zu oft die Meinungen auf den Markt gebracht werden. In Paris selbst wird ohne Zweifel heute anerkannt werden, daß durch den ersten Band des Berliner Corpus der Handzeichnungen Dürer's die Publication Ephrussi's in Schatten gestellt worden sei. Diese von Dr. Lippmann, Director des Kgl. Kupferstichcabinets, und der Grote'schen Buchhandlung begonnene Unternehmung, wird, wenn sie einmal fertig vorliegt, jeder neuen Arbeit über Dürer als Muster und Fundament dienen. Der vorliegende erste Band enthält nur die Berliner Blätter, nebst einigen anderen, die von englischen Sammlern zur Verfügung gestellt worden waren, aber man will sich hierbei nicht begnügen, sondern, wie es Deutschlands würdig ist, ein sämmtliche Zeichnungen Dürer's umfassendes Corpus herstellen.

Durch Dr. Lippmann war die Rückkehr der in Paris lagernden Hulot'schen Sammlung (die aus Posonyi's Nachlaß von Wien dahin übergegangen war) nach Deutschland vermittelt worden. Unser Kupferstichcabinet hatte sich dadurch zu einem der Hauptplätze für das Studium Dürer's erhoben. Man könnte sagen, die Herausgabe dieser Blätter sei einfach die Pflicht der Verwaltung gewesen. Welche Schwierigkeiten aber waren zu überwinden! Man vergleiche das von der Reichsdruckerei geleistete mit den Ephrussi's Buche beigegebenen Heliogravüren. So gelungen die Pariser Blätter erschienen, und so dankbar sie ihrer Zeit anerkannt worden sind, soweit sehen wir sie hinter den Berliner Drucken zurückstehen. Reproductionen herzustellen, die den Originalen gleich sind, dürfte nie gelingen: weiter zu gelangen aber, als bei den Blättern des Dürer-Corpus der Fall ist, wird fürs erste Niemand hoffen. Der Umstand, daß außer dem Herausgeber selbst das Institut, an dessen Spitze er steht, bei dieser Unternehmung engagirt ist, bietet die Gewähr, daß man bei uns nicht ruhen werde, als bis alle in den Sammlungen Europa's zerstreuten Zeichnungen Dürer's herausgegeben worden sind, wie denn zu hoffen ist, daß man überall die Bedeutung dieses nationalen Werkes erkennen und uns dadurch Hülfe kommen werde.

Die Berliner Publication, desgleich in ihr von sämmtlichen vorhandenen Handzeichnungen Dürer's nur eine kleine Auswahl vorliegt, enthält auch in

Digitized by Google

dieser Gestalt jetzt schon die beste Biographie Dürer's. Wer diese 99 Blätter kennt, kennt den Meister überhaupt und darf dessen übrige Thätigkeit als Supplement betrachten. Diese Blätter gewähren Einblick in Dürer's Entwicklung vom Einfachen zum Großartigen und erklären seine gesammte Thätigkeit. Das lehrreichste, was über bildende Künstler gesagt werden kann, führt doch nur auf Umwegen in das ein, worauf es zumeist ankommt: in die Arbeit selbst. Sehen muß man. Werden die späteren Bände des Corpus erst vorliegen und vielleicht auch von uns aus dann neue Reproductionen der Stiche und Holzschnitte übernommen werden, so daß das Corpus der Handzeichnungen sich zu einem Corpus sämmtlicher Werke Dürer's erweiterte, so wird dem Deutschen Volke dann etwas geschenkt, das außer der unseren nur noch die italienische Nation sich selbst und der Welt bieten könnte, wenn sie Raphael's Werke so herausgäbe. Wem diese Unternehmung — Dürer's gesammtes Werk so in einer großen Publication zu vereinigen — zu umfangreich erscheint, der sei daran erinnert, daß wenn ein gleicher Plan für die Herausgabe der Werke unserer literarischen Classiker gefaßt würde, Niemand dies mißbilligen würde. Mit Luther's Schriften hat die Akademie der Wissenschaften hier endlich begonnen. Die Herausgabe der Schriften Herder's, die Suphan (mit einer Abnegation, die ich hier nur andeute, weil darüber zu sprechen zwecklos wäre) immerhin mit Unterstützung des Staates seit Jahren weiterführt, war der erste Schritt in dieser Bewegung gewesen. Ich setze die Herausgabe unserer Dürerzeichnungen unbedenklich als drittes Glied in die Reihe dieser nationalen Unternehmungen und hoffe, daß Lessing, Goethe und Schiller sich anschließen werden. Denn keinen Zweifel hege ich, es werde der heutige große Streit, ob Griechisch und Latein, oder Englisch und Französisch die sprachliche Grundlage der Schulbildung ausmachen sollen, früher oder später die Frage aufbringen, welche Frucht bisher denn aus dem Studium der eigenen Muttersprache, in der unsre Classiker geschrieben haben, gezogen sei. Und es dürfte als weitere Frage sodann die aufgeworfen werden, wie Dürer's Zeichnungen für den öffentlichen Unterricht zu verwerthen seien.

III.

Die erste Nummer unseres ersten Bandes läßt den Meister als kindlichen Anfänger erscheinen. Das Blatt trägt die Jahreszahl 1485: Dürer war vierzehnjährig (eben beim Goldschmied in die Lehre getreten), als er die kleine Madonna, die wir in steifer Federzeichnung hier vor uns haben, zu Stande brachte. Dürer's allerfrüheste Zeichnung liegt in Wien, sein eigenes Bildniß, auf das von ihm später aufgeschrieben worden ist, er habe sich hier selbst gezeichnet, als er noch ein Kind war. Es ist bei weitem besser in der Mache als unsre Madonna, bei der unentschieden bleiben muß, ob sie nach einem Gemälde, einer Zeichnung, oder einem Stiche copirt worden sei. Thausing glaubt die Composition vielmehr zum Theil als Dürer's Eigenthum ansehen zu dürfen. Nur der Einfluß Wohlgemuths soll hier sichtbar, im Uebrigen aber die sichere Handhabung der Feder unerklärlich sein. Man braucht nur die Gegenüberstellung der beiden Engel, das Arrangement des Faltenwerks, die absolute Abwesenheit jeder Anfängerschaft in der Composition des Blattes zu überlegen, um zu dem

Digitized by Google

Schlusse zu gelangen, daß darin die Copie einer von einem damaligen älteren Meister herrührenden Madonna vorliege.

Denken wir unsere Dürerzeichnungen in Tagen der Zukunft als unter die öffentlichen Lehrmittel aufgenommen: auf wie geradem Wege würde diese Zeichnung in das Gemüthsleben des dem Jahrhundert der Reformation vorhergehenden Jahrhunderts einführen. Wo das Deutsche Bürgerthum, noch in althergebrachter Bilderverehrung befangen, die überirdischen Dinge und Personen sich aufs behaglichste nahe zu bringen verstand, Anschauungen, von denen sich loszumachen der Generation, die wirklich dann der neuen Lehre anhing, schwierig fiel. Die Zerstörung der Bilder in den Kirchen, die vierzig Jahre erst nach Entstehung dieses ersten kindlichen Dürer'schen Versuches, in Deutschland wie ein plötzliches Fieber ausbrach, könnte fast als eine That der Verzweiflung angesehen werden, mit der das Volk seine eigne Phantasie aus dem Banne von Kunstwerken herauszuretten suchte, in den es sich, solange diese Bilder in den Kirchen dauerten, doch immer wieder verstricken ließ. Unzählige Madonnen, wie diese, waren als Bildwerke jeder Art im Lande verbreitet. Nicht nur in Deutschland, sondern soweit die Welt christlich war. Ueber einem Thronsessel, die Krone auf dem Haupte, sitzt die Jungfrau Maria im weitfaltigen Mantel, rechts und links neben ihr Engel, die dem Christkinde zu Gefallen die Harfe und die Zither spielen. Jedes Kind fühlte sich an dieser Scene betheiligt und sah darin was es selber vielleicht einmal zu erwarten habe: die eigne Aufnahme unter die Spielgenossen des Christkindes. Dürer selbst hat bis zum Jahre 1520 eine Fülle solcher Darstellungen geschaffen. Wie tief diese Bilder auch im anfänglichen Protestantismus noch lebendig blieben, zeigt Luther's Brief an seinen Sohn, das kleine Hänschen, dem der Himmel bürgerlich gemüthlich in diesem Sinne ausgemalt und mit all' seinen Spielsachen fest in Aussicht gestellt wird. An anderer Stelle bereits ist von mir darauf hingewiesen worden, wie diese Engelgestalten, die oft ziemlich massenhaft das Christkind begleiten und jede Stufe des kindlichen Alters repräsentiren, in Italien mit den antiken Amoretten, in Deutschland mit den kleinen Kobolden, an die das Volk glaubte, nicht außer Verwandtschaft standen.

Ein paar Jahre nach diesem ersten ist das folgende Blatt, Nr. 2 unseres Bandes, entstanden, „die drei Landsknechte" von 1489. Wieder eine Illustration des Deutschen Lebens zu Dürer's Zeiten. Er hat Landsknechte oft abconterfeit, seine Passionsdarstellungen sind erfüllt von ihnen. Ueberall ja auch mußten sie ihm entgegentreten. Der Schutzheilige der Cavalleristen war damals wie heute der heilige Georg, und als echten „Deutschen Reiter" seiner eigenen Tage hat Dürer ihn aufgefaßt. Bis in die Details der Rüstung gibt er ihn so wieder, wie unsere Reiter sich „im Teutschland damals zu tragen" pflegten. Am genauesten haben wir den Typus im „christlichen Reiter" vor uns[1]), für den Vorstudien vorhanden sind, die nicht nur den Mann, sondern auch das Roß bis in seine ersten Ursprünge verfolgen lassen. Die Deutschen Landsknechte aus so

[1]) Oder „Ritter, Tod und Teufel". XV. Eff. III, 369 ff. Der Aufsatz ist im Juli 1875 geschrieben worden.

Digitized by Google

zuverlässiger Quelle kennen zu lernen, ist das beste Hilfsmittel, sich eine Vorstellung von den Kriegen der Reformationszeit zu machen. Das war das Material, aus dem unsere eigenen Armeen damals bestanden, und das leider auch die französischen Könige und die italienischen Herrschaften von uns bezogen, um ihre Kriege damit auszufechten. Wir begegnen den Deutschen Landsknechten auch auf italienischen Gemälden, und seltsam ist, einen von ihnen, den Dürer auf der großen Passion (dem ältesten seiner vier großen Passionswerke) angebracht hatte, unverkennbar auf Raphael's Zeichnung zu dem Frescogemälde in der Bibliothek von Siena wiederauftauchen zu sehen, wo er zum Gefolge des mit seiner zukünftigen Gemahlin Leonore von Portugal vor den Thoren Siena's zusammentreffenden Kaiser Friedrich's III. gehört.

Das nun folgende dritte Blatt, mit der Jahreszahl 1496, liefert recht einen Beweis für die oben ausgesprochene Bemerkung, daß Dürer jede Zeichnung, wie beschaffen sie auch sei, als etwas ansah, das sein eignes Recht habe und das dem Publicum gehöre. Mochten es nur ein paar Striche gewesen sein, mit denen er seine Gedanken hingeworfen hatte, mochte es etwas Altbegonnenes sein, das er Jahre lang unfertig liegen ließ: eines Tages nimmt er das Blatt wieder vor, rundet es, zuweilen mit wunderlichen Zusätzen, zu einem Ganzen ab und setzt Handzeichen und Jahreszahl darauf.

An sich hat die Zeichnung wenig Interesse. Ephrussi betitelt sie „die Entführung", mir scheint die Deutung unseres Berliner Textes „der Jagdritt" vorzuziehen. Ein Reiter, der mit seiner Dame auf demselben Pferde hinter sich, dahingaloppirt; das fidele Löwenhündchen nebenher, das auf so vielen Compositionen Dürer's sichtbar ist[1]). Legen wir das Blatt mit Dürer's übrigen Zeichnungen aus den neunziger Jahren, sowie mit den aus dieser Epoche stammenden Stichen in eine Reihe und vergleichen, so zeigt sich die Unmöglichkeit, daß es so wie es hier vorliegt erst 1496 gezeichnet worden sei. 1496 war Dürer von seiner ersten italienischen Wanderschaft lange zurück und zeichnete nicht mehr in dieser Art. Das Blatt wird begonnen worden sein ehe er fortging. Es ist in Auffassung und Behandlung dem oben besprochenen von 1489, sowie einem andern in das gleiche Jahr gehörigen, das Ephrussi S. 6 seines Buches publicirt hat, so verwandt, daß es mit diesen in die gleiche Entstehungszeit zu versetzen ist. Wie nun aber kam die dem widersprechende Jahreszahl aus Dürer's eigener Feder darauf? Die Erklärung findet sich, wenn wir alles auf dem Blatte Befindliche mit einander vergleichen. Dürer nahm die Zeichnung, die 1489 unfertig liegen geblieben war, sieben Jahre später wahrscheinlich wieder in Arbeit, fügte die Landschaft und das Löwenhündchen hinzu, gab auch dem Reiter und dem Pferde einige Drucker mit der Feder und setzte die Jahreszahl darauf. Die verschiedenartige Behandlung ist offenbar und ihre Erklärung wird natürlich erscheinen.

Die folgende Nummer ist eine doppelte. Sie bringt eine in Wasserfarben liebevoll durchgeführte Landschaft zweimal: zuerst als einfarbige, schlichte photographische Copie und sodann als Buntdruck. Man macht mit den Augen Spaziergänge auf dieser Zeichnung. Vorn, breit über das längliche Blatt sich

[1]) XV. Eff. II, 108.

Digitized by Google

hinziehend, ein Fluß, in den ein Landsknecht, die Lanze wagerecht über die Schulter gelegt, hineingeritten ist, um sein Pferd zu tränken. An beiden Ufern des Wassers hochbedachte Bauerhäuser mit eingefriedeten Baumgärten und links eine Brücke: darüber hinaus, bis zu dem blauen Bergzuge, der die Grenze bildet, flaches grünes Land mit Dörfern und kleinen Waldflecken darauf zerstreut, jedes Haus, jedes Gebüsch, jeder Baum mit gleichmäßiger Sorgfalt und gänzlich treu — wie man sich für überzeugt hält — der Natur nachgezeichnet. Mit dem Ferngla blickt man so in die Details einer Landschaft hinein. Man vermeint dort gewesen zu sein. Echt Deutsches Land, wie es in Thüringen und Hessen uns vor Augen steht, heute nicht anders als vor 3- bis 400 Jahren. Diese Zeichnungen lehren uns, woher Dürer die so verschiedenartigen Hintergründe nahm, mit denen seine Stiche zumal ausgestattet sind. Immer muthen sie uns bekannt und heimlich als ein Stück unseres Vaterlandes an und immer ist besondere Sorgfalt auf sie verwendet, obgleich sie meist doch nur Zusätze sind, die neben der Hauptdarstellung vielleicht entbehrlich schienen. Besonders lehrt erinnert gerade dieses Blatt an die Radirung von 1518, auf der eine Kanone den Vordergrund ausfüllt, während eine, gleich der unserigen mit einer Fülle kleiner Beobachtungen ausgefüllte flache Weite, der das Gebirge ebenso den Abschluß gibt, im Hintergrunde sich ausdehnt.

Dürer ist ein eifriger Landschaftszeichner gewesen und seine Holzschnitte und Stiche sind, wo die Figuren freien Raum dafür lassen, mit Ansichten von Städten, Dörfern, Bäumen und Feld und Wald ausgefüllt. Kein Theil wird als Nebensache behandelt und dem Terrain bis in die Darstellung der Steine, die am Wege liegen, eingehende Sorgfalt zugewandt. Diese Bilder, auch wo sie sich zum Phantastischen steigern, wie bei mancher Darstellung biblischer Landschaften, ruhen immer auf der festen Grundlage der Beobachtung dessen, was dem Künstler in und außerhalb Nürnbergs vor Augen stand. Unser erster Band enthält verhältnißmäßig wenig von diesen Dingen und einiges Wenige sogar von den aufgenommenen Stücken ist nicht echt: Nummer 43 und Nummer 44, von Ephrussi allerdings für Arbeiten Dürer's erklärte kleine Silberstiftzeichnungen süddeutscher Burgen, die jedoch nicht von Dürer's Hand herrühren. Sobald dies aber einmal anerkannt worden ist, erscheinen diese Blätter als hübsche Beispiele Deutscher Kunstübung, wie sie zu Dürer's Zeiten von anderen Meistern neben ihm betrieben wurde.

IV.

Für das, was Dürer um 1500 war und leistete, als er, nach vollbrachter italienischer Wanderschaft, in Nürnberg als sicherlich bedeutendster Meister nun festsaß, liefern die Berliner Zeichnungen keinen Beleg. Auch die Stiche, die in diese Zeit fallen, gewähren Dürer die rechte Stellung nicht: wir müssen uns an die Gemälde halten: keines tritt so siegreich hier ein, als das Münchner Selbstporträt von 1500[1]). Ein anderes gemaltes Bildniß aus dieser Zeit besitzt seit

[1]) In vorzüglicher, größerer Photographie zu haben. In guter Heliogravüre dem Buche Ephrussi's als Titelkupfer vorgesetzt.

Digitized by Google

nicht langer Zeit unser Museum, das aus England herüberkam und, so befremdend einiges darauf für den ersten Anblick erscheinen mag, als eines der vorzüglichsten Werke von Dürer's Hand angesehen werden muß. Ein lebensgroß in Tempera gemaltes Porträt des Herzogs Friedrich von Sachsen[1]), das überzeugend erkennen läßt, wie Dürer eine Zeitlang damals unter dem Einflusse Mantegna's stand: einfache große, fast frescomäßige Auffassung, die nichts von kleinlicher Behandlung an sich hat.

In der Kraft der Charakteristik reiht sich würdig an diese Porträts die unter Nr. 5 folgende Zeichnung als eines jener zahlreichen großen Bildnisse in Kohle an, die in dieser Zeit ihren Anfang nehmen: der 1503 entstandene, nicht eben anmuthig oder auch nur hübsch zu nennende Kopf einer Frau, oder eines Mädchens[2]), und aus demselben Jahre stammt, als letztes Blatt (Nr. 99) unseres Bandes, das in gleicher Größe, aber in feineren Stichlagen gezeichnete Porträt eines schönen, kräftigen jungen Mannes mit gelocktem Haare, in Besitz des Mr. Frederick Locker in London, der das Original, gleich den übrigen englischen Sammlern, aus deren Sammlungen unser erster Band sich bereichern durfte, nach Berlin gesandt hatte. Das schönste von den in Kohle gezeichneten Porträts des Jahres 1503 findet sich immer noch bei Ephrussi (S. 94): das Paumgärtners, in Besitz der Albertina, eines von jenen Werken, das ich zu den „unbegreiflichen" rechne, weil die Art, wie hier ein lebendiges leibhaftiges Antlitz vermittelst eines fast Nichts von Hilfsmitteln zu Papier gebracht worden ist, etwas Unbegreifliches hat. Dieselbe Jahreszahl trägt der unter Nr. 6 folgende Marienkopf, vielleicht der früheste Versuch Dürer's, einen idealen Frauenkopf in größeren Dimensionen durchzuführen.

Worin der Unterschied zwischen den idealen und streng nach der Natur gezeichneten Antlitzen bei Dürer liegt und nach welchen Principien er immer wieder versucht hat, sich zum Allgemeinen zu erheben, kann mit bloßen Worten nicht dargelegt werden. Gelungen ist es Dürer nicht, ein uns heute befriedigendes weibliches Ideal zu schaffen. Die Modellirung hat, wenn er z. B. Marienbilder nicht nach der Natur malt, etwas Polsterartiges — ich finde keine andere Bezeichnung dafür — der Ausdruck des Mundes empfängt etwas Geziertes: die geistige Bewegung fehlt. Bei dem bedeutenden Bedarfe von Madonnenbildern, welchem Dürer's Atelier zu genügen hatte, sind eine Anzahl Marienantlitze daraus hervorgegangen, die mir — es muß eingestanden werden — widerstreben. Auch das Berliner Museum besitzt ein Gemälde dieser Art. Ich sehe sie als Arbeiten von Gehülfen an. Sie wirken auch in der Farbe schwer und unfrei und die dazu gehörigen Christkinder theilen diese Eigenschaft. Dürer's Auge verlangt, im Sinne der Meister des Quattrocento, eine reale Grundlage für seine

[1]) Man vergleiche darüber Dr. Bode in den Jahrbüchern der preuß. Kunstanstalten, Heft II, 1884.

[2]) Thausing will darin Dürer's Schwägerin erkennen. Der Kopf hat Aehnlichkeit mit einer Bremer Zeichnung, die wir bei Ephrussi als Dürer's Frau reproducirt finden. Wir besitzen eine Anzahl von Bildnissen der Frau Dürer's, die Dürer's eigne Aufschriften als sicher verbürgen: seltsam, wie wenig sie alle einander gleichen. Auch unser Band bringt die Frau in der Kleidung einer Antwerpener Bürgersfrau, in der Dürer sie gezeichnet hat, Nr. 64. Die Bremer Zeichnungen werden hoffentlich im zweiten Bande erscheinen. Bremen wird nicht weniger thun als die englischen Kunstfreunde, die ihre Blätter dem Kupferstichcabinette anvertrauten.

Digitized by Google

Köpfe, an der sich festhalten ließ. Nur die Porträts seiner letzten Epoche erheben sich, gleich denen Raphael's, über die Natur, die der früheren Zeit nur ausnahmsweise. Unser Band bringt als zwei der außerordentlichen Zeichnungen dieser Art das Bildniß des Meisters Hieronymus, der den abgebrannten Fondaco der Deutschen in Venedig 1507 im Neubau wieder vollendete, und das der Mutter Dürer's, wie sie im hohen Alter aussah, beide Blätter, Nr. 10 und Nr. 40, in der Reproduction zugleich in hohem Grade gelungen.

1506 war Dürer zum zweiten Mal nach Venedig gegangen und von den Deutschen dort beauftragt worden, das Rosenkranzfest der Maria als Altargemälde für die Hauskapelle des Deutschen Hauses, Fondaco dei Tedeschi, zu malen. Der Baumeister selber durfte unter den vielen hier sichtbaren Figuren nicht fehlen und so wie unser Blatt, eine Federzeichnung auf grünem Papier mit aufgehöhten Lichtern, ihn darstellt, ist er auf das Gemälde gebracht worden, das auch Dürer's eignes Bildniß in ganzer Gestalt, mit dem seines Freundes Pirkheymer neben sich, im Hintergrunde zeigt. Bewunderungswürdig ist die Kunst, mit der gleich bei der Aufnahme nach der Natur dem Kopfe des Meisters Hieronymus die historische Haltung gegeben worden ist. Man glaubt, zumal in der Behandlung des Haares einen gewissen Einfluß der italienischen Kunst zu fühlen, der bei einigen anderen Studienköpfen aus jenen venetianischen Tagen noch deutlicher hervortritt.

Auch bei Ephrussi finden wir Meister Hieronymus' Porträt reproducirt. Die Pariser Heliogravüre ist vorzüglich. Beim Erscheinen des Buches sagte man sich, mehr werde sich kaum erreichen lassen. Gerade hier aber vergleiche man jetzt: der Berliner Druck entspricht dem Original beinahe vollständig; auf geringe Unterschiede, die durch die Natur des Materiales bedingt sind, weist Dr. Lippmann selbst hin. Das Pariser kommt dagegen nicht auf.

Ephrussi macht, S. 117, den Versuch, Hieronymus' Charakter aus diesem Porträt zu lesen. „Das bartlose Haupt," sagt er, „mit den wirr durcheinander herabhängenden dichten Haarsträhnen zeigt den Ernst eines Asceten, verbunden mit der Magerkeit eines einsiedlerischen Mönchs. Der Architekt, versenkt in seine Aufgabe, scheint wie losgelöst von irdischen Gedanken. Sein Blick hat etwas Starres: so hat Dürer ihn auf das Gemälde gebracht." Es ließen sich diese Züge in einem Porträt wohl ausdrücken, aber weder scheint es in dem des Meister Hieronymus beabsichtigt gewesen zu sein, noch überhaupt in Dürer's künstlerischen Anschauungen damals gelegen zu haben, dergleichen hervortreten zu lassen. Keine günstigere Gelegenheit, Seelenstimmungen jeder Art darzustellen, als die Scenen des Lebens Jesu: Dürer beschränkt sich schon hier auf einfache Andeutungen: Gedanken besonderer Art oder Momente innerer Bewegung dagegen in bloßen Porträts durchfühlen zu lassen, lag ihm so fern wie den anderen Künstlern seiner Epoche. Daß Meister Hieronymus ein tüchtiger Baumeister gewesen sei, daß die ihm in Venedig gewordene Aufgabe das Herz mit Stolz erfüllt und ihm Mühe und Nachdenken verursacht habe, ist anzunehmen, daß Dürer ihn aber als bis zur Ueberspanntheit erfüllt von einem aus diesen Elementen sich bildenden Gesammtgefühl habe darstellen wollen, hat wenig Wahrscheinlichkeit und ist mir unserer Zeichnung gegenüber nie in den Sinn gekommen.

Digitized by Google

Ich habe besondern Grund, Ephrussi's Anschauung hier zu widersprechen. Er scheint unter dem Einflusse der heute im Schwange gehenden literarischen Neigung geschrieben zu haben, mehr in den Kunstwerken zu sehen als darin liegt, die wiederum, auf unsere bildenden Künstler zurückwirkend, diese oft verführt, mehr in ihre Arbeiten hineinlegen zu wollen, als denselben gut thut. Unsere Roman- und Novellenliteratur bietet ein Uebermaß von mit allzu feinen Beobachtungen hantirender Detailmalerei, der das reale Leben, wenn wir es vergleichen, nicht Stich hält. Unser wirkliches Leben ist meist erfüllt neben gedankenloser harter Thätigkeit von unentschieden hin- und wiederschwankenden Stimmungen, die nur bei besonders begabten Naturen zu großen Strömungen aufgeregt und fortgerissen werden. Durchschnittsnaturen, wo es sich um Bildnisse handelt, unter dem Einflusse besonders erregender Gedanken darzustellen, dürfte großen Meistern nicht beikommen. Den Bewohnern des Jahrhunderts der Reformation war allerdings eine gewisse Bedachtsamkeit, Zurückhaltung, ein Insichkehren der Gedanken und Gefühle eigen, Dürer scheint dies auf unserm Blatte jedoch keineswegs in besonderer Steigerung dargestellt zu haben.

Bei keinem Porträt möchte man sich freilich mehr versucht fühlen, eine ganze Lebensgeschichte aus Zügen herauszulesen, die ein mühsames Leben formte, als aus dem der Mutter Dürer's, einer großen Kohlenzeichnung, dem lebendigsten, sprechendsten Bildnisse, das er jemals wohl gezeichnet hat: Nr. 40, mit der Jahreszahl 1514 darauf. Kopf und Hals, in natürlicher Größe, in der Wirkung jedoch mit einer Neigung zum Colossalen. Von dieser Frau, Barbara Dürerin, die 18 Kinder gebar, wissen wir manches aus Dürer's Tagebuche. 63 Jahre zählte sie damals. Mit den alten Augen unter der feingefurchten, vorgebeugten Stirne starr vorblickend, wie Jemand, der im Gefühl, ganz still halten zu sollen, dasitzt. So hat Dürer sie gezeichnet, als Theil seiner Persönlichkeit, damit die alte Frau nach Hunderten von Jahren über die ganze Welt als seine Mutter gekannt werde, „die ihn so oft ermahnt und mit Worten gestraft hat." Auch seinen Vater hat er gemalt, und Pirkheymer zu verschiedenen Malen, und viele Andere, man könnte viele Dutzend Leute zusammenbringen, die durch Dürer so der Vergessenheit entrissen worden sind. Einige von diesen Bildnissen gehören als Gemälde ja zum Besten, was überhaupt je gemalt worden ist, auch einige Stiche sind vorzüglich: der Hauptsache nach aber tragen die Handzeichnungen doch den Preis davon. Diese in erster Linie muß man kennen und in den verschiedenen Manieren, in denen sie hergestellt worden sind, immer wieder vergleichen. Es sind auch die Handzeichnungen anderer großer Meister daneben zu legen und es ist zwischen den eigentlichen Porträts und den Studienköpfen zu unterscheiden, bei welchen letzteren mehr die äußere Form als die Persönlichkeit dargestellt werden sollte. Manche Blätter erfüllen nach beiden Richtungen hin die höchsten Ansprüche. Dürer's schönstes Studienblatt, das nichts weiter sein sollte als das, ist der als ein die Laute spielender Engel dargestellte junge Mann mit der Jahrzahl 1497, in Besitz des Mr. Mitschell in London — Nr. 73 unseres Bandes — ein von vollendeter Meisterschaft zeugendes Blatt. Vergleichen wir mit dieser Arbeit die in dieselbe Zeit fallenden Stiche, so werden wir recht inne, wie unrecht man thäte, bei der Beurtheilung Dürer's von seinen Kupferstichen als

Digitized by Google

dem Maßgebenden auszugehen. Meister Hieronymus' Bildniß gehörte, wie wir sahen, zu den Zeichnungen, die halb Porträt und halb Studie zu nennen sind: ein anderes Beispiel, wie hoch manches in dieser Richtung Gearbeitete sich erhebe, ist der unter Nr. 75 reproducirte Profilkopf des Stifters des heute in Wien befindlichen Gemäldes der „Anbetung der heiligen Dreifaltigkeit": der alte Landauer, der in Nürnberg eine Herberge für Greise einrichtete. Auf dem Gemälde haben wir ihn in ganzer Gestalt, wie er, die Mütze mit beiden Händen vor sich erhebend, anbetend zur himmlischen Herrlichkeit emporblickt. Die Zeichnung ist größer und individueller; auf dem Gemälde ist der mit bedächtiger Aengstlichkeit emporblickende alte Mann vom Künstler zum Repräsentanten einer Gattung gleichsam erhoben worden[1]).

Dürer's in formaler Beziehung vollendetste Studien sind die auf grünem Papier mit aufgehöhtem Lichtern ausgeführten Federzeichnungen der Apostel: Köpfe, Gewand, Hände und ganze Gestalten, welche für die im 17. Jahrh. schon durch Feuer zerstörte Krönung der Maria gezeichnet wurden. Berlin und Wien theilen sich in ihren Besitz, die Berliner Blätter beginnen mit Nr. 18 unseres Bandes. Sie haben etwas von Musterarbeiten: Dürer scheint auf die bloße Mache fast zu großes Gewicht zu legen, es ist, als habe er zeigen wollen, was er in dieser Manier zu schaffen im Stande sei. Jedenfalls, wenn beurtheilt werden soll, was Dürer in den Jahren, wo dieses Werk entstand, zu leisten vermochte, ist wiederum nicht etwa die gestochene kleine Passion, deren Blätter zum Theil die gleichen Jahreszahlen tragen, als das Maßgebende zu betrachten[2]).

Die Arbeit wäre endlich auch zu thun: Alles, was Dürer an Scenen des Neuen Testamentes dargestellt hat, nebeneinanderzulegen und jeder Scene die ihr zukommende Stellung nachzuweisen. Bei einer Anzahl habe ich diese Vergleichung durchgeführt und bin auf neue Gesichtspunkte gekommen, von denen ich nur einen berühren will, weil Ephrussi ihn (indem er sich auf meine Mittheilung beruft) erwähnt hat. Legt man alle Darstellungen der Scene im Garten von Gethsemane zusammen, so entsteht ein fortschreitendes Bild der Ereignisse jener Nacht, das sie wie die aufeinanderfolgenden Momente eines Dramas eine nach der anderen zeigen. Dürer scheint sie sämmtlich in sich getragen und bei jeder neuen Darstellung sich der früheren erinnert zu haben. Zu den letzten Zeiten hat Dürer mit Vorliebe Zeichnungen der Grablegung geschaffen. Auch von diesen ist eine in unserem Bande enthalten.

V.

Bekannt ist uns von Raphael her, wie in der Phantasie der Künstler seiner Epoche eine doppelte Welt sich abspiegelt: die des Alten und Neuen Testamentes

---

[1]) Das Wiener Gemälde selbst ist in trefflichen Photographien leicht und billig zu haben, findet sich auch in Ephrussi's Buche und bei Thausing reproducirt und empfängt dadurch besondere historische Wichtigkeit, daß es Dürer in demselben Jahre 1511 mit demselben Gegenstande beschäftigt zeigt wie Raphael, dessen Disputa damals zur Entstehung kam. Auf dieses Zusammentreffen ist schon oft hingewiesen worden.

[2]) Die Zeichnungen dafür stammen zum Theil aus früheren Zeiten als die Daten der Stiche angeben.

Digitized by Google

und, mit Hinüberspielen der einen in die andere, die der heidnischen Geschichte und Mythologie. Raphael durfte dieser Gegensatz nicht beunruhigen, den er als einen vorhandenen vorfand, auch Dürer nahm ihn ohne Widerstreben an; der Unterschied aber waltete doch zwischen italienischer und deutscher Kunst damals, daß die antiken Bildwerke und Fabeln in Italien fast ein Jahrhundert bereits heimisch waren, in Deutschland dagegen zu Dürer's Zeiten erst frisch Eingang fanden. Wie Dürer sich zu diesen Dingen zu stellen suchte, zeigt Nr. 8 unsres Bandes: Hercules mit seiner Keule den lernäischen Drachen bekämpfend. Die leichte Federzeichnung trägt keine Jahreszahl, wird mit Recht aber in die neunziger Jahre, die Zeit nach Dürer's erster venezianischer Reise, gesetzt.

Die Invasion der antiken Kunstwelt in die moderne wurde in Italien — um dies Beispiel zu brauchen — in zwei großen Feldzügen vollbracht. Der Erfolg des ersten bestand nur darin, daß die neuen Anschauungen überhaupt eingeführt wurden. Die Literatur hatte größeren Antheil daran als die wieder ans Licht tretenden antiken Kunstwerke. Man nahm die von den alten Poeten dargebotenen Anschauungen als Zuwachs des eigenen Ideenkreises und wandte, um den Inhalt der antiken Mythe und Geschichte darzustellen, die hergebrachten Mittel an. All das spielte sich, wie ja auch die Scenen der Bibel, im Wiederscheine der eigenen Zeit ab. Erst die großen römischen Ausgrabungen des beginnenden Cinquecento führten die Nachahmung antiker Aeußerlichkeiten herbei, die wir gemeinhin als Erfolg des Wiederbekanntwerdens mit der Antike ansehen. Dürer's Kunst hat mit dieser zweiten Phase nie etwas zu thun gehabt.

Dürer's antike Welt ist die dem italienischen Quattrocento geläufige gewesen: ein Vorrath meist lustiger Scenen, bei denen nackte Frauen und Männer in lebhaften Zusammenstellungen die Mitspieler sind. Dürer's Einbildungskraft ist voll von dergleichen, es quillt ihm aus der Feder. Die höhere Götterwelt, deren Schönheit den Italienern soviel zu thun gab, kümmert ihn nicht; die heiteren Höhen, wo an goldnen Tischen von der höchsten olympischen Aristokratie geschmaust wird, wo auch Raphael zu den Eingeladenen gehörte, läßt Dürer unerklommen; aber was die Klüfte und Wälder der antiken Welt bis zum Meeresufer an mythologischem Volk und Gesindel beherbergen, ist ihm willkommen. Satyrn, Nymphen, Bacchanten, Raubthiere, gehörnte Pferde, Drachen, Ungeheuer, und Heroen, die mit ihnen im Kampfe liegen, stellt er gern und behaglich dar. Hercules ist ihm eine vertraute Persönlichkeit. Ein kräftiger nackter Deutscher in den besten Jahren, wie Dürer deren in den Badstuben genug vor Augen hatte. Auf unserem Blatte hat Hercules, mit dem einen Knie spitz kniend, während das andere Bein lang ausgestreckt liegt, sich dem Drachen einfach auf den langen Hals gesetzt, so daß das Ungethüm bei platt auf den Boden aufgedrückter Kehle sich nicht rühren kann. Mit flatternden Flügeln krümmt er sich nun, den Bauch nach oben wälzend, von hinten heran und Hercules' Arbeit besteht darin, ihm mit der Keule, eine nach der andern, auf die Pratzen zu schlagen. Die erste hängt schon abgethan schlapp herunter, die andere dagegen ist zu gewaltigem Krallenschlage gehoben und auf diese soll mit der Keule eben losgehauen werden [1]).

[1]) Ephrussi bringt mit diesem Hercules einen andern in Verbindung, der die stymphalischen Vögel bekämpft, für den die Zeichnung in Darmstadt liegt, während das danach ausgeführte

Digitized by Google

Dergleichen mythologischen Scenen wird von Dürer oft ein gewisser komischer Anflug verliehen. Der dargestellte Aufwand mächtiger Kraftentfaltung Aufgaben gegenüber, die ihrem Ziele nach nichtig-traumhafter Natur sind, scheint ein von Dürer wohl empfundener und absichtlich hervorgehobener Contrast zu sein. Der antike wie biblische Drache hatte, weil seine Rolle regelmäßig darin bestand, sich todt oder zurückschlagen zu lassen, etwas eben so lächerliches als der Teufel selber, der ja regelmäßig Prügel bekam. Der Drache, mit dem Hercules kämpft, gleicht dem, der vom Ritter Georg mit Lanze und Schwert bekämpft wird, und die Drachen, welche die Hölle vertheidigen und aus deren Gewalt Christus, indem er die mächtigen Thore des Gefängnisses aufsprengt, die Patriarchen befreit, gehören dem gleichen Geschlechte an. Dürer behandelt diese Dinge als Märchen. Seine mythologischen Anschauungen gehen zum großen Theil auf Mantegna zurück, mit dem er während seines ersten italienischen Aufenthaltes persönlich in Berührung getreten sein könnte, dessen Kupferstiche und Zeichnungen er jedenfalls gekannt hat. Eine spätere Auffrischung dieser Anschauungen hat nicht stattgefunden und nach seiner zweiten italienischen Reise scheinen sie sich zu verwischen.

VI.

Die Herculeszeichnung ist flüchtig gemacht. Wir haben zahlreiche Federzeichnungen aus allen Epochen Dürer's, die in ähnlicher Manier mit rascher Hand gearbeitet worden sind. Dürer hat in ganz anderer Eile aber zu zeichnen verstanden: das dem Hercules in unserm Bande vorausgehende Blatt, Nr. 7, zeigt, was er zu leisten vermochte, wenn es mit vollem Dampfe losging. Er zeichnet hier kaum; man möchte sagen, er schreibe. In fliegender Hast fährt er mit auf das Papier regnenden Federstrichen dahin und dorthin und bringt etwas zu Stande, das erst bei einiger Betrachtung sich aus den kaum angedeuteten Einzelheiten herauslesen läßt. Immer geordneter aber wirkt der Anblick, bis ein lebensvolles, inhaltreiches Bild vor uns steht.

Wir sehen Alles genau, als sei es sorgfältig ausgeführt. Das gewölbte Zimmer, dessen Mitte das Bett mit Maria's Mutter darin geräumig breit ausfüllt; die Wärterin, die mit der einen Hand die nach dem Hintergrunde hin das Bett abschließenden Vorhänge auseinanderhaltend, mit der andern eine Suppe bringt, sorgend vorgebeugt, weil die Wöchnerin ein wenig zu schlummern scheint; die andern Frauen vorn neben dem Bette, die eine mit dem Kinde, das sie über den Trog hält, während die andre Wasser zum Baden hineingießt; die vierte Frau, ganz rechts an dem in einer Nische angebrachten Wasserhahn mit Ausguß stehend, die aus einem Kruge, den sie mit beiden Händen erhoben hält, einen tiefen Zug thut; den vielfachen Hausrath: das links an der Wand sich hoch emporrichtende Möbel: oben Schrank mit allerlei Dingen, die darauf stehen, weiter

Gemälde, durch Bergau's Sorge wieder gereinigt, wie neuentdeckt in Nürnberg steht. (Ich bemerke dies, weil Thausing es in der zweiten Auflage S. 195 unerwähnt läßt.) Die stymphalischen Vögel sind (Ephrussi S. 60) hier kleine geflügelte Drachen, die, wie Eva's Schlange am Apfelbaume, eben Frauengestalt annehmen. Allem, was Ephrussi bei dieser Gelegenheit über Dürer's Verhältniß zur Mythologie, speciell die Auffassung des Hercules, sagt, ist beizustimmen. Bemerkt sei noch, daß wir bei Dürer nirgends Spuren der Bekanntschaft mit dem Inhalte unserer Deutschen Kinder- und Hausmärchen finden.

Digitized by Google

unten Anrichte mit einem Kruge (oben eng und unten bauchigt), ganz unten in einer Truhe auslaufend, an deren breiten sichtbaren Seite ein Handgriff herabhängt; den Tisch, rechter Hand ganz im Vordergrunde, mit einer Schüssel darauf und einem gefranzten Tischtuche unter dieser, den mehrarmigen, tief herabhängenden Kronleuchter, den ausgezackten Betthimmel mit den baumelnden Quasten: ein wahres Wunder, wie dies Alles, wohnlich ineinandergerückt wie altjährige Zimmereinrichtungen, und deutlich, als habe man es greifbar vor Augen, mit weniger Federzügen fast hingekritzelt ist als hier zur Beschreibung gebraucht wurden. Nur Rembrandt hat außer Dürer die Kunst besessen, uns mit so flüchtigen graphischen Andeutungen inhaltreiche Anschauungen in die Phantasie zu pflanzen.

Ein zweites Blatt ist noch erstaunlicher, weil Dürer sich bis zur Darstellung seelischer Zustände erhebt. Eine Vorbereitung zur Kreuzigung mit vielen Figuren, „im Gedränge" wie man damals zu sagen pflegte, Nr. 15 des Bandes. Der Zug ist auf Golgatha angekommen, man macht Halt und strömt, sich aufstauend, ein paar Augenblicke durcheinander. Maria sinkt in Ohnmacht: man betrachte die wenigen Striche, mit denen das vollkommen zum Ausdrucke gebracht wird! Aber man sehe, links vorn, Christus! Das Kreuz liegt auf der Erde. Es wird gebohrt und gewirthschaftet daran, um es zu seinem Gebrauche herzurichten. Christus, ganz vergessen, weil Jeder für sich selber beschäftigt ist, hat sich zu Häupten des Kreuzes auf den Boden gesetzt, und ist, das Haupt in die Hand gestützt, inmitten des ihn umgebenden Tumultes in Gedanken versunken, als, von hinten her sich zu ihm herabbeugend in fast gemüthlicher Geberde den Arm ihm um den Nacken legend, Einer ihm auf die Schulter schlägt: man meint die Worte zu hören, mit denen er ihm zuspricht, seine Person werde nun bald nöthig sein, weil das Kreuzigen seinen Anfang nehme. In einer Besprechung unseres Bandes werden eine Anzahl der veröffentlichten Blätter für nicht von Dürer herrührend erklärt, darunter auch dies: mir scheint, wenn diese Zeichnung eine Fälschung wäre, so hätte sie schon deshalb publicirt werden müssen, weil Dürer hier von einem Fälscher völlig erreicht worden wäre! Sie stammt zweifellos von Dürer her, dessen Handschrift sich nirgend darauf verleugnet. Kein unlebendiger, inhaltloser Strich ließe sich nachweisen. Man betrachte die beiden Gestalten rechts unten in der Ecke: ein Alter, der mit hämischer Schadenfreude das Gesicht vorstreckt, um seiner Neugier ein rechtes Genügen zu thun, während ein zweiter neben ihm, eben noch vielleicht von dem gleichen Gefühle erfüllt, sich abwendet, weil der Anblick ihn übermannt. Dürer hat den Moment der Ankunft des Zuges auf Golgatha auch sonst noch dargestellt, niemals aber in der Art, wie wir sie hier vor uns haben.

Das oben beschriebene Blatt Nr. 7 wird von Dr. Lippmann (im Anschlusse an Ephrussi) für eine erste Skizze der Geburt der Maria im Marienleben gehalten. Neben dieser Composition freilich, die zu den liebenswürdigsten gehört, die Dürer geschaffen hat, müsse die unsrige, auch was den Reichthum an Gestalten und Motiven anbetrifft, zurückstehen. Mir scheinen beide Darstellungen nur miteinander verwandt zu sein.

Wie gänzlich führt Dürer's Marienleben uns in die bürgerliche Familienexistenz des Zeitalters ein. Was vermögen literarische Beschreibungen neben

Digitized by Google

dieser Darstellung der Dinge selbst? Dürer zeigt, wie man die Geschichte der Geburt und Kindheit Christi in all ihren intimen Details in unmittelbarem Zusammenhange mit dem eignen Leben, das alle Welt seiner Zeit in den eignen vier Wänden und in den Straßen der Vaterstadt führte, vor Augen hatte. Maria hätte nicht anders gelebt als jede junge Handwerkerfrau in Nürnberg oder sonstwo. Welche Beruhigung für eine junge Ehe, in der ein Kind erwartet wurde oder endlich erschienen war. Die Darstellung der jungen Mutter mit dem Kinde war das, wovon jeder Künstler damals ausging. Wer 1516 in Straßburg Maler werden wollte, hatte „ein Marienbild mit einem Kindlein, sitzende" zu malen. Man streiche aus Raphael's und Dürer's Thätigkeit dieses Capitel fort: es wäre als wollte man den Baum über den Wurzeln abhauen. Hier war ihre Phantasie zu Hause. Diese Quelle der Schönheit, Unschuld und Freude gestattete künstlerische Triumphe, zu denen es weiteren Bedenkens, mit welchem interessanten Stoffe das Publicum wohl zu reizen wäre, nie bedurfte. Frauen- und Kinderschönheit war immer zur Hauptsache allen Studiums. In diesen Arbeiten lag der Beweis der Unentbehrlichkeit der bildenden Kunst für Haus und Familie.

VII.

Die Schwierigkeit, bei den Marien den inneren Fortschritt in Dürer's Anschauungen zu constatiren, entspringt aus dem Widerspruch zwischen den Daten auf seinen Blättern und der wirklichen Zeit der Entstehung, der sich bei den Marien auf Dürer's gesammte Production erstreckt. Ich kann die Frage hier nicht erschöpfend behandeln, was späterer Arbeit vorbehalten bleiben soll, habe sie aber, nachdem sie oben bereits berührt worden war, bei einer Anzahl Blätter noch einmal aufzunehmen, deren Erklärung die Rückkehr zu diesen Beobachtungen nothwendig macht.

Die unter Nr. 29 reproducirte Federzeichnung einer kleinen Madonna wird von Dr. Lippmann für die erste Skizze der sogenannten Madonna mit der Birne (ein kleiner Stich von 1511, Bartsch, 41) angesehen. Die Abweichungen hält er für Aenderungen, welche Dürer beim Stechen vornahm. Ich erkläre das Blatt anders. Der untere Theil der Zeichnung, ein mit spitzer Feder miniaturartig fein gezeichnetes Gewand, stammt aus ganz früher Zeit; der mit breiter Feder und anderer Tinte rasch dazu gezeichnete Oberkörper sammt dem Kinde und der Landschaft ist von Dürer, vielleicht in Erinnerung an den Stich von 1511, später hinzugesetzt worden. Dr. Lippmann meint, das untere Gewand rühre gar nicht von Dürer her: ich wüßte nicht, wer es anders gezeichnet haben könnte. Es zeigt die Factur seiner frühesten Zeit eben so deutlich wie die andern Theile der Zeichnung eine spätere verrathen.

Dies Zusammenfließen früherer und späterer Thätigkeit bezeugen andere Blätter. Die Akademie von Venedig besitzt die Federzeichnung[1]) einer Madonna,

[1]) Photographirt von H. Perini, Stabilimento fotografico, Venezia. Die Platte trägt die Nummer 230. Sehr merkwürdig ist die ebenfalls in Venedig befindliche, unter Nr. 229 photographirte, gleichfalls eine Madonna darstellende und 1514 gezeichnete Madonna. Man sollte denken, diese beiden Blätter seien in derselben Stunde entstanden. Auch ist bei der letzteren das Faltenmotiv der ersteren benutzt worden.

Digitized by Google

wo sich die Federstriche der verschiedenen Jahre, in denen das Werk begonnen und vollendet worden ist, herauslesen lassen. Der Hergang scheint folgender gewesen zu sein. In den neunziger, vielleicht achtziger Jahren schon hatte Dürer einen über die Knie einer sitzenden Gestalt geworfenen Mantel mit feiner, spitzer Feder genau nach der Natur gezeichnet. Nur den Mantel, alles Andre nicht. Diese Zeichnung nimmt er später wieder vor, macht eine Madonna mit dem Kinde daraus und bezeichnet sie mit 1514. Die Art, wie er das nun hinzugezeichnete Faltenwerk mit dem altvorhandenen verbindet, wobei es an einigen Stellen recht kräftiger Striche bedurfte, ist hier leicht zu erkennen: noch offenbarer verräth ein während der zweiten venezianischen Reise gezeichnetes Studienblatt Dürer's Verfahren, frühere Arbeiten mit späteren Datirungen zu versehen: die in Besitz der Albertina befindliche Zeichnung des schweren Mantels, von welchem auf dem Venezianer Rosenkranzbilde der vorn links vor Maria knieende Papst umhüllt ist. Die Zeichnung kann zu keiner andern Zeit als 1507 in Venedig entstanden sein, wo in diesem Jahre das Rosenkranzgemälde vollendet worden ist, und trägt nichtsdestoweniger in Dürer's eigner unantastbarer Handschrift die Jahreszahl 1514[1]).

Die Aufforderung ist damit gegeben, Dürer's Madonnen überhaupt darauf hin zu untersuchen, ob die Daten, welche sie tragen, mit der Zeit der Entstehung stimmen und ob ihre Entstehung, Alles in Allem genommen, auf einen einzigen Schlag erfolgt sei.

Legen wir das Dutzend der in Kupfer gestochenen kleinen sitzenden Madonnen nebeneinander und examiniren sie auf die Zeit, wo sie gezeichnet worden sind. Eröffnet wird die Reihe von der „Madonna mit der Heuschrecke", die Thausing mit Recht ins Jahr 1496 setzt. Wie wohl durchgearbeitet und in Massen vertheilt das Gewand der Jungfrau über dem Schoße liegt und rings herum sich aufstauend ausbreitet. Hier ist Alles auf einen Schlag und zu gleicher Zeit entstanden und fertig gemacht worden. Auch die ihr der Zeit nach zunächst liegende „Madonna mit der Meerkatze" verdient Lob in Betreff der Gewandung, obgleich nicht geleugnet werden kann, daß einzelne Partien etwas Lebloses, Gemachtes, die Gesammtwirkung Beeinträchtigendes haben. Noch weniger genügt die Madonna von 1503 (B. 34). So liebenswürdig einfach die oberen Partien sind, das untere Gewand liegt ihr wie

---

[1]) Schon von Thausing (Cap. X) ist darauf hingewiesen worden, der die Jahreszahl für falsch hält. Ephrussi kommt darauf zurück. Jedenfalls rührt sie von Dürer's Hand her, der möglicher Weise immer, wenn er eine Zeichnung fortgab, die laufende Jahreszahl darauf gesetzt haben könnte. Sollten an Kaiser Max größere Bestände von Handzeichnungen Dürer's um 1514 und später abgegeben worden sein? Aus dieser spätern Datirung mancher Zeichnungen Dürer's erklärte sich Vieles dann, das ohne das zuweilen nicht recht begreiflich wäre. So könnten zum Beispiel die mit 1515 bezeichneten Copien mehrerer Gestalten nach einem in Venedig vorhandenen Gemälde Gentile Bellini's (die in unserem Bande unter Nr. 62 gegeben worden sind) bei Dürer's erstem venezianischen Aufenthalte, zwanzig Jahre vor 1515 also schon, entstanden sein. Unser erklärender Text weist darauf hin, wie auf dem Blatte hier und da spätere Nacharbeit sichtbar sei: Dürer hatte es wieder vorgenommen, ein wenig nachgeholfen, es dann mit dem Datum dieser letzten Nacharbeit versehen und fortgegeben. Fast scheint es in der That so, als habe er — was schon von Thausing bemerkt worden ist — 1514 in diesem Sinne unter seinen alten Beständen aufgeräumt, die er in größeren Mengen verkaufte und sämmtlich mit der laufenden Jahreszahl versah.

Digitized by Google

ein starres Stück Stoff über den Knien, als gehörte es nicht zum Uebrigen. Und vergleichen wir mit dieser die Madonna von 1512 (B. 36) und gar die von 1513 (B. 35), so erscheinen die unteren Gewandpartien nun fast handwerksmäßig gearbeitet. Hierher gehörte auch die bereits genannte Madonna mit der Birne von 1511 und die von 1514 (B. 40), beide in der unteren Gewandung starr und schematisch. Noch drei Madonnen sind zu vergleichen, die von 1518 (B. 39) und die beiden von 1520. Hier ein in der That auffallender Unterschied. Die untere Gewandung der von 1518 organisch geordnet, frei, groß und meisterhaft, die beiden Madonnen von 1520 dagegen, eine wie die andere, so hölzern und starr in dieser Partie, daß sie beinahe hinter den früheren zurückstehen.

Wer, gestützt auf die Jahreszahlen dieser Stiche, und, bei den Madonnen überhaupt ausgehend von den Stichen, Dürer's Entwicklung in dieser Richtung beurtheilen wollte, würde aus den Widersprüchen nicht herauskommen. Folgendes scheint sich beinahe aufzudrängen.

Dürer's Mappen beherbergten aus seinen anfänglichen Studienzeiten her vielfache Zeichnungen nach über die Kniee eines Modelles ausgebreiteten faltenreichen Gewandungen. Jedem, der seine Zeichnungen kennt, wird die auffällige Menge solcher Blätter erinnerlich sein, von denen sowohl Ephrussi als das Berliner Werk eine Anzahl geben. Das Publicum war daran gewöhnt, jede sitzende Madonna von solchem Faltenwerk umgeben zu sehen, und es bot sich Dürer in diesen Gewandstudien die untere Hälfte von Madonnenbildern. Beabsichtigte Dürer eine Madonna in Kupferstich zu liefern, so nahm er eines dieser Studienblätter und componirte das Fehlende hinzu, so daß meist die Arbeit verschiedener Epochen zusammentraf. Ganz nach Maßgabe jener oben besprochenen Zeichnungen scheint bei den Stichen verfahren worden zu sein und nur in einzelnen Fällen, wie bei der radirten Madonna von 1512 oder der von 1518, wäre ohne Benutzung vorhandener Elemente die ganze Composition gleich aus einem Gusse hergestellt worden. Wollen wir beurtheilen, wie Dürer in Kupfer stach, wenn er auf der Höhe seines Könnens sich des Grabstichels bediente, so muß eine sorgfältige Auswahl dessen getroffen werden, was als maßgebend gelten darf. Man vergleiche die radirte Madonna von 1512[1]) mit der gestochenen von 1520. Mit welcher Grazie und Zartheit, wie leicht und frei bei der ersteren das Gewand in halbbeleuchteten und dunkeln Massen von den Knien der Jungfrau herabsinkt, während bei der von 1520 keine Spur dieser genialen Behandlung sichtbar ist.

Aber man vergleiche mit sämmtlichen gestochenen Madonnen die beinahe verblaßte Federzeichnung unseres Bandes, Nr. 40, mit der Jahreszahl 1514, ausgeführt in fliegender Federführung und so sehr in jeder Bewegung reine Natur, daß man nicht danach fragt, von wem und in welchem Jahrhundert sie gezeichnet worden sei! Niedrig sitzend, tief nach vorn übergebeugt, mit dem Kopf von der Seite dem Kinde zunickend, das auf dem einen höheren Knie halb sitzt, halb auf dem Rücken liegt, braucht Maria den einen, im Ellenbogen aufgestützten, in der Hand dadurch zu jeder Bewegung frei gewordenen Arm, um mit dem Kinde zu spielen. Sie hält ihm eine Birne hin: man weiß nicht, will sie sie ihm geben oder nehmen, und auch das Kind scheint die Birne zu halten oder

[1]) B. 44. In dieses Jahr gehört sie ohne Zweifel.

Digitized by Google

danach zu greifen. Man vergleiche weiter jene gestochenen Madonnen mit dem gezeichneten, aus einem einzigen Empfinden geschöpften Madonnenbilde auf dem folgenden Blatte, Nr. 41, das dieselbe Jahreszahl trägt. Die Madonna sitzend, mit in großen Falten weitgebreitet um sie her liegendem Gewande, hat das fast winzig kleine Kind im Arme, während sie zugleich mit beiden vor sich auf die Knie gelegten Händen ein Buch hält, in dem sie liest. Sie scheint das Kind, das sie mit dem einen Arme an die Brust drückt, über dem Lesen ein paar Augenblicke vergessen zu haben. Da, beim Blattumwenden lenkt sie die Blicke wieder auf das Kind und läßt eine entzückende kleine Unterbrechung der Lectüre eintreten. Die Zeichnung hat, wie die vorige, in Inhalt und Durchführung etwas vollendetes, rein menschliches, das uns Dürer nahe führt wie keine der gestochenen Madonnen vermöchte.

In den Zeichnungen allein kann Dürer's Auffassung der Madonnen verfolgt werden. Wer sich auf dieses Studium vorbereiten will, findet in unserem ersten Bande schönes Material. Nr. 47 zeigt eine Madonna, auf deren ausgebreiteten Knien ein paar Kinderengel sitzen, fast wie ältere Geschwister des Christkindes, das nach einer kleinen Melone vom Schoße der Mutter herunter herabreicht, die ihm von dem einen emporgehalten wird, während das andere auf der Laute spielt. Die aufgeschriebene Jahreszahl 1516 ist nicht von Dürer's Hand. Indem Dr. Lippmann in der Erklärung hierauf hinweist, bemerkt er zugleich, das Blatt scheine jedoch aus der Zeit etwa herzurühren. Meiner Ansicht nach gehört es in frühere Zeit, etwa ins Jahr 1508, als Dürer noch unter venezianischem Einflusse stand. In die venezianische Zeit selber scheint Nr. 16 zu gehören: möglich, daß diese Madonna einer der Entwürfe für das venezianische Altargemälde war. Nicht nur weil der zu ihren Füßen sitzende, die Laute spielende Engel auf dem Gemälde in fast gleicher Gestalt wiederkehrt, sondern auch weil die gesammte Auffassung an italienische Art erinnert. Scheint nicht in dem neben der Mutter stehenden, mit von ihr abgewandtem Kopfe, über die nackte, kleine Schulter hinweg, in die Landschaft blickenden Kinde eine gewisse Verwandtschaft mit florentinischer Auffassung durchzubrechen? Man sehe, wie die Madonna eine der Blumen, die der im Profil von rechts kommende Engel, herantretend, als ob er sich sanft in die Knie niederlassen wolle, in einem Blumentopfe ihr darbietet, mit spitzen Fingern pflücken zu wollen scheint: auch das ist italienisch empfunden. Endlich, der pyramidale Aufbau weist nach Italien hin. Dr. Lippmann ist ferner der Ansicht, es sei diese Zeichnung von fremder Hand später übergangen worden: mir scheint sie vielmehr zu denen gehörig, welche Dürer selbst in späterer Zeit vervollständigt hat. Die eine Krone über Maria's Kopfe haltenden fliegenden Engel dürften erst nachträglich hingesetzt sein. Einer von ihnen entspricht dem auf der gestochenen Madonna von 1520 sichtbaren Engel, nur daß der Unterkörper mit dem fliegenden Gewande hier anders genommen wurde, das auf der Zeichnung übrigens bei weitem leichter und natürlicher dahinflattert.

Auffallend ist, daß bei Dürer's sämmtlichen Madonnen und allen Darstellungen jugendlicher Frauen keine Entwicklung zu dem hin sichtbar ist, was etwa als ein Dürer'sches weibliches Ideal zu bezeichnen wäre. Er bildet die

Digitized by Google

Natur nach, wie sie sich ihm bietet, verallgemeinert jedoch die empfangenen Eindrücke nicht zu wiederkehrenden Lieblingsformen. Er stellt die beleibten Körper älterer Frauen mit derselben Sorgfalt dar wie die schlankeren Formen jüngerer. Die Jugend scheint ihm nicht als das gegolten zu haben, was die menschliche Gestalt in ihrem höchsten Adel zeigt. Seine besten Porträts sind die älterer Männer und auch seine erhabensten Idealgestalten gehören derselben Altersſphäre an. Hier steigert sich Dürer. Seine großartigsten Schöpfungen dieser Art sind die seiner letzten sieben Jahre nach der niederländischen Reise.

VIII.

Schon vor der niederländischen Reise, 1521, hörte Dürer auf, Marienbilder im alten Sinne zu produciren[1]). Die Umwandlung, die sein Wesen durch diese Reise erfuhr, ist aus den Werken seiner letzten sieben Jahre ersichtlich. Für die jetzt eingetretene Erhöhung seines Standpunktes legen die beiden Zeichnungen der Apostelköpfe Zeugniß ab, die unser erster Band enthält.

Sie decken sich mit denen des Münchner Gemäldes nicht. Paulus trägt auf diesem weniger individuelle Züge, Marcus ist in bedeutenderem Maße noch verändert. Dürer erhebt sich in diesem Werke über das Nationale hinaus zu einem der großen Meister aller Zeiten und Völker.

Er mußte in den Niederlanden Eindrücke empfangen, die ihm weder seine Reisen nach Venedig, noch das Nürnberger öffentliche Leben, noch sogar das Treiben auf dem Reichstage von 1518 zu geben vermochten, mit dem der Umschwung in seinen Anschauungen bereits begonnen zu haben scheint. Wahrhaft große Verhältnisse lernte er erst in Antwerpen kennen. In die Zeit seiner Reise fiel der offene Ausbruch der reformatorischen Bewegung in Deutschland durch Luther's Verschwinden. Man glaubte, Luther liege im Geheim in päpstlichen Banden, und empfand — das allgemeine Gefühl, das großen nationalen Bewegungen vorauszugehen pflegt — es müsse etwas geschehen. Dürer sah sich in den Niederlanden ehrenvoll aufgenommen und als, wie wir heute sagen würden, europäische Berühmtheit behandelt: sein Selbstgefühl erstarkte und er nahm Partei. Endlich — was vielleicht zuerst hätte genannt werden sollen — er trat in den Niederlanden in eine künstlerisch schaffende Welt ein, in der die neue römische Schule Raphael's bereits bekannt war. An Raphael's Teppichen wurde in den Niederlanden fortgewebt. Dürer traf mit denen zusammen, die daran beschäftigt waren. Er kann Raphael's Cartons dort gesehen haben. Man betrachte die Münchner Apostel und Evangelisten, ob Raphael's Stimme nicht aus ihnen uns anzureden scheint. Dürer's Tagebuch erwähnt Raphael's nur im Allgemeinen: wie aber sollte es möglich sein, daß Dürer, der allem nachstrebte, was

[1]) Die Federzeichnung einer Verkündigung mit dem Datum 1526, deren Facsimile Ephrussi S. 318 gibt, gehört, meines Erachtens, in frühere Zeiten. Wo Maria jetzt noch bei Dürer erscheint, tritt sie, soweit meine Kenntniß reicht, als trauernde Mutter Jesu auf. Die Anbetung der Könige von 1524, die Thausing (zweite Aufl. II, S. 286) im Holzschnitte bringt, ist ebenfalls eine Zeichnung aus ganz früher Zeit, die 1524 nur fertig gemacht und signirt wurde.

Digitized by Google

auf seinem Wege damals zu sehen war, diese Cartons nicht gesehen hätte? Er empfing die Nachricht von Raphael's Tod und traf mit dessen Schüler Vincidore zusammen, den er zeichnete und der ihm von Raphael's Schicksal berichtete. Zurückkehrend dann nach Nürnberg, erlebte er dort nun bald den Umschwung in der kirchlichen Verfassung und trat in Berührung mit den Gelehrten, die den neuen Zustand der Dinge in Nürnberg durchführten. Erasmus von Rotterdam, von dem er 1521 noch soviel erhofft, war jetzt ein überwundener Standpunkt: Luther war der, auf den seine Blicke sich richteten. Pirkheymer selbst scheint endlich in den Hintergrund getreten zu sein, nachdem er von Jugend auf Dürer's geistlicher Gewissensrath gewesen. Pirkheymer gehörte zur alten Schule des Erasmus, der die Reform der Kirche langsam herbeiführen und von der Theilnahme der Massen an der theologischen Bewegung nichts wissen wollte. Von jetzt ab ist einfach Größe das Kennzeichen der Dürer'schen Arbeiten. Gegen Melanchthon äußerte er sich im Gespräche einmal über den Umschwung, der in ihm, was speciell das Colorit anbetrifft, stattgefunden habe: er liebte die bunten Farben jetzt nicht mehr, an denen er früher Freude gehabt, sondern malte mit wenigen Tönen. Man betrachte nur unsere Berliner letzte Erwerbung, das Porträt aus der Sammlung Narischkin, wie discret da die Farbe gebraucht und mit wie wundervoller Modellirung vorgegangen wird.

Vergleichen wir mit diesem gemalten Porträt jedoch, besonders aber mit den gemalten Aposteln in München die Zeichnungen der beiden Köpfe unseres Bandes, so möchte zweifelhaft erscheinen, welcher von diesen Arbeiten für das, was Dürer damals vermochte, die vornehmste Beweiskraft beizumessen sei. Die gezeichneten Köpfe scheinen wie vollgesogen von Dürer's Persönlichkeit. Hier sehen wir seinen Geist sich verkörpern. Meinem Gefühl nach sind diese beiden Köpfe das Mächtigste, was er hervorgebracht hat. —

Schön wäre gewesen, wenn einige Blätter, von denen die hauptsächlichsten bisher nur in Ephrussi's Buche publicirt worden sind, unserer Publication schon hätten angeschlossen werden können: der am Kreuze stehende Christus der Bremer Sammlung, nebst den anderen für diese Kreuzigung bestimmten Blättern, die in Besitz der Albertina sind. Der erste Entwurf der Composition, eine Federzeichnung, ist von 1521. Mit vorgesenktem Haupte, daß wir den vollen Scheitel überblicken, während das Gesicht in der Verkürzung sich eng zusammenschiebt, hängt Christus am Kreuze; rechts von ihm Maria, links Johannes in betender Geberde. Diese Composition hat Dürer später ausgedehnt und stechen wollen, ohne daß es jedoch zu mehr als den auf eine Platte eingeritzten Umrissen gekommen wäre. Für die Gestalt Christi aber, wie sie hier nun beabsichtigt war, tritt das herrliche Bremer Blatt ein, das bei Ephrussi in vorzüglicher Heliogravüre zu finden ist und das der zweite Band unseres Corpus bringen muß.

Christus hängt nicht, wie die Skizze der Albertina ihn zeigte, am Kreuze, sondern steht daran. Beide Füße stehen, jeder von einem besonderen Nagel durchbohrt, auf dem zu ihrem Unterhalte dienenden Querholze fest auf. Dieses Nichtamkreuzehängen, sondern Daranstehen, drückt sich in allen Gliedern aus. Der Anblick sollte nur symbolisch wirken. Es ist, als sei Christus wieder erschienen, um sich ans Kreuz zu stellen und noch einmal sichtbar werden zu lassen, wie ihm

Digitized by Google

einst geschehen sei. Sein Haupt ist hier um ein Geringes weniger gesenkt als auf dem Entwurfe von 1521. Erfüllt von der Erinnerung an das, was er gelitten hat, ist er in sich versunken: ein wunderbarer Anschein tiefernsten Nachdenkens umgibt ihn. Nie vorher hat Dürer ein Crucifix geschaffen wie dieses. Die Offenbarungen der Reformation haben diesen neuen Anblick der Dinge in ihm entstehen lassen. Die Zeichnung, neben der noch andere für diese Composition ausgeführte Hilfsblätter vorhanden sind, trägt die Jahreszahl 1525. Um diese Zeit also erst kann der begonnene Kupferstich entstanden sein, über dessen erste Einritzung in die Platte Dürer's Hand nicht hinauskam, denn 1528 starb er[1]). In das Jahr 1525 fällt sein persönlicher Verkehr mit Luther's Freunden, die nach Nürnberg kamen.

Ob Dürer Luther selbst kennen lernte und zu welcher Zeit das geschehen sein kann, wissen wir nicht. Es sind zu wenig Spuren zurückgeblieben. Luther in dem neben dem Crucifix von 1525 stehenden Johannes zu erblicken, scheint mir ebenso natürlich, als die Vermuthung nicht unwahrscheinlich ist, es habe Dürer im Johannes auf dem Gemälde der Apostel und Evangelisten Melanchthon vor Augen gehabt, dessen Porträt er 1526 stach, das Jahr, in dem das Gemälde vollendet worden ist. Die um 1523 gezeichnete Studie für den Johannes des Stiches widerspricht dem nicht. Man darf solche Beziehungen nicht mit Gewalt in Kunstwerke hineintragen, aber auch sie nicht abweisen, wo sie möglich und natürlich sind.

IX.

Diese Anzeige des ersten Bandes der Berliner Publication soll nicht mehr sein als eine Anzeige.

Ich war davon ausgegangen, daß in den 99 Blättern, die wir hier empfangen, die gesammte Entwicklungsgeschichte des Meisters gegeben werde. Aus meinen eigenen Hinweisungen aber schon scheint hervorzugehen, daß die Auffassung, als liege hier etwas vor, das als Ganzes gelten dürfe, schwer haltbar sei.

Die Laufbahn eines schaffenden Mannes besteht aus Hauptarbeiten, Nebenarbeiten, persönlichen Erlebnissen (Gewinnsten, Verlusten, Begegnungen) und Gedanken. Alles, was als sichere Denkmale der Thätigkeit eines solchen Mannes zusammengebracht werden kann, will wenig bedeuten im Vergleich zu seinen in der Stille gehegten Absichten, seinen Hoffnungen und Resignationen, wie zu den Plänen, denen sein Tod ein Ende machte. Jacob Grimm sprach gelegentlich von einem Buche über Deutsche Sitten und Gebräuche, das er, wären ihm Ranke's Jahre vergönnt gewesen, wohl geschrieben hätte und das seine Lebensarbeit zu einem noch einheitlicheren Ganzen vielleicht vereinigt haben würde. Von dem, was Dürer in den Tiefen seines Geistes trug, wissen wir nichts[2]). Es gibt keine Merkzeichen, wo die Gräber sind, aus denen desgleichen ans Licht gezogen werden könnte. Seine höchsten, wir dürfen sagen, eigentlichen Erlebnisse, nimmt jeder Mensch mit sich hinweg und nur Ahnungen Nachfolgender bestimmen die

[1]) Ephrussi sagt über dieses Werk das Richtige. Dem, was Thausing darüber aussprach und in der zweiten Auflage wiederholt, stimme ich nicht bei.

[2]) Einige Lehrbücher, die er zu schreiben beabsichtigte, gehören nicht hierher.

Digitized by Google

Stätte etwa, die dergleichen möglicher Weise hätte einnehmen können. Auch die feinsten Versuche, Goethe's Nausikaa aus Fragmenten und Andeutungen heraus zu errathen, und plausibel zu machen, welchen Gang die beabsichtigte Tragödie vielleicht genommen, gelten wenig gegenüber dem, was zu Goethe's eigner höchster Ueberraschung als letzte Form des Werkes zu Tage gekommen wäre, hätten ein paar günstige Tage — von deren Eintreten Alles vielleicht abhing — ihn wirklich einmal zum Schreiben kommen lassen.

Alle Biographien solcher Männer, sobald sie mehr als die Thätigkeit des Mannes im Großen und Ganzen geben sollen, gestalten sich zu Sammlungen fragmentarischen Materiales, das willkürlich in Zusammenhang gebracht und gedeutet wird, und das, mögen noch so große Reichthümer scheinbar vorliegen, doch nur zusammengekehrte Armuth ist. Unser Corpus in allen seinen Bänden wird natürlicher Weise einst zu umfassenderen Beobachtungen Gelegenheit geben als dieser erste Band, immer aber wird auch das complette Dürerwerk, mit sämmtlichen Stichen und Holzschnitten obendrein, nur einen unbestimmten Theil der Anschauungen verrathen, die in Dürer's Seele wogten. Deshalb, da es sich auch im besten Falle nur um symbolischen Besitz handeln kann, wo aus dem Vorhandenen auf das Nichtvorhandene zu schließen bleibt, thut eine Handvoll Material manchmal soviel als eine vollständige Sammlung. Unser erster Band enthält Blätter aus allen Zeiten Dürer's. Blätter, die zum Inhaltreichsten gehören, was er hervorgebracht hat. Wer diesen Band besitzt und in sich aufnimmt, wird Dürer so nahe ans Herz dringen, daß er, was er in der Folge dann noch kennen lernen wird oder was ihm bereits bekannt war, nur als hinzugefügtes Gut ansehen darf, ohne dessen Kenntniß er vielleicht ebenso weit gelangt wäre.

Digitized by Google

Eine Reise nach Ostindien.

Von
Prof. **Julius Jolly** in Würzburg.

III. Benares.

Mein erster Eindruck von Benares war eine Enttäuschung. Keinem anderen Städtebild Indiens hatte ich mit so viel freudiger Spannung entgegen gesehen, als der Hochschule des Brahmanismus, dem uralten Herd religiöser **Dogmen** und philosophischer Lehrsätze, die weit über die Grenzen Indiens hinaus Verbreitung gefunden und Milliarden von Brahmanisten und Buddhisten zur Leuchte gedient haben. Die äußere Physiognomie der Stadt steht jedoch mit ihrer historischen Bedeutung keineswegs auf gleichem Niveau, und wie in Rom die Unansehnlichkeit des berühmten „Corso“ und die engen unsauberen Gassen der Altstadt den Ankömmling unangenehm überraschen, so geht es auch in Benares. In Delhi und Agra erfreuen die kunstvollen Bauten der Mohammedaner auch das verwöhnteste Auge, in Bombay und Calcutta bieten die schön gelegenen Villen und Paläste des europäischen Viertels reichen Ersatz für die Dürftigkeit der Eingebornenstadt. In Benares windet man sich, nachdem man von der entfernten und unansehnlichen „Station“ (Name des englischen Stadttheiles in den indischen Städten) die Altstadt erreicht hat, durch enge Gassen zwischen hohen Steinhäusern mit wenigen und winzigen Fenstern. Die zahlreichen Paläste vornehmer Hindus machen nur zu oft einen ruinenhaften Eindruck, wie ja im ganzen Orient Häuser und ganze Städte so oft schon wenige Decennien nach ihrer Erbauung zu Ruinen werden. Bettler und heilige Kühe versperren den Weg. Früher pflegten heilige Stiere die Straßen von Benares unsicher zu machen. Einen Stier in Freiheit zu setzen, galt schon im indischen Alterthum für eine höchst verdienstliche Handlung, und die Ceremonien, mit welchen dieser Act begleitet werden soll, finden sich in den alten „Hausregeln“ (Gṛihyasûtra) und Gesetzbüchern eingehend beschrieben. Solche Stiere, die an einem auf ihrer Haut eingeritzten Zeichen kenntlich waren, pflegten schon damals Verwüstungen anzurichten, und es wurde ausdrücklich bestimmt, daß ihr früherer Eigenthümer für den von ihnen verursachten

Digitized by Google

Schaden nicht aufzukommen habe[1]). Gewiß einer der sonderbarsten Auswüchse jener Heilighaltung der Rinder in Indien, die doch ursprünglich durch ihre besondere Nützlichkeit als unentbehrlichste Hausthiere hervorgerufen wurde.

Während die heiligen Stiere durch ein vernünftiges Polizeimandat der englischen Regierung beseitigt sind, werden die heiligen Kühe noch geduldet und verstehen es, sich in den engen Gassen recht unbequem zu machen. Häufig an grottesken, mit Sanskrit-Inschriften bedeckten Tempeln und Tempelchen passirend, in denen trotz ihrer Winzigkeit ein Priester mit seiner Pûjâ (Gottesdienst) eifrig beschäftigt ist, findet man mit Mühe den Weg zu dem berühmten, aber ganz modernen und geschmacklosen „goldenen Tempel" des Vishéshvar[2]). Aurangzib, der bekannte Großmogul (1658—1707), zerstörte den alten Tempel des Vishéshvar und erbaute dafür an der geweihten Stelle eine Moschee; ein Act des Fanatismus, der noch neuerdings zu heftigen Streitigkeiten betreffs des von den Hindus beanspruchten Hofs der Moschee geführt hat. Dicht bei dem Tempel befindet sich der „Brunnen des Wissens" (Jñâna-kûpa), in dem der Gott Çiva in eigner Person residiren soll. Daß die Legende des Jñâna-kûpa geglaubt wird, beweisen die Scharen von Pilgern, welche unaufhörlich dem schmutzigen kleinen Hof zuströmen, in dem sich der Brunnen befindet, und die zahllosen, halbvermoderten, widrig riechenden Blumen, welche, von den Pilgern als Zeichen der Verehrung hineingeworfen, in dem Wasser herumschwimmen. Wenn man bedenkt, daß aus solchen, mit faulenden organischen Stoffen angefüllten Wässern auch regelmäßig ein Trunk geschöpft wird, so kann man sich über die Verbreitung der Cholera in Indien nicht verwundern.

Erst wenn man durch die engen und krummen Gassen der Altstadt bis zu einem der stattlichen Ghats (Treppen) gelangt ist, die zu dem heiligen Strom hinabführen, und sich früh am Tage auf einem der merkwürdigen alterthümlich schwerfällig eingerichteten Gangesboote niedergelassen hat, begreift man, an den Ghats entlang fahrend, weshalb Benares, die heilige Stadt, auch den Ruf einer schönen Stadt genießt. Von jeher haben reiche und vornehme Hindus es sich viel kosten lassen, um durch Erbauung von Tempeln, Ghats und Palästen in Benares ein der Gottheit wohlgefälliges Werk zu verrichten, und in der heiligen Stadt ihre Tage zu beschließen. Während die Strahlen der Morgensonne die breiten Kuppeln der zahllosen, wunderlich geformten, fast an die Form der Ananas erinnernden Pagoden und die stolzen, nach dem Fluß gerichteten Fronten der Marmorpaläste vergolden, spielt sich dicht vor uns, auf den Ghats, das bunte Leben einer echt indischen Stadt ab. Jede dieser stattlichen Treppen hat ihren besonderen Namen und ihren individuellen Charakter. Allen gemeinsam aber ist das Getümmel der Männer und Weiber, die in ihren farbigen Kostümen zu dem heiligen Strom hinab-, oder von demselben hinaufsteigen, um ihre braunen Körper und ihre bunten Kostüme in den Fluthen zu reinigen und dem heiligen Ganges

[1]) Siehe z. B. das Gesetzbuch des Manu VIII, 242, und die Commentare dazu.

[2]) Moderne Hindu-Etymologen leiten den Namen Vishéshvar von Sanskr. Visheshvara, „Gift-herr" ab, weil Vishéshvar, d. h. Çiva, der Sage nach das auf dem Grunde des Meeres befindliche Gift verschluckte, um die Welt davon zu befreien. Thatsächlich ist der alte Name ohne Zweifel von Viçveçvara, „Herr des Weltalls", herzuleiten.

Digitized by Google

Blumenspenden zu opfern; die Weiber auch, um Wasser zu schöpfen, das sie in schweren metallenen oder irdenen Gefäßen auf dem Kopfe forttragen. Bekanntlich ist die Versendung heiligen Gangeswassers nach allen Theilen Indiens zu einem besondern Industriezweig geworden. Am meisten Gewicht legt aber der orthodoxe Hindu darauf, daß nach seinem Tode seine Gebeine in das Wasser des Ganges gelangen. „Vier Tage nach der Verbrennung der Todten," heißt es z. B. in dem Gesetzbuch des Vishnu (XIX. 10—12), „müssen seine Verwandten seine Gebeine sammeln und sie in Gangeswasser werfen. So viele Knochen eines Mannes sich im Ganges befinden, so viele tausend Jahre wird er im Himmel wohnen." Hier konnte ich denn auch, an dem Schmaschan- (Sanskr. çmaçâna, „Bestattungsplatz") Ghat vorüberfahrend, die Ceremonie der Leichenverbrennung in allen ihren verschiedenen Stadien beobachten. Während mehrere Leichen, nur mit einem Tuch verhüllt, von den Verwandten auf den Schultern herbei gebracht wurden, lag eine, ganz mit Scheiten und Reisig bedeckt, auf dem Holzstoß; eine zweite wurde von der lodernden Flamme grell beschienen; von einer dritten waren nur noch dampfende Ueberreste vorhanden; und ringsum waren hohe Holzstöße aufgeschichtet, welche der neuen Ankömmlinge harrten. Die berüchtigte Sitte, die Leichen kaum angesengt in den Strom zu werfen, ist außer Uebung gekommen, seitdem die englische Regierung den Unbemittelten den zur Verbrennung ihrer verstorbenen Anverwandten nöthigen Holzvorrath unentgeltlich liefert. Doch gibt es in Calcutta noch sehr viele Europäer, die von dem grausenhaften Anblick der an Garden Reach vorbeischwimmenden Hindu-Leichen zu erzählen wissen.

An einem der anderen Ghats, dem Manikarnikâ-Ghat, kann man jene merkwürdigen Todtenceremonien, die Shraddhs (Sanskr. Çrâddha) beobachten, auf deren stricte Vollziehung die Hindus noch immer soviel Gewicht legen, da sie fürchten, der Verstorbene könnte sonst als körperloses Gespenst (Preta) umherirren und seine Verwandten beunruhigen. Der Name Manikarnikâ wird jetzt von Sanskr. manikarṇa „Juwelenohr" abgeleitet, weil Mahadeo (Mahâdeva, der große Gott, d. h. Çiva) angeblich einen seiner Ohrringe in den am Kopfende der Treppe befindlichen Brunnen fallen ließ, als er vor Entzücken zitterte, weil Vishnu ihn bat, stets bei ihm zu weilen; oder nach einer anderen Version, weil er in dem Brunnen eine herrliche Vision erblickte. Doch mag auch diese Legende, wie die auf Visheshvar bezügliche, wohl erst dem Namen zu lieb erfunden sein. Sicher ist nur, daß diese Stätte im Ruf hervorragender Heiligkeit steht und die hier dargebrachten Shraddhs für besonders wirksam gelten. In einem alten Sanskritverse, der z. B. in der berühmten, im 11. Jahrhundert n. Chr. verfaßten Mitâkshará ohne Angabe der Quelle als autoritativ citirt wird, und schon in dem Gesetzbuch des Vishnu (LXXXV, 28) enthalten ist, wird unter verschiedenen, für die Darbringung eines Shraddh geeigneten Plätzen, Benares als besonders passend gerühmt; und in Benares gilt unzweifelhaft die Cisterne von Manikarnikâ, zu der viele fromme Hindus von weither gepilgert kommen, als der geeignetste Platz. In Betreff der Darbringungen und Ceremonien, die zu einem solchen Todtenopfer gehören, herrscht noch heute eine ebenso große Mannigfaltigkeit, wie dies der Sanskritliteratur zufolge schon in alten Zeiten der Fall war. Nur die

Digitized by Google

Darbringung von Mehlklößen, noch jetzt mit dem Sanskritnamen Pinda benannt, und von Wasserspenden aus einem Wasserkrug, sowie die Speisung und Beschenkung einiger Brahmanen, scheint fast allen Shraddhs gemeinsam zu sein. Die Todtenopfer spielen auch im indischen Erbrecht eine Rolle.[1]) Der Erbe übernimmt nach indischer Anschauung sofort mit dem Antritt der Erbschaft die Verpflichtung, dem Erblasser die üblichen Todtenopfer darzubringen.

An dem Dasashwamedh-Ghat — von Sanskr. daçâçvamedha „zehn Pferdeopfer" — so genannt, weil Brahman hier zehn Pferdeopfer dargebracht und dadurch die Stelle ebenso heilig, als Prayâga, das heutige Allahabad, gemacht haben soll, muß man aussteigen, wenn man das im Jahre 1693 von König Jai Singh, dem Erbauer von Jeypore, hier errichtete astronomische Observatorium (Man Mandir) sehen will. Die Instrumente, unter denen ein auf einer Mauer befindlicher Quadrant hervorragt, sind die denkbar primitivsten; doch ist es ein Vergnügen, auf der weißen Mauerfläche die grellen Schatten des tropischen Klimas zu erblicken. Die einfachen, zum Zweck der Kalenderberichtigung unternommenen astronomischen Beobachtungen über den Stand der Sonne u. dgl., die man hier anstellte, mochten dadurch wesentlich erleichtert worden sein. Zwischen dem Observatorium und dem goldenen Tempel befindet sich der nepalesische Tempel, der durch seine originellen Formen von den indischen Pagoden vortheilhaft absticht. Doch erhalten die religiösen Vorstellungen der Nepalesen eine eigenthümliche Beleuchtung durch die außen an dem Tempel angebrachten obscönen Holzsculpturen. Alles was ich in Museen von den Leistungen der auf diesem Gebiete ziemlich starken Buddhisten Indiens gesehen habe, wird weit überboten durch diese nepalesischen Bildwerke, welche werth wären, in das gabinetto delle cose oscene im Museum zu Neapel gebracht zu werden.

Auch an dem Panchganga-Ghat ist es der Mühe werth auszusteigen und die Moschee des Großmoguls Aurengzib zu besichtigen, deren beide schlanke Minarets weit über die breiten und massiven, aber niedrigen Hindutempel hinausragen. Man hat erst 120 Stufen bis zur Plattform der unansehnlichen Moschee zu steigen, und dann noch 131 steile Stufen auf der engen Wendeltreppe im Innern des einen Minarets. Doch wird man für die in vorgerückter Morgenstunde recht mühevolle Anstrengung reichlich entschädigt durch die herrliche Rundsicht auf den glitzernden Strom und auf die fremdartige Märchenwelt der Hindutempel und Paläste, während ferne am jenseitigen Ufer Ramnagar, die aristokratische Residenz des Maharadschah von Benares, sichtbar wird. Ein Sprosse der letzten selbständigen Dynastie der heiligen Stadt, führt dieser Radschah jetzt als reicher Privatmann ein beschauliches Dasein, hie und da seine stattlichen Räume zu glänzenden Festen im europäischen Stil öffnend. Leider hat er sich nicht hinreichend von den religiösen Vorurtheilen eines orthodoxen

[1]) Eine sehr ausführliche geschichtliche Darstellung der Shraddhs von diesem Gesichtspunkte aus ist von meinem vorletzten Vorgänger in Calcutta, Rajkumar Sarvadhikari, in seinen Tagore-Vorträgen über die Grundzüge des indischen Erbrechts (Principles of the Hindu Law of Inheritance) gegeben worden.

Digitized by Google

Hindu emancipirt, um europäischen Gelehrten den Zutritt zu seiner Handschriftensammlung, welche sehr bedeutend sein soll, zu gestatten.

Ramnagar schräg gegenüber, also auf dem diesseitigen Ufer, aber etwas landeinwärts, liegt der berühmte drollige „Affentempel", dem ich einen besonderen Besuch widmete. Den unehrerbietigen Namen „Affentempel" (Monkey Temple) haben ihm die Engländer der großen Affen wegen beigelegt, die sich in dem Vorhof und auf den hohen Bäumen des Gartens scharenweise umhertreiben. Er ist eigentlich ein Heiligthum der Göttin Durgâ und wurde nebst dem daran stoßenden Teiche von einer frommen Königin von Natore im letzten Jahrhundert gestiftet. Auch als ich vor den hohen Tempelmauern anlangte, war eine reiche Rani (Königin) aus Südindien anwesend, und ich mußte warten, bis sie der gefürchteten Göttin mit Blumenspenden und Gaben für die Priester ihre Verehrung bezeigt hatte und in ihrem, leider geschlossenen „Palki", von ihren sechs Trägern fortgetragen worden war, ehe ich die Vorhalle des Haupttempels betreten durfte, der ganz mit rothem Ocker übermalt und mit phantastisch geschnitzten Säulen geziert ist.

Das im Inneren des Tempels aufgestellte Bild der Durgâ bietet nichts Bemerkenswerthes. Es ist die bekannte häßliche Fratze, mit dem Kranz von Menschenschädeln und den zahlreichen aus dem schwarzen Gesicht herabhängenden Zungen, welche den Blutdurst der opfergierigen Göttin ausdrücken sollen. Viel ansprechender ist die Verehrung der Durgâ als Annapûrnâ „Speisespenderin" (von Sanskr. anna „Speise", pûrna voll). Eine hübsche Messingstatuette der Annapûrnâ, die zu den Localgottheiten von Benares gehört, hatte ich dort Gelegenheit zu erwerben.

Im Affentempel und in dem kleinen Kapellchen im Hofe wurde ich von den Priestern mit weißen Blumen beschenkt, wofür ich mich mit dem üblichen Bakschisch loskaufte, nachdem ich die zum Empfang der Spenden Berechtigten herausgefunden hatte. Das Anrecht auf die milden Gaben der Tempelbesucher, das bei den Tempeln in Benares oft einen sehr bedeutenden Werth repräsentirt, befindet sich häufig im Besitz einzelner Familien und kann durch Vererbung oder Vermögenstheilung auch auf Frauen übergehen, die freilich die Almosen nicht selbst in Empfang nehmen dürfen. Erbstreitigkeiten, die sich auf diese Gerechtsame beziehen, kommen nicht selten vor das Forum des englischen High Court von Allahabad, wie mir ein Mitglied dieses Gerichtshofes erzählte. Noch mehr aber, als von den Menschen, wird man im Durgâtempel von den zahllosen Affen bestürmt, welche für den Europäer die eigentliche Sehenswürdigkeit dieses Heiligthums bilden. Ich hatte mir Nüsse und Zucker gekauft, um die drolligen Thiere zu füttern, und kaum hatte ich einen Theil davon ausgestreut, als Scharen von Affen und Aeffinnen, letztere in der Regel von einem unter dem Bauche liegenden Affenkinde umklammert, von allen Seiten herbeistürzten und sich um die Süßigkeiten zu balgen anfingen. Doch machten sie alsbald gemeinsame Sache gegen einen von außerhalb des Tempels hereingekommenen Collegen, der seinen Antheil an der Beute wieder fahren lassen mußte und nach Empfang einer tüchtigen Tracht Prügel eiligst das Hasenpanier ergriff. So sehr die Affen hier von den Priestern und dem Volke gehegt werden, das jede ihnen zugefügte Un-

Digitized by Google

bill mit Thätlichkeiten ahnden würde, so scheint ihre allzu rasch fortschreitende Vermehrung doch als ein Uebelstand empfunden zu werden. Ich sah in einer Art Käfig eine große Anzahl Affen, die als überzählig mit der Eisenbahn in irgend ein fernes Exil im Norden von Indien spedirt werden sollten.

Bekanntlich ist der Affenfürst Hanumān von Alters her eine besonders volksthümliche Gottheit in Indien. Statuetten desselben sind allenthalben anzutreffen, und selbst auf im Cours befindlichen Münzen, die ich bei Geldwechslern in der Radschputana einhandelte, habe ich das Bildniß des Affengottes gefunden. Auch ein anderer Gott mit dem Thierkopf, Ganeça, der Sohn Çivas, der als Gott der Weisheit mit einem Elephantenrüssel abgebildet wird, erfreut sich einer ungetrübten Popularität. Ueberall ist sein charakteristisches Conterfei zu erblicken, und das kurze Gebet çriganeçāya namah (Heil dem heiligen Ganeça) sah ich ebenso oft mit rother Farbe oder Kreide an Hausthüren und Mauern in Benares angemalt, als man es am Beginn von Sanskrithandschriften antrifft. So fremdartig und barbarisch die Anbetung der Thiere und die Zusammenschweißung von Menschen- und Thierleibern dem Europäer erscheinen muß, so ist doch in der Achtung vor der Thierwelt, welche allen indischen Religionen gemeinsam und im Buddhismus und der Dschainareligion am höchsten entwickelt ist, ein humaner Zug nicht zu verkennen. Auch hat die religiöse Verehrung der Thiere der indischen Kunst eine Menge dankbarer Motive geliefert, und das Volk, welches die Lehre von der Wanderung der menschlichen Seele durch Thierleiber erdachte und die Thierfabel zur höchsten Vollendung entwickelte, hat in der bildlichen Darstellung der charakteristischen Thiere seiner Heimath nach und nach eine große Meisterschaft erlangt. Die Elephanten und Löwen auf den Säulencapitälen der alten Höhlentempel sind mit erstaunlichem Geschick aus den Felsen ausgehauen, und in den Tempeln und in den Läden der Götzenverkäufer in Benares habe ich die heiligen Thiere der verschiedenen Gottheiten: den Stier Çiva's (Nandi), den Pfau und die Cobra Vishnu's, den Elephanten Indra's, die Pferde Sūrya's, die Ratte Ganeça's u. s. w. mit großer Naturwahrheit in allen möglichen Dimensionen und aus jeder Art von Material, sei es Stein, Thon, Holz oder Metall, hergestellt gesehen.

Um die Religionsgebräuche der Hindus und das Fortleben der alten Vorstellungen und Ceremonien in dem Gottesdienst der Gegenwart kennen zu lernen, ist Benares der rechte Ort. Die große Zahl der Götzenverkäufer in dieser Stadt und der starke Zuspruch, den sie seitens des Publicums finden, beweist, wie sehr der Bilderdienst in seinen rohesten Formen noch verbreitet ist. Der reißendsten Abnahme erfreuen sich die billigsten Sorten: dick angestrichene Thonstatuetten und große Bilder, in rohen Umrissen gezeichnet und mit den grellsten Farben bemalt, die besonders bei den großen religiösen Festen oder Jahrmärkten, den Melas, zu Tausenden gekauft und nachher in den Häusern und Läden aufgestellt und aufgehängt werden. Man begreift, wenn man den Götzencult der Hindus sieht, daß die Opposition der Mohammedaner gegen den Bilderdienst, so viele Acte des Vandalismus an werthvollen Kunstwerken sie verschuldet haben mag, ihre volle historische Berechtigung hat. Die Mohammedaner sind in gewissem Sinne die Puritaner oder Calvinisten des Orients. Die Kahlheit der Moscheen

Digitized by Google

dient im Gegensatz zu den bunten Decorationen der Hindutempel dazu, zerstreuende Eindrücke fern zu halten und das Gemüth nach Innen zu richten. Auch die Hindus sind fleißige Beter. Keine ihrer religiösen Ceremonien verläuft ohne die Hersagung alter Sprüche, meist in Sanskrit, der Mantras. Schon den bloßen Namen einer Gottheit möglichst oft zu wiederholen gilt für eine verdienstliche Handlung. Man kann in Benares häufig genug z. B. den Namen des zum Gott erhobenen Helden Räma ebensowohl stundenlang wiederholen hören, als ihn unzählige Male mit rother Farbe an Hausthüren angeschrieben finden. Das Gebet bildet aber doch nur eine Seite in der Religionsübung der Hindus, und es spottet jeder Beschreibung, wie mannigfaltig die Formen des Gottesdienstes in Benares entwickelt sind, weit vielgestaltiger selbst, als sie aus der an religiösen Vorschriften so reichen Sanskritliteratur entgegentreten. Bleiben wir noch einen Augenblick bei dem Bilderdienst stehen, so schließt derselbe allein eine fast unabsehbare Fülle von Ceremonien ein. In jedem der zahllosen Tempel und Tempelchen in Benares tragen die dazu beauftragten Brahmanen Sorge, die Götterbilder an Festtagen zu baden, mit Farbe anzustreichen und schön zu kleiden, und erweisen ihnen auch an Werktagen regelmäßige Verehrung mit Trommelschlag, Glockengeläute, Lampenschein und anderen Ceremonien. Sie nehmen dann auch für das Heiligthum, d. h. thatsächlich für sich selbst, die Darbringungen der Gläubigen an Süßigkeiten, zubereitetem Reis, Dal (eine Erbsenart), Blumen u. s. w. entgegen. Dazu bedenke man, daß jeder orthodoxe Hindu seine Hausgottheiten und seinen Hausgottesdienst hat, der von dem erblichen Familienpriester, dem Purohit, vollzogen wird. Auf diese regelmäßigen häuslichen Ceremonien wird sogar ein besonderer Werth gelegt, und der Purohit nimmt daher eine weit geachtetere Stellung ein, als der Tempelpriester. Das nämliche Verhältniß hat schon in sehr alter Zeit bestanden, wie aus der Geringschätzung hervorgeht, mit welcher das Gesetzbuch des Manu (III. 15) und andere Gesetzbücher den Devalaka behandeln, d. h. den Götzenpriester, der ein Götterbild bedient und von den demselben dargebrachten Spenden sein Leben fristet.

Eigentliche Opfer, wie sie in den Ritualbüchern der vedischen Epoche vorgeschrieben werden, treten in dem modernen Cultus zurück. Als vor einigen Jahren der Pandit Balaçastrin ein großes Jyotischtoma-Opfer in Benares darbrachte, wurde dies als eine Merkwürdigkeit und besonders verdienstliche Handlung angesehen und zum ewigen Gedenken an dieselbe auf der Stelle des Opfers eine Capelle errichtet. Die reichen und frommen Radschahs, welche sonst die zur Bestreitung der großen Opfer erforderlichen Mittel herzugeben pflegten, sind heutzutage dünn gesät. Thieropfer kommen in Benares und anderswo nur noch zu Ehren der Götter Durgâ-Kâli vor. In allgemeiner Uebung haben sich allerdings die Todtenopfer, Shraddhs, erhalten.

Die Askese wird wohl in ihren schlimmsten Auswüchsen, dem religiösen Selbstmord und der Selbstverstümmlung, von der englischen Regierung nicht mehr geduldet. Vieles, was hierüber in Europa berichtet und geglaubt wurde, hat sich auch als Uebertreibung und Entstellung erwiesen. Als der ausgezeichnete Statistiker W. W. Hunter, der Verfasser des bekannten „Imperial Gazetteer of India“, dem alle officiellen Quellen zu Gebote standen, die angeblichen Selbstmorde bei dem Wagenfeste des

Digitized by Google

Gottes Jagannath („Herr des Weltalls") in Puri einer eingehenden Prüfung unterzog, stellte sich ein unerwartetes Resultat heraus. Die Todesfälle, die man auf Rechnung des religiösen Fanatismus gesetzt hatte, waren fast durchweg durch unverschuldete Unfälle entstanden. Nicht absichtlich hatten sich die Unglücklichen zwischen die Räder des schweren Festwagens geworfen, sondern sie hatten durch das Gedränge ihren Tod gefunden, und der Gedanke an einen Selbstmord wird schon durch den Charakter des Festes ausgeschlossen. Mag so noch Manches, was von den Hindus in dieser Richtung erzählt wird, ihnen mit Unrecht angedichtet sein, so kann doch nicht geleugnet werden, daß der Geist der Askese nach wie vor lebendig geblieben ist. Wie häufig bin ich, nicht ohne das erste Mal ein gelindes Grausen zu empfinden, jenen Büßern begegnet, welche das Gesicht und den halbnackten Körper mit dick aufgetragener Asche bestrichen haben. Die für ein Vergehen irgend welcher Art von der Kaste auferlegten religiösen Bußen, „Prâyaçchitta", über welche die Gesetzbücher so genaue Vorschriften geben, werden von den orthodoxen Hindus gewissenhaft vollzogen, und noch jetzt kann man in Benares und anderen Orten Vertreter der Species des „Urdhvabâhu" sehen, der Jahre lang die beiden Arme mit geballten Fäusten über den Kopf emporhebt, bis das Fleisch einschrumpft und die Fingernägel durch die Hand wachsen.

Das tägliche Bad im Ganges habe ich schon erwähnt. Eine hervorragende Rolle im religiösen Leben der Hindus spielt auch das theilweise oder völlige Rasiren des Bart- und Haupthaares, wie im Alterthume, so auch heutzutage. Jede Wittwe wird nach dem Tode ihres Gatten ganz kahl geschoren. Die Männer betrachten als eine der empfindlichsten Folgen, welche die Ausstoßung aus der Kaste nach sich zieht, das Verbot, die Dienste des Barbiers in Anspruch zu nehmen. Beiläufig bemerkt, ist der Anblick eines rasirenden Barbiers und seines Kunden, den ich in den Straßen von Benares oft genossen habe, ein unwiderstehlich komischer. Beide kauern einander gegenüber auf offener Straße, in einer unbeschreiblichen hockenden Stellung, die einen unerfahrenen Europäer beim Versuch der Nachahmung unfehlbar zum Opfer des sein Gesicht mit dem Messer bearbeitenden Rasenrs machen würde.

Fasten und andere religiöse Gelübde und Observanzen jeder Art, die sogen. Vrata, sind auch an der Tagesordnung bei Männern und Frauen. Nimmt man zu all' dem noch die religiöse Mildthätigkeit (Dâna) hinzu, die sich in Benares in der Erbauung von Tempeln und Klöstern, in der Ausgrabung heiliger Teiche und anderen Stiftungen jeder Art in der großartigsten Weise bethätigt hat, so muß man zugeben, daß Benares nicht ohne Grund in den Ruf einer heiligen Stadt gekommen ist und daß einem strenggläubigen Hindu, der alle Pflichten seiner Religion strict erfüllen will, das Leben nicht leicht gemacht wird. Selten ist der Gottesdienst so einfach, als bei dem sinnreichen Apparat zur Verehrung des Gottes Çiva und seines Stieres Nandi, den ich in dem Laden eines Götzenverkäufers in Benares sah. Dieser Apparat besteht in einer messingenen Statuette des Stieres Nandi, einem steinernen Linga (Phallus) des Gottes Çiva und einem über beiden befestigten messingenen Trichter, der das hineingegossene Wasser langsam auf den Stier und durch diesen auf den Linga hinabtröpfeln

Digitized by Google

läßt. Der ganze Gottesdienst ist also hier auf das Eingießen des Wassers in einen Trichter reducirt.

Noch mehr als in das religiöse, interessirte es mich in das wissenschaftliche Leben von Benares einen Blick zu thun. Das schöne und stattliche Gebäude, in welchem die höchste Lehranstalt von Benares „Queen's College" untergebracht ist, beherbergt in dem Erdgeschoß zugleich das unter dem Director stehende „Sanskrit College", in welchem die auserlesensten Pandits von Benares Unterricht ertheilen. Ein hervorragender Sanskritist, Dr. Thibaut, bekleidet gegenwärtig die Directorstellung. Ihm bin ich nicht nur für seine Gastfreundschaft, sondern auch für die Vermittlung eines näheren Verkehrs mit den tüchtigsten Lehrern des Sanskrit College zu besonderem Danke verpflichtet. Grammatik, die verschiedenen philosophischen Systeme der Inder, besonders Sâṅkhya und Vedânta, Dharmaçastra, d. h. bürgerliches und religiöses Recht, Astronomie und Arithmetik, Alaṃkâra „Poetik", überhaupt alle verschiedenen Zweige der indischen Wissenschaft werden hier in den Morgenstunden von 6—10 Uhr vor einer wechselnden Anzahl von wißbegierigen Schülern vorgetragen, die sämmtlich schon die Elemente des Sanskrit inne haben müssen. Denn die Unterrichtssprache ist Sanskrit, und dieser Umstand bildet ein charakteristisches Unterscheidungsmerkmal dieser Anstalt von dem Sanskrit College in Calcutta, an dem der Unterricht in dem modernen Dialekt der Provinz, dem Bengali, ertheilt wird. In einer so durchaus modernen und europäisirten Stadt wie Calcutta würde man, wenn der Unterricht in Sanskrit ertheilt werden sollte, Mühe haben, eine genügende Anzahl von Zöglingen aufzutreiben. Wer dort außer seiner Muttersprache noch eine andere Sprache sprechen lernen will, wirft sich auf das gewinnbringendere Studium des Englischen. Hier dagegen findet sich noch immer eine Menge von jungen Leuten, die eine hinreichende Fertigkeit im Sanskrit besitzen, um einer Sanskritvorlesung zu folgen; und es ist ein Vergnügen, die verständigen Fragen anzuhören, mit denen die im Kreise um den Professor (Çastri) herum sitzenden Studenten von Zeit zu Zeit den Vortrag desselben unterbrechen. Ich habe fast bei allen Pandits hospitirt, von denen immer mehrere gleichzeitig in einem Saale unterrichteten, und mich an dem herrschenden Lehr- und Lerneifer erfreut. Schüler und Lehrer in ihren malerischen Kostümen in den offenen Hallen, mit untergeschlagenen Beinen barfuß auf dem Boden kauernd — denn die Sandalen haben sie vor dem Eintritt in das Gebäude außen abgelegt — vertieft sich die ganze Gesellschaft in das Studium eines jener alten Lehrbücher, in deren Ueberlieferung, Auslegung und Fortbildung seit alter Zeit die Hauptthätigkeit der indischen Gelehrten bestanden hat. Jeder hat ein Exemplar des zu erklärenden Textes vor sich, und obwohl derselbe in der Regel gedruckt ist, so sieht man doch noch viele geschriebene Copien. Es ist ein ähnlicher Zustand wie in Europa zur Anfangszeit des Buchdrucks. Wer zu arm ist, um ein Buch zu kaufen, benützt eine von ihm selbst oder von Andern angefertigte Abschrift. Mich interessirten natürlich ganz besonders die Vorträge über indisches Recht, und ich habe wiederholt und längere Zeit dem Unterricht des Dharmaçâstri, „Rechtslehrer", beigewohnt, der mit seinen Schülern den Anfang des dritten Buches der berühmten Mitâkṣarâ las, die in Benares und dem größten Theile von Indien ihre Autorität noch

Digitized by Google

immer unbestritten behauptet. Der Lehrer erklärte den Inhalt des auf Bestattungsgebräuche und Todtenfeiern bezüglichen Textes mit großer Ausführlichkeit, und es war mir interessant zu beobachten, daß er sich dabei durchaus der nämlichen Ausdrucksweise bediente, wie die alten Commentatoren, wodurch es mir auch leicht wurde, seinen Darlegungen zu folgen. Die aus verschiedenen Gegenden gebürtigen Schüler ergriffen das Wort, wenn sie über Abweichungen ihrer Heimatgebräuche von den in dem Buche vorgeschriebenen Ceremonien zu berichten hatten.

Wunderbare Lebenskraft der alten, heiligen Schriftsprache Indiens, die noch immer in dem ganzen indischen Reiche von Kaschmir bis zum Cap Comorin und von Bombay bis zur Ostgrenze von Bengalen von den Classischgebildeten allgemein verstanden, ja gesprochen und geschrieben wird. Durch die Ausdehnung, in der sich die Kenntniß des Sanskrit allenthalben behauptet hat, wurden die Erwartungen, die ich in dieser Beziehung vor dem Antritt meiner Reise gehegt hatte, bei Weitem übertroffen. Freilich walten in Betreff der Aussprache des Sanskrit bedeutende locale Verschiedenheiten ob. Für den europäischen Sanskritisten, der in Indien reist, sind diese sehr erheblichen Differenzen eine Quelle von Verlegenheiten, besonders da diejenige Aussprache des Sanskrit, welche in europäischen Grammatiken gelehrt wird (mit Ausnahme der neuen Grammatik von Bühler), sich nirgends in Indien ganz so vorfindet. Die größte Mannigfaltigkeit herrscht in Betreff des häufigsten aller Vocale in der Sanskritsprache, der in den europäischen Sanskritgrammatiken mit „kurz a" bezeichnet, von den heutigen Hindus aber nie wie reines a, sondern in dialektisch sehr stark variirender Weise mehr nach ö und e oder mehr nach o hin ausgesprochen und am Schluß der Wörter immer weggelassen wird. Die beiden Diphthonge, die wir ai und au aussprechen, haben diese Aussprache in Benares und Bengalen, aber in Bombay und Guzerat habe ich sie wie e und o mit ganz schwach nachklingendem i und u aussprechen hören. Die Lautgruppe, die wir in Deutschland dschna sprechen, wird in Indien nirgends so ausgesprochen. Sie hat im westlichen Indien den Lautwerth dnya, anderswo habe ich häufig gya dafür gehört u. s. w. Manche der örtlichen Besonderheiten in der Aussprache des Sanskrit sind gewiß sehr alt und dürften noch mehr Beachtung verdienen, als ihnen bisher die Sanskritisten in Europa geschenkt haben.

Zu zwei von den Pandits des Sanskrit College bin ich in nähere Beziehungen getreten und erinnere mich mit Dankbarkeit des freundlichen Entgegenkommens, das ich bei ihnen gefunden habe. Die frühere Abgeschlossenheit und Zurückhaltung der Brahmanen in Bezug auf ihre alte Literatur ist überhaupt schon längst geschwunden, und sie fühlen sich durch das Interesse europäischer Gelehrten für das Studium des Sanskrit geehrt und gehoben. Der eine der beiden Pandits ist Rāmamiçra (Ramisr) Çāstri, ein großer stattlicher Mann, von heller Hautfarbe und fast europäischem Typus. Die indische Philosophie ist sein Specialfach, doch ist er auch mit den übrigen Fächern der indischen Gelehrsamkeit vertraut. Er spricht, was unter den Pandits in Benares eine große Seltenheit ist, ziemlich geläufig englisch und hat mit fast allen europäischen Sanskritisten verkehrt, die in neuerer Zeit in Benares gewesen sind. Durch ihn wurde ich

Digitized by Google

alsbald in eine jener gelehrten Versammlungen, Sabhas genannt, eingeführt, die seit alter Zeit in Indien heimisch sind und den wissenschaftlichen Vereinigungen Europa's entsprechen. Als ich unter der Führung eines anderen Pandits theils zu Wagen, theils zu Fuß durch ein Labyrinth von Gassen und Höfen das im Innern der Stadt gelegene Local erreichte, waren schon die meisten Pandits versammelt, denen ich als ein mit dem Dharmaçâstra vertrauter Pandit aus Jarmanideça (Deutschland) vorgestellt wurde. Dann wurden mir die hervorragenderen Pandits der Reihe nach vorgestellt und die literarischen Verdienste und Leistungen eines jeden eingehend auseinandergesetzt. Nachdem ich mich auf einem herbeigebrachten Stuhl niedergelassen hatte, während die Pandits sich nach der Landessitte auf den Boden setzten, eröffnete ein, wegen seiner Kenntniß der indischen Philosophie geschätzter jüngerer Pandit die Discussion über das Thema: „ob das Brahma, die Weltseele, mit Eigenschaften begabt, saguna, oder eigenschaftslos, nirguna, sei." Im geläufigsten Sanskrit entwickelte er die Gründe für seine Position, die ein anderer Pandit mit ebenso großer Volubilität bekämpfte. Ich konnte zwar dem Gang der Discussion nicht folgen, denn auch in Indien lieben es die Philosophen, ihr „Pândityam", ihre Gelehrsamkeit, durch den Gebrauch vieler schwerverständlicher Ausdrücke zu zeigen; überzeugte mich aber von dem lebhaften Interesse, das in Indien noch immer für philosophische Fragen besteht. Während die Masse des Volkes in starrem Aberglauben versunken ist, sind alle gebildeteren Mitglieder der Brahmanenkaste und viele achtbare Leute aus anderen Kasten wirklich denkende Männer, die zwar aus Bequemlichkeit oder Conservatismus an dem Wust der überlieferten Religionsgebräuche festhalten, aber im Herzen Philosophen vom reinsten Wasser sind.

Mit der üblichen Guirlande von weißen Blumen bekränzt, verließ ich die „Sabhâ", nachdem mich Pandit Râmamiçra eingeladen hatte, mir auch die Bibliothek des gelehrten Clubs anzusehen. Ich versehlte nicht, dieser Einladung einige Tage später nachzukommen und sah in der werthvollen, durch die unermüdlichen Bemühungen des Pandits zusammengebrachten Handschriftensammlung eine ganze Anzahl ungedruckter Sanskrittexte, aus dem Gebiete der Sânkhya- und Mîmâmsâ-Philosophie. Beim Abschied trug mir der gefällige Pandit auf, allen europäischen Sanskritisten, die sich für indische Philosophie interessirten, zu sagen, daß er gerne bereit sei, alle hierauf bezüglichen Anfragen nach bestem Wissen zu beantworten. Ich fragte ihn, ob er nicht selbst einmal nach Europa kommen wolle? Er erwiderte mit der Gegenfrage, ob ich, als Kenner der indischen Rechtsliteratur, nicht mit der alten Regel bekannt sei, welche jedem Hindu alle Seereisen bei Strafe der Ausstoßung aus seiner Kaste untersagt? Ich konnte nicht umhin, dies zuzugeben, denn das fragliche Verbot kommt allerdings in vielen indischen Rechtsbüchern vor. Der Pandit bemerkte hierauf, er würde sehr gerne nach Europa kommen, wenn die projectirte Eisenbahn durch Persien einmal fertig sei und man die Reise zu Lande machen könnte.

Noch werthvoller für meine speciellen Zwecke war mir der Verkehr mit dem Bibliothekar des Sanskrit College, Dhundhiràja Panta Dharmâdhikâri. In diesem gelehrten und besonders in der indischen Rechtsliteratur vortrefflich bewanderten Manne entdeckte ich zu meiner angenehmen Ueberraschung einen directen

Digitized by Google

Nachkommen, im neunten Gliede, des Nandapandita, eines bekannten, in Benares ansässigen Schriftstellers aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts, mit dessen juristischen Werken ich mich viel beschäftigt, und aus einem derselben, dem Sanskrit-Commentar zu dem Gesetzbuch des Vishnu, im Jahre 1881 in der „Bibliotheca indica" ausführliche Auszüge publicirt hatte. Die gelehrten Brahmanengeschlechter halten viel auf genaue Stammbäume. Den erblichen Titel Dharmâdhikâri, etwa „Oberrichter", hat diese Familie schon im 16. Jahrhundert geführt. Die ehrenvolle Function eines Dharmâdhikâri besteht darin, daß er in schwierigen Rechtsfällen, sei es aus dem Gebiete des religiösen oder bürgerlichen Rechts, von seinen Landsleuten um Rath angegangen wird. Insbesondere hat er anzugeben, welche religiöse Buße (prâyaçchitta) in den alten Rechtsbüchern bestimmt wird, wenn ein straffälliger Mitbürger in öffentlicher Versammlung seiner Kaste aufgefordert worden ist, Buße zu thun mit der alten Sanskritformel âcâryam labhasva, prâyaçittam samâchara: „Wende dich an einen geistlichen Rathgeber, und thue Buße." Von einer Anzahl in Sanskrit abgefaßter Vyavasthâs, „Entscheidungen schwieriger Rechtsfälle", die von Dhundhirâja und seinem verstorbenen Freunde, dem berühmten Pandit Bâlaçâstrin, abgegeben wurden, bestellte ich mir in Benares Abschriften, die mir seitdem von dort zugekommen sind. Es ist bei der Sanskrit- wie bei jeder Sprache weit schwieriger, sie selbst zu sprechen, als Gesprochenes zu verstehen, und für den Europäer, der das Sanskrit nur als todte Sprache gelernt hat, eine unerwartete Aufgabe, sich mündlich darin auszudrücken. Doch gelang es mir bald, mich in einem halb aus Sanskrit, halb aus Englisch zusammengesetzten Jargon theils mündlich, theils schriftlich, über alle Dinge, die mich interessirten, mit dem gelehrten Pandit auseinanderzusetzen und seine Ansichten über alle wichtigeren Streitfragen des indischen Erb- und Adoptionsrechts kennen zu lernen. Sind auch die Argumente der indischen Pandits in der Regel mehr spitzfindig als überzeugend, darf man ihre Resultate nicht ohne stete Kritik hinnehmen, so ist doch die Schlagfertigkeit bewundernswerth, mit der sie zu jeder in Anregung gebrachten Frage die darauf bezüglichen alten Texte aus dem Kopf beibringen. Die ganze Methode und Denkweise der alten Juristen, in die man sich durch Bücherstudium nur mühsam hineinliest, wurde mir durch diesen mündlichen Verkehr mit einem Schlage klar und lebendig. Auch in anderer Weise wurde mir Pandit Dhundhirâja nützlich. Seiner kenntnißreichen und gewandten Vermittlung verdanke ich die Erwerbung einer kleinen, aber auserlesenen Sammlung ungedruckter, zum Theil ganz unbekannter Sanskritwerke, die ich aus Benares mitbrachte. Benares und Umgebung ist, wie ich von den verschiedensten Seiten hörte und selbst erprobte, der einzige Theil Indiens, wo der Privatmann noch Gelegenheit hat, werthvolle alte Sanskrithandschriften zu kaufen. Die Pandits sind meistens ganz gerne bereit, die in ihrem Besitze befindlichen Originale an europäische Sanskritisten, von deren Interesse für das Sanskritstudium sie überzeugt sind, zu überlassen, wenn man ihnen dafür gute Abschriften anfertigen läßt. Ja sie schätzen eine Copie oft höher als das Original, weil sie sich von derselben eine größere Widerstandsfähigkeit gegen die Gefahren versprechen, welche den indischen Handschriften von Seiten des Klimas, der Insekten und der üblichen schlechten Aufbewahrung drohen und sie

Digitized by Google

nur selten ein hohes Alter erreichen lassen. Auch in anderen Theilen Indiens kommen zwar viele Sanskrithandschriften auf den Markt, besonders in Folge von Erbtheilungen oder Zwangsversteigerungen, aber sie werden in der Regel von den englischen Provinzialregierungen aufgekauft, um den öffentlichen Sammlungen einverleibt zu werden. In Benares scheint diese Praxis bis jetzt nicht beobachtet zu werden.

Bei meinem zweiten Aufenthalte in Benares, im April, wohnte ich einer interessanten „Sabhâ" bei, die Pandit Dhundhirâja berufen hatte, um das Andenken des vorhin erwähnten Pandits Bâlaçâstrin zu feiern, der auf der Höhe seines Ruhmes im Jahre 1882 gestorben war. Dieser wirklich hervorragende Gelehrte verdankte seinen Ruf in Indien besonders seinen Entscheidungen schwieriger Rechtsfälle, die als unfehlbare Orakel angesehen wurden. In Europa war er in Fachkreisen als fleißiger Herausgeber umfangreicher und wichtiger Sanskrittexte über Grammatik und Philosophie wohlbekannt. Aus seiner, von dem Pandit Gangâdhara Çâstri in der Zeitschrift „Pandit" in Sanskrit herausgegebenen Lebensbeschreibung entnehme ich, daß er bis zu seinem 49. Lebensjahre an dem Sanskrit College in Benares als Lehrer wirkte und eine bedeutende Docententhätigkeit entfaltete. Dann zog er sich zurück, um, ganz den Vorschriften der alten Rechtsbücher gemäß, als Sannyâsi, „Ascet", den Rest seines Lebens, frei von allen Fesseln einer amtlichen Stellung, der Meditation und frommen Werken zu widmen. In diese Periode von Bâlaçâstrin's Leben fällt die feierliche Darbringung eines großen Somaopfers, das unter genauester Beobachtung der Regeln des alten vedischen Rituals vollzogen wurde. Auf der Stätte, wo dieser feierliche Act stattfand — nach der Ansicht seiner Landsleute der wichtigste seines Lebens, weshalb die Beschreibung desselben in der erwähnten Biographie viele Seiten füllt — wurde auch die „Sabhâ" abgehalten. In früher, aber schon heißer Morgenstunde fuhr ich mit Dr. Thibaut in das Eingebornenviertel, und nachdem wir einige enge Gassen durchschritten hatten, erreichten wir die offene Versammlungshalle, wo wir als die beiden einzigen anwesenden Sahibs (Europäer) auf die Ehrensitze geführt wurden. Außer einer größeren Anzahl von Pandits, wohl sämmtlich Mitglieder des speciellen Clans von Brahmanen, dem der Verstorbene angehört hatte, war auch das Adoptivsöhnchen des Verstorbenen zugegen, in seinem seidenen Feiertagsstaat auf einem hohen Stühlchen sitzend. Als echter Hindu hatte der kinderlose Bâlaçâstrin nicht versäumt, kurz vor seinem Tode noch einen jungen Verwandten als Adoptivsohn anzunehmen, um nicht im Jenseits die Todtenopfer zu missen. Die Versammlung tagte angesichts eines kleinen Linga- (Phallus-) Tempels des Gottes Vicvanâtha, der zum Gedächtniß jenes von Bâlaçâstrin dargebrachten Opfers errichtet war. Zur Rechten hatten wir ein schon beinahe vollendetes Gebäude, dessen Bestimmung wir sogleich von Dhundhirâja erfahren sollten, der als der nächste Freund des Verstorbenen das Wort ergriff. In einer wohlgesetzten Sanskritansprache theilte er mit, daß die Mutter des verstorbenen Bâlaçâstrin — diese alten Panditfamilien sind meist wohlhabend — ein Grundstück und die Summe von 1000 Rupees gestiftet habe, um auf dieser geweihten Stätte zum Gedächtniß ihres großen Sohnes ein Gebäude für eine Sammlung von Sanskrithandschriften zu errichten. Aber nicht

Digitized by Google

bloß für das Gebäude, sondern auch für einen würdigen Inhalt desselben hatte Pandit Dhundhiraja, der intellectuelle Urheber der Stiftung, gesorgt. Er erklärte, daß er seine eigene, aus mindestens 500 Nummern bestehende Handschriftensammlung dem allgemeinen Gebrauche in der bald zu eröffnenden Bibliothek unter gewissen, ihre Sicherstellung bezweckenden Bedingungen, übergeben wolle. Die anwesenden Pandits versprachen ebenfalls, ihre Sammlungen zur Verfügung zu stellen, und zur Bestreitung der Unterhaltungskosten der neuen Bibliothek wurde auf der Stelle eine Subscription eröffnet. Ich selbst war in der Rede Dhundhiraja's unter dem Namen Däktara Jäli (Dr. Jolly) mit dem bei der Nennung von Pandits und andern Respectpersonen üblichen pluralis majestatis und verschiedenen schmeichelhaften Prädicaten bedacht worden. Ich verfehlte denn auch nicht, den Erwartungen, die auf meine Anwesenheit gesetzt zu werden schienen, zu entsprechen, betheiligte mich an der Subscription mit einer für meine schmale Reisekasse namhaften Summe und drückte in einer englischen Ansprache aus voller Ueberzeugung meine warmen Sympathien für das lobenswerthe Unternehmen aus. Die Begründung solcher Handschriftenbibliotheken ist jedenfalls im Interesse der europäischen Wissenschaft auf das Wärmste zu begrüßen. So lange sie nicht in einer öffentlichen Sammlung vereinigt werden, bleiben die Handschriften der Pandits für europäische Gelehrte unbenützbar, und fallen meistens nur zu rasch dem Untergang anheim, der schon so viele werthvolle Denkmäler der Sanskritliteratur ereilt hat.

Die alten Panditfamilien, welche diese literarischen Schätze auf die Nachwelt überliefert haben, repräsentiren den gebildetsten und tüchtigsten Bestandtheil der Brahmanenkaste und eines der besten und respectabelsten Elemente der indischen Bevölkerung überhaupt. Ich muß hier im Vorbeigehen dem in Europa noch immer verbreiteten und von einem Schulbuch zum andern fortgepflanzten Irrthum entgegentreten, als ob Brahmane und Priester gleichlautende Begriffe wären. Es ist wahr, daß die höheren priesterlichen Functionen bei den orthodoxen Secten stets von Brahmanen verrichtet werden; aber die große Mehrzahl der über zehn Millionen Brahmanen, die in Indien gezählt werden, huldigen weltlichen Berufen. Nach dem Census von 1872 treiben nur etwa 15 Procent der Brahmanen religiöse und gelehrte Beschäftigungen. Die übrigen verdienen ihr Brot als Bauern, Hirten, Taglöhner, Bettler, kurz auf jede mögliche Weise, selbst den Kriegsdienst eingeschlossen. Die Vorschriften der Gesetzbücher über den „äpaddharma", die den Brahmanen in Nothzeiten erlaubten Beschäftigungen, zeigen, daß dies in alter Zeit schon ganz ebenso war.

Von den Pandits zu den Bajaderen ist ein großer Sprung; ich will aber nicht unerwähnt lassen, was ich in Benares von diesen vielgerühmten Sirenen gesehen habe, weil man von denselben in Deutschland meistens eine durchaus unrichtige Vorstellung hegt. Das aus dem Portugiesischen stammende Wort Bajadere heißt allerdings „Tänzerin", und die anglo-indische Bezeichnung „nautch-girl" geht auf die Sanskritwurzel nart, „tanzen", zurück. Allein von Tänzen im eigentlichen Sinne kann bei den nautch-girls schon ihres Kostüms wegen nicht die Rede sein, das, aus dem schwersten und kostbarsten Gold- und Silberbrocat bestehend, im höchsten Grade die Bewegungen hemmt, die in der

Digitized by Google

That nur in kleinen Schritten vor- und rückwärts und in Gesticulationen mit den Armen bestehen und lediglich zur Begleitung des Gesanges dienen. Zu dem gleichen Zweck sind ein Trommler, der sein Instrument ausschließlich mit den Händen bearbeitet, und einige Harfenisten aufgeboten, und da der Gesang sich immer nur um wenige Töne oder sogar Viertelstöne auf- und abwärts bewegt und Alles mit der Fistelstimme gesungen wird, so macht eine solche Production auf ein europäisches Ohr einen sehr eintönigen Eindruck. Dagegen sind von jeder Art von Indecenz des äußeren Auftretens die Productionen der nautch-girls, wenigstens wie sie vor Europäern aufgeführt werden, vollkommen frei. Unterscheidet sich doch schon ihre Kleidung, ganz im Gegensatz zu den Kostümen eines corps de ballet, von der gewöhnlichen Tracht indischer Frauen gerade dadurch, daß sie die Körperformen weniger hervortreten läßt, als letztere. Die Nautch, der ich in Benares beiwohnte, wurde von einem Radschah zu Ehren der Hochzeit eines seiner Verwandten gegeben. Wir wurden, als wir gegen 8 Uhr anlangten, von dem Radschah feierlich empfangen, von Fackelträgern in die offene Veranda geleitet, wo die Production stattfand, als Europäer auf die Ehrenplätze geführt und, als wir unsre Abschiedsverbeugung machten, von dem Radschah durch die Umhängung von aus Silberfäden bestehenden Ketten geehrt. Aber die Vorstellung selbst vermochte uns nicht zu fesseln. Obwohl die eben auftretende Bajadere, die mit ihrem hellen Teint und ihren regelmäßigen Gesichtszügen auch in Europa für hübsch gegolten hätte, mit ihrem musikalischen Gefolge in dem Saale umhertrippelnd an jeden Gast der Reihe nach ihre schönsten Melodien und ihre graziösesten Armbewegungen verschwendete, so hielt es doch keiner der anwesenden Europäer über eine halbe Stunde aus. Ich habe nachher in Calcutta noch zwei Nautches gesehen, eine bei einem reichen bengalischen Radschah, zu Ehren der ägyptischen Siege, wobei der Vicekönig und die ganze officielle Welt der Hauptstadt erschienen war und der ganze Palast in einem Meer von Lichtern schwamm; die andre zur Zeit des Holifestes bei einem reichen Kaufmann, wo aus Anlaß dieses, etwa unserem Carneval entsprechenden Festes die ausgelassenste Lustigkeit herrschte. Doch blieb der Charakter der Production wesentlich der nämliche und für einen europäischen Geschmack eintönige. Die Hindus freilich hören den monotonen Liedern der nautch-girls bis zum Morgengrauen zu, und bei keiner festlichen Gelegenheit darf eine Vorführung derselben fehlen. Der Preis einer solchen Nautch soll jetzt in Calcutta etwa 50 Rupus betragen. Weit höher wurden diese indischen Nachtigallen früher an den Höfen indischer Souveräne honorirt, und es wird glaubhaft von einem Falle berichtet, in dem eine dieser Damen sich weigerte, für ein Honorar von 10,000 Rupees (10,000 fl. östr. W.) für drei Abende aufzutreten. Ich muß übrigens bemerken, daß die sociale Stellung der nautch-girls in verschiedenen Theilen Indiens eine sehr verschiedene ist. Jene Geschöpfe, die von den Portugiesen zuerst als Bajaderen bezeichnet wurden, mögen wohl die Tempeldirnen südindischer Pagoden gewesen sein, die im Sanskrit Devadäsi, „Gottesdienerinnen", heißen.

Die nautch-girls sind mit Ausnahme der Kuli- und Bauernweiber in der Regel die einzigen Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts, die der Europäer zu erblicken bekommt. Hochzeitszüge, die ich häufig in den Straßen von Benares

Digitized by Google

und andern indischen Städten gesehen habe — das Frühjahr ist die eigentliche Saison der Hochzeiten — sind fast die einzige Gelegenheit, wo Frauen der besseren Stände hie und da öffentlich sichtbar werden und von den Dächern ihrer Häuser herab verschleiert dem fröhlichen Festgetümmel zuschauen. Es gibt aber auch nicht leicht einen pittoreskeren Anblick als diese Umzüge, bei denen an glänzenden Kostümen, lärmender Musik, berittenen Begleitern des jugendlichen Bräutigams, Galawagen und schön bemalten, mit rothen Decken gezierten Elephanten der äußerste Aufwand gemacht wird, welchen die Mittel der Familie irgend zulassen. Der Pomp der Hochzeitsfeierlichkeiten ist überhaupt aller Orten in Indien ganz enorm und unverhältnißmäßig, und eine allgemein bekannte Thatsache, daß der Ehrgeiz, bei diesen Festen nicht hinter Anderen zurückzustehen, viele Familien in Schulden und dauernden finanziellen Ruin stürzt. Ueber die merkwürdigen Hochzeitsceremonien der Hindus, die übrigens je nach der Heimat und Kaste des jungen Paares sehr stark variiren, kann ich nicht aus eigner Anschauung urtheilen. Es ist für einen Europäer nicht leicht, zu der eigentlichen Hochzeitsfeier eines Hindu Zutritt zu erhalten. Welche Ceremonien heutzutage nothwendig vollzogen werden müssen, um der Ehe rechtliche Gültigkeit zu verleihen, hat einer meiner Vorgänger in Calcutta, der gelehrte Dr. J. Banerjee, in seinen Tagore-Vorlesungen ausführlich dargelegt. Aus seiner Darstellung geht hervor, in wie weitem Umfang die uralten, in der Sanskritliteratur geschilderten Hochzeitsgebräuche, die zum Theil auch bei andern indogermanischen Völkern wiederkehren, sich bei vielen Kasten bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Auch die alten Sanskritformeln, welche bei der Eheschließung der Bräutigam und der Brautvater zu sprechen haben, kommen noch immer zur Anwendung. Ein in Bombay lebender Brahmane erzählte mir, daß dort, wer diese Formeln nicht auswendig kann und kein Sanskrit versteht, dieselben von einem Brahmanen hersagen läßt und dann nur dazu sagt: mama, „Es ist für mich."

Wie die alten Hochzeitsgebräuche, so haben sich auch die für die indische Ehe besonders charakteristischen Institutionen fast ungeändert erhalten. Ich habe früher einmal die wichtigsten Bestimmungen der altindischen Gesetzbücher über die rechtliche Stellung der Frauen in einem Büchlein gesammelt. Nach Allem, was ich Gelegenheit hatte in Benares und anderswo über die gegenwärtige Lage der indischen Frauenwelt zu erfahren, repräsentirt die heutige Praxis keinen Fortschritt gegenüber den in vielfachen Beziehungen so harten und drückenden Vorschriften der alten Gesetzgeber. Noch immer verhindert die unvernünftige Sitte der Kinderheirathen die Selbstbestimmung der Frauen in der wichtigsten Angelegenheit ihres Lebens, der Eheschließung. Wo Kinder von 8—10 Jahren die auf Lebenszeit bindende Ceremonie der Trauung oder Verlobung durchmachen, um schon wenige Jahre später das eheliche Zusammenleben mit einem kaum in das Jünglingsalter eingetretenen Gatten zu beginnen, da kann von einer vernünftigen Erziehung der Mädchen nicht die Rede sein. Ich wohnte später in Calcutta in der Aula der dortigen Universität der feierlichen Promotion zweier jungen Bengalinnen zum Baccalaureat der Philosophie bei. Eine ungeheure Menschenmenge war herbeigeströmt, um bei diesem in den Annalen der indischen Geschichte unerhörten Ereigniß zugegen zu sein. Auch fehlte es nicht an lautem

Digitized by Google

Applaus; aber was ich Gelegenheit hatte, privatim von Meinungsäußerungen angesehener Hindus zu hören, war alles Andere eher als Zustimmung zu dem kecken und dem indischen Herkommen ins Gesicht schlagenden Unternehmen der beiden jungen Doctorandinnen. Aus der interessanten Rede, in welcher der Vicekanzler der Universität, der Hon'ble Reynolds, diese Frauenpromotion, die erste in Indien, feierte, entnahm ich, wie gering die Resultate sind, welche eine Miß Carpenter und andre Pioniere der Frauenerziehung in Indien bisher erzielt haben. Nur ein Procent der Einwohner von ganz Bengalen hat bisher irgend eine Art von Schulunterricht genossen. Wenn es in der gebildetsten und fortgeschrittensten Provinz des indischen Reiches so aussieht, dann läßt sich denken, wie es anderwärts mit der Frauenerziehung stehen mag. Ebenso bildet die harte und unbillige Behandlung der Wittwen noch immer einen dunklen Fleck in den Sitten der Hindus. Denksteine von Satis, frommen Wittwen, die, dem grausamen alten Brauche folgend, sich mit dem Leichnam ihres Mannes verbrannt haben, kann man an vielen Plätzen, z. B. in Alt-Delhi, häufig sehen; und während meiner Anwesenheit in Indien gelangte ein Fall von Wittwenverbrennung in der Radschputana zur Anzeige. Die englische Regierung hat freilich schon seit mehr als einem halben Jahrhundert ein strenges Verbot auf die Wittwenverbrennung gesetzt, und sie ist daher auch in den einheimischen Staaten äußerst selten geworden. Aber noch immer ist das Loos der Wittwen und verwittweten Bräute ein höchst trauriges, und namentlich ist die Wiederverheirathung der Wittwen in den meisten Kasten streng untersagt. Gegen dieses Verbot und gegen die Kinderehen richtet sich denn auch in erster Linie die Agitation indischer und englischer Reformer. Freunde der indischen Civilisation müssen ein günstiges Resultat dieser Bestrebungen dringend wünschen. Ich bedauerte daher lebhaft, daß ich einem der eifrigsten Vorkämpfer derselben, Mr. K. S. Macdonald in Calcutta, der mich um eine Mittheilung über den Stand der altindischen Gesetzgebung auf diesem Gebiete ersuchte, wenig den Reformbestrebungen Günstiges berichten konnte.

Kurz vor der Beendigung meines ersten, beinahe vierzehntägigen Aufenthalts in Benares, unternahm ich noch einen Ausflug zu Wagen in die anmuthige, parkartige Umgebung der heiligen Stadt, um die alten buddhistischen Tempel von Sernath kennen zu lernen. Unterwegs besichtigte ich den früheren Kirchhof von Benares, in dem ich das Grab des Griechen Galanos, eines ausgezeichneten, aber erst spät zur verdienten Anerkennung gelangten Pioniers der Sanskritstudien sah. Die griechische Grabinschrift bezeichnet ihn einfach als Demetrios Galanos aus Athen. Beigefügt ist eine persische Inschrift, in der er der Plato seines Zeitalters genannt wird. Unter den griechischen Kaufleuten in Calcutta fand ich noch einige, die sich erinnerten, von ihm gehört zu haben, und mir erzählten, er habe in Benares ganz wie ein Brahmane gelebt.

In dem berühmten Stüpa von Sernath lernte ich einen der besterhaltenen jener Thürme kennen, welche einst von den Buddhisten an so vielen Orten errichtet wurden, theils als massive Schreine für buddhistische Reliquien, theils um die durch eine wichtige Handlung des Buddha oder durch seine bloße Anwesenheit geheiligten Plätze zu markiren. Dieser Stüpa liegt in dem Wildpark, in welchem Buddha der alten Ueberlieferung zu Folge seine berühmte erste Predigt

Digitized by Google

hielt und die fünf Mönche, seine früheren Gefährten, wieder zu sich bekehrte, die von ihm abgefallen waren, als er zuerst die Fesseln brahmanischer Bußübungen und Selbstquälereien abgeschüttelt hatte.

Als der Chinese Hwen Tsang im 7. Jahrhundert n. Chr. Benares besuchte, sah er in dem Wildpark ein großes buddhistisches Kloster, eine ganze Anzahl Stūpas, theils aus Ziegeln, theils aus Stein gebaut, drei Teiche, in welchen Buddha gebadet, seine Kleider und seine Schüssel gewaschen haben sollte, und andre buddhistische Heiligthümer. Wie die Buddhisten selbst, sind auch die Baudenkmäler derselben, mit Ausnahme der nur noch von Schlangen bewohnten Ruinen von Sernath, längst aus der Gegend von Benares verschwunden. Knaben zündeten trockene Zweige an, bei deren Schein ich einen engen schlüpfrigen Gang durchschritt, der mit der Axt quer durch den runden massiven Stūpa gehauen ist. Ich kann jedoch diese Passage Niemandem empfehlen, da man gar nichts sieht und sich der Gefahr aussetzt, giftigen Schlangen zu begegnen. Zwei Cobras fielen hier im Jahre 1876 dicht vor den Köpfen zweier den Gang passirenden englischen Officiere nieder. Die merkwürdigen alten Sculpturen von Sernath lernte ich größtentheils erst später in dem indischen Museum in Calcutta kennen, in das die interessantesten derselben gebracht worden sind.

Digitized by Google

Die Gesetzgebung Justinians.*)

Von

Prof. **Lothar Seuffert** in Greifswald.

Seit der Zweitheilung des Reichs unter die Söhne des Theodosius war das oströmische Reich der Träger des römischen Staatsgedankens. Während das weströmische Reich, unter der Fremdherrschaft zerfallend, nur noch ein Scheinleben fristete, bis Odoaker durch Entthronung des letzten Schattenkaisers auch diesem Schein ein Ende machte, war es den Byzantinern weniger durch eigene Kraft als durch schlaue Benutzung der Rivalitäten der Gegner, durch Intriguen aller Art und durch wenig ehrenvolle Compromisse gelungen, die Herrschaft über das ihnen zugefallene Gebiet gegenüber den andringenden Barbaren zu behaupten. Zwar wurden an der dem Anprall zunächst ausgesetzten Nordgrenze nicht unbeträchtliche Gebietstheile an Hunnen, Gothen und Bulgaren abgetreten. Immerhin blieb die große Masse des Reichs vereint unter dem Scepter des oströmischen Kaisers. Trotz aller Ruhmlosigkeit und Schwäche der auf Theodosius folgenden Regenten, trotz aller Parteiumtriebe und Zerklüftungen im Senatsregimente, trotz aller Palastintriguen und Straßenrevolutionen war das Ostreich in einem Jahrhundert, wo Staaten auftauchten und zerfielen wie die Kartenhäuser, nicht bloß das stabilste aller Staatengebilde, sondern, was noch mehr bedeutete, das einzige von allen, welches durch historische Continuität mit der Vergangenheit verbunden war.

Das Ostreich war aber nicht bloß der Alleinerbe des römischen Staatsgedankens, sondern auch der Miterbe der römischen Cultur. Wissenschaft und Künste, Kriegstechnik und Verwaltungskunst gelangten im Ostreich zu einer wenn auch schwächlichen Nachblüthe und zwar zu einer Zeit, in der Italien und Gallien von den Zügen der Eroberer verheert wurden.

Den Thron dieses Ostreichs bestieg im J. 527 der Bulgare Justinian. Im J. 483 nahe bei Sardika, dem heutigen Sofia, geboren, war er schon als Knabe von seinem Oheim Justinus nach Constantinopel verpflanzt worden. Justinus (nach des Prokop Bericht ein bulgarischer Schafzüchter) war unter der Regierung des Kaisers Leo nach Constantinopel gezogen und hatte dort Dienst in der kaiserlichen Leibgarde genommen. Unter der Regierung der Kaiser Zeno und Arkadius

*) Aus einer am 22. März 1884 gehaltenen akademischen [illegible]

Digitized by Google

that sich Justinus in den Kriegen gegen die Isaurier und die Perser durch Tapferkeit hervor und avancirte im Laufe von fünfzig Jahren auf der Stufenleiter der Aemter bis zur Präfectur im Prätorium, der höchsten und einflußreichsten politischen Stellung im Reiche. Als der Kaiser Arkadius starb, wurde Justinus, ein schwächlicher, wenig gebildeter Greis, von der Leibwache auf den Thron gehoben. Er regierte neun Jahre lang, eine Puppe in der Hand seines Neffen Justinian. Diesem war, Dank dem angesehenen und reichgewordenen Oheim, in der Hauptstadt eine vortreffliche Erziehung zu Theil geworden. In den Fachschulen Constantinopels wurde er in Grammatik, Mathematik, Philosophie, Theologie und Rechtswissenschaft unterrichtet. Letztere gehörte zu den obligaten Unterrichtsgegenständen des vornehmen Römers. Daß Justinian in seiner Jugend sich auch im Kriege rühmlich erprobt habe, behaupten spätere Schriftsteller; aber es fehlen alle zuverlässigen Belege. Psychologisch ist es wenig wahrscheinlich, daß der Mann, der als Kaiser seine Person von allen kriegerischen Ereignissen sorgfältig ferne hielt, als Jüngling ein tapferer Krieger gewesen wäre. Der wohlunterrichtete, talentvolle und willensstarke, planreiche und unternehmungslustige, in allen Intriguen der Circusparteien und der Priestercoterien versirte Neffe des kaiserlichen praefectus praetorio war schon zur Zeit des Kaisers Arkadius zu hohen Aemtern im Staate gelangt. Als der Präfect den Thron bestieg, ward sein Neffe Justinian thatsächlich der Regent des oströmischen Reichs. Der Senat hatte unter den schwachen Kaisern dieser Zeit eine Macht im Staate, wie er sie seit dem Zeitalter der Dyarchie nicht mehr besessen hatte. Durch Bezahlung machte Justinian sich eine Majorität im Senate gefügig. Das Geld dazu nahm er aus der Staatskasse, die dem Neffen des Kaisers offen stand. Schon in den ersten Jahren nach der Thronbesteigung des Justinus verlangte der Senat die Erhebung Justinians zum Mitregenten. Justinus weigerte sich dessen. Doch genehmigte er einen Senatsbeschluß, welcher an Justinian den Titel nobilissimus, etwa „kaiserliche Hoheit", verlieh. Auch die Adoption Justinians durch seinen kinderlosen Oheim wird berichtet; die Mittheilungen darüber sind aber zu jung, um die Thatsache als feststehend betrachten zu können.

Im neunten Jahre von Justins Regierung machte körperliche und geistige Erschlaffung des Kaisers die Ernennung eines Reichsverwesers zur absoluten Nothwendigkeit. Justinus beschied die Patriarchen und die Senatoren vor sich und setzte in deren Beisein die Krone auf das Haupt seines Neffen. Vom Palaste zur Rennbahn geführt, wurde der neue Kaiser vom Volke der Hauptstadt mit Jubel empfangen. Noch lebte Justinus vier Monate; aber er war todt für den Staat, und Justinian, damals im fünfundvierzigsten Jahre seines Lebens stehend, war der Alleinherrscher des oströmischen Reichs.

Während der Regierung seines Oheims hatte Justinian sich mit Theodora, einer übelberüchtigten Schauspielerin vermählt. Um diese Vermählung zu ermöglichen, war das zur Zeit des Augustus erlassene gesetzliche Verbot der Heirath zwischen Personen vom Senatorenrang und Schauspielerinnen durch kaiserliche Constitution beseitigt worden. Man hat das gewiß auf Justinians Veranlassung entstandene neue Gesetz egoistische Gelegenheitsgesetzgebung gescholten. Und

Digitized by Google

doch kann es dem mächtigen Neffen des Kaisers nicht zum Vorwurf gereichen, daß er seinen Einfluß benutzte, ein Gesetz zu beschaffen, welches ihm die Ueberleitung des illegitimen in ein legitimes Verhältniß ermöglichte. Daß Theodoras Einfluß auf Justinian ein schlimmer gewesen sei, ist oft behauptet, aber nie erwiesen worden. Prokop, der eine Fluth von Skandalgeschichten aus Theodoras Vorleben erzählt, weiß keinen Fehltritt der Gattin zu berichten. Zeitgenossen berichten von deren Grausamkeit gegen ihre und ihres Mannes Feinde; aber auch von ihren vernünftigen Rathschlägen in Staatsgeschäften, von ihrer Wohlthätigkeit und ihrer persönlichen Fürsorge für Gefallene. So möchte ein gewisses Maß von Bewunderung für die Frau, welche in einem Jugendleben voll sittlicher Verwilderung die Energie zum Guten nicht ganz verloren hatte, eher am Platze sein, als pharisäische Entrüstung über die Mißheirath.

Von Justinians auswärtiger Politik kann hier nur insoweit die Rede sein, als dies nöthig ist, um den Grundgedanken zu erkennen. Fast die ganze Regierungszeit des Kaisers wird ausgefüllt von gewaltigen Kriegen, in denen die Kräfte des geschwächten Staates auf das Aeußerste angestrengt werden. Theils sind es Vertheidigungskriege, geführt an den Grenzen des Reichs, theils Eroberungskriege, geführt um die Wiege der römischen Weltherrschaft, um Italien. Justinians Vorgänger hatten die ostgothische Herrschaft über Italien anerkannt und bestätigt. Kurz vor Justinians Thronbesteigung aber war der gewaltige Gothenkönig Theodorich in seinem Palaste zu Ravenna gestorben. Sein zehnjähriger Enkel Athalrich, der letzte vom Mannesstamme der Amalen, succedirte ihm in der Regierung des italischen Königreichs unter der Vormundschaft seiner Mutter Amalasuntha. Da war die Zeit gekommen, in der ein Versuch, durch Wiedereroberung Italiens die römische Weltherrschaft wiederherzustellen, Erfolg versprach. Und Justinian erkannte, daß dieser Zeitpunkt gekommen war. Sobald er die Hände frei hatte — in den ersten Jahren seiner Regierung waren die Streitkräfte des Landes in unfreiwilligen Kämpfen mit Persern und Vandalen engagirt — begann der zwanzigjährige Kampf um Rom. Der Wechsel des Kriegsglücks kann hier nicht geschildert werden. Das Resultat war die Unterwerfung Italiens — die Wiederherstellung der Reichseinheit.

Nicht weniger großartig angelegt war Justinians innere Politik. Für das zu einigende Reich Justiz und Verwaltung neu zu organisiren und durch geordnete einheitliche Gesetzgebung auf allen Rechtsgebieten den centrifugalen Kräften entgegenzuwirken, das war der Grundzug von Justinians innerer Politik.

Höchst eigenartig, für unsere modernen Anschauungen kaum faßbar war der Rechtszustand zur Zeit der Thronbesteigung Justinians. Die Zwölftafelgesetze, die Comitial- und Volksbeschlüsse aus der republikanischen Zeit, die Volks- und Senatsbeschlüsse aus den ersten Jahrhunderten des Principats, das prätorische Edict in der Redaction aus Hadrians Zeit bildeten die Unterlage des altrömischen Rechts. Aber auch nur die Unterlage. Die Zwölftafelgesetze und die älteren Comitial- und Volksbeschlüsse lagen sprachlich schon dem ersten Jahrhunderte des Principats viel zu fern, um ohne Commentar von den Beamten und Geschwornen verstanden zu werden. Dasselbe Geschick muß etwa im dritten Jahrhundert die in der julianischen Fassung zum Gesetz erhobene Edictsredaction

Digitized by Google

getroffen haben. Auch war die Rechtsentwickelung nicht auf dem Standpunkt dieser alten Gesetzes- und Edictssätze stehen geblieben. Längst hatte sie durch das conservative Mittel einer generalisirenden, die alten Sätze den neuen Bedürfnissen künstlich anpassenden Interpretation das geschriebene Wort überwunden. Das war die große That der römischen Jurisprudenz und ihrer Literatur. So kam es, daß man in späterer Zeit nicht mehr die Gesetze selbst anwendete, sondern die Juristenschriften, in denen die ursprünglichen Rechtsquellen commentirt, interpretirt und umgebildet waren. Das ganze Recht der ältern Stufe war nicht mehr praktikabel in der ursprünglichen Gestalt, sondern nur mehr in der Form der Juristenschriften. Diese waren die ausschließliche Quelle der Erkenntniß des alten Rechts geworden. Solcher Juristenschriften gab es die Unmasse und naturgemäß wimmelten sie von Controversen. Wohl wurde der Versuch gemacht, durch Gesetze in die Benutzung der juristischen Literatur einige Ordnung zu bringen, aber der Zustand blieb trostlos und die Rechtsquellen blieben unübersehbar. Schwerlich hat es außerhalb der beiden Hauptstädte des Reichs jemals eine Stadt gegeben, wo auch nur der größere Theil der patentirten Juristenschriften zu finden gewesen wäre.

Eine zweite Gruppe von Rechtsnormen, das neue Recht, entstammte den Kaisergesetzen neueren Stils. Mit dessen Auffindbarkeit stand es ein wenig besser, aber nicht gut. Im vierten Jahrhundert waren zwei Privatsammlungen veranstaltet worden. Unter Theodosius II. folgte die erste officielle Sammlung; sie stellte aber nur den officiellen Bestand der seit Constantin ergangenen Kaisergesetze fest. Für die frühere Zeit war man nach wie vor auf die Privatsammlungen angewiesen. In den vorhandenen Sammelwerken standen die Rescripte, Mandate und Edicte der verschiedenen Epochen unvermittelt und unausgeglichen neben einander. Abschriften dieser Sammelwerke dürften schwerlich bei allen Behörden vorhanden gewesen sein.

In dieses Chaos galt es Ordnung zu bringen. Justinian begann mit der Gruppe des neueren Rechts. Schon im ersten Jahre seiner Regierung ließ er eine officielle Sammlung der Kaisergesetze unter Ausscheidung veralteter Constitutionen herstellen und erklärte alle nicht aufgenommenen Gesetze für aufgehoben. Im folgenden Jahre begann er die weit schwierigere Arbeit, die Fertigung einer Sammlung des alten Rechts. Er beauftragte seinen Staatsminister Tribonianus und eine von diesem vorgeschlagene Commission von Rechtsgelehrten und Advocaten, das in den Juristenschriften zerstreute Material nach dem System des julianischen Edicts zu ordnen, dabei Veraltetes wegzulassen und diejenigen Aenderungen vorzunehmen, welche zur Beseitigung von Widersprüchen und zur Uebereinstimmung mit dem neueren Kaiserrecht nöthig wären. Eine äußerst schwer zu lösende Aufgabe! Justinian selbst taxirt das zu bearbeitende Material rund auf zweitausend Werke und auf drei Millionen Zeilen. Welche Herrschaft über dies colossale Material gehörte nur dazu, um Widersprüche zu vermeiden! Welche Fülle von historischen Kenntnissen, um zu wissen, was veraltet, was zu ändern war! Welcher Scharfsinn, um den richtigen Platz für das Excerpt im Systeme zu finden! In Subcommissionen eingetheilt, ging die Commission an die Arbeit und vollendete sie in der unglaublich kurzen Zeit von drei Jahren. Daß dabei

Digitized by Google

Ungenauigkeiten unterliefen, daß widersprechende und antiquirte Excerpte aufgenommen wurden, daß sich Wiederholungen und unrichtige Einreihungen ins System vorfinden, darf viel weniger Wunder nehmen, als daß die Zahl der Ungenauigkeiten, Widersprüche und Versehen keine größere geworden ist.

Gegen Ende des Jahres 533 wurde das neue Gesetzbuch, die Digesten, an die Behörden versandt und vom 30. December 533 an in Kraft gesetzt.

Gleichzeitig wurde ein officielles Lehrbuch zum ausschließlichen Gebrauch an den Rechtsschulen publicirt, entstanden aus einer Ueberarbeitung des gebräuchlichsten der bisherigen Lehrbücher, der Gaius-Institutionen. Diesem Lehrbuch, den justinianischen Institutionen, verlieh der Kaiser gleichfalls Gesetzeskraft.

Das folgende Jahr brachte eine neue Auflage der ersten Sammlung der Kaiserconstitutionen; hauptsächlich veranlaßt durch die Erlassung tief eingreifender neuer Constitutionen Justinians, welche in dieser zweiten Auflage Aufnahme fanden und die Ausscheidung zahlreicher älterer Gesetze bedingten. Die neue Auflage, der justinianische Codex zweiter Lesung, wurde mit dem 29. December 534 in Geltung gesetzt.

Später folgen noch zahlreiche Einzelgesetze Justinians, die Novellen, aber keine neue Sammlung.

Wollen wir über diese Gesetzgebung urtheilen, so müssen wir moderne Anschauungen bei Seite lassen, sonst würde unser Urtheil ganz schief ausfallen. Um den richtigen Maßstab zu finden, müssen wir uns nach Vergleichungsobjecten aus dem Zeitalter umsehen, in welchem Justinians Gesetzbuch entstanden ist. Solche bieten sich dar in den römischen Gesetzen der germanischen Könige. Nach altgermanischem Grundsatz konnte Jedermann verlangen, nach dem Rechte seines Stammes beurtheilt zu werden. Darum fuhren die ehemals römischen Unterthanen unter germanischer Herrschaft fort, nach römischem Rechte zu leben. Daher behielt das römische Recht im Reiche der Gothen, Burgunder, Franken eine große Bedeutung. Im Ostgothenreich ward es sogar als das gemeine Recht für alle Unterthanen eingeführt. So sahen sich germanische Könige veranlaßt, Aufzeichnungen des römischen Rechts zu veranstalten. Von diesen Gesetzeswerken sind uns drei überliefert, das um das Jahr 500 entstandene römische Gesetzbuch der Ostgothen — edictum Theodorici genannt; das im J. 506 herausgegebene römische Gesetz der Westgothen, und das etwa um dieselbe Zeit verfaßte römische Gesetz der Burgunder. Das ostgothische versucht es mit selbständiger Formulirung. Aber nur das gröbste Material ist zusammengetragen. Von der Kunst der Behandlung, dem Reichthum der Ideen und der Schönheit der Form, welche dem römischen Recht eigen war, ist so ziemlich Alles verschwunden. Das westgothische und das burgundische Gesetz ist nach der Art und Weise des justinianischen Rechtsbuchs gearbeitet. Wie letzteres, so verzichteten jene beiden Rechtsbücher auf selbständige Formulirung und gaben Excerpte aus den römischen Quellen, welche mit dem Stoff auch die classische Form bewahrten. Das westgothische ist besser gearbeitet, als das ostgothische und das burgundische. Spanien und das südlich der Loire gelegene Gallien, welches bis 506 dem Westgothenreich gehörte, hatte mehr von der römischen Cultur bewahrt, als die den Heerzügen der Völkerwanderung ständig exponirten Territorien. Dem König Alarich standen

Digitized by Google

bessere Kräfte zur Verfügung, als den östlichen Germanenreichen. Aber auch diese Gesetze beschränken sich auf einen sehr kleinen Quellenkreis. Die Ueberlieferung ist namentlich im burgundischen Gesetz unzuverlässig, roh und dürftig; sie macht den Eindruck, wie wenn unkundige Hände aus reichem Schatze das Nächstliegende aufgerafft und auf gut Glück zusammengefügt hätten. Besser ist die Ueberlieferung im weströmischen Gesetze. Aber von all' der reichen Literatur sind außer den Constitutionensammlungen nur drei Bücher benutzt. Der eigentliche Schatz der römischen Rechtsliteratur wurde auch von den Redactoren dieses Gesetzes nicht gehoben.

Blicken wir hinüber auf Justinians Gesetze. Welch' andere Anlage des Werkes! Nicht das vereinzelte, zufällig zur Hand liegende, sondern das gesammte überhaupt überlieferte Quellenmaterial wird zur Bearbeitung herangezogen. Aus diesem Material wird eine Masse von Rechtsstoff herausgearbeitet, welche zu dem Rechtsstoff der germanischen Sammlungen wie ein Berg zum Sandhaufen sich verhält. Dickleibigkeit ist kein Vorzug eines Gesetzes; aber Vollständigkeit ist ein wesentliches Erforderniß jeder Codification. Diesem Erforderniß genügte keines der germanischen Gesetze auch nur annähernd, wohl aber das Sammelwerk Justinians.

Und der innere Werth dieser Gesetzgebung! Vom Standpunkt historischer Forschung ist zu bedauern, daß Justinians Juristen oft mit täppischer Hand das Bild altrömischen Rechts verwischt und die reinen Umrisse des altrömischen Rechtsbaues durch modernen Verputz und unharmonischen Anbau verborgen haben. Aber diese selben Juristen haben mit dem römischen Recht eine Wandlung vollzogen, ohne die es schwerlich geeignet gewesen wäre, in der Cultur der europäischen Nationen jene Rolle zu spielen, die es thatsächlich gespielt hat. Seitdem der römische Staat Weltstaat geworden war, hatte das römische Recht begonnen, sich zu entnationalisiren. Neben den auf die engen Verhältnisse einer italischen Gemeinderepublik zugeschnittenen Normen entstanden neue Rechtsgebilde, hervorgerufen durch die Veränderungen des Staates und durch neue Bedürfnisse angegliederter Gebiete. Aber mit zähem conservativen Sinne war das altrömische Stadtrecht neben den Neubildungen fortgehegt worden. Alt- und neurömisches Eigenthum, alt- und neurömische Obligation, alt- und neurömisches Erbrecht standen neben einander, und so künstlich auch zwischen dem alten und neuen vermittelt wurde, ein Gesetzbuch, beladen mit der conservirten Zwiespältigkeit altrömischen Stadtrechts und der neuen Institute, wäre von den künftigen Generationen nicht verstanden und schwerlich als geltendes Gesetz adoptirt worden. Darin liegt das Verdienst der Gesetzgebung Justinians, daß sie die lebensunfähigen Ueberreste altrömischen Stadtrechts vollends über den Haufen warf und an die Stelle der fast auf allen Gebieten herrschenden Zweiheit des alten und neuen Rechts die formelle Einheit des neuen setzte. Dadurch vollendete sich der Proceß der Entnationalisirung des römischen Rechts. Das römische Recht in dieser Gestalt war vorbereitet, zum internationalen Recht der europäischen Völkerfamilie zu werden.

Noch ein anderer merkwürdiger Zug ist im justinianischen Gesetz, namentlich im Privatrecht, wahrnehmbar; das ist die principielle Parteinahme des

Digitized by Google

Gesetzgebers für den armen Mann. Ueberall wird der Schuldner gegen den Gläubiger, der wirthschaftlich Schwache gegen den Starken, die Billigkeit gegen das strenge Recht in Schutz genommen. Das war der Einfluß des Christenthums. Wir Modernen, die in der Atmosphäre eines durch und durch capitalistischen Zeitalters leben, sind geneigt, diese Bestrebungen als Schwächen und die denselben entsprungenen Gesetze als verkehrte Maßregeln zu verurtheilen. Und vom Standpunkt der Gegenwart ist unser Urtheil richtig. Aber im Mittelalter herrschte die andere Strömung und jene Tendenz des justinianischen Gesetzes erleichterte die allgemeine Verbreitung und die Aufnahme desselben als einer Offenbarung höherer Gerechtigkeit. —

Restitution der römischen Weltherrschaft und Schaffung eines einheitlichen, für das Weltreich passenden Rechts waren die großen Ziele der justinianischen Politik. Das erste Ziel wurde nur vorübergehend erreicht. Bald nach Justinians Tod schlug germanische Volkskraft die Herrschaft Roms im Westreich wieder zu Trümmern. Aber das justinianische Rechtsbuch hat fortgelebt und der darin verkörperte Geist des römischen Rechts ist eine jener Culturerrungenschaften geworden, die gleich antiker Kunst und Literatur eine ewige Erbschaft bilden für alle Nationen.

Möge der Geist des römischen Rechts in dem künftigen Civilrecht Deutschlands sich mit germanischem Rechte vermählen. Dann wird das erhoffte Werk hoch über dem römischen stehen. Denn aus der Vermählung der Culturen entspringt der Fortschritt des Menschengeschlechts.

Digitized by Google

Die Berliner Theater.

Anfang Mai 1884.

Die Aufmerksamkeit und Theilnahme des theaterlustigen Publicums ist, wie vorauszusehen war, auch in der zweiten Hälfte der Saison in erster Reihe dem Deutschen Theater zugewandt geblieben. Aber die Entwicklung desselben hat keine der dramatischen und der Schauspiel-Kunst günstige Richtung eingeschlagen. Ob der Mißerfolg der beiden ersten Neuigkeiten, die das Theater uns vorführte: des Wildenbruch'schen Trauerspiels „Der Menonit" und des L'Arronge'schen Schauspiels „Das Heimchen", ob andere Gründe die Leitung der Bühne dazu bestimmten, von der Vorführung neuer Dichtungen abzusehen: genug, das Deutsche Theater hat sich ausschließlich der Darstellung classischer oder doch älterer Repertoirestücke gewidmet. Neuigkeiten hat es uns nur zwei geboten: die Komödie von Oskar Blumenthal „Der Probepfeil" und Calderon's „Richter von Zalamea" in der Bearbeitung von Adolf Wilbrandt. Im Uebrigen hat es mit lobenswerthem Fleiß nach einander von Shakespeare: Lear, Othello, Romeo und Julia, Viel Lärmen um Nichts, von Schiller „Die Räuber", nach der zuerst in Mannheim beliebten Aenderung aus dem Rococo- in das mittelalterliche Kostüm, zur Zeit Maximilian's I., wodurch, für mein Gefühl, der Dichtung die Seele ausgeblasen wird, von Freytag „Die Valentine" aufgeführt: mit großem Erfolg und Zudrang des Publicums. In Einrichtung und Ausstattung, in dem Realismus der Bühneneffecte schließen sich diese Darstellungen auf das Engste der Meininger Weise an, sie verleihen dadurch den bekannten Stücken bald ein neues, erhöhteres Relief, bald ein lebhafteres Colorit und ziehen die Schaulust mächtig an. Mag man auch mit den Einzelheiten der Inscenirung nicht immer übereinstimmen, hier ein Zuviel, dort ein Zuwenig finden und namentlich zwischen den Decorationen und der Kostümirung jene harmonische Ausgleichung, die Durchbildung des Stilprincips und des Localtons bis in die Einzelheiten hinein vermissen, welche die Einrichtungen der Meininger zu etwas Einzigem macht, immer bleibt die Sorgfalt und der Geschmack anzuerkennen, mit der das Deutsche Theater diesen Theil seiner Aufgabe behandelt und löst; eine seiner Einrichtungen: die Verdunkelung der Bühne während der Veränderung der Scene, wodurch der abscheuliche Zwischenvorhang beseitigt wird, hat sich glücklich bewährt und wird allmälig von allen Bühnen aufgenommen werden.

Aber dieses „classische Repertoire" hat, trotz des Kassenerfolgs, den es eine Weile haben mag, zwei schwere Nachtheile im Gefolge: es schädigt die moderne Production in empfindlichster Weise, die mit Recht bei der Gründung des Deutschen Theaters auf Berücksichtigung und Antheilnahme hoffen durfte, es schädigt die Entwicklung der schauspielerischen Kräfte, die dem Theater angehören. Die Ausschließung der modernen Dichtung von dem Deutschen Theater versetzt dieselbe nach dem Untergang des Nationaltheaters, auf dem doch zuweilen, wenn auch in mangelhaftester und fragwürdiger Form, eine und die andere Tragödie eines modernen Dichters erschien, in der Reichshauptstadt halbwegs auf den Aussterbeetat. Das Hoftheater kann nicht alle Neuigkeiten aufführen; die Rücksichten, die es zu nehmen hat, veranlassen es, um nur ein Beispiel

Digitized by Google

zu geben, Spielhagen's „Gerettet", Tempeltey's „Cromwell" zurückzuweisen: Werke, die zweifellos das Interesse des Publicums auf eine Reihe von Vorstellungen hinaus erwecken würden, auch wenn sie nicht die volle Zustimmung desselben fänden. In Berlin gibt es kein Theater, sie darzustellen, während in Paris Dichtern von diesem Namen drei, vier Theater zur Verfügung stehen würden. Denselben lähmenden Einfluß übt die classische Spielerei auf die Schauspieler aus. Die Hauptrollen in den classischen Stücken sind schon vor Jahren von den Hauptdarstellern gespielt worden: es sind mehr oder minder alte Schul- und Paradepferde, die sie reiten, und die Nebenrollen werden, in der Ueberstürzung, mit der in jeder Woche ein classisches Drama „herausgebracht" wird, so ungenügend, so unausgeglichen durchgeführt, daß weder von einem fein abgewogenen Ensemble, noch von einer harmonischen Gesammtwirkung die Rede sein kann. Den Mangel an bedeutenderen schauspielerischen Talenten vermag auch das Deutsche Theater nicht zu überwinden und nach wie vor weisen seine Aufführungen die Kluft auf, die zwischen Fr. Niemann, Frl. Haverland, Hrn. Barnay, Hrn. Kainz, Hrn. Friedmann und den Anderen gähnt. Die Erkenntniß, daß bei diesen leitenden Grundsätzen sein Talent zu kurz kommen, ja seine ganze Thätigkeit aufgehoben werden muß, hat wahrscheinlich im letzten Grunde Friedrich Haase bestimmt, aus der Gesellschaft zu scheiden: mit ihm hat sie die schöpferische Kraft für das moderne Lustspiel und die Sittenkomödie verloren.

Gleich bei der Aufführung des Lustspiels in vier Aufzügen von Oskar Blumenthal „Der Probepfeil", Sonnabend, den 22. December 1883, zeigte sich dieser Mangel: welch' andere lebensvollere und charakteristischere Figur würde Friedrich Haase aus dem Baron Leopold von der Egge gestaltet haben, der den schwierigen diplomatischen Kampf mit einer listigen Kokette zu führen hat, einen in süßer Jugendefelei verliebten Neffen aus ihren Schlingen zu befreien, als Hr. August Förster, der in der Langenweile und der verblaßten Onkelei stecken blieb! Gegenüber den früheren Lustspielen Blumenthal's: „Unsere Abgeordneten", „Die Teufelsfelsen" bekundet das neue einen bedeutenden Fortschritt nicht nur in der künstlerischen Technik, sondern, was ich noch höher schätze, in der Charakteristik der einzelnen Figuren, in der Haltung des Ganzen. Die Arbeit ist sorgfältiger und ernsthafter, der Inhalt gediegener; der herausfordernde und witzelnde Ton, den Blumenthal früher mit stutzerhafter Selbstgefälligkeit aus der Kritik in die Komödie hinübertrug, hat im Allgemeinen der Sprache der guten Gesellschaft Platz gemacht. Der ein wenig gezierte, aber immerhin gefällige Einfall, daß Gott Amor zum Scherz Probepfeile auf jugendliche Herzen abschösse, um — ich weiß nicht recht — die Kraft seines Bogens oder die Widerstandsfähigkeit der Herzen zu prüfen, ist geschickt, geistreich und in lebendig-dramatischer Bewegung, in einer Salonkomödie, durchgeführt. Helmuth von der Egge und Beate von Dohnegg sind von ihrer Kindheit her, durch ihre Verwandten, ihre Freundschaft, ein für einander bestimmtes Liebespaar. Aber Helmuth liegt in den Banden der schönen, etwas überreifen Hortense von Walnack, Beate hat sich in einen polnischen Klaviervirtuosen Bogumil Krasinski verliebt, die gelungenste und am sauberste ausgearbeitete Gestalt, welche von Hrn. Friedmann mit derselben Virtuosität, die er einst im Schauspielhause als Schummrich in Benedix' „Zärtlichen Verwandten" entwickelte, lebenswahr dargestellt wurde. Ein gutmüthiger, listenreicher und weltgewandter Onkel, Leopold von der Egge, weiß die jungen Herzen aus der Falle zu befreien, sie schütteln die Probepfeile von sich ab und sinken einander zärtlich in die Arme. Bildet auch der Kampf Leopold's gegen Hortense, von der er selbst einmal einen Korb erhalten, und Krasinski, den er früher auf einem Schurkenstreich ertappt hat, ähnlich wie in dem Lustspiel „Der Diplomat der alten Schule", den eigentlichen Kern der Handlung, so bleibt doch genügend Raum für die Entwicklung und das Empfindungsleben der beiden jungen Leute; die geschickte Verflechtung ihrer seelischen Wandlung in die ohne ihr Zuthun sich vollziehende Bewegung der Komödie beweist vielleicht am besten das theatralische Talent Blumenthal's. In dem Rahmen der Salonkomödie, deren Hintergrund die satirische Schilderung des gesellschaftlichen Verkehrs, seiner Lügen und Schwächen, des Virtuosenthums und seiner innerlichen

Digitized by Google

Hohlheit abgibt, würde „Der Probepfeil“ einen hervorragenden Platz einnehmen, wenn der Verfasser den komischen Ton fester gehalten und das humoristische Element reiner bewahrt hätte. Er geht meiner Meinung nach zu weit, wenn er den eitlen Gecken Krasinski mit seinem windigen Talent und Ruhm auch noch zu einem Dieb macht — ohne jeden Zusammenhang mit der Blumenthal'schen Komödie ist Ossip Schubin in seiner „Geschichte eines Genies“ auf dasselbe Motiv verfallen — und die kokette, aber liebenswürdige Hortense zu einer lächerlichen Figur herabsetzt. Dadurch erhält das komische Colorit einen grellen Stich in das Tragische. Daß sich ein junges Mädchen in einen Windbeutel verliebt, ist ein richtiger Komödienvorwurf, aber die Sache wird criminalistisch bedenklich, wenn sie ihr Herzchen halbwegs an einen Dieb verliert. Gott Amor sollte mit seinen Probepfeilen sorglicher umgehen! Sieht man von diesem Fehler ab, der die volle Wirkung des lustigen und gefälligen Stücks für den feiner empfindenden Zuschauer beeinträchtigt, ist „Der Probepfeil“ mit der charakteristischen Figur Krasinski's, der Beweglichkeit und Steigerung seiner Scenen, seinem gut und schicklich geführten Dialog eine Bereicherung unseres Lustspiel-Repertoires.

Für das classische Repertoire gilt dasselbe von Calderon's „Richter von Zalamea“, der am Sonnabend, den 26. Januar, zum ersten Mal aufgeführt wurde. Die Bearbeitung, die ihm Adolf Wilbrandt gegeben, empfiehlt sich nach jeder Richtung: durch die treffliche Zusammenziehung und decorative Ausstattung des zweiten Actes, welche die fünf Scenenwandlungen im Text beseitigt, die Verkürzung der komischen Figuren, des Soldaten Rebolledo und der Marketenderin Chispa, des Hungerleiders Don Mendo und seines Dieners Nuno, und die Umänderung des trochäischen Verses in den jambischen. Bei der Einfachheit, Klarheit und Leidenschaft der Handlung kann auch bei einer mittelmäßigen Darstellung die ergreifende Wirkung nicht ausbleiben. Der Conflict zwischen Bauern und Soldaten gibt den Grundaccord, die zwei Grundmotive des spanischen Dramas, die Ehre und die Gerechtigkeit des Königs, gehen als unendliche Melodie durch die bewegte Handlung. Mehr in seinem Kern als in seiner Ausführung ist das Schauspiel dramatisch, den seiner in sich verschlungenen Fabeln Calderon's gegenüber macht es den Eindruck einer dramatisirten Anekdote. Die spanischen Regimenter, die König Philipp II. 1580 nach Portugal sandte, um sich des durch Erbschaft ihm zugefallenen Landes zu versichern, erlaubten sich im eigenen Lande mancherlei Gewaltthätigkeiten, eine derselben, die sich in einem Dorfe Estremadura's zugetragen haben soll, führt uns der Dichter vor. Durchaus episch beginnt er mit einer Schilderung des Soldatenlebens auf dem Marsche und im Quartier und setzt in der nächsten Scene den Gegensatz, das Dorf und die Bauern, in derselben breit behäbigen Weise der Beschreibung vor uns auseinander. Ein Weib bringt dann den schlummernden Zwiespalt zum Ausbruch. Listig weiß sich der Hauptmann Don Alvaro de Atayde, der bei dem reichen Bauer Pedro Crespo im Quartier liegt, Eingang zu der Tochter seines Wirths zu verschaffen, die sich vor den Soldaten in das obere Gestock des Hauses zurückgezogen hat. Ihr Bruder Juan, ein hitzköpfiger Bursche, eilt dem Hauptmann nach und will ihn zur Rede stellen. Der Officier zieht den Degen, da erscheint der Bauer in der Thür und gleich darauf der General des Regiments, Don Lope de Figueroa. In einem knappen, köstlichen Zwiegespräch gerathen nun der General und der Bauer, jeder eifersüchtig auf die Ehre seines Standes, scharf in Worten, in aufbrausender Heftigkeit sich gegenseitig bis zum Fluchen und Donnerwettern erhitzend, aneinander. Während aber zwischen den beiden Alten im längeren Verkehr allmälig der Ausgleich und die Anerkennung sich herstellen und der General im zweiten Acte von dem Bauer wie von einem guten Freunde scheidet, den jungen Juan als Soldaten mit sich nehmend, verhärtet sich das Gemüth Don Alvaro's mehr und mehr in Haß und Verachtung gegen die Bauern, in dem Verlangen, seine böse Lust zu büßen. Gewaltsam entführt er Isabel aus dem Hause des Vaters und raubt ihr in der Nacht im nahen Walde die Ehre. Wie der Zusammenstoß zwischen Crespo und Don Figueroa, ist die Begegnung zwischen Vater und Tochter in der Morgendämmerung, am Beginn des dritten Actes, eine Glanzscene des Stücks. Nur ein Gefühl kennt der Bauer noch: Rache an dem Beleidiger seiner Ehre, und das Schicksal

Digitized by Google

kommt seinem brennenden Verlangen entgegen. Die Gemeinde hat ihn zu ihrem Richter gewählt, Don Alvde ist verwundet in das Dorf zurückgebracht worden: Juan hat ihn im Zweikampf verwundet. Das Aeußerste versucht Crespo, den frechen und stolzen Hauptmann zur Heirath mit Isabel zu bewegen, er bietet ihm sein ganzes Vermögen als Mitgift an, er wirft sich ihm zu Füßen: umsonst, Don Alvde stößt ihn hochfahrend und spöttisch zurück. Da zeigt ihm Crespo den Richter, der Proceß wird eingeleitet, Juan, der sich wieder in das Dorf gewagt, als ein Soldat, der sich an seinem Hauptmann vergriffen, in Gewahrsam genommen, und als der General mit seinem Regiment, klingenden Spiels, mit geladenem Gewehr, vor das Gemeindehaus rückt, die Gefangenen zu befreien, öffnen sich auf Crespo's Wink die Thüren: erdrosselt sitzt Don Alvde auf dem Armensünderstuhl. Den drohenden Kampf zwischen Bauern und Soldaten verhindert in spanischer Komödienweise das Auftreten des Königs. Für die spanischen Dramatiker ist der König die auf Erden verkörperte Gerechtigkeit Gottes, sein Wahrspruch ist Gottes Stimme. So billigt hier Philipp II. nicht nur das Verfahren Crespo's, sondern lobt und ehrt ihn deswegen. Isabel wird in ein Kloster gehen, Juan zieht mit Don Figueroa in den Krieg und Alles ist gut. Eine kräftige, farbige, echt nationale Dichtung, aus der Wirklichkeit voll und rund herausgegriffen, ohne die Verfeinerungen und die Schnörkeleien des Witzes, ohne jene Verwickelungen des Zufalls und die klugen Berechnungen des Verstandes, an und in denen Calderon sonst sein Gefallen und seine Kunst offenbart, kein Drama der Composition nach, nur eine Reihe dramatisch bewegter und ergreifender Scenen, die in ihrer Unmittelbarkeit und Verständlichkeit, in gut abgerundeter Darstellung, in der sich die Figuren des Bauern (Hr. Förster) und des Generals (Hr. Friedmann) kräftig und originell abhoben, das Publicum eine lange Reihe von Vorstellungen hindurch gefesselt haben.

Ungleich entgegenkommender als das Deutsche Theater erwies sich das Hoftheater der modernen Production: von der Mitte December 1883 bis Anfang Mai 1884 hat es fünf Neuigkeiten auf die Bühne gebracht und zugleich dankenswerthe neue Einstudirungen und Inscenirungen: von Shakespeare's „Was Ihr wollt" und Grillparzer's „Der Traum ein Leben" gegeben. Freitag, den 14. December 1883, bot es Ernst von Wildenbruch mit der Aufführung seines fünfactigen Trauerspiels „Die Karolinger" die willkommene Gelegenheit, die kurz vorher im Deutschen Theater empfangene Scharte glücklich wieder auszuwetzen. So wenig Anklang und Zustimmung in weiteren Kreisen „Der Menonit" gefunden, so große Theilnahme erregten „Die Karolinger", obgleich sie dem Berliner Publicum schon durch eine Reihe von Vorstellungen auf der Bühne des Victoria-Theaters, vom Herbst 1881 her, bekannt und vertraut waren. Bei jener Gelegenheit habe ich an dieser Stelle der Dichtung eingehend gedacht. Den historischen Kern bildet der Haß der älteren Söhne Ludwig's des Frommen gegen ihren jüngeren, aus der zweiten Ehe des Kaisers mit der schönen Judith stammenden Bruder. Der Zwiespalt der Söhne, die Schwäche des Vaters, der Ehrgeiz des abenteuernden Grafen Bernhard von Barcelona, die Mutterliebe Judith's, die sie, um sich und ihrem Sohn die Herrschaft zu sichern, zum Ehebruch treibt, weiß der Dichter geschickt und kunstvoll zu einem tragischen Conflict zusammenzuschweißen; seine leidenschaftliche, großwuchtige Sprache in kühnen Bildern, eine Fülle theatralischer Effecte, die durch das Hineinspielen maurischer Elemente: einer arabischen Fürstentochter, die aus Liebe Bernhard über die Pyrenäen bis nach Worms gefolgt ist, und eines maurischen giftmischenden Arztes, eine romantische Färbung erhalten, seine Fähigkeit, die Gegensätze zu einem scharfen Ausdruck zu bringen, die Massen zu gruppiren, verbergen die Mängel und Lücken seines Planes. Die Wiener Kritik hat dem Trauerspiel ein gewisses höheres Gymnasiastenthum vorgeworfen, aber ihr Tadel trifft doch nur die eine Seite der Dichtung: die Schwäche und Jugendlichkeit ihrer Motivirung, das Uebersprudelnde und byronisch Anempfundene in manchen Reden Bernhard's, sie übersieht den großen historischen, an Schiller's polnischen Reichstag im Demetrius-Fragment anklingenden Zug und Ton in den großen Scenen des zweiten Aufzugs. Wie im „Harold" der erste, ist in den „Karolingern" der zweite Act der Gipfel des Stücks. Wildenbruch's Talent drängt zur Darstellung historischer Vor-

Digitized by Google

würfe und Persönlichkeiten; es braucht die Geschichte sowohl als Untergrund wie als Schwungbrett. Seine Phantasie erhebt sich von ihr zu hohem und phantastischem Fluge und kehrt zu ihr, als ihrer mütterlichen Ernährerin, kraftbedürftig zurück. Viele Eigenschaften des Dramatikers besitzt er in reichem Maße: eine frische Naivetät im Ergreifen und Durchführen eines Stoffes, einen kecken und breiten Pinsel in der Ausmalung der Scenen, einen Trompetenklang in der Sprache; was ihm fehlt, ist die schärfere Motivirung und die originalere Charakteristik: seine Helden und Heldinnen haben, von ihrem geschichtlichen Gehalt abgesehen, etwas Verwaschenes und Schablonenhaftes, seine Fabeln kranken an der Vermischung verschiedener, oft entgegengesetzter Motive und entbehren des strengen logischen Verlaufes. Für meinen Geschmack erfüllt das Trauerspiel „Die Karolinger" von allen Dichtungen Wildenbruch's diese letzte Forderung am vollsten, der Conflict, den die Geschichte gibt, wird folgerichtig in gelungener Steigerung und Verwicklung durch die Leidenschaft des Helden zu einem tragischen Ausgang geführt, der Mangel liegt in der Persönlichkeit Bernhard's, der uns weder Sympathie noch Schrecken einzuflößen vermag. Leider ist dem Drama auf der Bühne des Schauspielhauses nicht die Darstellung zu Theil geworden, die ihm gebührte: das kaiserliche Paar, Ludwig und Judith, blieb in Majestät wie an dämonischem Reiz in einem kläglichen Mißverhältniß zu der Absicht des Dichters.

Auch Paul Heyse steht im Drama sicherer auf dem Boden der Geschichte, als auf dem der modernen Gesellschaft. Seine lebhaftesten Bühnenerfolge verdankt er den historischen Schauspielen: Hans Lange, Elisabeth Charlotte, Colberg, in dem dreiactigen Schauspiel „Das Recht des Stärkeren", das am Donnerstag, den 17. Januar, zum ersten Male aufgeführt wurde, ist er über das Novellenmotiv hinaus nicht zu einer geschlossenen Handlung vorgedrungen. Der Consul Koopmans, ein reicher Indier, will dem Recht des Stärkeren, in seinem Falle soll es das Geld und der Verstand sein, gegenüber dem Herzen und der Liebe seiner Tochter zum Siege verhelfen, die natürlich mit ihrer rasch gewonnenen Freundin Candida Lenz, dem interessanten, herbjungfräulichen Mädchen in der Mitte der zwanziger Jahre, die Rechte des Herzens mit allen Künsten des anmuthigen Backfisches vertritt. Zu einem entscheidenden Austrag kommt der Zwiespalt nicht, denn die verwöhnte Liddy entsagt ihrer Jugendliebe zu dem Doctor Lornsen, der sie aus einer schweren Krankheit gerettet hat, als sie erfährt, daß ihr Geliebter der Verlobte Candida's gewesen. Sie findet für die getäuschte Hoffnung in der Liebe zu ihrer Mutter Ersatz, die sie plötzlich, in einer ebenso geschickten wie liebenswürdigen Scene, in der Hindufrau Maja entdeckt, ihrer Wärterin, wie sie bisher geglaubt hat. Daß der alte Herr Koopmans nun von dem herrischen Töchterlein zur Heirath mit Maja gezwungen wird, mag als gerechte Strafe für seine selbstsüchtige Kälte und Härte gelten, aber der eigentlichen Handlung des Schauspiels bringt dieser Umschlag der Motive und des Interesses empfindlichen Schaden. Bei einer strengeren Durchführung seines Gedankens und seiner Fabel hätte der Dichter gerade in der Entdeckung des Verhältnisses zwischen Maja und Koopmans das Mittel finden müssen, Liddy zu ihrem Geliebten zu verhelfen. Dadurch wäre auch Candida aus ihrer schiefen Stellung und von den zwei Seelen in ihrer Brust befreit worden, denn halb liebt sie Lornsen, halb fühlt sie sich zu dem Professor Fernow hingezogen, dessen trockener Humor ihrem ganzen fühlen und verständigen Wesen wahlverwandter ist, als das wilde und unstäte Feuer des eitlen Lornsen. Dasselbe Mißverständniß, das ihre Verlobung getrennt — Lornsen ist auf Candida's verstorbenen Vater eifersüchtig geworden, er wird eben von dem klugen Mädchen für seine Selbstgefälligkeit nicht genügend angebetet — dürfte sich nur allzubald in der Ehe wiederholen. Glücklicher als der Inhalt ist die Form des Heyse'schen Dramas. Die zwei Elemente, aus denen es besteht: das romantisch-fremdländische, das in dem Radebrechen der deutschen Sprache, in der Mischung deutscher und englischer Worte, bald in komischer, bald in sentimentaler Wirkung zu einem sinnlich auffälligen Ausdruck gelangt, und das liebesphilosophische, das der Dichter von seinen Novellen her so vollkommen beherrscht, sind auf dem Hintergrund eines Seebades, Sylt ist gewählt, innig mit einander verwebt. Man erkennt wohl, schärfer zusehend, den Einschlag und die Verknüpfung,

Digitized by Google

aber im Allgemeinen erscheint das Gewebe glatt und eben. Wie Wildenbruch läßt Heyse zu sehr die Sicherheit und Bestimmtheit der Motivirung vermissen. Das Schillernde, was den Reiz der novellistischen Charaktere ausmacht, da ihnen der Zufall die Richtung des Willens und ihrer Entschlüsse vorschreibt, läßt sich nur zu Ungunsten der Wirkung auf die Bühnenfiguren übertragen. Jede Unsicherheit und Unklarheit des Dichters rächt sich hier um so mehr, je weniger er den rettenden Zufall herbeirufen kann. Heyse stellt die Liebe Liddy's zu Lornsen wie ein heftig brennendes Feuer dar, sie muß sterben, wenn ihre Neigung nicht Befriedigung findet, versichert sie wiederholt, um im letzten Act sich trotzdem ohne große Schmerzen in den Verlust des Geliebten zu fügen. So tief ist der Gegensatz zwischen Candida und ihrem Verlobten, daß sie Monate ohne den Versuch einer Verständigung hingehen lassen, nachher genügt eine Unterredung, um die Herzensirrung zu beseitigen. In alle diese psychologischen Feinheiten und Verzwicktheiten vermag das Theaterpublicum dem Dichter nicht zu folgen, sie sind ihrer innersten Natur nach nicht dramatisch, sondern lyrisch, und das nothwendig Unsympathische, das auf der Bühne jeder Mann als Zündhölzchen zwischen zwei Liebesfeuern erregt, wenn die Geschichte ernsthaft, nicht komisch genommen wird, vermehrt noch sein Unbehagen. Dem spröden Stoff gegenüber erwies sich auch die kunstreiche Mache machtlos.

Noch weniger als das Heyse'sche Schauspiel, das wenigstens einige rührende Scenen und in der Gestalt der Liddy eine anmuthige Theaterfigur besitzt, konnte sich Hugo Lubliner's (Bürger) Lustspiel in 4 Acten „Die Mitbürger", das Freitag, den 1. Februar, zum ersten Mal auf der Bühne erschien, die dauernde Theilnahme und einen stärkeren Zuspruch des Publicums erwerben. Nach den „Adoptirten" ist es die schwächste Schöpfung des Autors. Selbst seine findige Phantasie hat ihn diesmal im Stich gelassen: keine Abenteuer, keine Ansätze zu Novellen, keine Anekdoten, eine trockene hausbackene Fabel, ohne jeden romantischen Sauerteig. Das Klingsberg-Motiv ist mit dem Gouvernanten-Motiv verknotet. Der Baron von Kleewitz-Klewitz, ein alter Aristokrat mit einem Stich in das Don Juanthum, will seinem Neffen Hans die bürgerlich-studentischen Formen abgewöhnen und ihn, der auf dem besten Wege ist, ein tüchtiger Gelehrter zu werden, zu einem Lebemann in höherem Stil erziehen. Hans nimmt sich die Lehre des Oheims und den Spott der koketten Frau von Walbeck zu Herzen und fädelt ein Verhältniß mit einer reichen Fabrikantentochter Anna Baumann ein. Zu seinem Unglück verliebt er sich ernsthaft in die Schöne, denn zu der Heirath mit dem bürgerlichen Mädchen will der Oheim, obgleich die Mutter Anna's seine Jugendgeliebte gewesen, seine Zustimmung nicht geben. Er versucht vielmehr, den Neffen nach einer anderen Seite hin zu beschäftigen, und bringt eine Klavierlehrerin Franziska Helder, die im Baumann'schen Hause lebt, dahin, ihm eine Einladung zum Stelldichein zu schreiben. Selbstverständlich ohne Erfolg; Hans wirft das Billet der unbekannten Schönen verächtlich bei Seite, und der Onkel willigt, nach einem längeren Hin und Her, in die Verbindung eines von Kleewitz mit einer Baumann. Darüber ist die großmüthige Franziska, die sich in der ganzen Angelegenheit für ihre Freundin aufopfert, um deren Abenteuer mit dem jungen Baron vor den Eltern zu verbergen, in den unwürdigsten Verdacht gerathen; nur Einer, ihr verschwiegener Liebhaber, Oskar Henning, zweifelt nicht an ihr. Der Arme hinkt und wagt deshalb nicht, ihr seine Liebe zu gestehen, trotz seines Reichthums und trotz der Freundlichkeit, mit der Franziska ihm begegnet. Sie muß sich endlich zu einer Liebeserklärung ihrerseits entschließen, da der blöde Schäfer das erlösende Wort nicht findet. Von der Idee, die im Titel steckt, von unseren lieben „Mitbürgern" — offenbar schwebten Bürger satirische Genrebilder im Stil Sardou's aus „Nos intimes" und „Les bons villageois" vor — ist nur nebenher, bei der Gelegenheit eines Baumann'schen Fabrikjubiläums, die Rede, und die Figuren, die unsere Mitbürger darstellen sollen — auf dem Zettel heißt es: die Handlung spielt in unserer Zeit, in der Hauptstadt —, stammen aus Abdera, aus Kotzebue's deutschen Kleinstädtern. Die Energie, mit der Hugo Bürger sein Ideal, die Behandlung eines deutschen Stoffes, die Darstellung deutscher Verhältnisse in der Form der modernen französischen Komödie, verfolgt, ist jeder Anerkennung

Digitized by Google

werth, aber der Erfolg seiner Stücke hängt, wie bei allen nicht eigentlich schöpferischen, sondern nachahmenden Talenten, nicht sowohl von seiner Arbeit, als von der Wahl eines glücklichen Vorwurfs ab. Themata, wie die, welche er in den Lustspielen „Die Frau ohne Geist" und „Auf der Brautfahrt" behandelte, hat er noch nicht wieder gefunden, und die Concentration seiner Phantasie und seiner Empfindung auf eine einfache Fabel, die sich durch die gegenseitige Reibung der Figuren, nicht durch Drähte und Schrauben von außen her, bewegt, scheint ihm, trotz aller Mahnungen der Kritik, unmöglich zu sein.

Den größten Erfolg bei dem Theaterpublicum errang in dieser Saison neben Moser's „Glück bei Frauen" das Lustspiel in 4 Acten „Roderich Heller" von Franz von Schönthan, das am Dienstag, den 26. Februar, zur Aufführung kam. Künstlerisch betrachtet würde ihm der Rahmen des Wallner-Theaters besser als der des Hoftheaters gepaßt haben. Die Atmosphäre des Schauspielhauses ist zu leicht und fein für Strumpfwirker- und Dachpappen-Fabrikantenfamilien, und wenn die Männer es auch verstehen, den Duft von Bezirksvereinen und Festlichkeiten aus Berlin C um sich zu verbreiten, die Damen strömen immer den Parfüm von Berlin W aus. Dadurch erhält das Ganze einen falschen Ton. Gestimmt ist es auf die kleine Welt des Berliner Mittelstandes, für die Stinde's „Familie Buchholz" mit der guten Stube und der „Gartenlaube" als Lectüre typisch geworden ist. An wirklicher Erfindung, sei es in den Verwicklungen der Fabel oder in den Charakteren, gebricht es Schönthan wie Moser, aber er verfügt wie sein Vorbild über eine staunenswerthe Taschenspielergeschicklichkeit in dem Hin- und Herwerfen bekannter Scenen und Figuren. In „Roderich Heller" spielt wie im „Schwabenstreich" die Literatur eine Hauptrolle. Eine Redaction wird uns vorgeführt, ein Blaustrumpf, ein Redacteur Hagedorn, der sich nach dem kleinen Volz in der Westentasche zu einem Witzbold und Stutzer, um jungen reichen Strumpfwirkerstöchtern den Kopf auf der Pferdeeisenbahn zu verdrehen, ausgebildet hat. Ein Dichter Roderich Heller, der in der Verborgenheit in Zoppot bei Danzig lebt, ist seit Jahren der Genius des Groller'schen Hauses: der Mann wirkt Strumpfwaaren, die Frau, mit dem Storm'schen oder Jensen'schen Namen Norica, liest Roderich Heller, schwärmt für ihn und richtet Salon und Wirthschaft nach seinen Beschreibungen ein. Da in einer seiner letzten Novellen ein Virtuose den Helden abgibt, muß ihr Sohn Rudolf sich auf das Klavierspiel verlegen. Wer malt darum ihr Entzücken, als ihr der Redacteur Dr. Hagedorn, der Freund ihres Sohnes, mittheilt: Roderich Heller werde demnächst in Berlin erscheinen: er ist nicht nur ein großer Dichter, sondern auch ein großer Politiker, und die Fortschrittspartei des Wahlkreises hat ihn zu ihrem Candidaten bei der bevorstehenden Wahl zum Reichstage gemacht. Aber während Frau Norica in Feuer und Flamme für ihren „Dichter" geräth und gleich ein Feuilleton für ihn schreibt, beschließen die männlichen Bewohner des Hauses, Vater und Sohn Groller, diesem Heller, der für sie der Inbegriff des Unausstehlichen ist, bei der Wahl eine Niederlage zu bereiten. Allerlei Späße voll übermüthiger Laune aus dem Wahl- und Redactionstreiben lose verbunden füllen den zweiten und dritten Act. Das Erscheinen Roderich Heller's wirkt wie eine einschlagende Bombe. Er ist der plumpste und ungeschliffenste Geselle, der in seinem Auftreten und in seinen Reden hart an die Grenze der Flegelei und der gemüthlichen Rohheit streift. Frau Norica ist aus all' ihren Himmeln gestürzt, Vater Groller aber schwärmt für den Grobian, der nicht für den Ruhm, sondern für die „Gartenlaube" arbeitet und alle zimperlichen und schriftstellerischen Frauen mit gründlichem Hasse verfolgt. In diese Haupthandlung ist nicht ohne äußerliches Geschick ein Liebesfaden verflochten: Hagedorn liebt Selma Groller, seine Bekanntschaft von der Pferdeeisenbahn her, und kommt, nachdem ein Packet verwechselter Briefe seine Schuldigkeit gethan hat, an das Ziel seiner Wünsche. Auch die gelungenste Erzählung und Beschreibung dieser modernen Lustspiele vermag, bei der Durchsichtigkeit und Windigkeit der Handlung, von dem, was eigentlich dem Publicum daran gefällt, was es anzieht und festhält, keine Vorstellung zu geben, und auf der andern Seite läßt sich weder eine eindringlichere Kritik noch eine Erörterung der künstlerischen Gesetze an sie knüpfen: sie sind nicht für die

Digitized by Google

Kunst, nicht für den Ruhm, sondern nur für das Gelächter der Zuschauer geschrieben.

Eine Ausnahme von der überwiegenden Mehrzahl deutscher Schauspiele macht Richard Voß' Schauspiel in 5 Acten „Der Mohr des Zaren", das am Donnerstag, den 3. April, zum ersten Male aufgeführt wurde. Voll Fehler, in einer wunderlichen Vermischung des Phantastischen und Gigantischen mit dem Trivialen, ohne rechte Vertiefung und Bewegung, hat es doch einen großen Vorzug, den des originellen Wurfes. Richard Voß ist ein dramatischer Dichter in der Gährung, er bietet uns keinen abgeklärten Wein, sondern Most, und was noch bedenklicher ist, er berauscht sich selbst zuerst in diesem Most. Aber in ihm lebt und arbeitet eine ursprüngliche, auf das Dramatische — oder sage ich lieber zunächst noch auf das Melodramatische gerichtete Kraft. Das Berliner Publicum kennt von ihm eine Römertragödie „Die Patricierin", die während eines Gastspiels der Frau Clara Ziegler ohne Erfolg im Herbst 1881 im Victoria-Theater gespielt wurde. Auf den süddeutschen Bühnen sind seine Dramen „Luigia Sanfelice" und „Pater Modestus" wiederholt erschienen. Bei größerer Bildung und Gewandtheit in der Behandlung der Sprache, erinnert er mich in seiner Dichtung auf das Lebhafteste an Emil Brachvogel. Ich wage nicht vorherzusagen, ob ihm ein Treffer wie „Narziß" jemals beschieden ist, aber er theilt mit Brachvogel die Neigung für das Absonderliche, das Sprunghafte in der Charakteristik, die jähen, unvermittelten Uebergänge und die Kunst oder die Eingebung, einen starken theatralischen Effect, ein Erstaunen und Erschrecken des Publicums aus diesem plötzlichen Umschlagen der Stimmung und der Handlung herauszuarbeiten. Alle diese Züge bringt das Schauspiel „Der Mohr des Zaren" zu charakteristischem Ausdruck. Die Idee der Dichtung ist Puschkin entlehnt, der von einem im Seedienst Peter's des Großen emporgekommenen Mohren und seiner Heirath mit einem russischen Edelfräulein erzählt. Für Voß ist dies nur der Ausgangspunkt seines Dramas. Nicht die Thatsache, nicht die Verdienste Ibrahim's, die ihm das Vertrauen und die Neigung des Zaren erworben haben, seine Empfindungen sind ihm die Hauptsache. Sein Mohr ist zuerst und zuletzt ein schwarzer Hamlet, der sich in lyrisch-prächtigen Phrasen über seine schwarze Farbe, sein Schicksal, seine Sklaverei, über das Weltelend ergeht, und das Alles, weil die schöne Natalia Gawrilowna ihn nicht liebt und die Werbung des Zaren für seinen Liebling schnöde zurückweist. In seinem Aerger verbannt der Zar Beide auf eine öde Insel in der Nähe von St. Petersburg, zu dem Schiffer Este Gurko, dessen Weib den besten Kwas bereitet, und gibt ihnen — damit das Stück überhaupt weiter marschiren kann, denn wir sind erst am Ende des zweiten Acts — einen französischen Gecken, den Chevalier St. Lambert, und eine alte närrische Fürstin Wera Lykoff mit. Aber wenn auch die Kuh des Schiffers, wie der Zar es ihm prophezeit hat, schließlich Gras frißt, sobald ihr kein anderes Futter gegeben wird, Ibrahim und Natalia gewöhnen sich auf der Insel dem Anschein nach eben so wenig an einander, wie in Petersburg. Einen Schritt kommen sie sich näher, als Natalia auf die Schiffers-tochter Dunja und Ibrahim, in dem wie ein Hamlet, natürlich auch ein Othello in Miniatur steckt, auf den Chevalier eifersüchtig wird, aber ein ausbrechender, meisterlich geschilderter Seesturm, in dem ein Schiff unterzugehen droht, unterbricht mit melodramatischem Donner und Blitz die weitere psychologische Entwicklung. Der Zar, den Ibrahim aus dem Orkan gerettet hat, während sich der Chevalier eine tüchtige Grippe geholt hat, befindet sich den beiden störrischen Verliebten gegenüber im Anfang des fünften Actes in derselben Lage wie im zweiten: er greift endlich zu dem Mittel, das er gleich hätte anwenden sollen. Ich werde den Mohren morgen nach Afrika zurückschicken, sagt er Natalien; ich stecke die widerspenstige Dirne in ein Moskauer Nonnenkloster, dem Mohren. Dies Wort ist für Beide eine Offenbarung, sie gestehen dem Zaren ihre Liebe und umarmen und küssen sich. Ohne die lyrische Verbrämung, die breite Schilderung des Zuständlichen — des russischen Hofes im ersten, des Lebens in dem Schifferhause im dritten Act, zu dessen Veranschaulichung die Decoration das Ihrige beiträgt — ohne die komischen Figuren der alten Fürstin und des naiven Fischermädchens, St. Lambert's und Gurko's wäre aus diesem

Digitized by Google

dürftigen Stoff nicht einmal dem äußerlichen Umfang nach ein Schauspiel zu schaffen, zu einem wahren kunstgemäßen Drama fehlt ihm Eins und Alles: der tiefere Conflict. Der ganze Zwiespalt zwischen Ibrahim und Natalia läuft auf ein Versteckspiel hinaus. Sie braucht ihr Herz gar nicht zu entdecken, sie hat es längst an den Mohren verloren und will es nur aus Eigensinn weder sich noch den Andern gestehen. Zu dem Fehler im Wesen gesellt sich ein Mangel in der Form: der unausgeglichene Widerspruch zwischen dem Idealismus Ibrahim's und Nataliens und dem Realismus der Uebrigen. Je wahrer und lebendiger uns die Letzteren erscheinen, um so unglaublicher, gezierter und übertriebener die Ersten. Der Zar und der Schiffer, die Fürstin und Dunja reden die Sprache des Alltags, oft sogar die der Gewöhnlichkeit, Ibrahim und Natalia reden beständig wie ein Buch, zuweilen schwungvoll wie aus einer echten Dichtung, zuweilen bombastisch wie aus einer schlechten Nachahmung Shakespeare's. Nur in den komischen Scenen kommt der Zuschauer zur Ruhe, in den pathetischen wird er beständig zwischen Anerkennung und Verdruß, zwischen Theilnahme und Widerwillen hin- und hergeschleudert. Der Contrast zwischen den Helden und ihrer Umgebung ist zu grell, um auch nur annähernd eine Farbenharmonie hervorzubringen. Voß wie Brachvogel fehlen die Mitteltinten, die Uebergangstöne. Gerade die Fähigkeit, die Shakespeare so wesentlich und bedeutsam von seinen Vorgängern und Mitstrebenden unterscheidet. Zu diesen Marlowe's und Green's gesellt sich Richard Voß.

Von den übrigen Theatern ist wenig zu berichten. Das alte Friedrich-Wilhelmstädtische Theater ist nach dem ehemaligen Woltersdorff'schen Theater hinübergewandert, mit seinem Director, seiner Gesellschaft, seinen Decorationen und Operetten; im Walhalla-Theater hat es eine Concurrenzbühne für die Aufführung von Operetten erhalten. Dabei hat die Gattung, was das Libretto betrifft, jede Originalität längst verloren und lebt musikalisch nur noch von Erinnerungen und Walzerrhythmen. Dem Wallner-Theater will weder ein Dichter noch ein Schauspieler erstehen. Der Tod der Ernestine Wegner, der Abgang der Herren Engels und Kadelburg hat es zu einem unheilbaren Siechthum verurtheilt. Wenigstens für diese Saison haben die classischen Dramen in ihrem neuen Ausstattungspomp auf der Bühne des Deutschen Theaters der Berliner Posse und der französischen Komödie einen harten Stoß versetzt. Unter der Ungunst dieser Strömung im Publicum und dem Mangel einer interessanten Neuigkeit aus Paris leidet besonders das Residenz-Theater. Auch das Gastspiel einer so feinen und geistreichen Schauspielerin, wie es Frau Franziska Ellmenreich ist, vermochte ihm nicht Zulauf und Theilnahme zu gewinnen. Die älteren französischen Komödien sind ausgeblaßt und abgespielt, und die neue, die am Montag, den 7. Januar, aufgeführt wurde: „Der Herr Minister", ein Schauspiel in 5 Acten, ist ein so schwacher Aufguß der alten Situationen und Figuren, daß er Niemand mundete. Der Verfasser Jules Claretie hat seinen Stoff zuerst als Roman bearbeitet und ihm dann, im Verein mit Alexander Dumas, die dramatische Form gegeben. Im Inhalt berührt sich „Der Herr Minister" mit Alphons Daudet's „Numa Roumestan": ein Deputirter, der vermöge seiner Beredsamkeit Minister wird und seine gute und brave Frau mit einer abenteuernden Kokette betrügt, ist der Held beider Dichtungen. Bei Claretie, der in der Schärfe der Charakteristik und in der realistischen Schilderung der Pariser Sitten weit hinter Daudet zurückbleibt, ist es die Nichte eines verunglückten Historienmalers, Marianne Kayser, welche die bekannte Rolle der Sirene mit einer leichten Veränderung in der Maske spielt. Während sie aber im Roman die interessante Figur abgibt und für ihre Sünden bestraft wird, zieht sie im Drama als die Gemahlin eines reichen spanischen Herzogs von Rosas ab, der sie merkwürdiger Weise gerade nach einer Scene mit der Frau des Ministers — Adrienne nennt sie vor all' ihren Gästen die Geliebte ihres Mannes: es ist die Scene aus dem Dumas'schen Schauspiel „Die Fremde" zwischen der Herzogin von Septmonts und Noemi — zu heirathen beschließt. Nicht nur an der Abschwächung des Conflicts und der Vertuschung der eigentlichen Natur Mariannens, das Schauspiel leidet, gegenüber dem Roman, auch an einer doppelten Handlung. Neben der Liebes- und Ehebruchsgeschichte läuft eine komisch-satirische

Digitized by Google

Darstellung der Leiden und Freuden eines französischen Ministers. Es fehlt nicht an Seitenhieben auf die republikanische Verfassung, den beständigen Wechsel der Minister, nach den Abstimmungen in der Kammer, auf Bestechungen, Gehaltserhöhungen, Verleihungen öffentlicher Arbeiten, Börsenspeculationen: Anspielungen und Anekdoten, die in Paris ein Tagesinteresse haben und selbstverständlich einen stärkeren Nachhall finden, als bei uns. Dieser satirische Theil der Komödie ist besser und lebenswahrer ausgeführt und ausgestattet, als das Ehebruchsmotiv, dem der Verfasser keinen neuen Vorfall, keine feinere Schattirung abzugewinnen gewußt hat. Dem Präfecten, dem Deputirten, dem Büreauvorsteher, dem Thürsteher und ihren Frauen sieht man die Porträtähnlichkeit an, Sulpice Baudrey, der Minister, Adrienne, seine Frau, Marianne Kayser dagegen sind Schablonen, die kaum hier und da einen individuellen Zug verrathen. Bei der Lustigkeit und Lebendigkeit, mit der die komischen und humoristischen Massenscenen behandelt sind, fällt die Dürftigkeit der Liebesscenen um so unangenehmer auf. Der Mangel einer bewegten Handlung, das Spiel mit den längst verbrauchten Theatermitteln eines Duells, des Austausches von Liebesbriefen gegen eine Geldsumme und was dergleichen ausgenutzte Dinge mehr sind, lassen trotz mancher Feinheit im Dialog und in der Scenenführung eine rechte Theilnahme bei den Zuschauern nicht aufkommen. Es ist freilich schwer, im Rahmen der modernen Sittenkomödie, über die leidenschaftlichen Scenen der Sardou'schen „Fedora" hinauszugehen.

Eine übermüthige französische Posse „Tête de linotte" in 3 Acten von Théodor Barrière und Edmund Gondinet — der geschickte Uebersetzer Emil Neumann hat den Titel in „Zerstreut" umgewandelt — hatte ein besseres Glück: sie wurde am Sonnabend, den 12. April, zum ersten Male aufgeführt. Es ist eine tolle Verwechselungsgeschichte, in der die Decoration des zweiten Actes — eine Junggesellenwohnung mit dem Vorflur, Treppe nach oben und unten, gegenüber der Eingang zu einem Modemagazin — die Hauptrolle spielt. Aus dem Seebade zurückkehrend, vermißt Frau Celeste Champanet, das Hänflingsköpfchen, die — übrigens sehr unschuldigen — Liebesbriefe, die ihr der Secretär ihres Mannes, der blöde junge Herr Jules Carpiquel geschrieben. Die Jagd nach diesen Briefen ist der Inhalt des Stückes: am Schluß desselben findet sie Celeste wohl verborgen in ihrem Mieder. Die Geschichte wird dadurch noch verwickelter, daß Celeste außer an dem Schreiber noch an dem Brasilianer Dom Stefano Ruy-Gomar einen zweiten Anbeter wider ihren Willen hat, und sich, um ihn irre zu führen, vor ihm als die Gattin des Herrn Grimoine ausgegeben hat. Herr Grimoine ist ein Freund ihres Mannes, seine Frau eine ältere Dame, die nun ihrerseits bei den Erklärungen des Brasilianers in Feuer geräth, während ihr Gatte mit einer hübschen Putzmacherin ein Liebesverhältniß unterhält: Fräulein Olympia arbeitet in dem Modegeschäft, das der Klingelthür Carpiquel's gegenüber liegt. Ueber die Verlegenheiten, Ohnmachten und verwirrten Antworten seines Schreibers ist indessen Herr Champanet in Sorge gerathen: er kommt auf den Gedanken, daß der junge Mann in seine Nichte Cäcilia verliebt ist, seine Neigung aber nicht zu bekennen wagt, weil er von früher her ein Verhältniß, eine Fessel hat, die er nicht abzustreifen vermag. Großmüthig beschließt er, ihn davon zu befreien, selbst auf die Gefahr hin, sich selber diese Kette anzulegen. Aus diesem Wirrwarr von Mißverständnissen und Verwechselungen entsteht das ergötzlichste Durcheinander: bunt, frech, launig, voll Hast und Ueberstürzung, welche die Schauspieler ebensowenig wie die Zuschauer zu einem Augenblick des Nachdenkens kommen lassen. Die Möglichkeit des Gelingens beruht ebenso in der Gewandtheit und Fixigkeit des Schauspielers, wie in der Harmlosigkeit des Betrachters. Die Komödie gab einem ehemaligen Liebling des Berliner Theaterpublicums, aus den Anfängen des alten Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters her, Fr. Ottilie Genée, die mehrere Jahre hindurch das deutsche Theater in San Francisco mit Glück geleitet hat, die passende Gelegenheit, sich in der Rolle der Frau Grimoine wieder als komische Kraft zu zeigen und zu bewähren.

Karl Frenzel.

Digitized by Google

Emanuel Geibel.

Spät erst, auf der Fahrt nach Verona, nicht weit von jener sagenberühmten Schlucht über der Etsch, welche noch immer von den Heldennamen Otto's von Wittelsbach und Friedrich Barbarossa's widerhallt, erreichte mich die Nachricht vom Tode Geibel's; und auf der Piazza dei Signori, unter der Dante-Statue, las ich das Gedicht Paul Heyse's, welches bestimmt war, den Lebenden zu feiern, und nun der schönste Kranz seines Grabes ward. Tausend Erinnerungen an den edlen und geliebten Todten, an den Sänger, dessen Mund nun verstummt war, stiegen in mir auf, wie ich da saß auf dem sonnigen Platz, dieser glorreichen Stätte voll von Mittelalter und Renaissance, mit dem blauen Himmel Italiens darüber. Es war der Morgen des Ostersonntags, die Glocken von Sta. Anastasia klangen tief und voll zu mir herüber, und das Licht war golden, der Schatten purpurn und die warme Luft voll vom Geruche des Flieders, der Maiblumen und Hyacinthen.

Da dachte ich an einen Frühlingsmorgen, sechsunddreißig Jahre zurück, ich ein Knabe von fünfzehn Jahren, über mir ein grauer, feuchter norddeutscher Aprilhimmel, vor mir ein Stück niedersächsischer Landschaft, und in der Hand, indem ich dahinging, Geibel's Gedichte. Ich kann die Stelle heute noch bezeichnen, es war auf dem Friedrichswalle zu Hannover, wo man über Wiesen und Wasser ganz schwach in der Ferne die blauen Höhenzüge des Deisters erblickt. Dahin ging ich immer, wenn ich Heimweh hatte; denn hinter jenen Bergen lag meine hessische Heimath. Und da las ich auch zum ersten Male Geibel; es war ein großer Leihbibliothekenband, und ich erinnere mich noch ganz deutlich desjenigen Gedichtes, welches ich als das erste von ihm las. Es hat sich meinem Gedächtniß unauslöschlich eingeprägt —

Wenn die Sonne hoch und heiter
Lächelt, wenn der Tag sich neigt,
Liebe bleibt die goldne Leiter,
Drauf das Herz zum Himmel steigt.

Diese äußeren Merkmale kann ich noch angeben; aber ganz unmöglich wäre mir, die Erregung meines Innern zu schildern, als ich, mit der aufkeimenden Sehnsucht im Herzen, mit dem Räthsel des Lebens noch vor mir, diesen ersten Band Geibel'scher Gedichte kennen lernte. Dieser Geibel war und wird noch lange sein der Dichter der deutschen Jugend — alles Dessen, was in Leid und Lust eine junge Seele bewegen kann, ihres geheimsten Hoffens, Wünschens, Bangens, ausgedrückt in den zarten und reinen Weisen, in welche kein unlauterer Ton sich mischt. Die deutsche Jugend! — ich sollte sagen, wie sie damals war und wie wir sie noch immer uns vorstellen mögen; mit dem idealen Zuge, welcher niemals ganz aus ihr verschwinden wird und welchen wir, die Aeltern, die Bildner und Erzieher des heranwachsenden Geschlechts den Beruf haben in ihm zu wecken, zu stärken, zu erhalten gegenüber den destructiven und negativen Tendenzen der Zeit, ihrer vorwiegend materialistischen

Digitized by Google

Richtung, ihrem Pessimismus und Naturalismus, ihrer Verherrlichung des Fleisches auf der einen und ihrer falschen Naivetät mit Zöpfen und Gretchentaschen auf der andern Seite. In Geibel war Alles echt, bis auf die Sentimentalität, die mir in einem jugendlichen Gemüthe doch viel tausendmal lieber ist, als die Frivolität. Darum hatte Geibel auch eine Entwicklung; er blieb bei dem süßen Gesange seiner Jugend nicht stehen. Die Begeisterung für Deutschlands Herrlichkeit war in ihm nicht durch irgend welchen äußeren Anlaß entzündet worden, sie war nicht von Außen in ihn hineingekommen, sie war nichts Erkünsteltes, Nachgemachtes, das der Mode huldigt. Sie war ursprünglich und das Eigenthum seiner Seele. Wir, die wir damals die jüngere Generation waren, sahen ihn vor unseren Augen zum Mann heranwachsen, zum Sänger männlichen Ernstes und männlicher Gedanken und wir wuchsen mit ihm. Er hatte unsere Jünglingsjahre mit seinen unvergeßlichen Liedern erfüllt — zwischen den Goldschnitt-Seiten seiner Gedichte (denn das Zeitalter ihrer Popularität war angebrochen) lagen die trockenen Blätter weißer Rosen oder ein Stengel Haidekrautes. Er aber, unser Dichter, war uns zu höheren Stufen des Daseins vorangeschritten; der Troubadour unserer Jugend, unserer ersten Liebe und unseres ersten Schmerzes, war der geharnischte Führer und Herold geworden, der deutlicher als irgend ein Anderer, reiner, freier von jeder tendenziösen Beimischung, in einer Art poetischen Frührothe uns das Zukunftsbild des deutschen Reiches zeigte, und wie mit der Stimme des Morgenwindes das Nahen des deutschen Kaisers verkündete — der uns mit Vertrauen zu Kaiser und Reich erfüllte, als Beides noch nicht war, und der es uns mit seinen Liedern begrüßen ließ, als auch dieser Traum, der hehrste seines Lebens, Wahrheit geworden.

Als ich die Universität bezog, waren seine „Juniuslieder" mit ihren kräftigen Zeitgedichten schon erschienen, der verstärkte Klang dessen, was bereits in seiner ersten Sammlung angeschlagen worden — nicht eigentlich politisch, sondern national, wenn der Unterschied gemacht werden kann, d. h. das, was jedem Deutschen, ohne Rücksicht auf die politische Partei, aus der Seele gesungen war. Aber auch die goldene Studentenzeit war voll von seinen Liedern und „Der Ritter vom Rhein", zum Preise des Rheinweins, und das ausgelassen lustige vom Musikanten und Krokodil, „O tempora, o mores", das sich, so viel ich weiß, nur in den Commersbüchern findet, erklangen damals — und erklingen, neben den verwandten Liedern Scheffel's, wohl noch heute — in allen Kneipen.

Um jene Zeit, im Winter 1853, trat ich zum ersten Male, wenn nicht persönlich dem Dichter näher, doch gewissermaßen in seinen Bannkreis. Ich war damals Student in Marburg und von dort holte mich eines Tages der in meinem Vaterlande noch immer unter dem Namen des „hessischen Mäcen" bekannte, wiewohl lange schon (1855 zu Venedig) verstorbene alte, liebe Freiherr von der Malsburg, in Begleitung Friedrich Bodenstedt's, zu einer der vergnüglichsten Reisen ab, welche mit einem längeren Aufenthalte in Eschenberg, dem ehrwürdigen Schloß und Stammsitz der Malsburg, endete. In diesem alterthümlichen Schlosse, in winterlicher Einsamkeit, mit den dunklen Bergen und den Wäldern und dem Schnee ringsum, verlebte ich in Wahrheit zauberhafte Tage. Stundenlang, an den trüben Wintermorgen, saß ich in der Bibliothek, welche mit ihren unzähligen Bänden und aufgehäuften Bilderwerken den ganzen Raum des oberen Stockes einnahm. Hier, elf Jahre vor mir, hatte Geibel gesessen, damals der Gast des edlen kurhessischen Herrn, wie ich es heute war. Hier, in der reichen Collection spanischer Literatur, welche von dem Bruder des Freiherrn, dem als Uebersetzer Calderon's wohlverdienten Otto von der Malsburg stammte, fand Geibel die Anregung und den Stoff zu den spanischen Romanzen, welche gegenwärtig den Schluß des achten Bandes seiner gesammelten Werke bilden. Hier fand er noch mehr. Der Titel des vierten Buchs in seinen Jugendgedichten: „Eschenberg und St. Goar", erinnert wehmüthig an diese Zeit seines Verweilens in dem Schlosse der Malsburg, welches damals noch von einer schönen, jugendlichen Erscheinung belebt ward; und wenigstens zwei von den Gedichten, die dort entstanden sind — zwei der volks-

Digitized by Google

thümlichsten, die Geibel gedichtet: „Wenn sich zwei Herzen scheiden“ und „Wo still ein Herz voll Liebe glüht“ — erzählen eine Geschichte, von der wir nur, in des Dichters eigenen Worten, sagen wollen: „O rühret, rühret nicht daran . . .“

Eines der interessantesten Bücher in der Bibliothek war für mich das Fremdenbuch, in welches Alle, die jemals die Gastfreundschaft dieses Hauses genossen, sich eingeschrieben hatten. In diesem Buche fand ich auch ein Gedicht von Geibel, welches er in keine seiner Sammlungen aufgenommen hat; das aber charakteristisch genug ist, sowohl für den Ort als für die damalige Stimmung des Dichters, um an dieser Stelle mitgetheilt zu werden. Hier ist es.

Leb' wohl, du grüne Wildniß,
Leb' wohl, du froher Ort,
Ich trage still dein Bildniß
Im Herzen mit mir fort.
Und wenn der Stürme Tosen
Ins Ohr mir draußen schallt,
Denk' ich an deine Rosen,
Denk' ich an deinen Wald.

Da wird hinweggenommen
Das wüste Lärmen fein,
Da wird es auf mich kommen
Wie stiller Mondenschein.
Und deiner Quellen Fließen,
Und deiner Wipfel Weh'n
Wird wie ein stilles Grüßen
Durch meine Lieder gehn.

Ich erinnere mich noch, wie mich's ergriff, hier die eigene Handschrift des so sehr geliebten Dichters vor mir zu haben — jene schöne, kräftige Handschrift, welche seine Freunde kennen und welche bis zuletzt den kühnen Schwung der Jugend bewahrte.

Lange sollte es dauern, bis ich, um die Mitte der sechziger Jahre, den ersten, an mich selber gerichteten Brief in dieser Handschrift erhielt, in blauer Tinte, deren Geibel sich zu jener Zeit mit Vorliebe bediente und welche ihre Eigenthümlichkeiten noch mehr hervorhob. Viele, herzliche Briefe sind jenem ersten gefolgt und manch' ein bedeutendes von Geibel's späteren Dichtungen war mir vergönnt, zuerst zu veröffentlichen, unter ihnen in der „Rundschau“ die „Seeräubergeschichte“ (Bd. I, S. 339, 1874) und das nachher auf dem Theater erfolgreich dargestellte Sprichwort: „Echtes Gold wird klar im Feuer“ (Bd. XI, S. 1, 1877).

Aus der Zeit, wo ich den „Salon“ redigirte, bewahre ich noch ein Manuscript von seiner Hand, mit einer Correctur am Schlusse, die auch für weitere Kreise merkwürdig sein dürfte. Ich hatte den verehrten Freund, der damals noch nicht definitiv nach Lübeck übergesiedelt war, sondern zwischen seiner Vaterstadt und München abwechselte, um ein Eröffnungsgedicht für die neue Zeitschrift gebeten, und er sandte mir den „Ruf über den Main“, der nachher in den „Heroldsrufen“ seine Stelle gefunden hat. Man muß sich die Situation vergegenwärtigen. Es war im October 1867: zu Berlin tagte, in seiner ersten Session, der Reichstag des Norddeutschen Bundes, und es handelte sich um die nationale Einigung mit den süddeutschen Staaten, welche zunächst im Zollparlamente ihren unvollkommenen Ausdruck finden sollte. Baden hatte mehr gewünscht: es hatte seine Bereitwilligkeit zu erkennen gegeben, „in Gemeinschaft mit den Nachbarn südlich vom Main“, in den Nordbund einzutreten; aber in Württemberg und Bayern that sich ein sehr entschiedener Widerstand dagegen kund, „über den Main zu gehn“, wie man damals sagte, und Bismarck hatte in der Adreßdebatte des Norddeutschen Reichstags (24. September 1867) erklärt, daß er den Passus der Adresse, welcher von der „Herbeiführung der den Süden und Norden um-

Digitized by Google

fassenden Verbindung" sprach, nicht so auffasse, „als ob der Norddeutsche Reichstag die Regierung damit wider ihre eigene Ueberzeugung zu einer rascheren Action . . . drängen wolle" [1]). Gleichzeitig aber war in beiden Ländern von Seiten einer gewissen Partei, in Bayern eine heftige Agitation gegen die neue Zolleinigung, in Württemberg gegen das Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen ins Werk gesetzt und von den beiderseitigen Regierungen, unter der Pression Bismarck's, nur mit Mühe überwunden worden. Bismarck hielt streng an den Verträgen: er wollte nicht weniger, aber auch nicht mehr. In diesen Moment traf das Gedicht des Freundes aus München, welcher die „raschen Allemannen", „ernsten Schwaben" und „löwenherzigen Bayern" laut aufrief, „die dumpfen Schranken" einzureißen; dann an Eberhard erinnerte, „der großen Sinns die Krone, darnach er selbst begehrt, des Nordens starkem Sohne darbot am Vogelherd", und also schloß:

O laßt sein Bild euch mahnen,
Was deutsche Treu' vermag!
Zieht hin mit euren Fahnen
Zum schönsten Sühnungstag.
Und bringt, die uns verloren,
Doch nie vergessen war,
Dem Haupt, das Gott erkoren,
Die Kaiserkrone dar!

Dieser kühne Appell schien mir, unter den gegebenen Verhältnissen, etwas gewagt und keinesfalls mit den Ansichten übereinzustimmen, welche der Leiter der deutschen Politik soeben erst vor der ganzen Nation feierlich ausgesprochen. Ich theilte dem Dichter meine Bedenken mit, worauf er mir umgehend, aus München, 1. November 1867, das Nachstehende schrieb:

„Verehrter Freund!

Gestern erhielt ich Ihre gütigen Zeilen und beeile die Antwort. Ich gebe — offen gestanden — die „Kaiserkrone", die poetisch und politisch die Spitze des Gedichts bildet, ungern auf. Da Sie jedoch aus Opportunitätsgründen eine andere Wendung wünschen, so schlage ich für die Schlußstrophe die folgende ganz unbedenkliche Fassung vor:

O laßt sein Bild euch mahnen
Und zieht aus Süd und West,
Zieht hin mit euren Fahnen
Zum schönsten Sühnungsfest,
Und jedem Groll entsagend
Beschwört mit Herz und Bund,
Im Kreis der Boten tagend,
Den neuen Bruderbund!

Dann würde ich aber wünschen, daß unter der Ueberschrift das Datum „October 1867" angegeben würde, so daß das Gedicht klar als eine Frucht der letzten harten Kämpfe dahier erscheint."

In dieser Schlußfassung ist das Gedicht zuerst erschienen; in der Gesammtausgabe jedoch hat Geibel den ursprünglichen Text (mit Ausnahme der Aenderungen in der zweiten und vierten Zeile, die in der That Verbesserungen sind) wiederhergestellt und den von mir berichteten Hergang in einer Note angedeutet [2]).

Gesehen habe ich Geibel nur ein einziges Mal in meinem Leben, im April 1878, als ich zum Besuch eines gemeinsamen Freundes, des Herrn Senators Klügmann, auf einen Tag von Hamburg nach Lübeck hinüberreiste. Geibel war mit auf den

[1]) Ludwig Hahn, Fürst Bismarck. I, 713.
[2]) Band IV, S. 236.

Digitized by Google

Bahnhof gekommen, um mich zu empfangen, und mit einer Art freudigen Schrecks erblickte ich die Gestalt des Dichters, die ich sofort erkannte, wiewohl ich nach dem Bilde mir eine ganz andere Vorstellung von ihm gemacht hatte. Wie ein alter Freund — der er mir ja auch war seit meinen Jünglingsjahren — kam er mir entgegen. Man weiß, wie lange Geibel körperlich gelitten. Aber er machte, wie er so vor mir stand, nichts weniger als den Eindruck eines Kranken; er sah viel gesunder, selbst kräftiger aus, als ich jemals für möglich gehalten, und namentlich hatte sein strahlend blaues Auge etwas Jugendliches, etwas Gewinnendes, das einen großen Zauber übte. Wir sprachen, indem wir unter den Giebelhäusern der alten, guten Stadt dahinschritten, zu deren Ruhm er so manches Lied gesungen, von Dem, was uns zunächst berührte, von Eschenberg und dem damals schon seit dreiundzwanzig Jahren todten Freiherrn von der Malsburg — wir gedachten der alten Zeiten und der alten Bekannten und immer, während er sich lebhaft unterhielt, bemerkte ich, wie die jungen Damen Lübecks stehen blieben, um ihn zu grüßen, und wie er ihren Gruß freundlich erwiderte. So hab' ich ihn zuerst und zuletzt gesehen, unter dem sonnig blauen Aprilhimmel seiner Heimath, mit den Thürmen und Kirchen und Kaufhäusern Lübecks im Hintergrund und umringt von der blühenden Schar der Jugend, die sein Gedächtniß nicht sterben lassen wird.

Diese auch ist die letzte in der Reihe der Erinnerungen, die mir vorüberzogen an jenem goldnen Ostermorgen, als ich in Verona zu den Füßen Dante's saß — desselben, den auch er in einem seiner frühesten Gedichte gefeiert:

Einsam durch Verona's Gassen wandelt' einst der große Dante,
Jener Florentiner Dichter, den sein Vaterland verbannte —

Nein! — Ihm, unserm Dichter, ist ein glücklicheres Loos gefallen; an seinem Grabe in der Heimath, in der er gelebt hat und gestorben ist, stand trauernd das Vaterland und das deutsche Kaiserhaus hat den Lorbeer darauf niedergelegt.

Eine Hand, die dazu berufener ist, als die meine, wird im nächsten Hefte dieser Zeitschrift das Bild des Dichters zeichnen, wie er den Besten seiner Zeitgenossen erschien und voraussichtlich in der Geschichte der deutschen Literatur leben wird. Was hier geboten worden, ist nur der verspätete Tribut eines dankbaren Herzens. Inzwischen aber, bis das Denkmal sich erhebt, welches in seiner Vaterstadt geplant wird, möge hier an das Denkmal erinnert werden, welches er sich selber errichtet — die Gesammtausgabe seiner Werke, deren Vollendung zu erleben ihm eben noch beschieden war[1]). In diesen acht Bänden ist Alles enthalten, was er geschaffen — es ist das Werk und die Summe seines Lebens, und — von der Verlagshandlung sehr würdig ausgestattet — das Vermächtniß, welches der sterbende Dichter seinem Volke hinterließ.

Berlin, am 11. Mai 1884. J. R.

---

[1]) Emanuel Geibel's Gesammelte Werke. In acht Bänden, Stuttgart. Verlag J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1883.

Digitized by Google

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Mai.

Die Chronik des letzten Monats hat eine ganze Reihe von Vorgängen aufzuzeichnen, die der Beachtung nicht unwerth sind: den Charakter eines Ereignisses hat keiner derselben angenommen. Wenn die Könige nicht bauen wollen, bleiben auch die Kärrner unbeschäftigt, — wenn die Leiter der großen Politik darüber einig sind, an dem bestehenden Zustande nicht mehr zu ändern, als unvermeidlich ist, so nehmen Dinge, die an und für sich danach angethan gewesen wären, an der Ruhe des Welttheils zu rütteln, einen friedlichen Verlauf. Damit ist die Signatur der gegenwärtigen Weltlage bezeichnet. Nirgend wird daran gedacht, die außereuropäischen Händel, mit denen die Staaten des Westens beschäftigt sind, auf Unkosten derselben auszubeuten; im Osten sind alle Anstrengungen darauf gerichtet, die Dinge in den Geleisen zu erhalten, die denselben vom Congreß von 1878 angewiesen worden, — das mittlere Europa aber beschäftigt sich ausschließlich mit inneren Angelegenheiten, die das Zusammenleben der Culturvölker dem Anschein nach nicht berühren. An den Lasten, welche die moderne Entwicklung auf sie häufte, haben alle Völker genugsam zu tragen, um einer Erhöhung derselben aus dem Wege zu gehen und eine Wiederkehr der Erschütterungen zu vermeiden, die einander 1859 bis 1878 in beinahe ununterbrochener Kette gefolgt waren.

In der sogenannten großen Politik ist die von der Londoner Regierung ausgegangene Einladung zu einer die ägyptischen Finanzschwierigkeiten betreffenden Conferenz die Hauptangelegenheit des Tages gewesen. Einen Augenblick schien es, als ob das Zustandekommen dieser Berathung an den Bedingungen scheitern werde, von denen Frankreich seine Betheiligung an derselben abhängig machen wollte. Während die übrigen Regierungen darüber einig waren, dem Programm der Verhandlung möglichst enge Grenzen zu ziehen, wünschte das Pariser Cabinet über Englands ägyptische Zukunftspläne unterrichtet zu werden und zu erfahren, ob dieselben einer Wiederherstellung des französischen Condominiums für alle Zeiten präjudiciren sollten. Ob es gelingen wird, eine Formel zu finden, welche diese auseinandergehenden Forderungen vereinigt, läßt sich noch nicht übersehen, — die Neigung, es nöthigenfalls auf einen offenen Bruch mit dem ehemaligen Verbündeten ankommen zu lassen, hat sich bei den Franzosen indessen soweit vermindert, daß das Zustandekommen der Conferenz leidlich gesichert erscheint. Vornehmlich dürfte das durch die Erwägung bedingt worden sein, daß über die Zukunft Aegyptens überhaupt erst zu reden sein wird, wenn die Ereignisse im Sudan zu einer Art von Abschluß gelangt sind. Das Hauptverdienst um diese Wendung im Sinne der Mäßigung gebührt dem französischen Botschafter in London, Herrn Waddington, der seine Landsleute von überstürzten Entschließungen zurückgehalten und auf die möglichen Consequenzen hingewiesen hat. — Inzwischen hat die Regierung Ferry's in Sachen Tonkings einen Erfolg erzielt, der ihr mindestens für die Dauer einiger Monate dem Parlamente gegenüber uneingeschränkte Freiheit des Handelns in den auswärtigen Fragen sichert. Der die Friedlichkeit der Pekinger Stim-

Digitized by Google

nungen bezeugenden Abberufung des Marquis Tseng ist die Nachricht von dem Abschluß des Friedens von Tientsien auf dem Fuß gefolgt. Daß der Inhalt dieses Uebereinkommens alle Erwartungen übertrifft und einen Triumph der französischen Kriegs- und Staatskunst bedeutet, werden auch die eingefleischtesten Gegner der Republik nicht bestreiten können. China hat sich entschlossen, nicht nur den durch die letzten Siege beträchtlich erweiterten französischen Besitzstand in Annam, sondern außerdem den Vertrag vom 18. August v. J. anzuerkennen, durch welchen die annamitische Regierung sich unter französische Schutzherrschaft gestellt und ihre sämmtlichen auswärtigen Angelegenheiten in die Hände derselben gelegt. Eine Contribution für den den Vertheidigern von Bac-Ninh geleisteten Vorschub ist dem himmlischen Reiche allerdings nicht auferlegt, dafür aber ein ungleich werthvolleres Zugeständniß desselben erzielt worden. Drei große Provinzen (Kuanglung, Yünnan, und das am oberen Sikiang belegene Kuangsi) mit einem Gesammtumfange von etwa 13,000 Quadratmeilen sind dem französischen Handel nun (wie es scheint diesem allein) geöffnet worden. — Entspricht die Durchführung des Vertrages, der diese großen und wichtigen Zugeständnisse enthält, seinem Inhalt, so sind die der Tonking-Expedition gebrachten Opfer überreichlich verzinst und Löcher in die Mauer der chinesischen Abschließung geschlagen worden, deren Umfang Alles übertrifft, was seit zwanzig Jahren in dieser Hinsicht geleistet worden. — Es begreift sich wohl, daß der Eindruck, welchen diese Nachricht in London gemacht hat, ein tiefgehender und allgemeiner gewesen ist. Die Kunde von Englands ägyptischen Verlegenheiten ist offenbar bis nach Peking gedrungen; zum Nachgeben haben die Vormünder des jungen Kaisers Kwang Sü sich erst entschlossen, nachdem ihnen berichtet worden, daß für den Fall eines Zusammenstoßes mit den Siegern am Rothen Flusse auf einen Rückhalt an der britischen Macht nicht zu rechnen sei. — Aber auch anderswo hat man sich die durch Mr. Gladstone's Unschlüssigkeit verschuldeten Verlegenheiten des anglo-britischen Reiches zu Nutze gemacht. Der russischen Occupation Merws ist die Räumung der bisher von persischen Truppen besetzt gewesenen, dicht an der Grenze Persiens belegenen turkmenischen Feste Sarakhs auf dem Fuß gefolgt. Rußland hat sich dieses Punktes bemächtigt und dadurch die Möglichkeit gewonnen, bei einem dereinstigen Vormarsch gegen Herat, statt auf dem Wüstenwege, über Merw entlang dem Flüßchen Taschkereud von Askabad nach Sarakhs und von dort in das afghanische Gebiet zu rücken[1]). Noch ist diese Meldung nicht vollständig klar gestellt — ihre Tragweite läßt aber durchaus begreiflich erscheinen, daß der Abfall der britischen Liberalen von der Fahne Gladstone's tägliche Fortschritte macht, und daß man in Paris sicherer und zuversichtlicher denn seit lange aufzutreten vermag. — Trotz der Ungunst der wirthschaftlichen Lage, die durch die Ziffern über den Rückgang des Exports der vier ersten Monate dieses Jahres neu bescheinigt worden ist, darf Herr Ferry darauf rechnen, daß die parlamentarische Mehrheit noch unbedingter wie bisher zu seiner Verfügung stehen und das zunächst bei der bevorstehenden Entscheidung über das Rekrutirungsgesetz bethätigen werde. Campenon's Absicht, das im J. 1875 eingeführte Institut der Einjährig-Freiwilligen wegen der übeln mit demselben gemachten Erfahrungen zu beseitigen und unter der Firma der allgemeinen und gleichen Wehrpflicht das alte Loskaufssystem wieder herzustellen, wird von den „Débats" und einer Anzahl gesinnungsverwandter Blätter allerdings lebhaft bekämpft; die öffentliche Meinung scheint sich indessen den Anschauungen des Kriegsministers zuzuneigen, der sehr genau weiß, daß die höheren Gesellschaftsclassen begierig nach der Gelegenheit greifen werden, mit Hilfe des sog. Wehrgeldes die militärische Dienstpflicht ihrer Söhne los zu werden. Den urtheilslosen radicalen Schwarm glaubt man durch die Vorspiegelung ködern zu können, daß das Freiwilligen-Institut

[1]) Sarakhs liegt südöstlich von Askabad, dem festen Platze, der die Verbindung zwischen dem kaspischen Meere, Merw und dem weiter östlich belegenen bucharischen Gebiete vermittelt, und etwa 18 Meilen südlich von Merw. Die Entfernung zwischen Sarakhs und Herat dürfte wenig größer sein.

Digitized by Google

gegen den Grundsatz der allgemeinen staatsbürgerlichen Gleichheit verstoße und mit dem Wesen einer demokratischen Republik unvereinbar sei. — Trotz der Opposition, welche die Handelskammern Bordeaux', Lyons und anderer Handelsstädte den Campenon'schen Vorschlägen machen, glaubt die Regierung der Annahme derselben sicher zu sein. — Ob auch der Ausfall der letzten, in sämmtlichen Gemeinden des Staats vorgenommenen communalen Neuwahlen als ein Erfolg der Regierung angesehen werden darf, erscheint noch zweifelhaft, da die eigentliche Entscheidung bei den Nachwahlen liegen wird. Bis jetzt zeigen Herr Ferry und dessen Collegen sich durchaus befriedigt. Ueber die in Paris erfochtenen Siege der Radicalen und über die im Westen errungenen Vortheile der Monarchisten tröstet man sich durch den Hinweis darauf, daß im Süden und Osten des Landes die gemäßigten Republikaner die Vorhand behalten und daß sehr zahlreiche Wahlen keinen politischen, sondern einen ausgesprochen communalen Charakter getragen hätten. Außerdem wird geltend gemacht, daß die departementalen Generalraths-Versammlungen über alles Erwarten ruhig verlaufen und daß die beabsichtigten energischen Kundgebungen der mit monarchischen und conservativen Elementen versetzten Schutzzoll-Partei ausgeblieben seien. Die Hauptsache ist indessen, daß die Monarchisten unter dem Druck der Unthätigkeit und Zurückhaltung des Grafen von Paris Neigung und Fähigkeit zur Zusammenfassung ihrer Kräfte eingebüßt haben und daß die immer nichtiger und ohnmächtiger gewordene bonapartistische Partei durch den zwischen den Prinzen Napoleon und Napoleon Victor in aller Stille geführten Streit um den Rest ihres Ansehens gebracht worden ist. — Dem heutigen Frankreich ergeht es in dieser Hinsicht nicht anders, wie dem benachbarten England, wo die Regierung gleichfalls von der Ohnmacht und Unfähigkeit ihrer Gegner lebt, weil die Weiterführung des bestehenden Zustandes für das geringste unter den möglichen Uebeln gilt. Gladstone's würdelose Unschlüssigkeit in Sachen des Sudan und des immer schwerer bedrohten General Gordon wird von den Politikern der verschiedensten Richtungen auf das Härteste verurtheilt; Niemand aber zeigt sich willig, die Erbschaft des Mannes zu übernehmen, der sich über die Gefährdung der orientalischen Stellung seines Landes mit den Erfolgen seiner Wahlgesetzbill und mit der glücklich durchgesetzten Reduction der Zinsen der Staatsschuld tröstet. — Augenblicklich bildet die Conferenz-Angelegenheit den Gegenstand der allgemeinen Präoccupation in England und damit hängt zusammen, daß die Stimmen, welche mit einem Ausbruch des Nationalunwillens über die Preisgebung Gordon's drohten, bis jetzt kein entsprechendes Publicum gefunden zu haben scheinen. Ueber die ägyptische Finanzfrage selbst glaubt man anstandslos hinwegkommen zu können, weil zufolge günstiger Ernteaussichten im Nillande auf Beschaffung der Mittel für die nächste Zinszahlung gerechnet werden kann. Die Schwierigkeit liegt ausschließlich auf dem politischen Gebiete, weil das türkische Verlangen nach Feststellungen über die Zukunft des Landes Frankreichs Weigerungen zum Rückhalt dienen und das Zustandekommen der Versammlung zum zweiten Male in Frage stellen kann. Ein Fiasko solcher Art würde der Regierung allerdings theuer zu stehen kommen, weil es die Gesammtheit der vor Allem an prompter Rentenzahlung interessirten ägyptischen Staatsgläubiger der Opposition in die Arme treiben und dem morschen Fasse der Gladstone'schen Orientpolitik den metallenen Boden ausschlagen könnte.

Daß die Pforte es auf einen directen Conflict mit England ankommen lassen werde, erscheint allerdings wenig wahrscheinlich. Hat man doch eben jetzt am Goldnen Horn mit den Annehmlichkeiten, die ein leidliches Einvernehmen mit und zwischen den Großmächten im Gefolge hat, die angenehmsten Erfahrungen gemacht. So geräuschlos und glatt wie überhaupt möglich ist die Frage nach dem ostrumelischen Generalgouverneur der nächsten zehn Jahre beantwortet worden. Zwar nicht im Sinne einer Wiedererwählung des Fürsten Alexander Vogorides, der zu elfter Stunde mit unbegreiflichem Leichtsinn die Ungunst der russischen Regierung herausgefordert hatte, sondern durch die Ernennung des bisherigen Generalsecretärs der Provinz Ostrumeliens, des Doctors Chrestowitsch — eines politischen Wundermannes, der nach Versicherung der officiösen Blätter die Gabe besitzt, nicht nur den Griechen ein Grieche

Digitized by Google

und den Bulgaren ein Bulgare, sondern außerdem den Türken ein Türke zu sein. Bulgare seiner Abstammung, Grieche seiner Bildung nach, in Constantinopel erzogen und als türkischer Beamter unter dem Namen „Gabriel Effendi" emporgekommen, hat der vierundsechzigjährige Herr fünf Jahre lang zu Philippopel ein Amt bekleidet, das ihn mit den Schwierigkeiten seiner neuen Stellung aufs Genaueste bekannt gemacht hat. Während der Generalgouverneur mit dem Notabelnausschuß in beständigem Hader lag, ist der Generalsekretär mit demselben in erträglich guten Beziehungen geblieben. Einen bureaukratisch geschulten, politisch ungefährlichen und seiner Vergangenheit nach Constantinopel genehmen Mann für die nächsten zehn Jahre an der Spitze der schwierigsten europäischen Provinz des Reichs, dem Schau- und Kampfplatz griechischer und bulgarischer Nationalansprüche, russischer, österreichischer und türkischer Interessen zu wissen, ist für die Pforte von geradezu unschätzbarem Werth. Den unzuverlässigen Alekko Pascha hatte man beibehalten wollen, um nur den Schwierigkeiten einer Auseinandersetzung mit Rußland und der eventuellen Candidatur des von Petersburg und Cettinje aus unterstützten, in Sofia und Belgrad gefürchteten Prinzen Karageorgewitsch aus dem Wege zu gehen, und jetzt ist ein Nachfolger da, gegen welchen (trotz oder wegen seiner politischen und nationalen Farblosigkeit) von keiner Seite Einwendungen erhoben worden sind! — Möglich ist das nur gewesen, weil die im Winter vorigen Jahres erfolgte Verständigung der drei Ostmächte Rußland zu einem vorläufigen Verzicht auf seine großbulgarischen Pläne und zu einem Einvernehmen mit der Pforte bestimmt hatte, das der Regierung Abdul-Hamid's wenigstens für den Augenblick freie Hand gegeben hat. — Danach läßt sich annehmen, daß auch die andere in Constantinopel bevorstehende Wahl mit leidlicher Ruhe vor sich gehen werde. Der ökumenische Patriarch, Joachim III., ist von der griechisch-orthodoxen Synode Constantinopels zur Niederlegung seines Amtes genöthigt worden, weil er sich durch den Rath des russischen Botschafters Nelidow und das Andrängen der türkischen Minister hatte bestimmen lassen, bei Gelegenheit der Entgegennahme seines Berat die Zuständigkeit der türkischen Gerichte in strafrechtlichen Untersuchungen gegen Geistliche seiner Confession anzuerkennen. Thatsächlich ist diese Zuständigkeit bereits früher anerkannt worden und wußte alle Welt, daß der Patriarch dem persönlichen Wunsche des Sultans nachgeben mußte, der gegen Erfüllung desselben die anfangs verweigerte Bestätigung der alten Privilegien des Patriarchen, insbesondere der Competenz desselben in Ehe- und Familienstreitigkeiten griechischer Christen, in Aussicht gestellt hatte. — Vor dem Publicum nahmen die Mächtigen des Fanar indessen die Mienen schmerzlicher Entrüstung über den Wankelmuth ihres Oberhauptes an. Mit diesem Patriarchatswechsel ist es zugegangen wie mit den meisten früheren. Periodisch fühlen die zahlreichen kirchlichen und weltlichen Würdenträger Constantinopels das Bedürfniß nach einer Neubesetzung des Patriarchats, weil dieselbe der Pforte 60 000 Ducaten, den übrigen Betheiligten ebenso erhebliche, wenn nicht größere Summen einbringt. Nach kanonischer Vorschrift soll das Oberhaupt der morgenländischen Kirche nur wegen Hochverraths, unreiner Lehre oder nachlässiger Amtsführung abgesetzt werden können, — eine dieser Todsünden aber pflegt dem jeweiligen Kirchenfürsten regelmäßig nachgewiesen zu werden, wenn die türkischen Minister, die allein wählbaren Metropoliten, der Großlozobeth (Generalsecretär) der Synode oder andere Würdenträger der griechisch-fanariotischen Aristokratie bei einem Personenwechsel gewinnen zu können glauben. Joachim III. war im Jahre 1878 zu seinem Amte erwählt worden, — er hat dasselbe mithin fünf Jahre verwaltet und diese Amtsdauer ist länger als diejenige, welche der Mehrzahl seiner Vorgänger gegönnt gewesen ist. Grund genug, ihn zu beseitigen und der ewig wachen Beute- und Intriguenlust des griechischen Viertels einmal wieder den nöthigen Spielraum zu schaffen. Formell steht das Vorschlagsrecht sämmtlichen Bischöfen des Patriarchatsbezirks und einer Anzahl von Vertretern der „Nation", d. h. der Laienschaft, die Wahl selbst der Synode zu; die Laienvertreter haben ihre „Reclamation" zu geben und der Sultan wählt zwischen zwei ihm vorgeschlagenen Candidaten. Thatsächlich wird die ganze Sache zwischen den der Synode angehörigen Metropoliten und den vier obersten Laienbeamten der „Nation" abgemacht und handelt es sich um ein

Digitized by Google

Geldgeschäft, durch welches der neuerwählte Patriarch bis an den Hals verschuldet und dazu genöthigt zu werden pflegt, seinerseits die Metropolitan- und Bischofsämter nach dem Meistgebot zu vergeben und dadurch den Grund zu den Erpressungen zu legen, mit welchen die griechischen Prälaten ihre Diöcesen von Alters her heimzusuchen pflegen. Bei der Zerrissenheit der griechischen Geistlichkeit und der fanatischen Aristokratie pflegen Neuwahlen im Patriarchat zu Umtrieben und Intriguen aller Art das Zeichen zu geben.

Gegenwärtig, wo des griechisch-bulgarischen Kirchenstreites wegen Rußland und Oesterreich-Ungarn Bosniens wegen an der Patriarchenwahl mitinteressirt sind, gewinnt dieselbe eine erhöhte Bedeutung. Jenachdem das künftige Oberhaupt der morgenländischen Kirche auf die hellenische Präponderanz oder auf die kirchliche Einheit das Hauptgewicht legt, werden sich die Beziehungen zwischen Constantinopel und den dem Patriarchat unterstellt gebliebenen Südslawen Macedoniens, Ostrumeliens und Bosniens freundlich oder feindlich gestalten. Die glänzende Aufnahme, welche der Kronprinz Rudolf und seine Gemahlin während ihres Aufenthaltes in Constantinopel gefunden haben, läßt darauf schließen, daß die österreichisch-türkischen Beziehungen zur Zeit besonders herzliche sind und daß die Pforte sich in den Verlust der beiden Länder gefunden hat, die nur noch in kirchlicher Rücksicht von der türkischen Hauptstadt dependiren. Mindestens ebenso bedeutsam ist es gewesen, daß dem Erben der habsburgischen Krone auch von bulgarischer und rumänischer Seite ein überaus herzlicher Empfang zu Theil geworden ist und daß kein Zwischenfall die zu Ehren des erzherzoglichen Paares veranstalteten Belgrader Festlichkeiten gestört hat. Noch vor wenigen Monaten glaubte der in echter Wolle gefärbte Serbe und Moldau-Wallache sich um die Sache seiner Race nicht besser verdient machen zu können, als durch Kundgebungen energischen Abscheues gegen den Staat, der das vornehmste Hinderniß für die Verwirklichung großserbischer und großbulgarischer Zukunftsträume bildet. Seit die Moskauer Quellen versiegt sind, aus denen diese Weisheit sich schöpfen ließ, hat man sich in Belgrad, wie in Jassy und Bukarest der Nothwendigkeit einer Verständigung mit dem mächtigen westlichen Nachbar nicht mehr entziehen können. In Sofia ist man zu dieser Einsicht freilich auf anderem Wege gelangt; die durch die Sobolew, Kaulbars und Jonin vermittelte äußere Bekanntschaft Bulgariens mit den Eigenthümlichkeiten russischer Politik hat den Grund dafür abgegeben, daß Fürst Alexander I. sich der guten Meinung des Wiener Cabinets zu versichern für nothwendig hielt und daß er bei Gelegenheit seiner letzten Reise nach Deutschland die ihm angebotene Gastfreundschaft in der k. k. Hofburg annahm. Dem Sohne des Prinzen Alexander von Hessen scheint es ähnlich gehen zu sollen wie früher dem Prinzen Karl von Hohenzollern, der zur Zeit seiner Berufung nach Rumänien Gegenstand besonderen Mißtrauens der Wiener Politik war und der dennoch für eine der Stützen des von derselben befolgten Systems galt. Heute, wo der Ausbau des Balkan-Eisenbahnnetzes im Vordergrunde der orientalischen Aufgaben Oesterreich-Ungarns steht und wo der Sultan seine Theilnahme an der Ausführung dieses Werkes aufs Neue zugesagt hat, kann von einer Befestigung der guten Beziehungen zwischen den Regierungen von Wien und Sofia zugleich erwartet werden, daß sie diesem hochwichtigen mitteleuropäischen Verkehrsinteresse direct zu Gute kommen werde. Für die österreichisch-ungarischen wie für die deutschen Indnstriegebiete wird die Herstellung regelmäßiger Schienenverbindungen zwischen Belgrad, Saloniki und Constantinopel von unvergleichlich größerer Bedeutung sein, als die augenblicklich erörterte Angelegenheit der Concessionserneuerung der Kaiser Ferdinands-Nordbahn, in welcher die verschiedenen Parteien des Wiener Abgeordnetenhauses eine Uebereinstimmung gezeigt haben, die mit ihrer sonstigen Zerfahrenheit merkwürdig contrastirt.

Das am 8./20. April gefeierte russische Osterfest hat in diesem Jahre keinerlei Personenveränderungen innerhalb des höheren Beamtenthums, geschweige Ueberraschungen gebracht, die politisch in Betracht kämen. Nach Beschluß der Festwoche ist die Zeichnung der neuen russischen Anleihe, dank der Befestigung der Friedenszuversicht, in überaus erfolgreicher Weise von Statten gegangen —, der Cours des Papiergeldes hat nach Abwicklung dieser Operationen allerdings einen Rückgang er-

Digitized by Google

fahren, sich aber nichtsdestoweniger auf einer Höhe gehalten, die in den Tagen deutsch-russischer Mißverständnisse trotz aller darauf verwendeten Anstrengungen niemals erreicht werden konnte. — Auf dem Gebiete russischer innerer Politik sind lediglich innere Censur-Maßregeln zu verzeichnen, die von der unverminderten Strenge und Entschiedenheit des Tolstoy'schen Regiments zeugen. Eines der thätigsten Organe der russischen kaiserlichen Interessen in der südslawistischen und orientalischen Welt, das von P. Durnowo in Moskau herausgegebene Journal „Wostok" (der Osten), ist auf drei Monate suspendirt worden, weil der Uebereifer der Redaction für die morgenländische Glaubenseinheit sich bis zu einer nach Meinung der Oberpreßverwaltung unzulässig heftigen Kritik des Verfahrens der St. Petersburger Oberkirchenbehörde, des von dem kaiserlichen Vertrauensmanne Pobedonoszew geleiteten „heiligst dirigirenden" Synod vorgewagt und demselben den Vorwurf gemacht hatte, Rücksichten der nationalen und bureaukratischen Uniformität die wichtigsten Glaubensinteressen geopfert zu haben. — Schwerer ist das Loos gewesen, welches die älteste der großen St. Petersburger Monatsschriften, die im J. 1839 von Krajmoski begründete, zur Zeit ihres höchsten Einflusses von dem berühmten Kritiker Wissarion Belinski redigirten „Otetschestwennija Sapiski" getroffen hat. Wegen gewisser Beziehungen zu nihilistisch gesinnten Schriftstellern ist dieses Hauptorgan des vorgeschritteneren „europäischen" Liberalismus auf Befehl des Ministerraths für immer verboten worden. Dieses Verbot schneidet um so tiefer ein, als der von demselben Krajmoski herausgegebene gesinnungsverwandte „Golos" bereits vor zwei Jahren unterdrückt worden ist, und die „Sapiski" seit einiger Zeit das einzige größere Blatt waren, in welchem die Pypin, Saltikow und Genossen zum Wort gelangten. Zur Zeit stehen die größeren Zeitblätter beider russischer Hauptstädte fast ausnahmelos auf der Seite der nationalen Partei, deren verschiedene Spielarten durch den Slawophilen Aksakow (Herausgeber der „Russi"), den bureaukratisch centralisirenden Katkow („Moskauer Zeitung") und das in den verschiedensten Farben schillernde, früher dem Grafen Ignatjew besonders nahestehende Tageblatt „Nowoje Wremja" (Red. Suworin) repräsentirt werden. Unter den Monatsrevuen giebt es nur noch eine, die den „westlichen" Standpunkt mit Entschiedenheit vertritt, den von Stassulewitsch herausgegebenen und wegen seiner maßvollen Haltung geschätzten „Westnik Jewropy" („Europäischen Boten"). Dasselbe Vorwalten der nationalrussischen Strömungen macht sich auch unter dem höheren russischen Beamtenthum und der Generalität in zunehmendem Maße geltend, weil es der alten, deutsch-russischen Schule seit der Mitte der sechziger Jahre an dem entsprechenden Nachwuchs gebricht und die dem baltischen und finnländischen Adel angehörigen Namen in den Militär- und Civilranglisten nur noch ausnahmsweise vorkommen. Einer der letzten Repräsentanten dieser — in Rußland verhaßt gewordenen, in Deutschland rücksichtlich ihres Einflusses vielfach überschätzten — Richtung ist dieser Tage in der Person des dreiundachtzigjährigen Grafen Paul Kotzebue verstorben. Die zahlreichen Söhne des seiner russischen Gesinnung zum Opfer gefallenen Lustspieldichters sind sämmtlich in Rußland zu hohen Würden gekommen. Die beiden ältesten (unter ihnen der Weltumsegler von 1818 Otto v. K.) starben als hochgestellte Marineofficiere, drei andere hatten es zum Generalsrang gebracht, zwei bekleideten höhere diplomatische Stellungen, der jüngste lebt noch gegenwärtig als kaiserlicher Hofmaler. Paul v. Kotzebue, der vierte Sohn des Dichters, zählte bei seinem Ableben zu den höchsten Würdenträgern des Reichs; er hatte in der Türkei, im Kaukasus, in Polen und in Ungarn mit Auszeichnung gefochten, die Belagerung von Sewastopol mitgemacht, viele Jahre lang als Stabschef des Fürsten Gortschakow Polen verwalten geholfen und schließlich in Odessa und in Warschau längere Zeit hindurch als Statthalter fungirt. Er galt für einen tüchtigen und zugleich humanen Administrator und für eine Stütze der deutschen Partei, die als solche freilich längst zu bestehen aufgehört hat und deren Einfluß seit Jahr und Tag nur noch in der Phantasie gewisser nationaler Fanatiker fortbesteht.

Zu den Ereignissen des letzten Monats wird endlich der gelungene Wahlsieg gezählt werden müssen, den die spanische Regierung erfochten hat, nachdem verschiedene Putsche und Militärverschwörungen das Volk auf die Nothwendigkeit strafferen An-

Digitized by Google

ziehens der Verwaltungszügel hingewiesen hatten. Bemerkenswerth ist bei dieser Gelegenheit die Heftigkeit gewesen, mit welcher die Pariser Presse ihre Verstimmung über die Erfolge des conservativen Cabinets Canova's und ihre Sympathien für die Politiker aus der Schule des republikanischen Schönredners Castelar zum Ausdruck brachte. Zur Besserung der spanisch-französischen Beziehungen haben diese Zeugnisse für die angebliche Solidarität der radicalen und republikanischen Interessen ebensowenig beigetragen, wie die neuesten aus Marokko gemeldeten Vorgänge. Die Nachrichten, nach denen der französische Minister-Resident Ordega seine Flagge eingezogen und alle Beziehungen zu der Regierung Muley-Hassans abgebrochen haben sollte, sind allerdings dementirt worden, — eingeräumt wird dagegen, daß der in Tanger residirende Vertreter der französischen Republik mit seinen italienischen, englischen und spanischen Collegen auf außerordentlich gereiztem Fuße steht, daß Frankreich ein lebhaftes Bedürfniß nach Ausbreitung seines Einflusses über die gesammte nordafrikanische Küste verspürt und daß ein Zusammenstoß mit Marokko zu den Dingen gehört, von denen in Pariser Militär- und Regierungskreisen bereits seit Jahr und Tag die Rede ist. Die Stellung der in Marokko führenden Macht wird seit den Tagen von Odonnell's afrikanischen Siegen (1864) bekanntlich von Spanien in Anspruch genommen, das in Tanger dieselbe Rolle spielt, die bis vor wenigen Jahren italienischerseits in Tunis behauptet worden war. Seit Frankreich in diesem Staate Fuß gefaßt, wacht das Madrider Cabinet mit verdoppelter Eifersucht über seinen Rivalen am Mittelländischen Meere. Britischerseits hat man das nicht nur bereitwillig geschehen lassen, sondern die Madrider Eifersucht angestachelt, weil auf solche Weise die französischen Ansprüche in Schach gehalten werden konnten. In Paris ist diese Sachlage um so weniger ein Geheimniß geblieben, als dasselbe Stück bereits am Congo spielt, wo die Londoner Staatsmänner behufs Ausschließung der französischen Concurrenz Portugal vorgeschoben und mit diesem einen Vertrag abgeschlossen haben, der aus Rancüne gegen Frankreich die Anerkennung der hohen, auch für die englische Einfuhr unbequemen portugiesischen Zollsätze ausspricht.

Für die Signatur der Zeit sind diese Eifersüchteleien zwischen den Staaten des europäischen Westens und Südwestens in hohem Grade charakteristisch. Sie haben dazu geführt, daß die „lateinische" Idee ebenso unausführbar geworden ist, wie der von Gambetta mit besonderer Vorliebe genährte Gedanke einer intimen Verständigung zwischen Frankreich und England. Derselbe Politiker, der die Wiedereroberung der 1870/71 verloren gegangenen französischen Gebietstheile für die Aufgabe seines Lebens ansah, ist als Urheber der tunesischen Expedition zugleich der Anfänger der Colonialpolitik gewesen, welche Frankreich seinen südlichen und westlichen Nachbarn dauernd entfremdet und die „Revanche" auf Jahre hinaus noch schwieriger und gefährlicher gemacht hat, als sie an und für sich war. Auf die Verkündigung der französischen Schutzherrschaft über Tunis hat Italien mit dem Anschluß an das deutsch-österreichische Bündniß, England mit der Ausschließung Frankreichs aus Aegypten geantwortet. Die Expedition nach Tonking that das ihrige, damit der eingetretene Riß erweitert wurde und heute haben die Interessen-Gegensätze sich so zugespitzt, daß Frankreich den Engländern in Aegypten, England den Franzosen in Marokko Schwierigkeiten zu bereiten beginnt und daß nur ein Geringes fehlt, damit Spanien in die Reihe der auf antifranzösischer Seite stehenden Mächte tritt. Mit dem verhaßten deutschen Nachbar steht die Republik auf ungleich besserem Fuß, als mit den Staaten, welche sich noch vor wenigen Jahren für Verbündete der Zukunft ansehen zu dürfen glaubten, — das deutsche Reich aber, das vor zehn Jahren Gegenstand des allgemeinen Mißtrauens in Europa war, darf sich freundlicher Beziehungen zu sämmtlichen Nachbarn und einer leitenden Stellung innerhalb der Combination rühmen, auf welcher der Frieden des Welttheils beruht!

Digitized by Google

Literarische Rundschau.

Die Memoiren Murawjew's.

Der Dictator von Wilna. Memoiren des Grafen M. N. Murawjew. Aus dem Russischen. Mit einer biographischen Einleitung. Leipzig, 1883. Duncker u. Humblot.

Die russische Censur befolgt die im Wesen vernünftige Regel, scharf zu unterscheiden zwischen Tagesliteratur und dauernder oder wissenschaftlicher Literatur. Was dem Einen recht, ist dem Andern deshalb nicht billig, denn der Andere ist eben ein Anderer, wie z. B. es ein Unterschied ist, ob eine Zeitung über den polnischen Aufstand von 1863 redet, oder die „Rusklaja Starina", in welcher die obigen Memoiren zuerst abgedruckt wurden. Es ist noch nicht gar lange her, daß man begonnen hat, der Wissenschaft, insbesondere der geschichtlichen Wissenschaft freies Spiel zu geben, und auch heute noch ist diese Muse, soweit sie bestimmt ist die Jugend zu lehren, so verballhornt, daß in gewissen Dingen der Russe die Wahrheit aus seiner Vergangenheit meist weniger kennt, als ein gebildeter Deutscher. Es ist nun freilich schwer, die vorliegenden Denkwürdigkeiten unumwunden für wissenschaftliches Material zu erklären. Denn sie sind so oberflächlich, seicht und unvollständig in Rücksicht auf die Geschichte des Aufstandes von 1863 geschrieben, als man es nur immer von einem solchen Mann erwarten konnte, wie der Graf Murawjew war. Nichtsdestoweniger schildern sie genugsam die Stellung desselben zum Aufstande im Allgemeinen, um als Besiegelung der Meinung gelten zu können, die man längst von diesem Besieger der Revolution sich gebildet hatte; und sie enthalten mancherlei Andeutungen von größerem Interesse über die Stellung, welche das officielle Rußland von 1863 zu dem Aufstande wie zu seinem Besieger einnahm. —

Um indessen nach der Ordnung zu verfahren, hebe ich vorerst die biographische Einleitung hervor, die den Denkwürdigkeiten vorausgeht. Dieselbe gibt dem Nichtrussen manche interessante Aufschlüsse über die Person Murawjew's, seine Familie, seine Wirksamkeit nach Niederwerfung des Aufstandes, und enthält insbesondere Bruchstücke von Schilderungen der durch Murawjew in Littauen hervorgebrachten Zustände, die aus der Feder eines sehr competenten Mannes, des Kowno'schen Gouverneurs Kafnatschejew, stammen. Diese ergänzenden Schilderungen, so wenig ausreichend zu einer objectiven und vollständigen Darlegung der Begebenheiten von 1863 sie sind, tragen doch dazu bei, die unvollständigen und verzerrten Bilder in etwas zu mildern, welche der Leser sonst aus den Aufzeichnungen Murawjew's schöpfen würde, und werden ihrerseits ergänzt durch einige Angaben des Verfassers dieser Einleitung über die Folgen und den wirklichen Werth von Murawjew's Verwaltung.

Die Memoiren selbst zeigen mit ganzer Deutlichkeit zwei Dinge. Daß Murawjew ohne alles Verständniß für die staatsmännische positive Seite seiner Aufgabe war, und daß das damalige Rußland in zwei Meinungen auseinanderging über die brutale

Digitized by Google

Art, mit der Murawjew die militärisch-polizeiliche Seite seiner Aufgabe erfüllte. Murawjew kannte nur zwei Ziele: erst mußte der Aufstand durch eine Schreckensherrschaft gebrochen und dann das ihm unterstellte „nordwestliche Gebiet", die fünf nördlichen Gubernien Littauens, als „altes russisches Erbe" dem Russenthum und der Orthodoxie wieder unterworfen werden. Den ersteren Gedanken führte er energisch durch, und das war vom staatlichen Gesichtspunkt aus sein Verdienst zu einer Zeit, wo selbst die kaiserliche Familie so sehr eingeschüchtert war, daß sie bereits alle Hoffnung aufgegeben hatte, Polen dem Reich zu erhalten, und sehr wenig Hoffnung mehr übrig hatte auf Erhaltung von Littauen. Freilich mit Mitteln, die zum Theil jedem etwas minder roh fühlenden Menschen nicht anwendbar wären, erschienen in einer Zeit, die von Peter dem Großen um mehr als anderthalb Jahrhunderte entfernt war, und in einem Lande, das immerhin cultivirter war als die ähnlich behandelten aufständischen Bergvölker des Kaukasus um zwanzig Jahre zurück. Murawjew verfuhr indessen ungefähr ebenso wie die Besieger der Tschetschenzen, und es ist aus diesen Memoiren erkennbar, daß er mit gutem Bewußtsein Schuldige wie Unschuldige einkerkerte, strafte, verbannte, ihres Vermögens beraubte, denn damit sollten Alle in Schrecken gesetzt werden und das Schreckeneinflößen gehörte zu einem System, auf welches er sehr stolz war. Und allerdings erreichte er damit wenigstens seinen Zweck.

Anders mit dem zweiten Gedanken, dem er folgte: Littauen aus den Krallen des Polenthums und des Katholicismus zu befreien. Murawjew hatte keine Ahnung von der Geschichte des Landes, oder that so, als ob er keine hätte, indem er immer wieder von dem Satze ausgeht, Littauen sei altrussisches Erbe, sei bis 1831 russischer gewesen, als 1863, seine Bevölkerung sei russisch bis auf die Gutsbesitzer und dergl. mehr. Ja, er behauptet ganz harmlos (S. 188), die Landbevölkerung Littauens gehöre größtentheils der orthodoxen Kirche an, eine so offene und vollkommene Unwahrheit, daß sie allein genügte, diesen Retter Rußlands zu kennzeichnen. Und man mag sich darnach leicht die Consequenzen so falscher Voraussetzungen vorstellen bei einem rohen Manne, der nationale Politik machen wollte, und in einem Lande, das ihm völlig in die Faust gegeben war. Die Verwaltung, die Menge von Verordnungen, welche er erließ, sind denn auch bis auf den heutigen Tag die Uebel, an denen das Land krankt. Dieser, seinen Erklärungen nach allein Kluge und Energische in Rußland, verstand eben von Verwaltung durchaus nichts und glaubte seiner Politik nachzukommen, indem er Alles, was nicht russisch und orthodox war, zu Grunde verwaltete, mit Ausnahme des Bauern, der allerdings auch weder russisch noch orthodox, doch von Murawjew dazu erklärt und nun gegen alle andern Volksclassen gehetzt wurde. Es ist ergötzlich hier zu lesen, was dieser Mann für Vorstellungen von seinen längst als irrthümlich und verderblich erkannten administrativen Maßnahmen hatte, von denen die meisten heute wieder aufgegeben sind, einige noch als böse Erinnerung bestehen blieben, viele aber durch ihre nachhaltigen wirthschaftlichen Schädigungen des ganzen Landes das Andenken dieses Mannes belasten. Nur vollkommene Unkenntniß und grobes Vorurtheil konnten so widersinnige „Ordnung" schaffen, wie Murawjew sie in Littauen eingeführt hat, während er sowohl diese tollen Maßregeln als die tolle Schar von russischen, anderwärts unmöglich gewordenen Beamten, die er ins Land brachte, um damit seine Ordnung durchzuführen, für die Summe der Weisheit und für tüchtige russische Männer erklärt. Und diese Banden, die in ganzen Wagenladungen zurück nach Osten geschickt werden mußten, weil sie schon auf der Herreise unterwegs gestohlen hatten, diesen Auswurf Rußlands, mit dem Murawjew das Land zu besiedeln begann, nennt er das „moralisch-politisch-religiöse russische" Element!

Diese Memoiren sind weniger eine Schilderung der Verwaltung und des Zustandes von Littauen, als eine Selbstzeichnung des Verfassers; und sie sind gerade heute von besonderem Interesse, wo die Gesinnungsgenossen dieses Barbaren einen hervorragenden Einfluß in Rußland erlangt haben. Der Leser wird die Gegensätzlichkeit herausfühlen, welche zwischen einem Murawjew und den europäischen Begriffen von Staatsaufgaben besteht. Hier fehlt jeder Sinn für bürgerliches Recht und andere sitt-

Digitized by Google

liche Principien als slavische Unterwürfigkeit und Satrapenwillkür. Ein Murawjew so gut als seine Anhänger von damals und jetzt löschen mit höchster Selbstzufriedenheit Cultur, Wohlstand und Recht aus, um an die Stelle nur russische Beamten, Priester und willenlose Sklaven zu setzen, und was schlimmer ist als Alles, sie vernichten das ohnehin spärliche Rechtsbewußtsein im Volke.

Aus den Memoiren sieht man übrigens auch deutlich, wie wenig erbaut Kaiser Alexander II. von diesem seinem Diener und dessen „moralisch-politisch-religiös-russischer" Wirthschaft in Littauen gewesen ist. Zar Alexander und was sonst civilisirt war in Rußland, wendete sich gern von diesem sonderbaren Staatsmanne ab, dessen größter Triumph der war, von russischen Geistlichen Heiligenbilder als Anerkennung seiner Verdienste zu erhalten.

Zum Schluß will ich indessen nicht unterlassen einzuräumen, daß Murawjew trotz Allem ein Mann war, der von den Einwohnern des ihm unterstellten Landes nicht durchaus für so schlimm gehalten ward, als es scheinen könnte. Man konnte mit ihm in gewisser Weise auskommen, man konnte sich auf sein Wort verlassen, man konnte ihn bis zu gewissem Grade überzeugen; er hatte Menschenkenntniß, und wenn er Jemanden erprobt hatte, verließ er sich auf ihn und dieser konnte sich auf Murawjew verlassen. Er war nicht niedrig, liebte nicht krumme Wege. Das ward anders unter seinem Nachfolger Kaufmann, dessen Name vielleicht verhaßter in dem nordwestlichen Gebiet geworden ist, als selbst derjenige Murawjew's. ....

Berlin, den 28. April 1884.

Erklärung.

In einer Abhandlung der „Revue des deux mondes" vom 1. April 1884 (S. 529), „L'ambassade de Voltaire à Berlin" (unterzeichnet: Le duc de Broglie) heißt es:

„Les modernes éditeurs des papiers politiques de Frédéric ont retranché avec soin de leur publication tout ce qui pouvait rappeler la négociation prétendue de Voltaire; son nom même n'est pas prononcé dans leur recueil, et ils ont poussé le scrupule, je dirais volontiers la pruderie, jusqu'à faire disparaître de plusieurs lettres des paragraphes où ce nom figurait."

Die völlige Grundlosigkeit dieser Behauptung erhellt aus der Thatsache,

daß in der Sammlung der „Politischen Correspondenz Friedrich's des Großen" der Name Voltaire, wie die den einzelnen Bänden beigegebenen Register auf den ersten Blick ersehen lassen, im 2. 4. 8. 9. und 10. Bande sich findet —

und daß wir, weit entfernt, alle Spuren der „Ambassade de Voltaire" zu tilgen, am gehörigen Orte (Bd. II, 413) ausdrücklich auf die einschlägigen, in der akademischen Ausgabe der „Œuvres de Frédéric le Grand" mitgetheilten Stücke hingewiesen haben.

Wenn von einem einzigen der Schreiben des Königs der auf Voltaire bezügliche Schluß als politisch ohne Interesse in der Sammlung der „Politischen Correspondenz" (II, 410) fortgeblieben ist, so ist auch in diesem Falle unter dem Text der Hinweis auf die Stelle in der akademischen Ausgabe der „Œuvres de Frédéric le Grand" gegeben worden, an welcher dieses Schreiben früher vollständig mitgetheilt worden ist.

Die Commission der Königlichen Akademie der Wissenschaften für die Herausgabe der „Politischen Correspondenz Friedrich's des Großen".

Joh. Gust. Droysen. Max Duncker. Heinrich von Sybel.

Digitized by Google

ϱ. **History of Prussia** to the Accession of Frederic the Great. 1134—1740. By Herbert Tuttle, Professor in Cornell University. Boston, Houghton, Mifflin & Co. 1884.

Der Verfasser — Amerikaner —, welcher jahrelang in Berlin gelebt und seine Zeit gut benutzt hat, gibt uns hier eine Frucht seiner Studien in preußischer Geschichte; und zwar aus demjenigen Theil derselben, welcher verhältnißmäßig am wenigsten bearbeitet worden ist und für den Ausländer auch, so sollte man denken, nur ein geringes Interesse hat. Professor Tuttle's Buch schließt mit dem Moment der preußischen Geschichte, wo sie für die Meisten eigentlich erst beginnt, oder bisher begonnen hat. Denn seitdem Preußen schöpferisch und neugestaltend in den Mittelpunkt der jüngsten Geschichte getreten ist, hat man die Nothwendigkeit begriffen, sich mit dem Ursprung und der Entwicklung des politischen Systems zu beschäftigen, welches durch die Siege Friedrich's des Großen zuerst zu allgemeiner Kenntniß gelangte, und — nach einer Periode der Verdunklung — in der zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts die Welt abermals in Erstaunen setzte. Es ist die Geschichte dieses Werdens, der geräuschlosen, aber immer vom staatsmännischen Gedanken erfüllten Vorarbeit der Kurfürsten und Könige bis Friedrich den Großen, welche Professor Tuttle's Buch uns erzählt. Das vorhandene Material vollkommen beherrschend, ist er uns ein sicherer Führer, der nicht durch Einzelnheiten verwirrt, sondern immer den Zusammenhang nachweist und die Thatsachen, Kriege, Verträge, dynastischen Bestrebungen und Territorialerweiterungen nur unter diesem Gesichtspunkte zeigt. Die Darstellung ist nicht glänzend, aber klar und präcis; ein durchaus solides und sehr nützliches Buch, mit einer Karte, einer genealogischen Tabelle und einem genauen Register. Unsres Wissens existirt ein ähnliches, kurz gefaßtes und für weitere Leserkreise bestimmtes Compendium der frühesten preußischen Geschichte nicht in unsrer Sprache; wir möchten es daher nicht für unangemessen halten, wenn dieses Buch dem deutschen Publicum in einer Uebersetzung zugänglich gemacht würde.

ξ. **Erinnerungen von J. D. H. Temme.** Herausgegeben von Stephan Born. Mit Temme's Bildniß. Leipzig, E. Keil. 1883.

Welche Rolle Temme in der Geschichte der Bewegung von 1848 und in der Folgezeit gespielt hat, ist bekannt. Er war eine durchaus ehrliche, selbstlose Natur; aber in Sachen der Politik durchaus ein Ideolog. Er war 1863 der Fortschrittspartei beigetreten. Bald aber fühlte er sich unbehaglich in ihr, weil sie ihm noch zu wenig demokratisch war, und machte den Versuch, eine „äußerste" Linke zu schaffen. Einige, wie Jacoby und Bresgen, waren bereit, aber Waldeck wollte von einer Partei nichts wissen, welche „nur Principien" geltend machen könne, wo es darauf ankomme mit Thatsachen zu rechnen. Temme fährt nun fort (S. 488): „Also die Politik des Tages, von heute zu morgen! Vergebens sagte ich ihm das, vergebens hielt ich ihm vor, eine äußerste Linke müsse da sein, gerade um Ideale aufzustellen, die eben nicht zu erreichen seien." Aus einer solchen Auffassung erklären sich die mannigfachen Urtheile über die politischen Bewegungen, welche das Buch als Quelle von Thatsachen großentheils unbrauchbar machen. Wer ernsthaft behauptet, das Rumpfparlament sei auch eine thatsächliche Macht gewesen, weil man es mit „Waffengewalt auseinandersprengen mußte", (S. 484), der hat scharfen Blick für die Wirklichkeit nie besessen. Enthalten auch die Schilderungen der politischen Verhältnisse manche bemerkenswerthe Einzelnheit, so beruht doch der Werth des Werkes in den ersten zehn Abschnitten, besonders in der Darstellung der Jugendzeit, (S. 1—112). Hier wird der Culturhistoriker vieles Interessante finden. — Der Herausgeber hat sich die Sache etwas zu leicht gemacht; die vielen Wiederholungen hätte er streichen und auch sonst Manches kürzen müssen.

ϱ. **Fünftes Jahres-Supplement,** 1883/1884, zu Meyers Konversations-Lexikon. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1884.

Mit diesem Bande wird die Reihe der ergänzenden Jahressupplemente geschlossen und Meyers Konversations-Lexikon in 21 Bänden vollständig sein. Es war der leitende Gedanke dieser Supplemente, das große Werk von Jahr zu Jahr ergänzend weiterzuführen, um es bis auf das jüngste Datum herab zum Hülfsmittel der genauesten Information zu machen. Dieser Aufgabe entspricht auch der neueste, uns vorliegende Band dieses von den weitesten Kreisen geschätzten Unternehmens, welches, wie man uns von Seiten der Verlagshandlung andeutet, demnächst in selbständigen und von dem Konversations-Lexikon unabhängigen Jahres-Encyklopädien fortgesetzt werden soll. Mit dem Schluß dieses fünften Supplement-Bandes wird uns auch ein General-Register in Aussicht gestellt, für welches alle Besitzer des ganzen Werkes sehr dankbar sein werden.

ϱ. **Andachtsbuch eines Weltmanns.** Zwei Bücher Betrachtungen von Otto von Leixner. Berlin, Hermann Dolfuß. 1884.

Mit warmer Beredtsamkeit plaidirt der Verfasser für die Rechte des Herzens und Empfindens gegen die positive Richtung der Zeit. — Er forscht nach den Gründen ihrer Unbefriedigung und findet sie in dem Mangel der Religiosität, worunter er den Gottesglauben, nicht irgend ein ausschließendes Bekenntniß verstanden haben will; den vollen persönlichen Gottesglauben, nicht den Deismus oder Pantheismus. Den Hypothesen der Wissenschaft stellt er die ewige Sehnsucht des Menschengeschlechts nach dem Geheimnißvollen, Unenträtselten entgegen, welches über den sichtbaren Dingen oder jenseits derselben steht. Wo die letzten Ursachen in Frage kommen, kann auch die Wissenschaft nur postuliren, nicht beweisen; und so wenig die Wissenschaft als die Kunst — wie D. F. Strauß es will — vermag die Lücke zu füllen, welche das Fehlen des Gottesglaubens im sittlichen Bewußtsein läßt. Leixner steht auf einem ganz subjectiven Standpunkt; was für ihn selber eine Heilswahrheit ist, giebt er mehr in dichterischer Inspiration, als in logischer Deduction, und gleichgestimmte Seelen werden es mit Befriedigung lesen.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. Mai zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Auerbach. — Berthold Auerbach. Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach. Ein biographisches Denkmal. Mit Vorbemerkungen von Friedrich Spielhagen und dem Herausgeber. 2 Bde. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Rütten u. Loening. 1884.

Barack. — Baden-Baden. Ein Sagenkranz von Max Barack. Stuttgart, Carl Krabbe.

Baudissin. — Wer ist der Held? Roman von Gräfin Baudissin. Gotha, Friedr. Andr. Perthes, 1884.

Beyttenmiller. — Blumengewinde deutscher Lyrik. Eine Auslese neuer Gedichte von Theodor Beyttenmiller. Mit 25 Original-Illustrationen von A. E. Kepler. Stuttgart. Emil Hänselmann's Verlag.

Bibliothek für Ost und West. — Bd. I: Novellenkranz von E. von Bauernfeld. — Bd. II: Ausgew. Pariser Briefe von Max Nordau. — Bd. IV: Daniela. Roman von Josef Weilen. — Bd. V: Unterwegs. Von Johannes Nordmann. — Bd. VI: Die Redtuffin von Buchau. Novelle von Julius v. d. Traun. — Bd. VII: Blätter im Winde. Von Ferdinand Groß. Berlin, Wien, Leipzig, Hugo Engel. 1884.

Bierbaum. — Gedichte der deutschen Litteratur. 4. Lfg. Lahr, Moritz Schauenburg. 1884.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte vollständig umgearbeitete Aufl. Mit Abbildungen und Karten. 106/111 Lfg. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1884.

Bucher. — Geschichte der Technischen Künste. Im Verein mit J. Brinckmann, A. Ilg, J. Lessing, F. Lippmann, H. Rollett herausgeg. von Bruno Bucher. XIII/XIV Lfg. Stuttgart, W. Spemann. 1884.

Cassel. — Aus Literatur und Symbolik. Abhandlungen von D. Paulus Cassel. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1884.

Constantius. — Neue Gedichte von Rudolf Otto Constantius, nebst einer Lebensbeschreibung des Autors. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1884.

Cotterill und Nollekton. — Ueber Wordsworth und Walt Whitman. Zwei Vorträge von H. B. Cotterill und L. B. Nolleston. Dresden, Carl Tittmann. 1883.

Dahn. — Walhall. Germanische Götter- und Heldensagen. Für Alt und Jung am deutschen Herd erzählt von Felix Dahn. Mit 12 Bildern von Joh. Gehrts. 1. Lfg. Kreuznach. R. Voigtländer. 1884.

Das Ungarische Unterrichts-Wesen in den Studienjahren 1881—82 und 1882—83. — Im Auftrage des königl. Ungar. Ministers für Kultus und Unterricht. Nach amtlichen Quellen dargestellt. Budapest, königl. Ungar. Universitätsbuchdruckerei. 1884.

Deutsche Bücherei. — Heft XXXIII: Buddha und Christus, von Prof. Rudolf Seydel. — Heft XXXIV: Das Problem der Anthropologie: Die menschliche Kunst und ihre Bedingungen. Von Ludwig Noire. Heft XXXV: Zur französischen Renaissance, von Wilhelm Lübke. Breslau. S. Schottländer. 1884.

Devrient. — Luther. Historisches Charakterbild in sieben Abhandlungen von Otto Devrient. Zweite Aufl. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1884.

Die Armee-Eintheilung und Quartierliste des Deutschen Reichs-Heeres und der Kaiserlichen Marine für das Jahr 1884. Nach amtlichen Mittheilungen bearbeitet. Mit 34 Abbildungen und Beschreibung von Orden und Ehrenzeichen. 25. Jahrg. 267. Gesammt-Aufl. Potsdam, Ernst Stechert. 1884.

Dorer. — Der Vegetarismus und die Dichter. Von Edmund Dorer. Dresden, v. Zahn & Jaensch. 1884.

Ebers. — Gestalten aus den Romanen von Georg Ebers. Nach Gemälden von Alma Tadema. W. A. Beer. W. Gentz. H. Kaulbach. Ferd. Keller. O. Knille etc. etc. Lfg. 2. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger). 1884.

Edler. — Peire de Ginestarós. Eine Troubadour-Novelle von Karl Erdmann Edler. Zweite Auflage. Leipzig, Bernhard Schlicke. 1884.

Edler. — Wilfrid. Eine Geschichte aus dem deutschen Mittelalter von Karl Erdmann Edler. Zweite Aufl. Leipzig, Bernhard Schlicke. 1884.

Europäische Wanderbilder. Nr. 68/69: Graz. Mit 23 Illustr. von L. Weber und einer Karte. Zürich, Orell Füssli & Co. 1884.

Flürscheim. — Auf feierlichem Wege. Ein Vorschlag zur Lösung der sociales Frage von Michael Flürscheim. Dritte Aufl. Baden-Baden. E. Sommermeyer. 1884.

Frenzel. — Zwei Novellen. (Verjährt. Die Wohlthäterin.) Von Karl Frenzel. Leipzig, Bernhard Schlicke. 1884.

Friedrich. — Die La Plata-Länder unter besonderer Berücksichtigung ihrer wirthschaftlichen Verhältnisse, Viehzucht und Colonisation, und ihrer Bedeutung für deutsche Capitalisten und Auswanderer. Von Karl Friedrich. Hamburg, L. Friederichsen & Co. 1884.

Friedrichs. — Das Aeltesten-Collegium der Berliner Kaufmannschaft. Vertritt dasselbe die Gesammtinteressen der Berliner Kaufmannschaft? Ein Weckruf an alle Kaufleute von G. H. Friedrichs. Berlin, Max Schildberger. 1884.

Geibel. — Emanuel Geibel's Gesammelte Werke. In acht Bänden. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1883/84.

Geibel, Emanuel. — Ein Gedenkblatt. Mit einem Bildniß in Lichtdruck. Lübeck, Ferd. Grautoff. 1884.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie. 1884. 23. Jahrg. 2. Hft. Stuttgart, J. Engelhorn's Verlag. 1884.

Gierstng. — Die christliche Erziehung in Schule und Haus. Von Fr. Fr. Gierstng. Aus dem Dänischen von O. Gleiß. 2. Aufl. deutsche Ausg. Hannover, Carl Meyer. 1884.

Goethe. — Goethe's Werke. Illustrirt von ersten deutschen Künstlern. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Lfg. 64/66. Stuttgart u. Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. E. Hallberger).

Goldschmidt. — Liebesgeschichten aus vielen Ländern. Von M. Goldschmidt. Aus dem Dänischen von O. Gleiß. Zweite Aufl. Norden. Henricus Fischer. 1884.

Gühner. — Das Henkerstöchterlein von Ulm. Eine Erzählung von Nina Gühner. Berlin, Leipzig, Oscar Parrisius. 1884.

Hardenberg. — Friedrich von Hardenberg (genannt Novalis). Eine Nachlese aus den Quellen des Familienarchivs, herausgegeben von einem Mitgliede der Familie. Zweite Auflage. Mit Porträt. Gotha, Fr. A. Perthes. 1883.

Hellwald. — Amerika in Wort und Bild. Eine Schilderung der Vereinigten Staaten von Friedrich von Hellwald. Mit ca. 700 Abbildungen. 21/25. Lfg. Leipzig, Schmidt & Günther. 1885.

Hellwald. — Die Naturgeschichte des Menschen von Friedrich v. Hellwald. Lfg. 44/45. Stuttgart, W. Spemann. 1884.

Henne am Rhyn. — Die Kreuzzüge und die Cultur ihrer Zeit. Von Dr. Otto Henne am Rhyn. Mit 100 ganzseitigen Illustrationen von Gustav Doré, und 100 Textillustrationen. Lfg. 13/14. Leipzig, J. J. Bach's Verlag. 1883.

Hoffmann. — Im Lande der Phäaken. Novellen von Hans Hoffmann. Berlin, Gebrüder Paetel. 1884.

Hundert Räthsel. — Lösungsbefliissenen dargeboten von dem Verfasser der ausstiegenden Worte. Neubrandenburg, G. Brünslow'sche Buchhandlung. 1884.

Indexes. — The Q. P. Index annual for 1883. Third annual issue. Bangor, Q. P. Index, publisher. 1884.

Jensen. — Aus stiller Zeit. Novellen von Wilhelm Jensen. Dritter Band. Berlin, Gebr. Paetel. 1884.

Jensen. — Der Pfeifer von Dusenbach. Eine romantische Erzählung aus dem Elsaß von Wilhelm Jensen. 2 Bde. Leipzig, Bernhard Schlicke. 1884.

Kaden. — Die Riviera von Prof. Th. Kaden und Maler Hermann Reffel. 3/4 Lfg. Stuttgart, W. Spemann.

Kleinpaul. — Neapel und seine Umgebung. Geschildert von Rudolf Kleinpaul. Mit ca. 150 Illustrationen. 11/15. Heft. Leipzig, Schmidt & Günther. 1884.

Kohler. — Nachwort zu Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz. Von Dr. Jos. Kohler. Würzburg, Stahel'sche Universitäts-Buchhandlung. 1884.

Kralik. — Roman. Gedichte von Richard Kralik. Wien, Carl Konegen. 1884.

Krause. — Immanuel Kant wider Kuno Fischer zum ersten Male mit Hülfe des verloren gewesenen Kant'schen Hauptwerkes: Vom Uebergang von der Metaphysik zur Physik, vertheidigt von Albrecht Krause. Eine Ergänzung der Populären Darstellung der reinen Vernunft in der Lehre vom Gegenstand und Ding an sich. Lahr, Moritz Schauenburg. 1884.

Lang. — Mechthildis von Hohenburg. Eine Geschichte aus der Hohenstaufenzeit von Paul Lang. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1884.

Lauw. — Vierzehn Jahre mit Adelina Patti. Erinnerungen von Louisa Lauw. Mit den Portraits von Adelina Patti und Marquis de Caux. Wien, Carl Konegen. 1884.

Laveleye. — Nouvelles lettres d'Italie par Emile de Laveleye. Paris, Germer Baillière & Cie. — Bruxelles, C. Muquardt. 1884.

Lenormant. — La Grande-Grèce. Paysages et histoire

Digitized by Google

par François Lenormant. Tome III: La Calabre. Paris, A. Levy. 1884.

Lenz. — Dramatischer Nachlaß von J. M. R. Lenz. Zum ersten Male herausgegeben und eingeleitet von Karl Weinhold. Frankfurt a/M., Literarische Anstalt. Rütten & Loening. 1884.

Lippert. — Die Geschichte der Familie. Von Julius Lippert. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1884.

Loewe. — Die Geschichte des wackeren Leonhard Labesam von Theodor Loewe. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1884.

Luz. — Waller. Eine Geschichte aus dem 13. Jahrhundert von Ernst Luz. Würzburg, Stahel'sche Univ.-Buchhandlung. 1884.

Martensen. — Aus meinem Leben. Mittheilungen von Dr. H. Martensen, Bischof von Seeland. Aus dem Dänischen von A. Michelsen. 2 Bde. Karlsruhe und Leipzig, H. Reuther. 1883.

Michelet. — Der Gedanke. Fliegende Blätter in zwanglosen Heften. Herausgegeben von Dr. E. L. Michelet. IX. Bd. 1. Heft. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung. 1884.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins. Nr. 5/6. Berlin, Commissions-Verlag von G. S. Mittler & Sohn. Berlin.

Neue Blätter aus meinem Tagebuche in den Hochlanden. Von 1862 bis 1882. Mit Allerhöchster Autorisation aus dem Englischen übertragen von Eufemia Gräfin Ballestrem. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger). 1884.

Peiske. — Recommandirt. — Geburt und Erziehung. Novellen von Valentine Peiske. Freiburg i/Br. Riepert & von Bolschwing.

Poninska. — Annuciata, die Lilie des Himalaya und ihre Mission im deutschen Reiche. Ein Weckruf zur Lösung der brennenden christlich-socialen Aufgaben. Von Adelheid Gräfin Poninska. Zweite Auflage, mit dem Portrait der Verfasserin. Zwei Bände. Leipzig, E. F. Koskowicz.

Prins. — La démocratie et le regime parlementaire par Adolphe Prins. Bruxelles, C. Muquardt. 1884.

Publikationen des Börsen-Vereins der deutschen Buchhändler. Neue Folge. Archiv für die Geschichte des deutschen Buchhandels. Herausgegeben von der historischen Commission des Börsenvereins der deutschen Buchhändler. IX. Leipzig, Verlag des Börsen-Vereins der deutschen Buchhändler. 1884.

Rättig. — Tod Recht der Thiere. Berliner Mittheilungen (im Lichte des Thierschutzes) von Agnes Rättig (Frau A. Schlingmann). Zum Besten eines Asyls für Thiere in Berlin. Hannover, Schmorl & von Seefeld.

Reinhard. — Eine Weltenreise. Tagebuch und den letzten Jahrzehnten der Geschichte von Richard Reinhard. Halle a/S., C. A. Kaemmerer & Co. 1884.

Rene. — Aus Heimath und Fremde. Studien und Skizzen von Arthur Rene. Berlin, Kamlah'sche Buchhandlung. 1884.

Resch. — Das europäische Völkerrecht der Gegenwart. Für Studirende und Gebildete aller Stände systematisch dargestellt von Prof. Peter Resch. Graz und Leipzig, Ulr. Moser's Buchhandlung. 1885.

Ring. — Die deutsche Kaiserhalle Berlin und ihre Umgebung. Geschildert von Max Ring. Mit ca. 300 Illustrationen. Lfg. 23/24. Leipzig, Schmidt & Günther. 1884.

Ringk. — Entwurf zur Einführung eines neuen Wahlgesetzes von Dr. med. Otto Ringk. Berlin, Friedrich Luckhardt. 1884.

Rutenberg. — Die heilig. Elisabeth. Von E. Rutenberg. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1884.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgeg. von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XIX. Serie. Heft 433/34: Die Durchquerung Afrika's. Von P. Treutlein. Heft 435/36: Die Vorfahren der Wirbelthiere und Zahnlwagen. Von Hugo Magaraff. Heft 437: Ueber die Impfung. Von Dr. S. Wolffberg. Heft 438: Luther's Entwicklung vom Mönch zum Reformator. Von Dr. theol. Moritz Schwalb. Berlin, Karl Habel. 1884.

Schubin. — Die Geschichte eines Genies. Die Galbrizki. Novellen v. Oskar Schubin. Berlin, Gebr. Paetel. 1884.

Skizzenbuch für häusliche Kunst. 1. Heft. Berlin, Aug. Gottheil.

Selden. — Heinrich Heine's letzte Tage. Erinnerungen von Camilla Selden. Aus dem Französischen. Einzige autor. deutsche Ausg. Jena, Herm. Costenoble. 1884.

Stöpel. — Soziale Reform. Beiträge zur friedlichen Umgestaltung der Gesellschaft. Von Franz Stöpel. Hft. II. Die Bevölkerungsfrage. Hft. III. Das Recht auf Arbeit. Leipzig, Otto Wiegand. 1884.

Singer. — Sollen die Juden Christen werden? — Ein offenes Wort an Freund und Feind von J. Singer. Zweite verm. u. verbess. Auflage. Wien, Oskar Frank. 1884.

Thümen. — Die Bacterien im Haushalte des Menschen. Unsere Freunde und unsere Feinde unter den kleinsten Organismen. Eine populäre Darstellung von Felix von Thümen. Wien, Georg Paul Faesy. 1884.

Tornier. — Der Kampf mit der Nahrung. Ein Beitrag zum Darwinismus von Gustav Tornier. Berlin, Wilhelm Issleib.

Unser Wissen von der Erde. Allgemeine Erdkunde. Herausgegeben von hervorragenden Fachgelehrten. I. Bd. Allgemeine Erdkunde. Von Dr. J. Hann, Dr. F. von Hochstetter und Dr. C. Pokorny. 11/14. Lfg. Leipzig, G. Freytag.

Venjoni. — Aus dem Tagebuche eines Gesanglehrers von Joh. G. Venjoni. Neue Folge. Hannover, Arnold Weichelt. 1884.

Voges. — An der See. Reisebriefe aus dem Meere und von der Nordsee. Von Dr. Ernst Voges. Emden u. Borkum, W. Haymel. 1884.

Vormann. — Von den Bergen der Passer. Meraner Federzeichnungen von W. H. Vormann. Meran, S. Pötzelberger. 1884.

Wagener. — Erlebtes. Meine Memoiren aus der Zeit von 1848 bis 1860 und von 1873 bis jetzt. Von Hermann Wagener, Wirkl. Geh. Ober-Regierungs-Rathe. Abth. II. Berlin, R. Pohl. 1884.

Wahrspruch, der. — Ein Beweis des Glaubens und ein Beitrag zur Philosophie des Christenthums". Hamburg, O. O. Herrfeld. 1884.

Wasserschleben. — Die Religion des dreieinigen Gottes. Ein Glaubensbekenntniß von J. B. von Wasserschleben. Berlin, Carl Zunker's Verlag. 1884.

Weddikren. — Lord Byron's Ehe und die europäischen Litteraturen der Neuzeit. Ein Beitrag zur allgemeinen Litteraturgeschichte von Dr. J. H. Otto Weddigen. Hannover, Arnold Weichelt. 1884.

Weber. — Autoren-, Namen- und Sach-Register zu Karl Julius Weber's „Demokritos" oder „Hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen". (Vollständige Originalausgabe in 12 Bdn.). Stuttgart, J. Rieger'sche Verlagshandlung. 1884.

Weitbrecht. — Gesichtenbuch. Von Carl Weitbrecht. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1884.

Werner. — Regenbart und Swanhild. Ein Harzepos aus dem achten Jahrhundert in 12 Gesängen von M. Werner. Königsberg i. P. Selbstverlag des Verfassers.

Wette. — Was der Wind erzählt. Poesien in niederdeutscher Mundart von Karl Wette. Köln, Albert Ahn. 1884.

Wildenradt. — Der Zöllner von Klausen. Historischer Roman von Johann von Wildenradt. 2 Bde. Leipzig, Bernhard Schlicke. 1884.

Wurst. — Die Braut von Laon. Trauerspiel in drei Aufzügen. Von Christian Wurst. Straßburg i. E. Verlag der „Straßburger Volkszeitung". 1884.

Wurst. — Pittrud. Trauerspiel in drei Aufzügen. Von Christian Wurst. Straßburg i. E. Verlag der „Straßburger Volkszeitung". 1884.

Würth. — Beitrag zur Frage der Urzeugung. Mit einem Anhange: Kritische Bemerkungen zur Miasmatheorie. Von Emanuel Würth. Wien, Georg Paul Faesy. 1884.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. von Kluckhohn, Redacteur A. Lammers, Prof. Dr. J. B. Meyer und Prof. Dr. Paul Schmidt herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jhrg. XIII. Heft 193/94: Benedikt (Baruch) von Spinoza's Stellung zum Judenthum und Christenthum. Von Dr. Alfr. Th. Kalischer. Heft 195: Umwandlung der Schenken. Von A. Lammers. Heft: 196: Die Pflege des Idealen auf unseren höheren Schulen. Von Director Dr. K. W. Meyer. Heft 197: Luther als Schulbefreier. Von Jürgen Bona Meyer. Berlin, Carl Habel. 1884.

Zeitschrift, Historische. Herausgegeben von Heinrich von Sybel. Jhrg. 1884. 3. Heft. München, R. Oldenbourg. 1884.

Zöller. — Die Bedeutung der Technik und des technischen Standes in der Kultur. Von Egon Zöller. Düsseldorf, L. Schwann'sche Verlagshandl. 1884.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

DO NOT CIRCULATE

Digitized by Google

UNIV. OF MICH.
AUG 17 1906
RECEIVED

Digitized by Google